



Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk

besorgt von

Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Sechster Band.

Oberhausen und Leipzig.
Ad. Spaarmann'sche Verlagshandlung.
1872.



Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.



Geschichte des Mittelalters.

III. Das Zeitalter der Kreuzzüge.

(Fortsetzung.)



VI. Das Abendland zur Zeit der letzten Kreuzzüge.

Erste Abtheilung.

1. Südfrankreich vor dem Albigenser-Kriege.

In dem schönen Lande zwischen den Alpen und Pyrenäen hatten sich viele Reste der römischen und besonders der griechischen Cultur erhalten, welche seit der Gründung von Marseille durch das ganze Alterthum hindurch geblüht hatte. Dort entwickelten sich zuerst im Mittelalter die Wissenschaften, die schönen und nützlichen Künste, sowie die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens auf eigenthümliche Weise, dort kam die romanische, die lateinische, die spanische Dichtkunst mit der arabischen in Berührung und es ging daraus eine Mischung eigener Art hervor. Es ist bekannt, daß die sogenannte frohe Kunst (gaie science) und die Gerichtshöfe der Damen über Liebe, Gesang, Edelmuth und Gewandtheit in jenem Lande ihren eigentlichen Sitz hatten, daß die Poesie dort ebenso, wie zu Homer's Zeit in Griechenland, von Festen und Mahlzeiten unzertrennlich war, daß die Sänger der Tapferkeit und der Liebe dort sich bildeten und ihre Muster suchten, daß endlich Dante und Petrarcha aus diesen Quellen tranken, ehe sie sich über die mittlere Höhe ihrer Nation emporschwangen. Von den Wissenschaften war es besonders die Heilkunst, welche im südlichen Frankreich, und zwar, wenn man Salerno ausnimmt, nur hier blühte. Außerdem hatten die Juden dort eine große Anzahl gelehrter Anstalten errichtet, und die Ketzerei, welche um den Beginn des 13. Jahrhunderts alle Gräuel des Fanatismus und der Priesterwuth in diesem Lande hervorrief, hing mit der daselbst herrschenden größeren Aufklärung und mit dem damit verbundenen Streben nach einer eigentlichen Erkenntniß des Christenthums zusammen. Was endlich die politischen Einrichtungen betrifft, so hatten sich in Languedoc Reste der alten römischen Städte-Rechte und Municipalverfassungen erhalten, und gerade diejenigen Städte von Südfrankreich, die nachher bei der grausamen Verfolgung der Ketzer am härtesten litten, erfreuten

sich fast insgesammt einer Verfassung, durch welche sie auf der einen Seite nicht so sehr, wie die deutschen und italienischen Städte vereinzelt und vom platten Lande abgeschnitten und auf der anderen Seite doch auch gegen die Landesherren geschützt wurden, welche im eigentlichen Frankreich die Städte in der Regel nur als Saugschwämme ansahen, die man nach Bedürfniß und Laune ausdrückte. Auch in dem angrenzenden Reiche Arelate war seit dem Verfall des Königthums und der kaiserlichen Schattenherrschaft ein neuer Zustand eingetreten, der einen freien Bürgerstand begünstigte und Republiken entstehen ließ, welche die Vortheile der Freiheit ohne die wesentlichen Nachtheile kleiner unabhängiger Staaten besaßen. Auf diese Weise erfreuten sich die Städte von Südfrankreich schon früh einer Freiheit und Selbstständigkeit, die man in anderen Ländern Europas noch nicht kannte. Selbst in Toulouse, dem Sitze eines mächtigen Grafen, leitete ein unabhängiger Magistrat und ein freier Bürgerausschuß die Verwaltung, und in Moissac mußte der Landesherr sogar die Rechte der Stadt feierlich beschwören, ehe er daran denken konnte, die Huldigung einzunehmen. Unter diesen Umständen kann es uns nicht wundern, daß in Südfrankreich sich zuerst ein allgemeiner Widerwille gegen die Entartung des Christenthums kund gab, daß dort Reformen im Cultus, sowie Uebersetzungen der Evangelien in die Landessprache ein herrschendes Bedürfniß wurden, und daß daraus ein furchtbarer Krieg mit der Kirche entstand, welcher zuletzt nicht nur die Freiheit jener Gegenden vernichtete, das blühendste Land von Europa auf eine lange Zeit in eine Wüste verwandelte und die Herrschaft der französischen Könige bis an das mittelländische Meer ausdehnte, sondern auch die Einführung der Inquisition im Abendlande veranlaßte.

Die im südlichen Frankreich entstandenen Ketzersecten, Katharer, Waldenser, Albigenser, hatten mit den Paulicianern, die in Kleinasien und später in den Donauländern sich ausbreiteten, manche Aehnlichkeit; jedoch unterscheiden sie sich in wesentlichen Dingen sowohl von diesen morgenländischen Vorgängern, als unter einander selbst. Im Allgemeinen hatten alle diese Secten, welche nothwendig mit der Kirche, gerade als diese auf der Höhe ihrer Macht stand, in Streit gerathen mußten, etwa folgende Züge gemeinschaftlich: Sie setzten dem verweltlichten Kirchenthume mit seinen geistlichen Rangstufen und seinem Anspruch auf politischen Einfluß die Hinweisung auf die Armuth und Einfachheit der apostolischen Zeiten entgegen. Sie nahmen die Erhebung und Erbauung des Gemüthes als die Quelle der religiösen Gesinnung an, im Gegensatze zu dem starren Ritual und den anbefohlenen Dogmen. Sie faßten die ideale Sitten-

lehre, die in der Bergpredigt vorgetragen ist, als für alle Christen verbindlich auf, da die Christenheit eine Gemeinde der Heiligen darstellen sollte; doch nöthigte sie gerade die Strenge dieser Auffassung, einen Unterschied gelten zu lassen zwischen Gläubigen, die nur im Allgemeinen zu streng sittlichem Wandel verpflichtet waren, und Auserwählten oder Vollkommenen, die sich des Fleisches, des Weines und der ehelichen Gemeinschaft enthielten. Sie verwarfen die orthodoxe Lehre von der Taufe und dem Abendmahl und richteten ihre Bethäuser einfach ein. Die alten Vorstellungen von dem Widerstreite zwischen dem Bösen und Guten, die aus der Lehre Zoroaster's zu den Manichäern und Paulicianern gedrungen waren, scheinen vorzugsweise bei den Katharern*) fortgelebt zu haben, denen die materielle Schöpfung ein Werk des Teufels war. Meist waren die Ketzer dem alten Testament, auf welche das theokratische Priesterthum sich stützt, abgeneigt. Dagegen legten sie, und zwar vor Allen die Waldenser, einen hohen Werth auf die Evangelien und auf das neue Testament überhaupt als entscheidende Urkunde der wahren Lehre und als Quelle der Erbauung. Die Gemeinschaft der Waldenser, an welche sich vielleicht vereinzelte Gruppen von Separatisten im südöstlichen Frankreich, Savoyen und Piemont, überhaupt fromme Gebirgsbewohner anschlossen, hat ihren Namen von Pierre de Vaux, lateinisch Petrus Waldus, einem vermögenden Kaufmannssohne aus Lyon, der gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, wie später der heilige Franciskus, die Güter der Erde von sich warf, die Evangelien in die Volkssprache übersetzen ließ und predigend umherzog. Die Secte der Albigenser, welcher viele Burgherren und Städtebewohner angehörten, hat ihren Namen von der Stadt Alby und der umliegenden Landschaft Albigeois. Die Ausbreitung der neuen Lehren in Südfrankreich war übrigens bereits im Anfang des 12. Jahrhunderts so bedeutend, daß der Papst Calixtus II. im Jahre 1119 für nöthig fand, auf einem in Toulouse gehaltenen Concil Maaßregeln zur Verfolgung und Ausrottung derselben zu treffen. Auch der heilige Bernhard richtete seine geistlichen Waffen gegen die Abtrünnigen; sein Bekehrungseifer hatte aber keinen glücklichen Erfolg. Die Ketzerei schlug in jenen Gegenden immer festere und tiefere Wurzeln, und alle Mittel, welche man gegen sie ergriff, scheiterten. Obgleich 1165 auf dem Concil zu Lombers die strengsten Beschlüsse gegen sie

*) Aus „Katharer“ wurde in deutscher Volkssprache das Wort Ketzer; aus Bulgaren (da man in den französischen Ketzern die Paulicianer von der unteren Donau wiederfand) das Schmähwort bougre. Gehässige und unnatürliche Sünden werden im deutschen Mittelalter gern als Ketzerei bezeichnet.

gefaßt wurden, so finden wir doch schon elf Jahre später sogar den größten Theil des Adels und der Geistlichkeit von Languedoc unter den Ketzern.

Schon im Jahre 1178 hatten die Könige Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich II. von England den Entwurf zu einer gemeinschaftlichen Ausrottung der Albigenser-Ketzerei gemacht; sie besannen sich jedoch nachher eines Besseren und überließen das gehässige Geschäft der Verfolgung einer vom Papst ernannten geistlichen Commission. Diese bestand nur aus Mönchen und Mönchsfreunden, welche in jenen Gegenden ebenso den Weltlichen wie den Geistlichen verhaßt waren. Sie konnte nichts ausrichten, weil das Uebel bereits zu groß war; es ward deshalb, nachdem vorher eine kleine Zahl Ketzer auf Befehl der Commission gefänglich eingezogen worden, ein allgemeines Verdammungsurtheil über das ganze Land ausgesprochen. Roger II., Graf von Beziers, Carcassonne, Alby und Rasez, nahm sich seiner Unterthanen an und ließ den Bischof von Alby als Geisel für die eingezogenen Ketzer verhaften. Gegen ihn richtete man daher das weltliche Schwert, indem man ihm nicht nur im Namen des Papstes und der Könige von Frankreich und England, sondern auch im Namen Jesu Christi, des himmlischen Friedensfürsten, förmlich den Krieg ankündigte. Keiner von den Fürsten des Landes wollte jedoch diesen Krieg führen, da jene guten Leute, wie sich die Ketzer nannten, die ruhigsten und fleißigsten Bürger waren, und Roger sich durch häufige Schenkungen an Kirchen als einen frommen, gegen die Geistlichkeit wohlwollend gesinnten Mann bewährt hatte. Der Erzbischof von Narbonne schleuderte darauf den Bannfluch gegen ihn und gegen alle anderen Ketzer, und einer der päpstlichen Commissäre, der Abt Heinrich von Clairvaux, brachte ein Heer zusammen, welches einen Theil des Landes schrecklich verwüstete, und dem die Ketzer gedungene Miethstruppen entgegenstellten. Auch auf diese Weise ward nichts ausgerichtet, zumal da Roger sich durch ein Bündniß mit dem Könige von Aragonien Schutz und Hülfe verschaffte. Als er mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes gestorben war, gab der Vormund desselben zwar das Versprechen, die Ketzer im Lande seines Mündels nicht zu dulden, hielt aber nachher so wenig Wort, daß die Geistlichen sich zuletzt nicht mehr öffentlich zeigen durften und ihre Tonsur durch Ueberkämmen der Haare verbergen mußten.

So weit war die Sache gediehen, als Innocenz III. 1198 Papst wurde und die Verfolgung der Albigenser mit seiner gewohnten Hitze zu betreiben anfing. Er setzte sogleich eine Untersuchungs- und Verfolgungs-Commission ein, ernannte Peter von Castelnau und einen anderen Mönch des Cistercienser-Ordens zu seinen Legaten

und ertheilte ihnen eine schriftliche Vollmacht, in welcher sich bereits alle Elemente der später eingeführten Ketzergerichte finden, so daß man dieselbe als den ersten Ursprung der Inquisition anzusehen pflegt. Obgleich man übrigens dabei auf der einen Seite bedauern und verwünschen muß, daß Menschen wegen ihrer Meinungen verfolgt werden sollten, so muß man doch, um nicht ungerecht zu sein, auf der anderen Seite auch anerkennen, daß es sehr gefährlich war, Ausschreitungen fortbestehen zu lassen, die mit den Lehren des Christenthums, mit der Vernunft und mit einer ordentlichen Polizei auf gleiche Weise im Widerspruch standen. Peter von Castelnau und seine Genossen reisten im Lande umher, suchten mit großem Eifer ihren Auftrag zu erfüllen und brachten auch die Bürger von Toulouse und Carcassonne zur Abschwörung der Ketzerei, geriethen aber mit einigen Bischöfen, welche Peter's Verfahren als einen Eingriff in ihre Gerichtsbarkeit ansahen, bald in Streitigkeiten. Sie fragten nach diesen Ansprüchen nichts, setzten vielmehr den Bischof von Toulouse ab und erkannten mit Freuden den vom Domcapitel der Stadt an dessen Stelle gewählten Abt Foulques von Toronet an, welcher zu ihrem Orden gehörte. Da jedoch der neue Bischof nicht nur einer der vorzüglicheren provençalischen Dichter, sondern auch ein sehr lustiger Mann war, so nahm das Volk an diesen Eigenschaften in solchem Grade Anstoß, daß sich Foulques nicht öffentlich blicken lassen durfte, ja daß er nicht einmal seine Reitthiere ohne bewaffnetes Geleit zur Tränke schicken konnte. Die Verfolgung der Ketzer wurde unterdessen immer heftiger, besonders seit der heilige Dominicus (Domingo de Guzman), der Stifter des Dominicaner-Ordens, und andere von Feuereifer entbrannte spanische Geistliche sich an die Legaten des Papstes anschlossen. Diese Männer suchten nicht blos durch Belehrung zu wirken, sondern sie ergriffen auch weltliche Mittel und bewogen unter Andern den König von Aragonien, sich in die Sache einzumischen.

2. Der Albigenser-Krieg.

Die Verfolgungen der Albigenser gingen bald in einen förmlichen Kreuzzug gegen dieselben über. Den Anlaß dazu gab eine bloße Privatstreitigkeit. Peter von Castelnau gerieth im Jahre 1207 mit dem Grafen Raimund VI. von Toulouse in Zwist, belegte ihn mit dem Bann und machte, als sich Raimund zweimal mit ihm zu verständigen suchte, so drückende Bedingungen, daß derselbe von Groll erfüllt völlig mit ihm brach. Einige Monate nachher (1208) ward Peter in der Kirche zu St. Gilles am Altar von unbekannter Hand ermordet und seine Gefährten bei der Ketzer-Verfolgung sprengten das Gerücht aus, daß

Raimund der Anstifter der That sei. Innocenz III. war zwar verständig genug, den Bericht dieser Eiferer für übertrieben und unerwiesen zu erklären, er verbreitete denselben aber nichts desto weniger durch Sendschreiben überall hin, forderte die Bischöfe im südlichen Frankreich und den König des Landes, Philipp August, dringend auf, den Mörder zu bestrafen und ließ, um die verruchte Ketzerei mit Feuer und Schwert auszurotten, einen Kreuzzug gegen sie predigen. Wirklich brachte auch der Abt Arnold von Citeaux, einer der Bevollmächtigten des Papstes, dadurch, daß er Allen, welche die Waffen gegen die Ketzer erheben würden, einen vollkommenen Ablaß versprach und zugleich die Aussicht auf reichen Raub in dem schönen gesegneten Lande eröffnete, ein ansehnliches, keineswegs blos aus Gesindel bestehendes Heer zusammen. Offenbar wirkte dabei auch der Gegensatz mit, welcher zwischen den rauheren Nordfranzosen und den üppigeren, beweglichen Südländern bestand. Graf Raimund von Toulouse verlor darauf, obgleich sein Vasall, der junge Raimund Roger von Beziers, ihn zu muthigem Widerstand anzutreiben suchte, das Vertrauen in seine Kräfte und suchte durch demüthige Unterwerfung den Sturm zu beschwören. Er schickte eine Gesandtschaft nach Rom, um sich beim Papste selbst von dem Verdachte des Mordes zu reinigen, Innocenz aber betrog ihn; denn er verstand es, die Klugheit der Schlange mit der Reinheit der Taube zu verbinden. Er ermahnte nämlich zwar seinen Legaten Milo, dem er die ganze Sache übertrug, zu einer unparteiischen Untersuchung und Entscheidung, schrieb ihm aber zugleich, er solle den Grafen Raimund durch die Kunst schlauer Verstellung so lange mit Hoffnungen hinhalten, bis man mit den anderen Ketzern fertig sei. Außerdem wies er ihn an, ganz im Einverständniß mit dem schrecklichen Abt Arnold zu handeln, der den Grafen und Alle, welche wie dieser dachten, gern von der Erde vertilgen wollte. Arnold übertrug die Entscheidung über Raimund einem ganz aus Feinden desselben zusammengesetzten Concilium und traf zugleich in militärischer Hinsicht so furchtbare Anstalten, daß sich Raimund (im Juni 1209) unter den härtesten Bedingungen unterwarf. Der Graf von Toulouse mußte eine Acte unterzeichnen, in welcher er sich nicht nur den Bestimmungen der Kirche im Voraus fügte, sondern auch für Sünden, von welchen das von ihm unterzeichnete Actenstück selbst sagte, daß er derselben nicht überführt sei, Reue und Besserung gelobte. Zugleich mußte er sieben feste Burgen seiner Grafschaft als Unterpfand des Versprechens herausgeben, daß er seine Unterthanen und Freunde um ihres Glaubens willen plagen lassen wolle, ohne ihnen den Schutz zu gewähren, um dessentwillen sie seine Vasallen waren. Als der Lehensherr sich gedemüthigt hatte, legten auch seine 16 angesehensten Vasallen

in die Hand Milo's den Eid ab, daß sie ihm, sowie jedem anderen Legaten und der Kirche stets gehorsam sein wollten. Die Verpflichtungen, die sie dabei eidlich übernehmen mußten, erstreckten sich nicht blos auf geistliche Dinge, sondern auch auf Zölle, und Innocenz breitete auf diese Weise in demselben Jahre, in welchem er seine Hand nach der Krone von England ausstreckte und, wie wir unten sehen werden, dem Kaiser Otto IV. das alte Eigenthum des deutschen Reiches in Italien abpreßte, seine Herrschaft auch über Südfrankreich aus.

Als die Herren des Landes, d. h. in jener Zeit die eigentlichen Kämpfer und Schützer desselben, das wehrlose Volk aufgegeben und ihre wenigen noch widerstrebenden Freunde verlassen hatten, begannen die päpstlichen Missionäre die Ausrottung, nicht, wie es Dienern der christlichen Religion gebührt hätte, die Bekehrung der Irrgläubigen. Sie durchzogen das Land an der Spitze eines Kreuzheeres, welches ganz den Schaaren zu vergleichen ist, die in der Revolutionszeit unter dem Namen der Freiheitsheere in den nämlichen Gegenden gehaust haben. Diese Glaubenstruppen, deren Zahl sich zwar nicht, wie spätere Uebertreibungen angeben, bis auf eine halbe Million belief, aber doch nach der Versicherung von Augenzeugen fast 50,000 Mann betrug, bestanden zum Theil aus raubgierigem Gesindel, und Innocenz wie seine Legaten mißbrauchten das Ansehen des päpstlichen Stuhles, als sie solche Schaaren zur Ermordung ihrer Glaubensgenossen anfeuerten und jedem Einzelnen unter ihnen dieselben Vortheile und Rechte zuerkannten, welche die Kirche den Pilgern nach Jerusalem versprochen hatte. Die Führung dieses Kreuzheeres, dessen Kriegsleute, zum Unterschied von den Morgenlandfahrern, das rothe Kreuz auf der Brust trugen und dem der Graf von Toulouse selbst sich anschließen mußte, übernahm der wüthende Arnold von Citeaux. Selbst der muthige Graf Raimund Roger von Beziers erschrak, als er diese fanatischen Menschen in einer Zahl gegen sich heranziehen sah, wie man in jenen Gegenden noch nie ein Heer gesehen hatte. Er eilte nach Montpellier zum Legaten und suchte auf jede Weise das drohende Wetter von sich abzulenken, ward aber mit allen seinen Entschuldigungen und Anerbietungen abgewiesen. Jetzt entschloß er sich zu einem verzweifelten Kampfe. Auch seine Vasallen und Unterthanen rüsteten sich, als sie jede Aussicht auf Versöhnung mit der Kirche abgeschnitten sahen und waren entschlossen, ihr Gut und Blut wie ihre Meinungen aufs äußerste zu vertheidigen. Außerdem schien es aus dem doppelten Grunde nicht leicht, den Grafen zu bezwingen, weil im ganzen südlichen Frankreich die Freiheit der Bürgerschaften und die Herrenrechte nicht feindlich gegen einander standen, und weil in Raimund Roger's Lande die Zahl der Ritter so groß war, daß man damals allein in der Nähe der Stadt

Beziers hundert Burgen zählte. Unter Sengen und Brennen rückte das Kreuzheer vor Beziers. Hier boten die Führer desselben den Rechtgläubigen unter den Einwohnern einen freien Abzug an; diese wiesen aber das Anerbieten mit Verachtung zurück und schlossen sich sogar noch inniger als zuvor an ihre Mitbürger an. Nichts destoweniger ward Beziers noch an dem nämlichen Tage, an welchem Arnold mit seinen Mordschaaren vor den Thoren angelangt war, im Sturm genommen. Das Loos der Stadt und ihrer Einwohner war schrecklich, und wenn auch Plünderung, Mord und Brand in den Kriegen jener Zeit etwas zu Gewöhnliches waren, um besonderes Aufsehen zu erregen, so erfüllte doch die Zerstörung dieser schönen und großen Stadt, die völlige Vernichtung ihrer Bewohner und die grausame Wuth, mit der man nicht einmal den Weibern und Kindern Schonung gewährte, auch damals Jedermann mit Schauder und Entsetzen über den Abt Arnold, der zu solchen Gräuelthaten ermuntert hatte.*) Beziers Schicksal betäubte die reichen und mächtigen Bewohner von Narbonne; sie zahlten Geld, ließen sich ungerechte und harte Gesetze gegen alle Begünstiger des Irrglaubens aufdringen, lieferten sogar die Juden und Ketzer von Beziers, die mit ihrer Habe zu ihnen geflüchtet waren, den Verfolgern aus und erhielten zum Lohne dafür Verzeihung. Ganz anders die Bürger von Carcassonne. Diese Stadt lag mit Ausnahme der Vorstädte auf einem Felsen, eine große Zahl tapferer Ritter bildete die Besatzung und an der Spitze derselben stand der wackere Raimund Roger selbst. Während Beziers schon nach einem Kampfe von zwei bis drei Stunden gefallen war, ward um Carcassonne lange und blutig gekämpft. Raimund selbst that Wunder der Tapferkeit, und erst als der Hunger die Kraft der Belagerten gebrochen hatte, ergaben sie sich einem Feinde, der sie mit den Waffen nicht zu besiegen vermochte. Sie hatten sich bei der Capitulation die Erhaltung ihres Lebens ausbedungen, der schreckliche Abt brach aber gleich nach der Uebergabe diese Bedingung auf schändliche Weise; denn er ließ über vierhundert Bürger der Stadt verbrennen, weil sie lieber dem Leben, als ihren Meinungen entsagen wollten. Der tapfere Graf Raimund Roger ward in den Kerker geworfen. Mit seinen Besitzungen suchte sich Arnold eine sichere Stütze und Hülfe für künftige Gewaltthaten zu verschaffen. Er bot sie dem Herzog von Burgund, dann dem Grafen von Nevers, nachher dem Grafen von St. Paul an; alle drei wiesen jedoch einen

*) Die Erzählung oder Anekdote, daß man dem Legaten die Besorgniß geäußert habe, es möchten Unschuldige mit den Schuldigen fallen, und daß Arnold erwidert: „Schlagt nur todt, der Herr wird die Seinen schon erkennen", hat später in die Berichte von ähnlichen Schreckensthaten, z. B. von dem durch Alba's Truppen in Haarlem angerichteten Blutbade, Eingang gefunden.

so schändlichen Raub mit Unwillen zurück. Jetzt wandte er sich an einen Mann, der bei der Belagerung von Carcassonne zum ersten Male in dem südfranzösischen Glaubenskriege auftrat, in welchem er bald nachher die Hauptperson ward. Dieser Mann war Simon von Montfort, der durch seine Ansprüche auf die Grafschaft Leicester auch unter dem englischen Adel eine Stellung hatte. Er hatte sich sechs Jahre früher als gehorsamer Sohn der Kirche von den gegen Constantinopel ziehenden Kreuzfahrern getrennt, dann in Palästina tapfer gekämpft und endlich im Gefolge des Herzogs von Burgund am Zuge gegen die Albigenser Theil genommen. Er bedachte sich nicht, durch die Annahme der von Arnold angebotenen Schenkung fremden Gutes den Ruhm eines wahrhaft großen Helden zu beflecken und das Werkzeug eines unverschämten Pfaffen zu werden, der hinter dem Schein eines gottseligen Wesens eine unersättliche Herrschsucht und Habgier barg und sich nicht scheute, seinem Papste Simon's Wahl mit den Worten zu melden, daß derselbe ein geschworener Feind der Ketzer sei und aus Frömmigkeit sein neues Besitzthum mit drückenden Abgaben an die Kirche belasten wolle. Der Graf von Nevers und Raimund von Toulouse fühlten das Schmähliche von Arnold's Betragen; sie wagten zwar nicht, ihm ins Angesicht zu widersprechen, aber sie verließen sogleich das Heer und eilten in ihre Länder zurück (1209).

Jetzt suchten Arnold und Simon den Grafen Raimund von Toulouse zu verderben, während sie zugleich das Land des Grafen von Beziers durch Verbrennung der vorgeblichen Ketzer und durch schreckliche Verheerungen in ihrem Sinne reinigten. Obgleich Raimund früher gegen schwere Opfer mit der Kirche völlig ausgesöhnt worden war, obgleich seine Unterthanen der Ketzerei förmlich abgeschworen hatten, so erklärten doch der ruchlose Abt und der tapfere Simon eine große Zahl der Letzteren für Ketzer und verlangten von Raimund die Einsetzung in die Güter derselben. Vergebens berief sich dieser auf seinen mit dem Legaten Milo geschlossenen Unterwerfungsvertrag, vergebens betheuerten die Bürger von Toulouse, daß kein Ketzer unter ihnen sei, vergebens suchte Raimund Schutz und Hülfe beim Papste, bei Philipp August von Frankreich und bei dem König Peter II. von Aragonien, von dem er einen Theil seiner Besitzungen zu Lehen trug: — Arnold und Simon nahmen auf nichts Rücksicht und verfolgten sogar auch den ganz unschuldigen Grafen von Foix. Dieses Betragen erbitterte alle Franzosen im Kreuzheer, sie verließen dasselbe und es blieben kaum dreißig Ritter bei Arnold. Das hatte der schlaue Mann vorausgesehen, und darum hatte er den Tapfersten und Brauchbarsten des Heeres ausgesucht und fest an sich geknüpft. Simon von Montfort wog für sich allein ein ganzes Heer auf, und einige tausend Nor-

mannen, Deutsche und Burgunder folgten ihm, so lange er bezahlte oder so lange zu rauben war. Während Simon in das Land des Grafen von Toulouse eindrang und eine Stadt nach der anderen, auch Alby, das der Secte den Namen gegeben, wegnahm, war der Abt mit diplomatischen Waffen nicht weniger thätig. Er hielt in Avignon eine Kirchenversammlung, durch welche er das, was bisher nur Gewaltthat gewesen war, zum heiligen Gesetz machen ließ, und suchte zugleich durch Briefe dem Grafen Raimund, welcher selbst nach Rom gereist war, beim Papst entgegen zu arbeiten. Der unglückliche Graf ahnte, als er das Leiden seiner Unterthanen erfuhr, sein eigenes Schicksal und machte ein Testament, um durch die öffentliche Anerkennung der oberhoheitlichen Rechte, welche der König von Frankreich und der deutsche Kaiser auf die verschiedenen Theile seines Landes hatten, seinen Verfolgern nach seinem Tode zu schaden. Er stellte nämlich seine Staaten und die beiden einzigen Erben, welche er hatte, unter den Schutz jener Herrscher und vermachte jedem von ihnen, im Falle seine Erben kinderlos stürben, diejenigen Länder, die er von ihm zu Lehen trug. Simon ließ sich jedoch dadurch nicht einschüchtern. Er besetzte nicht nur Raimund's Länder, sondern auch solche Städte, welche dem Grafen von Foix gehörten oder Lehen der aragonischen Krone waren, und zog die einen wie die anderen als Eigenthum ein. Es ist dabei für den Geist des Mittelalters bezeichnend, daß die Geschichtschreiber jener Zeit die von Simon Beraubten, welche doch zum Theil ganz unschuldig waren, aufs heftigste schmähen, und gegen dieselben mit den Ausdrücken Tyrann, reißendes Thier, Unmensch, Mörder ebenso freigebig sind, als es ihre Nachkommen nach Napoleon's Unterwerfung von Deutschland und Italien mit dem Titel Gesindel (brigands) gegen alle diejenigen waren, die sich der Unterdrückung ihres Vaterlandes widersetzten. Mitten in diesem abscheulichen Kriege ward der unglückliche Raimund Roger von Beziers, nachdem man ihn von einem Kerker in den anderen geschleppt hatte, wahrscheinlich auf Simon's Geheiß aus der Welt geschafft, und sein Tod erfüllte das Land, das in ihm seinen Hirten verlor und jetzt dem Wolfe dienen sollte, mit lautem und aufrichtigem Jammer.

Das Glück war und blieb auf Seiten der Verfolger, weil sie Consequenz und Talent verbanden, während Raimund von Toulouse und Peter von Aragonien, der sich als Lehensherr seiner annahm, nur Schwäche des Charakters und des Verstandes zeigten. Raimund hatte sich in Rom endlich Gehör verschafft und vom Papste schriftliche Befehle an die Bischöfe seines Landes erhalten; er war aber kurzsichtig genug gewesen, nicht zu bemerken, daß dadurch seine Sache an ein Concilium verwiesen wurde, welches nothwendiger Weise unter den

Einfluß des verruchten Abtes kam. Die versammelten Bischöfe sprachen sich gegen ihn aus und als er sich weigerte, ihrem ungerechten Spruche zu gehorchen, ward dieser vom Papste genehmigt, so daß das, was man dem Grafen vorher in Rom gewährt hatte, fast nur wie eine List aussieht, durch welche Innocenz sich den beschwerlichen Bittsteller vom Halse schaffte. Der König von Aragonien, dem es nicht an ritterlicher Tapferkeit fehlte, zeigte sich in seinem Verhalten schwach; er verweigerte anfangs dem Grafen Simon die Belehnung mit der Grafschaft Carcassonne, welche der unglückliche Raimund Roger als Vasall von Aragonien besessen hatte, ertheilte sie ihm aber ein Jahr später doch, und gab, um sich mit beiden Theilen zu halten, zu gleicher Zeit dem Grafen von Montfort seinen Sohn als Geisel und dem Sohne des Grafen von Toulouse seine Tochter zur Braut. Endlich erlitt Simon, als er ohne alle Rücksicht auf die Bitten und Betheuerungen der Bürger von Toulouse diese Stadt angriff, einen Schlag. Er hatte seine Kräfte nicht wohl berechnet und mußte nicht nur die Belagerung der Stadt wieder aufgeben, sondern er ward auch von einem Theile seines Heeres verlassen, von mehreren feindlichen Grafen des Landes, besonders dem thatkräftigen Grafen von Foix, bis Castelnaudari getrieben und daselbst eingeschlossen. Allein gerade jetzt bewährte er sich als Held und als Feldherr; denn er schlug die Belagerer zurück, obgleich sie von der ganzen Bevölkerung der Umgegend unterstützt wurden. Gleich nachher (1212) verschaffte er seinem treuen Genossen, dem schauderhaften Abt Arnold, das Erzbisthum Narbonne. Arnold war kaum Erzbischof geworden, als er die Maske ablegte und mit Simon über weltliche Rechte und über ungerechten Raub Streit anfing. Der Letztere aber suchte sich um jene Zeit seinen Raub durch ein sehr schlau gewähltes Mittel zu sichern. Er zwang nämlich die Wittwen seiner Lehensleute und die adeligen Erbinnen des Landes, sich in den nächsten 10 Jahren mit Franzosen zu vermählen, und gebot den französischen Rittern, die ihm den Roßdienst schuldig waren, denselben nur mit Franzosen, nicht mit Landeseingeborenen zu leisten; er pflanzte also, wie die Volksstimmung im Süden das Verhältniß ansah, unter die wackeren und innig verbundenen Provençalen und Gascogner das Unkraut der Franzosen.

Endlich schien es, als wenn dem schändlich betrogenen Grafen Raimund von Rom her zu seinem Rechte verholfen werden solle; denn Innocenz fühlte das Unwürdige des Verfahrens gegen ihn und suchte durch sein Gebot den empörenden Ungerechtigkeiten zu steuern. Allein Simon kannte, wie es scheint, den römischen Hof, er setzte ungeachtet der päpstlichen Schreiben seine Eroberungen fort und engte Raimund immer mehr ein, der Papst aber war so weit entfernt, ihn deshalb an-

zutasten, daß er vielmehr tausend Mark von ihm annahm und ihm eine Grafschaft, die er selbst auf ungerechte Weise an sich gerissen hatte, gegen Geld übergab. Dieses Geldgeschäft ward übrigens von dem reichen Orden der Tempelherren besorgt, welcher bei dieser Gelegenheit, wie auch sonst häufig, als eine Gesellschaft von Bankiers erscheint. Vergebens verwendete sich der aragonische König damals noch einmal für den Grafen von Toulouse und die anderen verfolgten Fürsten; er ward an ein Concilium gewiesen und auf diesem wußten die Legaten Alles nach ihrem Willen durchzusetzen. Als darauf auch der französische Thronerbe das Kreuz gegen die Albigenser nahm und Simon neue Schwärme von Kreuzfahrern um sich vereinigte, sammelten Peter von Aragonien, Raimund von Toulouse und die Grafen von Foix und Cominges eine große Heeresmacht, lieferten den Schaaren Simon's bei Muret eine Schlacht und wurden ungeachtet der weit geringeren Zahl ihrer Gegner völlig geschlagen (1213). Ihr Heer löste sich ganz auf und viele Tausende desselben verloren das Leben. Man stellt diesen glänzenden Sieg Simon's gewöhnlich als eine Art von Wunder dar; wer aber die Sache genauer betrachtet, wird sie sich leicht erklären können. Von den verbündeten Fürsten wurde zwar eine ungeheure Masse Landsturm in die Schlacht geführt, dieser hatte aber mit dem eigentlichen Kampfe nichts zu thun, sondern 1000 Berittene unter Simon fochten mit 2000 Reitern seiner Gegner. Außerdem war Peter nur ein guter Ritter, aber kein guter Anführer; er wechselte vor der Schlacht die Rüstung, um unerkannt mit mehr Tollkühnheit streiten zu können, und fiel als ein Opfer seines unbesonnenen Muthes. Der Krieg dauerte nachher noch zwei Jahre fort. Raimund suchte vergebens durch eine neue Reise nach Rom und durch Demüthigungen jeder Art, die er über sich ergehen ließ, einen Theil seiner Besitzungen zu retten; denn obgleich der Papst selbst eingestand, daß sein Legat und Simon von Montfort mit dem unglücklichen Manne auf eine schändliche Weise verfahren seien, so ward doch Simon nicht allein vom französischen Könige mit der Grafschaft Toulouse belehnt, sondern auch durch das große vierte lateranische Concilium, welches in Rom während der Abwesenheit Raimund's gehalten wurde, im Besitze derselben bestätigt. Dem bisherigen Herrn des Landes wies das Concil ein ärmliches Jahrgeld, seinem Sohne einige Landschaften an der unteren Rhone, darunter Venaissin, als Entschädigung an (1215). Gegen die Grafen von Foix und Cominges, welche nicht als arme Sünder nach Rom gegangen waren, verfuhr man vorsichtiger; die Entscheidung über sie ward hinausgeschoben und eine neue Commission ihretwegen nach Frankreich geschickt.

Raimund und sein Sohn lebten hierauf eine Zeit lang in Genua.

Vorrede des Verfassers der Weltgeschichte.

So ungern der Verfasser der Weltgeschichte auch Vorreden schreibt, so glaubt er doch diesem Bande, welcher die Arbeit des Herrn Kriegk schließt, aus zwei Ursachen eine Vorrede vorsetzen zu müssen. Zuerst, um dem Herrn Kriegk wegen seiner Bemühungen um sein Werk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und zweitens, um den Lesern zu sagen, auf welche Weise er selbst jetzt das Werk in der bisherigen Form auf die Weise fortzusetzen übernimmt, daß der Herr Kriegk die Bogen nur vor dem Druck durchsieht, und so viel möglich Uebereilungen des Verfassers verhütet oder offenbare Versehen verbessert.

Was das Verdienst des Herrn Kriegk um die früheren Theile angeht (denn der achte kann und soll nur ein Auszug aus der schon für ein größeres Publikum geschriebenen Geschichte des 14. Jahrhunderts sein), so wird man leicht sehen, daß es keine geringe Aufgabe war, zugleich dem Verfasser des Werkes und dem Publikum Genüge zu leisten. Der Erste wollte nicht allein seine Darstellung und seine Urtheile sondern auch seine Ausdrücke beibehalten wissen, und doch hatte er sein Werk, außer den beiden letzten Theilen, für Gelehrte geschrieben, und es sollte in der neuen Form dem großen Publikum genügen. Wie schwierig dadurch die Arbeit wurde, das kann nur allein der Verfasser richtig schätzen, welcher einsieht, wie mühselig die Arbeit des Popularisirens war, und wie viel leichter es oft gewesen wäre, selbst etwas zu schreiben, als mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit aus den an ganz verschiedenen Stellen zerstreuten Sätzen, Perioden und Urtheilen eines Anderen ein neues Ganze zu bilden, ohne irgend etwas hinzu zu thun oder Wesentliches wegzulassen. Die Schwierigkeit wurde dadurch vergrößert, daß nur das, was populär gemacht werden konnte, zugelassen werden durfte. Die Leser werden durch genaue Vergleichung des größeren Werkes mit dem vom Herrn Kriegk bearbeiteten, wenn sie einige Mühe anwenden (da oft durch die Zusammensetzung Sätze, die sich an ganz verschiedenen Stellen finden, zu einem Ganzen sehr passend verein gt sind), diesen Theil der Arbeit des Herrn Kriegk noch allenfalls selbst zu würdigen im Stande sein; nur der Verfasser allein kann aber ein anderes Verdienst des Herrn Kriegk recht würdigen, weil er

allein die Beweise in Händen hat. Er muß dabei auf die Entstehung und auf die Bestimmung des Zwecks der ersten Bände der Weltgeschichte zurückkommen.

Der Verfasser hatte vor sechsunddreißig Jahren die Bearbeitung der Weltgeschichte begonnen, um alle Quellen kennen zu lernen, um durch eine Masse von Einzelnheiten dem Publikum der Gelehrten zu nützen und selbst als Gelehrter bekannt zu werden; dabei waren Uebereilungen und Mißgriffe, oft sehr auffallende, unvermeidlich. Das erkannten die vorzüglichsten Gelehrten; sie benutzten, was richtig war, und verbesserten die einzelnen Fehler. Der Verfasser selbst war für jede Berichtigung dankbar, wie man daraus sehen kann, daß er im letzten Theile der universalhistorischen Uebersicht der alten Geschichte die Bemerkungen drucken ließ, die ihm Herr Kriegk über seine ziemlich zahlreichen Versehen mittheilte, und daß er den Herrn Stenzel wiederholt seiner Dankbarkeit versicherte wegen der Berichtigungen, die er in seiner Geschichte der fränkischen Kaiser gegeben hat. Der Verfasser arbeitete indessen ruhig fort und ließ sich nicht irre machen, weil die, welche seine Bücher kauften, sehr gut wußten, wie sie mit ihm daran waren. Das ward anders, als er anfing, für ein anderes Publikum zu schreiben, und das eigentlich Gelehrte nebst dem endlosen Detail wegließ, wie dies in der Geschichte des 14. Jahrhunderts schon geschehen ist. Bei der gegenwärtigen verkürzten Auflage der für Gelehrte bestimmten Weltgeschichte lag daher Alles daran, daß jeder Fehler der ersten Ausgabe, jede Uebereilung getilgt würde, weil das Buch für ein Publikum bestimmt war, welches nicht Zeit oder Lust haben konnte, selbst zu prüfen. In dieser Beziehung hat Herr Kriegk mit großer Bescheidenheit etwas sehr Bedeutendes und Mühsames geleistet. Er hat jedes Mal bei Uebersendung eines Theils der Handschrift auf Versehen und Uebereilungen aufmerksam gemacht, hat in dieser Absicht Quellen oder Hülfsmittel verglichen, so daß der Verfasser und das Publikum Ursache haben, ihm dankbar zu sein. Dies ist von großer Bedeutung bei einem Werk, welches nicht wie die Weltgeschichte gelehrte Noten und unzählige Einzelnheiten enthält; denn bei einem solchen ist es von der größten Wichtigkeit, daß, soviel Menschen möglich ist, jeder Irrthum vermieden werde. Der Verfasser hat selten seine Meinung geltend gemacht, er ist sogar oft, wo ihm Herr Kriegk die Landstraße andeutete, auf diese zurückgegangen, um lieber mit Allen zu irren, als allein Recht zu haben. Diesen Beistand des Prüfens hofft der Verfasser für sich und für das Publikum vom Herrn Kriegk auch für die folgenden Bände dieses Werkes.

Was nun die Fortsetzung angeht, welche der Verfasser vom neunten Bande an zu liefern gedenkt, so wäre wohl das Leichteste gewesen, wie auch anfangs der Verleger dachte, er hätte das größere Werk fortgesetzt und nach jedem Bande einen Auszug für dieses Werk besorgen lassen; dadurch wäre aber die Erscheinung der einzelnen Theile des Werkes auf viele Jahre hinausgeschoben, ja bei des Verfassers Alter die Vollendung desselben zweifelhaft geworden. Er hätte dann alle Quellen jedes Mal zur Hand haben müssen und nicht, wie jetzt, seine sehr vollständigen Hefte benutzen

und die Quellen blos gelegentlich zur Hand nehmen können. Er will daher den umgekehrten Weg nehmen, erst diese kurze Weltgeschichte nach seinen Heften beendigen und dann, wenn er noch Leben und Kraft hat, das größere Werk fortsetzen. Es ist dann nichts daran gelegen, wenn er dieses auch nicht beendigt, weil er sorgen wird, daß man das Wesentliche in diesem Werke erhalte. Ohne seine Hefte hätte er auch die Abschnitte über Cultur und Litteratur in diesem Werke, die ganz aus seiner Feder geflossen sind, und in welchen Herr Kriegk weder etwas zugesetzt, noch weggelassen hat, nicht liefern können.

Um den Lesern und Käufern der ausführlichen Geschichte einen Ersatz für die Noten zu geben, wird der Verfasser an passenden Orten Stellen der Quellen, die seinen Vortrag stützen oder beleben können, in den Text aufnehmen, so weit die Kürze, nach der er streben muß, es nur immer zulassen kann. Dies hofft der Verfasser zugleich historisch benutzen zu können, um manche Männer durch sich selbst, manche durch die Worte ihrer Zeitgenossen besser und wahrer zu charakterisiren, als er selbst zu thun im Stande wäre. Dasselbe gilt von Begebenheiten oder Localitäten, die ein Augenzeuge und ein Eingeborener oft besser vors Auge bringt, als der größte Redekünstler.

Obgleich der Verfasser ganz allein, und ohne irgend abkürzen oder ändern zu lassen, vom neunten Theile an schreiben wird, so hofft er doch, daß die genaue Durchsicht seiner Handschrift vor dem Drucke durch Herrn Kriegk auf doppelte Weise nützlich werden wird. Zuerst wird Herr Kriegk Uebereilungen oder Versehen des Verfassers leichter bemerken als dieser selbst, und entweder verbessern, oder dem Verfasser einen Wink geben, daß dieser es thue. Zweitens wird er an Stellen, wo vielleicht der Verfasser, gewohnt für Gelehrte zu schreiben, dem Publikum mehr zumuthen sollte, als man dem großen Publikum zumuthen darf, ihn warnen. Drittens wird er, wenn der Verfasser etwa hier und da zu ausführlich würde, ihm vorschlagen, wie man kürzer dasselbe Ziel erreicht.

Der Verfasser hat sehr lange für eine Geschichte der drei letzten Jahrhundert und besonders für die Culturgeschichte gesammelt, das läßt ihn hoffen, daß er dieses Werk in kürzerer Zeit wird vollenden können, als sonst möglich wäre. Wenn er nicht die großen Sammlungen hätte, würde er auch nicht im Stande gewesen sein, die Abschnitte über Litteratur und Cultur, die er den vorigen Theilen und auch diesem achten Bande einverleibt hat, so schnell zu schreiben.

Heidelberg, im December 1847.

F. C. Schlosser.



Vorwort des Bearbeiters.

Der vorliegende Band umfaßt einen Zeitraum, für welchen die Forschung im letzten Vierteljahrhundert ungemein thätig war, so daß nicht nur zahlreiche Einzelnheiten klarer und urkundlicher ermittelt, sondern auch im Großen neue Gesichtspunkte festgestellt wurden. Die Nettigkeit und Akribie, die man gegenwärtig bei der Darstellung der Ergebnisse voraussetzt, konnte sich Schlosser nicht zur Aufgabe machen; den Bearbeitern seines Werkes aber, die ihre Studien unter dem Einflusse einer anderen Schule machten, wird man zutrauen, daß sie auf diese Eigenschaften den gebührenden Werth legen. Von der anderen Seite mußten sie erwägen, wie sehr die Wissenschaft, und besonders die Geschichtschreibung, jederzeit auch den Männern verpflichtet ist, welche die Gabe des Ueberblickes pflegen und welche dem überreichen Stoffe den Halt einer kernhaften und tüchtigen persönlichen Auffassung verleihen; Vorzüge, die dem Verfasser dieser Weltgeschichte auch in ihrer neuen Gestalt eine sich stets erweiternde Theilnahme zuführen.

Wenn wir daran erinnern, daß ungeachtet der Abneigung des Verfassers gegen das Fabelhafte und Anekdotische doch noch die Entstehung der Eidgenossenschaft und im Zusammenhange damit der Regentencharakter der ersten Habsburger, daß die Schlacht bei Ampfing und andere entscheidende Begebenheiten zum Theil noch in der früheren Betrachtungsweise erzählt waren; daß Erscheinungen, die nicht der fortschreitenden Staatengeschichte angehören, wie z. B. das Weltuntergangsschrecken des Jahres 1000, der schwarze Tod u. a.

sich entweder nicht mitgetheilt oder nicht in ihren bedeutsamen Wirkungen dargestellt fanden: so ergibt sich leicht, wie manche Einschaltungen nöthig wurden. Diese waren zum Theil minder mühsam als die Sichtung vereinzelter Ungenauigkeiten, wie z. B. der Verwechselung von Personen oder der Verschiebung von Jahreszahlen; so wenn im vorigen Bande Konrad Kurzpold mit Konrad, Otto's Schwiegersohn identificirt oder wenn die Hinrichtung Jacques' de Molay (freilich im Einklang mit den meisten Nachschlagwerken) anders angesetzt wird, als es nach den Untersuchungen Havemann's und Anderer geschehen sollte.

Auf die litterarischen Abschnitte war besondere Sorgfalt zu verwenden. Für die bedeutendsten Schriftsteller des Auslandes hat Schlosser, der immer den Eindruck der eigenen Lectüre wirken ließ, Ton und Farbe des Urtheils bestimmend angegeben. Anderentheils hat er gerade in diesen Abschnitten sich der Beihülfe seines Mitarbeiters begeben, und in Folge dessen weist die Darstellung der deutschen Nationallitteratur, sowie der deutschen Geschichtschreibung in lateinischer Sprache, empfindliche Verstöße auf. Es genügt anzuführen, daß Adam von Bremen zweimal als persönlicher Freund Knut's des Großen bezeichnet war; daß Walram von Naumburg standhaft unter den fanatischen Gegnern Kaiser Heinrich's genannt ist; und gar, daß vom Heldenbuche gesagt wird, es sei in seiner jetzigen Gestalt eine Arbeit Heinrich's von Ofterdingen und Wolfram's von Eschenbach. Gerade die Abschnitte über deutsche Dichtung und Litteratur bedurften einer völlig neuen Einrichtung, obwohl der Bearbeiter aus Pietät und aus Vorliebe für die originelle Ausdrucksweise alles noch irgend Verwendbare in seine Darstellung verflocht; die ablehnende Manier, die willkürliche, desultorische Auswahl, die Bezugnahme auf längst veraltete Urtheile in vergessenen Zeitschriften mußten beseitigt werden, wenn der deutsche Leser über die Dichtung und das Geistesleben seines Volkes einigermaaßen geordnete Belehrung erhalten sollte. Von diesen Beziehungen abgesehen, erhält in diesem Bande das Publikum durchaus Schlosser's Werk, in einzelnen Zügen ergänzt und bei äußerster Schonung der Eigenthümlichkeit mit den seitherigen Ergebnissen in Einklang gebracht.

Noch immer ruft die Theilnahme an Schlosser und seinem Wirken wechselnde Urtheile über ihn hervor, und beim Hinscheiden seines berühmtesten Schülers, Gervinus, wurde auch über den Mann, den dieser so lange seinen Meister nannte, manches vergleichende Wort vernommen. Hierbei wäre mitunter zu wünschen, daß man über den seit Jahrzehnten errungenen Vorzügen der Methode, namentlich in Feststellung und Begründung der Thatsachen, nicht vergäße, welchen geistigen und sittlichen Halt dem bildungslustigen Theile der Nation die fest ausgeprägte Persönlichkeit des Geschichtschreibers gewährt. Dieser Vortheil ist selten und unersetzlich, während jene Vorzüge bei guter Schule sich erlernen lassen. Die Anklage aber, daß Schlosser für das tiefere religiöse Denken und Leben keinen Sinn gehabt habe, sollte billigerweise nicht mehr vernommen werden. Wer ihn jemals gehört hat, wird sie ohnedies nicht erheben; aber schon das Lesen seiner Schriften müßte davon zurückhalten. Schlosser sah im Gegentheil in einer gesunden und herzlichen Religiosität den edelsten Schatz für das eigene Innere wie für das Volksleben; seine Vorliebe für Dante war nicht eine vereinzelte Grille. So wenig stand er unter dem Banne der sogenannten flachen Aufklärungs-Ideen, daß er bis in seine letzten Lebensjahre sich in die Schriften der Kirchenväter wie der Mystiker aus reinem persönlichem Erbauungsbedürfniß versenkte. Das Streben nach Anschauung des Göttlichen machte ihm so manchen Denker des Mittelalters innig werth, mit dem er im Dogmatischen sich nicht eins fühlen konnte; und sein ungeglätteter Stil erhält selten einen solchen Anflug von Poesie und Wärme, wie wenn er sich im Preis eines Anselm von Canterbury oder eines Bonaventura ergeht. Auch sonst hat Schlosser die Geschichtsanschauung der Aufklärungsperiode in ihren wesentlichsten Positionen angegriffen, ihren Maaßstab von Menschen- und Regentengröße verworfen, ihr System anmaaßlicher Volksbeglückung zurückgewiesen. Gleichwohl hielt ihn sein Mißtrauen gegen das Genie und dessen Herrschaft nicht ab, die weltgeschichtliche Stellung Alexander's sammt der des Aristoteles würdig und sinnreich darzuthun, während die Schule Bolingbroke's bis zu seinem letzten Nachzügler den großen König in den flachen und vorgefaßten Begriff eines Eroberers einzwängte.

Auch um die vaterländische Richtung Schlosser's, die man angezweifelt hat, mögen die Leser unbesorgt sein. Wenn die Geschichte der übrigen Hauptstaaten Europas neben der deutschen in vorliegenden Bänden einen starken Raum einnimmt, so rührt dies zum Theil von dem Werthe her, den der Verfasser auf Continuität, auf stete Wiederanknüpfung der Hauptfäden legt. Da ihm ferner der Fortschritt im freien Staatsleben, der Uebergang vom Unterthanenthum zum Bürgerthum ein sehr wichtiger Gesichtspunkt ist, so konnte ihn stellenweise die italienische, die englische, ja die aragonische Entwickelung im Inneren mehr anziehen als, von dem Städtewesen abgesehen, die deutsche. Er begann seine Hauptwerke in einer Zeit, wo die Deutschthümelei mit ihrem widerwärtigen Gefolge zur Geltung kam und wo man das Bild unserer Vorzeit mit einem Nebel phantastischer und selbst verlogener Vorstellungen umspann. Zum Eintritte des deutschen Gesammtstaates in die Reihe der bestimmenden und gebietenden Weltmächte war damals so wenig Aussicht, daß selbst die Wünsche sich abstumpften. Nicht ohne schmerzliche Entsagung hebt darum der Geschichtschreiber in erster Reihe an den Deutschen die Züge der Gemüthlichkeit und Geduld, der Genügsamkeit, nicht minder auch der derben Ehrlichkeit und des sittlichen Ernstes hervor. Wo sich aber Thatkraft und Geisteskühnheit kundgibt, erkennt er sie freudig an, wie seine edlen Worte über die Vertheidiger Kaiser Heinrich's IV., über die Städtefreiheit, und später seine Urtheile über einen Luther, Kepler und Lessing beweisen. Und welches innige Heimathsgefühl Schlosser besaß, läßt sich aus einem rührenden Zuge erkennen, indem er nämlich seine näheren Landsleute, die Friesen, von ihrem ersten Eintritt in die Weltgeschichte an mit der wärmsten Theilnahme begleitet und über ihre Großthaten im Felde, namentlich aber über ihre Freiheitsbestrebungen seine Freude nicht unterdrücken kann.

Bei einem Manne, der seine liebsten Mußestunden einem Augustinus und Dante widmet, der das Große an Gregor VII. und das Edle an Ludwig IX. zu würdigen versteht, hat es umsomehr Gewicht, daß er fortwährend mit unerbittlichem Zorn den Geistesdruck und die Erpressungen, die von Rom ausgingen, bekämpft; ebenso wie er im Staatsleben der unbeugsame Anwalt der schlichten Rechts-

Sie machten später einen gemeinschaftlichen Versuch, ihr väterliches Besitzthum wieder zu erobern: der junge Graf begab sich in die Provence, forderte von hier aus die Freunde seines Hauses zur Hülfe auf, fand großen Zulauf und sah in Avignon bald ein großes Heer um sich gesammelt. Der Vater erhielt von Jakob I., dem Sohne Peter's von Aragonien, spanische Hülfstruppen und erschien, noch ehe jener seine Rüstungen geendigt hatte, an der Spitze derselben in seinem Stammlande. Simon, welcher damals von den Kreuzfahrern verlassen war, mußte der Uebermacht weichen und zog sich nach Toulouse zurück. Aus dieser reichen Stadt hoffte er die nöthigen Mittel zum Kriege zu ziehen, er brachte aber durch seine Erpressungen die Bürger so sehr gegen sich auf, daß sie endlich zu den Waffen griffen. Simon führte seine Reisigen gegen die Empörer, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an und ließ die Stadt an verschiedenen Enden anzünden. Als er dadurch nur die Wuth der Bürger vermehrt hatte und von ihnen in den Straßen heftig bedrängt wurde, bot er eine Unterhandlung an. Die Bürger merkten die betrügerische Absicht, die ihn dabei leitete, nicht, und büßten ihre Verblendung auf entsetzliche Weise. Simon ließ, sobald er sie entwaffnet hatte, die angesehensten von ihnen nach verschiedenen Gegenden schleppen und dort in Kerker werfen, bedrückte die Zurückgebliebenen mit unerschwinglichen Steuern und schleifte alle Mauern und festen Häuser, aus denen man Bollwerke machen konnte. Als er jedoch bald nachher in entferntere Gegenden gezogen war, benutzte der alte Raimund den günstigen Augenblick, um in seine Hauptstadt zurückzueilen (1217). Auch sein Sohn, an welchen sich viele Städte und Herren angeschlossen hatten, zog von Avignon herbei. Schnell wurden die zerstörten Festungswerke von Toulouse wieder hergestellt. Vergebens eröffnete Simon eine Belagerung der Stadt, vergebens erließ der Papst Honorius III., eifriger als sein Vorgänger, abmahnende Schreiben an alle Freunde der beiden Grafen und bedrohte den König von Aragonien mit seinem Zorn; weder Jakob noch die anderen Anhänger Raimund's kehrten sich an die päpstlichen Warnungen. Die belagerte Stadt wehrte sich sehr tapfer und als Simon im Sommer des nächsten Jahres (1218) einen Hauptangriff versuchte, verlor er selbst durch den gelungenen Steinwurf aus einer Kriegsschleuder das Leben. Von seinen vier Söhnen nahm der älteste, Amalrich, die französischen Länder des Vaters in Besitz und nannte sich Herzog von Narbonne, Graf von Toulouse und Vicomte von Beziers und Carcassonne. Er besaß aber die kriegerischen Eigenschaften des Vaters durchaus nicht und mußte daher nicht blos die Belagerung von Toulouse sogleich aufheben, sondern ward auch von den Kreuzfahrern verlassen, und die beiden Grafen von Tou-

louse nahmen einen Ort ihres Gebiets nach dem andern wieder ein. Jetzt suchte Honorius die ganze Welt gegen die rechtmäßigen Herren des Landes in Waffen zu bringen und ruhte auch dann nicht, als der alte Graf von Toulouse starb (1222) und sein Sohn, der junge Raimund VII., nicht einmal mit dem Scheine des Rechts als Ketzer verfolgt werden konnte. Im Jahre 1219 hatte sich der französische König, Philipp August, zur Theilnahme am Kreuzzuge bewegen lassen. Dies gab dem Albigenser-Krieg die größte Bedeutung für die Geschichte des französischen und des deutschen Reiches, indem durch Philipp's Einmischung der Anfang damit gemacht wurde, daß Frankreich mit Hülfe des Papstes ein Recht des deutschen Reiches nach dem anderen und eine westliche Provinz desselben nach der anderen an sich riß. Doch nahm sich der französische König anfangs der Sache nicht ernstlich an, sondern er that offenbar nur zum Scheine etwas, um den Papst bei guter Laune zu erhalten; denn sein Sohn, den er mit einem Heere schickte, kehrte bald wieder nach Hause zurück und er selbst verwendete die für den Kreuzzug gegen die Albigenser erhobenen Steuern für ganz andere Zwecke. Auch nachher ließ sich Philipp, obgleich ihn der Papst unaufhörlich bestürmte, nicht wieder zur Theilnahme an diesem Kriege bewegen, und selbst als Amalrich, aus fast allen Städten und Burgen vertrieben, ihm seine Ansprüche gegen eine Entschädigung abtreten wollte, lehnte er dieses Anerbieten ab. Auch sein Sohn und Nachfolger, Ludwig VIII., zeigte sich anfangs nicht thätiger, und da überdies der Kaiser Friedrich II., welcher damals mit Honorius im heftigsten Streit war, der Partei desselben im Arelatischen Reiche mit Nachdruck entgegenarbeitete, so kam Amalrich immer mehr in Noth. Er ward endlich in Carcassonne eingeschlossen und zu einem Vertrag genöthigt, in welchem er gegen freien Abzug und gegen eine Summe von 10,000 Mark die Verpflichtung übernahm, allen Besitzungen, welche seines Vaters Arm, die List der Legaten und der Grimm der Mönche während 14 Jahren an sein Haus gebracht hatte, zu entsagen und seiner Gegner Aussöhnung mit der Kirche zu bewirken (1224). Carcassonne und die anderen Besitzungen des unglücklichen Raimund Roger von Beziers wurden sogleich dem rechtmäßigen Erben desselben, Trencavel, übergeben.

Von diesem Augenblicke an wird die eigennützige Politik des französischen Hofes der Mittelpunkt, um den sich der ganze weitere Verlauf des Albigenser-Krieges dreht. Schon zu Philipp August's Lebzeiten hatte der Papst die Besitzungen und Rechte, welche die Montfort's nicht mehr vertheidigen konnten, dem Könige von Frankreich förmlich angeboten und zugewiesen. Auch Amalrich, der sich nach Paris begeben und hier die durch den Vertrag von Carcassonne eben erst förm-

lich aufgegebenen Titel wieder angenommen hatte, verständigte sich mit dem König Ludwig VIII. über die Abtretung derselben an die französische Krone, und erhielt später (wiewohl die ganze Sache nicht recht klar ist) als Preis der Entsagung die Würde eines Connetable von Frankreich. Ludwig hatte sich gleich anfangs durch starke Rüstungen des erlangten Besitzes zu versichern gesucht; Raimund aber wandte sich, um den Angriff der Franzosen abzulenken, an den Papst. Dieser söhnte ihn und seine Verbündeten mit der Kirche aus, nachdem er durch ein Concilium zu Montpellier ihm die Bedingung hatte auferlegen lassen, daß er die Lehren der römischen Kirche aufrecht erhalte, das Land ganz von Ketzern reinige, den Kirchen und Geistlichen die entrissenen Rechte zurückgebe und überdies 20,000 Mark zahle. Raimund erfüllte sogleich die übernommenen Verpflichtungen, und es fehlte darauf zur völligen Herstellung des Friedens nur noch die Ratification des Papstes. Diese schien um so sicherer erwartet werden zu können, als der englische Gesandte in Rom mit großem Eifer für den Grafen von Toulouse thätig war. Allein gerade dadurch, daß die Engländer Raimund's Sache zu einer Angelegenheit ihrer Politik machten, ward sie völlig vereitelt. Der französische Hof, über das enge Verhältniß des Grafen zu den Engländern aufgebracht, bewog den Papst zum Aufschub und gewann auf diese Weise Zeit, um Alles dahin umzugestalten, daß auf einem neuen Concil die in Montpellier gefaßten Beschlüsse umgestoßen wurden (1225). Jetzt ward ein neuer Kreuzzug gegen die Albigenser beschlossen und der französische König übernahm in denselben die Rolle Simon's von Montfort. Was nützte es dem Grafen von Toulouse, daß er dem Legaten seine Rechtgläubigkeit aufs feierlichste betheuerte, daß er ihn aufforderte, jeden seiner Unterthanen zu prüfen und wenn er ihn des Abfalls vom katholischen Glauben schuldig finde, selbst zu bestrafen? Es galt seinen Feinden nicht darum, daß er irgend eine Meinung, sondern daß er sein Erbe abschwöre. Darum begannen sie den ungerechtesten Krieg und häuften in demselben ein Unrecht auf das andere. Um ihn mit Nachdruck führen zu können, bedurfte Ludwig der Zustimmung seiner Pairs; er versammelte sie in Paris und die ersten Männer des französischen Volkes, 25 weltliche Herren und 17 Prälaten, ließen sich zur Unterzeichnung einer Acte bringen, in der sie die Verpflichtung übernahmen, gegen den angesehensten Pair des Reiches zu Felde zu ziehen, ohne daß dieser auch nur gehört worden war. Als das französische Heer versammelt war, bezeichnete der Legat durch die Kreuze, die er mit eigener Hand austheilte, die Soldaten als Kämpfer für den christlichen Glauben. Der Krieg ward (1226) mit der Belagerung von Avignon begonnen, obgleich diese Stadt damals noch zum Reiche Arelate und

folglich zu Deutschland gehörte. Die Einwohner beriefen sich auf dieses Verhältniß und erboten sich außerdem, den Durchzug durch ihr Gebiet zu gestatten; Ludwig fragte aber nichts nach ihrem Rechte, begann die Belagerung der Stadt und setzte sie, obgleich die Bürger die tapferste Gegenwehr leisteten und er selbst schwer erkrankte, mit dem größten Nachdrucke fort. Der deutsche Kaiser war in Italien beschäftigt und konnte die Stadt nicht schützen, der Graf von Comminges und andere Vasallen Raimund's, sowie mehrere Städte traten zu den Feinden über und Ludwig that sogar, sterbend wie er war, das Gelübde, die Belagerung nicht aufzuheben. Avignon mußte daher nach drei Monaten capituliren und wurde sehr hart behandelt. Dem Kaiser Friedrich, der sich über die Verletzung des Reichsbodens beschwerte, gaben Honorius und Ludwig die Versicherung, daß die Rechte des deutschen Reiches unverletzt erhalten werden würden.

Im November 1226 starb Ludwig, nachdem er durch seinen Kreuzzug den Grund zur Größe des französischen Reiches und zur Erweiterung der Macht seiner Könige gelegt hatte. Sein Tod hatte einen kurzen Stillstand zur Folge, weil sein Sohn, Ludwig der Heilige, oder vielmehr diejenigen, die im Namen des 11jährigen Fürsten die Regierung führten, eine Zeit lang durch aufrührerische Große beschäftigt wurden. Doch begann Humbert von Beaujeu im Namen des Königs den Krieg bald wieder und bedrängte Raimund so sehr, daß dieser zu Ende des Jahres 1228 beschloß, sich lieber unter den härtesten Bedingungen zu fügen, als das Aeußerste zu wagen. In den ersten Monaten des nächsten Jahres ward ein Friede geschlossen, der die Herrschaft des französischen Königs über den Süden seines Reiches ausdehnte und befestigte. Der unglückliche Raimund mußte den größten Theil seiner Besitzungen an die französische Krone abtreten und durfte den Rest nur unter der Bedingung behalten, daß derselbe bei seinem Tode mit Uebergehung aller seiner männlichen Verwandten an seine Tochter falle, welche mit des Königs Bruder, dem Grafen Alfons von Poitou, verlobt ward. Außerdem wurde in besonderen Artikeln des Vertrags nicht nur für die Vertilgung der Ketzer gesorgt, sondern Raimund mußte auch eine bedeutende Summe Geldes bezahlen, fünf Jahre zur Bekämpfung der Ungläubigen aus dem Lande gehen und vorher die Absolution durch eine so arge Demüthigung erkaufen, daß sogar ein Zeitgenosse darüber mit Scham berichtet. Er ward nackt bis an den Gurt und mit entblößten Beinen im Angesicht einer ungeheuren Volksmenge in die Notre-Damekirche von Paris geführt und hier vor dem Hauptaltar einer unwürdigen Ceremonie unterworfen (1229). Seine Verbündeten, die sich nach seiner Unterwerfung Alles gefallen lassen mußten, wurden sehr hart

bestraft. Am härtesten verfuhr man gegen den Grafen Trencavel von Beziers, welcher keiner Ketzerei überführt werden konnte und dem man dessen ungeachtet das ganze Erbe seines durch Simon's und Arnold's Feindschaft zu Grunde gerichteten Vaters entriß. Von den einzelnen Punkten des mit Raimund geschlossenen Friedens verdient einer besonders hervorgehoben zu werden, weil er für die in jenen Gegenden blühenden Wissenschaften eine große Bedeutung hatte. Man stellte nämlich die Universität Toulouse und mit ihr die höhere Bildung eines ganzen Landes unter die Obhut des Papstes. Dies hatte zwar zunächst nur für die finanzielle Ordnung der Anstalt und somit für den äußeren Nutzen der Professoren gute Folgen; bald sah aber der römische Hof ein, daß in einem von denkenden Ketzern bewohnten Lande nur Männer von Geist einen Einfluß haben könnten und stellte daher tüchtige Gelehrte an. Gleich nachher strömten von der Pariser Universität, deren Privilegien um jene Zeit verletzt wurden, Lehrer und Studenten schaarenweise nach Toulouse. Durch dieses Zusammentreffen günstiger Umstände ward in die Lehranstalt von Toulouse ein ganz neues Leben gebracht.

Die Gewaltthaten, die man sich im Albigenser-Kriege gegen das Volk und seine Fürsten erlaubt hatte, erzeugten eine allgemeine Erbitterung im Lande. Diese trieb den römischen Hof zu einer neuen Einrichtung, zu welcher zwar auf dem großen Concil von 1215 der Grund gelegt worden, der aber nun auf einer Synode in Toulouse (1229) ihr Verfahren für Südfrankreich vorgeschrieben, die sodann auch auf andere Länder ausgedehnt wurde und schreckliche Folgen nach sich zog. Papst Gregor IX. führte nämlich auf der eben genannten Synode sogenannte Glaubens- oder Inquisitions-Gerichte ein, welche die Ketzer aufspüren, den Kirchengesetzen gemäß verurtheilen und dann dem weltlichen Arm zur Bestrafung übergeben sollten; jeder Landesherr, der einen Ketzer verschonte, sollte seine weltlichen oder geistlichen Güter verlieren, jedes Haus, das einen Ketzer beherbergt, niedergerissen, auch der Arzt, der einen Ketzer besucht, bestraft werden; die Reuigen sollten unter strenge Aufsicht kommen und sogar durch äußere Abzeichen kenntlich gemacht werden. Da die Kirche selbst das Vergießen von Blut nicht übernehmen konnte, so wurde die Vollstreckung den weltlichen Behörden als Pflicht und Amt zugewiesen. Obgleich diese Gerichte mit dem Herkommen und den Rechtsgrundsätzen aller abendländischen Nationen im Widerspruch standen, so ließ sich doch der gerechteste der französischen Könige, Ludwig der Heilige, zur Anerkennung derselben bewegen, und auch von Raimund erpreßte man durch Drohungen die Einwilligung zu einer Einrichtung, nach welcher die weltliche Macht unbedingt dem Glaubenshaß und Ver-

folgungsgeiste der Pfaffen dienen mußte. Das ganze Verfahren ist für den geraden Rechtssinn ebenso empörend, wie einst die Majestätsgerichte im kaiserlichen Rom, da nach gesunden Begriffen nur die That und nicht die Meinung oder Denkweise dem Staat gegenüber straffällig werden kann. Zudem wurde die furchtbare Gewalt, welche dadurch die Diener der Kirche erlangten, schon 1232 den gesetzmäßigen Häuptern derselben, den Bischöfen, entzogen und dem 20 Jahre früher errichteten Bettelorden der Dominikaner übertragen, dessen Mitglieder seit der Zeit ihren Hauptberuf darin fanden, Inquisitoren oder Glaubensrichter zu sein. Für das Land der Albigenser wurden in Toulouse und Carcassonne zwei Haupttribunale errichtet; es dauerte aber nicht lange, so gab es dort ebenso viele Gerichtsstühle, als Dominikanerklöster. Selbst das Amt der Seelsorge ward zu einem Werkzeuge dieser Verfolgungsgerichte herabgewürdigt; denn ein besonderer Artikel der über die neue Einrichtung erlassenen Concil-Beschlüsse verfügte, daß die Pfarrer bei Verlust ihres Amtes den Kirchenbesuch ihrer Gemeindeglieder genau überwachen, oder mit anderen Worten, daß sie Polizeibeamte der Kirche und Henkersknechte ihrer Pfarrkinder sein sollten.

Die Einführung der Inquisition veranlaßte in dem kaum erst beruhigten Lande neue heftige Bewegungen. Man widersetzte sich den Ketzerrichtern, diese ließen sich dadurch zu größerer Härte treiben, man jagte sie darauf in einigen Städten gewaltsam fort, sie kamen aber bald schrecklicher wieder und quälten die Einwohner noch ärger als vorher. Auch Raimund, welcher auf Verwenden des Königs Ludwig einen Aufschub der ihm auferlegten Pilgerreise erhalten hatte und sich mit aragonischer und englischer Hülfe von den drückenden Friedensbedingungen zu befreien suchte, gerieth mit den Inquisitoren und Legaten in Streit, unterlag aber in diesem Kampfe. Er mußte sogar noch einmal eine Acte ausstellen, durch welche er die Ketzerverfolgung in seinem Lande aufs neue erlaubte (1243). Nichtsdestoweniger stand er zwei Jahre nachher, als Papst Innocenz IX. auf dem Concil zu Lyon den Kaiser Friedrich II. durch die Beschuldigung der Ketzerei verderben wollte, auf Seiten der Vertheidiger des Kaisers und erhielt dafür von diesem die Stadt Avignon und die Reichszölle von Viviers. Nach seinem Tode (1249) übernahmen seine Tochter, Johanna, und ihr Gemahl, Alfons von Poitou, die Regierung und führten sie unter des frommen Königs Schutz auf friedliche und freundliche Weise. Ludwig's des Heiligen Regentenweisheit kam auch jenen unglücklichen Ländern zu Statten und die edle, mildthätige Johanna benutzte die reichlichen Erträge ihrer Güter, um die Wunden zu heilen, welche die Verfolgung ihren Landsleuten geschlagen hatte. Sie und ihr Ge-

mahl verloren auf eine höchst zweideutige Weise kurz nach einander das Leben (1271), und Ludwig's des Heiligen Nachfolger, Philipp III., nahm hierauf das ganze Land nebst den Privatgütern in Besitz; doch wurde es noch lange besonders verwaltet und erst 1361 mit den Kronbesitzungen vereinigt.

3. Deutschland und Italien vom Tode Philipp's von Schwaben bis auf Gregor's IX. Regierungsantritt.

Der innere Zustand von Deutschland und Italien war am Anfange des 13. Jahrhunderts dem römischen Hofe ungemein günstig, weil die Minderjährigkeit Friedrich's II. und der Streit der beiden Gegenkaiser Philipp von Schwaben und Otto IV. dem Papste Innocenz III. Gelegenheit gaben, das kaiserliche Ansehen in Italien fast völlig zu vernichten und in Deutschland bedeutend zu schwächen. Eine unter den Deutschen bis dahin unerhörte That aber, die Ermordung des Kaisers Philipp, änderte die ganze Lage der Dinge. Otto ward sogleich allgemein als Beherrscher von Deutschland anerkannt, entsagte allen Ansprüchen auf die Länder, welche seinem Vater einst durch Friedrich Barbarossa genommen worden waren und erklärte auf einem Reichstag zu Frankfurt (1208), wo Philipp's Tochter Beatrix, wie oben erzählt worden, vor ihm erschien, seine Absicht, nicht nur ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen, sondern sich, sobald die Jahre es vergönnten, mit ihr zu vermählen. In Folge dessen erhielt er von seinen seitherigen Gegnern die Freiheit, ohne Rücksicht auf den jungen Friedrich II. die hohenstaufischen Güter in Deutschland als Erbschaft der Beatrix zu besetzen. Die Ruhe und Ordnung ward auf diese Weise sogleich wieder hergestellt, und die deutschen Fürsten schwuren (1208) auf einem Reichstage zu Frankfurt, daß sie sich von allen in der Verwirrung des Thronstreites eingeschlichenen Unbilden lossagen und dem Kaiser wieder, wie zu Karl's des Großen Zeiten, gehorsam sein wollten; freilich ward dieses Versprechen nachher schlecht gehalten. Auch mit dem Papste trat Otto in das freundlichste Verhältniß; denn er stellte ihm im Frühjahr 1209 zu Speier eine Urkunde aus, durch welche er frühere Zugeständnisse bestätigte und sogar manche den Kaisern in dem Wormser Concordat eingeräumte Rechte aufgab, namentlich aber die von Innocenz besetzten Länder in Mittelitalien als Eigenthum des römischen Stuhles anerkannte.

Im Sommer des Jahres 1209 zog Otto selbst nach Italien. Die Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens in diesem Lande schien damals ohne Schwierigkeit geschehen zu können, weil der Kaiser nicht nur mit dem Papste einig war, sondern auch zwischen den beiden Parteien des Landes als Vermittler auftreten konnte; denn er war

vom Blute her Guelfe und durch Heirath Ghibelline. Auch ward er in der That von Guelfen und Ghibellinen mit gleichem Jubel empfangen. Die Veroneser bauten ihm eine Brücke über die Etsch und übergaben ihm eine seit Heinrich's VI. Zeit besetzt gehaltene Burg; die mächtigen Häupter des Adels beider Parteien in Oberitalien, der Markgraf Azzo von Este, dessen Haus, den Welfen stammverwandt, von jeher zu diesen gehalten hatte, und der Graf Ezzelino II. von Romano, der Führer der Ghibellinen, fanden sich von freien Stücken bei ihm ein;*) die Mailänder nahmen ihn mit großen Ehren in ihrer Stadt auf; Tuscien erkannte ihn als seinen Oberherrn an und der Papst reiste ihm bis Viterbo entgegen. Otto verdarb aber Alles dadurch, daß er dem Letzteren unvorsichtiger Weise noch eine zweite Urkunde ausstellte, in welcher er Versprechungen that, die er weder halten konnte noch durfte und deren Nichterfüllung gleich darauf dem Papste gerechte Ursache gab, ihn als einen Meineidigen anzuklagen; denn er verpflichtete sich unter Andern, dem römischen Stuhle zu den bedeutendsten Besitzungen in Italien und sogar zur Herrschaft im Königreich Sicilien zu verhelfen. Otto zog hierauf nach Rom und gerieth, als er kaum die Kaiserkrone erhalten hatte (October 1209), aus verschiedenen Anläßen mit dem Papste in Zwist. Dieser Streit ging in offene Feindschaft über, als Otto nach seiner Abreise von Rom die Maske abwarf und als Herrscher auftrat. Er belehnte nämlich einige Fürsten mit Gütern, welche diese vorher vom Papste zu Lehen gehabt hatten, und griff dann das sicilianische Reich in Unteritalien an, weil die Leiter des jungen Friedrich II. ihn nicht als Kaiser und noch viel weniger als rechtmäßigen Besitzer der hohenstaufischen Erbgüter in Deutschland anerkannten. Dies konnte Innocenz nicht wohl zugeben; denn er war, wenn auch nicht mehr dem Namen, doch der That nach, Vormund des jungen Königs von Sicilien, und fand es im Interesse des römischen Hofes, zwischen den Guelfen und Ghibellinen ein gewisses Gleichgewicht zu erhalten. Sein Mißtrauen nahm zu, und wie er in jedem Lebensverhältniß schlagende biblische Citate zur Hand hatte, sprach er jetzt wie Gott im ersten Buche Mosis: „Es gereuet mich, daß ich den Menschen gemachet habe." Otto kehrte sich jedoch nicht an seine Abmahnungen

*) Ezzelin II. war der Nachkomme eines deutschen Kriegsmannes, der 1027 mit Konrad II. dem Salier nach Italien gekommen war; er führt auch den Beinamen der Mönch, weil er sich gegen Ende seines Lebens in die Einsamkeit zurückzog. Von seinen zwei Söhnen Ezzelin III. und Alberich ist der Erstere der in der Folge bekannt gewordene furchtbare ghibellinische Parteiführer. Ungeachtet der früheren Stellung beider Häuser hatte Otto mehr Vorliebe für Ezzelin II., den Vertreter der Kaiserrechte, als für Azzo von Este.

und nahm in Unteritalien eine Stadt nach der anderen ein, so daß er bald Herr im Lande war. Jetzt verlor der Papst die Geduld und belegte ihn mit dem Banne (zu Ende 1210). Diese Maaßregel äußerte ihre Wirkung vorzugsweise in Deutschland, wo Otto's frühere Gegner in der Stille wieder mit ihm zerfallen waren und, wie es scheint, schon seit einiger Zeit nur auf einen Anlaß warteten, um sich gegen ihn zu erheben; denn kaum war der Bannfluch ausgesprochen, als der Erzbischof Siegfried von Mainz sein Wehe über den Kaiser ausrief und in Verbindung mit dem König Ottokar I. von Böhmen und dem Landgrafen Hermann von Thüringen eine Zusammenkunft der Fürsten zu Nürnberg veranstaltete, um im Namen des Papstes auf Otto's Absetzung und auf die Erwählung des jungen Friedrich anzutragen. Es gelang dem Bischof zwar nicht, die Fürsten zur Annahme seines Vorschlages zu bewegen; er selbst sah vielmehr bald nachher sein Bisthum durch Otto's Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, verwüstet; allein der Papst erreichte nichtsdestoweniger den Zweck seines Bannfluches vollständig, weil Otto durch die Verhältnisse in Deutschland genöthigt ward, schnell dahin zurückzukehren und also alles, was er in Italien gewonnen hatte, wieder fahren zu lassen.

Der Kaiser ächtete unterwegs auf einem Reichstage zu Lodi die Anhänger des Papstes, darunter Azzo von Este, und machte den ihm treu gebliebenen Ezzelino zum Herrn von Vicenza. In Deutschland, wohin er im Mai 1212 kam, stellte er sogleich durch kräftige Maaßregeln sein erschüttertes Ansehen wieder her. Zum Unglück zerriß aber der Tod seiner Gemahlin schon im August desselben Jahres, wenige Tage nach Vollzug der Hochzeit, das einzige Band, das die hohenstaufische Partei an ihn knüpfte, und die Großen, welche als Erzbischöfe an der Spitze der Geistlichkeit standen, hielten meistentheils zum Papste, weil sie auf diese Weise für die Vergrößerung ihrer Häuser, die ihnen mehr als das Vaterland am Herzen lag, besser sorgen zu können glaubten. Die Hohenstaufen und die Anhänger des Papstes schickten sogleich zwei Abgeordnete nach Italien, um die Lombarden zu gewinnen und den jungen Friedrich II. nach Deutschland zu rufen. Dieser folgte der Einladung und reiste über Rom nach Genua. Von hier gelangte er unter dem Geleite mehrerer dem Kaiser Otto feindlichen Fürsten und Städte nicht ohne große Gefahr durch die Lombardei und über die rhätischen Alpen nach Deutschland, zunächst an den Bodensee.

Da Friedrich von diesem Augenblicke an, ungeachtet eines Alters von kaum 18 Jahren, in allen Stücken selbstthätig erscheint und, obgleich er als Schützling der Kirche in die Welt trat, doch schon wenige Jahre nachher der Kirche Trotz bot, so ist hier der rechte Ort, über

seine Bildung in Rücksicht auf Erkenntniß und religiösen Glauben eine Andeutung zu geben. Er erhielt, wie schon früher bemerkt worden ist, seine Bildung in dem mehr mohammedanischen, als christlichen Lande Sicilien; die Leute, welche ihn in seiner Jugend umgaben, waren großentheils Mohammedaner, und überdies herrschte in Sicilien der Skepticismus, welcher durch den Einfluß griechischer, persischer und indischer Vorstellungen unter den Bekennern des Islam schon längst Eingang gefunden hatte. Außerdem bildeten leichtfertige Dichter aller Art den Geschmack des jungen Friedrich; provençalische und catalonische Sänger, sowie Schriftsteller in dem Landesdialekt, welcher nachher durch Dante zur toscanischen Mundart ward, waren in seiner Umgebung, und er selbst versuchte sich in verschiedenen Gattungen leichter Poesie, obgleich er, nach den uns überlieferten Proben zu urtheilen, nur ein mittelmäßiges poetisches Talent besaß. Endlich standen auch die Vorstellungen, welche die gebildete Klasse in ganz Italien von Religion, Cultus und Hierarchie hatte, mit den von der Kirche gepredigten Lehrsätzen im Widerspruch. Bedenkt man alles dies, so muß man für Friedrich und seinen Ruhm um so mehr bedauern, daß er schon bei seinem ersten selbstständigen Auftreten sich für sein ganzes Leben in ein Lügensystem verwickelte; er gestand nämlich in der ersten Acte, die er nach seiner Ankunft in Deutschland dem Papste ausstellte, diesem alles Mögliche zu, obgleich er sein Versprechen weder erfüllen wollte noch konnte. Gewiß hatte er schon frühzeitig gelernt, weitgehende Gedanken in sich zu verschließen. Geistig frühreif, war er zudem in seinem 15. Jahre mit einer bedeutend älteren aragonischen Prinzessin, Constantia, der Wittwe des Königs von Ungarn, vermählt worden.

Die erste deutsche Stadt, die Friedrich gewann, — obwohl Kaiser Otto in der Nähe stand, — war Constanz, das ihm der Bischof übergab; er faßte nun sehr bald festen Fuß in Oberdeutschland und wurde noch im Jahre 1212 in Mainz gekrönt. Gleich nachher schloß er mit dem französischen König ein Bündniß gegen Otto. Dies trieb den Letzteren zu einer engeren Verbindung mit Philipp August's Gegner, dem König Johann von England, und veranlaßte jenen Zug nach Frankreich, auf welchem Otto die zwar unglückliche, aber für ihn persönlich nicht unrühmliche Schlacht bei Bouvines lieferte. Friedrich benutzte den Eindruck, den seines Gegners Niederlage auf die Deutschen wie auf das Ausland machte, um Otto's mächtigsten Anhänger, den Herzog von Brabant, mit dessen Tochter sich der welfische Kaiser nach dem Tode der Beatrix vermählt hatte, und mehrere andere Fürsten von ihm abzuziehen. Dann ließ er sich nochmals und zwar in Aachen, das als der echte Krönungsort galt, durch Siegfried von Mainz krö-

nen (Juli 1215), übernahm aber bei dieser Gelegenheit unglücklicher Weise die feierliche Verpflichtung zu einem Kreuzzuge. Im November desselben Jahres erklärte Innocenz III. auf der nach jeder Seite hin wichtigen lateranischen Kirchenversammlung seinen Schützling für den anerkannten Kaiser. Nun ward mehrere Jahre lang ein blutiger Bürgerkrieg geführt, welcher in Deutschland alle Ordnung auflöste, während zugleich in Italien die Guelfen und Ghibellinen in ewiger Fehde waren und fast jede Woche einander ein Treffen lieferten. Die habgierigen und herrschsüchtigen Großen, weltliche sowohl als geistliche, waren die Einzigen, welche bei dieser allgemeinen Verwirrung gewannen. Schon Philipp von Schwaben hatte, um seine Soldaten bezahlen zu können, einen Theil der Krongüter verschleudert und dadurch das kaiserliche Ansehen untergraben; denn diese Besitzthümer waren das einzige Mittel, die Krone von der Gunst des Herrenstandes unabhängig zu erhalten. Nachher hatte Otto, besonders seit dem Tode der Beatrix, es ebenso mit den hohenstaufischen Gütern gemacht. Der junge Friedrich, wollte er den habgierigen höheren Adel gewinnen, mußte Beide, seinen Vorgänger und seinen Gegner, durch verschwenderische Austheilung des Seinigen überbieten, und so groß war in den gepriesenen Zeiten der Treue und des Glaubens die Käuflichkeit, daß ihm sogar seine eigenen Anhänger den Eintritt in Deutschland nur gegen die Spendung von Domänen und Erbgütern gestatteten. Die Bischöfe, welche damals aus Dienern Christi weltliche Fürsten geworden waren, zeigten sich nicht weniger selbstsüchtig; ihre Anmaaßungen nahmen mit jedem Jahre zu und lösten die Ordnung im Reiche so sehr auf, daß schon Otto sich laut und bitter über die Verwirrung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit beklagte. Dieser Kaiser, dem es weder an Gerechtigkeitsliebe noch an kräftigem Willen fehlte, hatte dem Treiben der Großen und Bischöfe nachdrücklich zu steuern gesucht; er hatte in Schwaben die räuberische Ritterschaft mit rücksichtsloser Festigkeit in Schranken gehalten, die Armen und Bedrängten gegen die Habgier der Herren geschützt, und verdienten Geistlichen von niederer Herkunft, welche damals gegen den Familienanhang ihrer vornehmen Standesgenossen nur schwer aufkommen konnten, zum Besitze von Pfründen verholfen. Darüber waren alle habgierigen Seelen aufs heftigste gegen ihn erbittert. Friedrich machte es ganz anders, weil er mehr an sich und seinen Vortheil dachte. Er hatte sich vom Papste Innocenz zu dem Versprechen bewegen lassen, gleich nach dem Empfang der deutschen Krone seinem im Jahre 1210 geborenen Sohn, Heinrich, Neapel und Sicilien abzutreten und dieses Reich nie mehr mit Deutschland zu verbinden; sobald aber Innocenz gestorben war (1216), dachte er nicht im mindesten daran, Wort zu

halten. Er blieb Beherrscher in Sicilien, rief seinen Sohn, den er schon zum Herzog von Schwaben und zum Rector oder Reichsverweser von Burgund ernannt hatte, nach Deutschland, um ihn auf einer Fürstenversammlung in Frankfurt (1220) auch zu seinem Nachfolger im Reich erwählen zu lassen, und erkaufte bei der Gelegenheit die Zustimmung der geistlichen Fürsten damit, daß er die wichtigsten Rechte des deutschen Reiches aufopferte. Er entsagte nämlich nicht nur dem sogenannten Spolienrechte oder der kaiserlichen Befugniß, das bewegliche Eigenthum der Bischöfe nach ihrem Tode einzuziehen, sondern gewährte diesen auch verschiedene Privilegien, durch welche sie eine größere Macht und gewissermaaßen die Landeshoheit in ihren Bisthümern erhielten.

Wie Friedrich damals das Interesse des Reiches ohne Bedenken seinem Stolz und seiner italienischen Staatsklugheit zum Opfer brachte, so hatte er schon früher auf ähnliche Weise seine königliche Macht mißbraucht, um Otto auch in den norddeutschen Erblanden des welfischen Hauses verfolgen zu können. Um dies zu verstehen, muß man den Blick auf die Bemühungen richten, welche kurz vorher zur Ausbreitung der dänischen Herrschaft im Süden der Ostsee gemacht worden waren. An der Küste von Norddeutschland hatten die wendischen Völker im vorhergehenden Jahrhundert ein großes Reich gestiftet und Heinrich der Löwe hatte in Verbindung mit Waldemar I. von Dänemark dasselbe zu unterwerfen gesucht. Der Sturz des mächtigen Welfen machte es nachher dem Dänenkönige möglich, seine Herrschaft zum Nachtheil des Reiches im Lande der Wenden auszubreiten. Waldemar's beide Söhne, Knut VI. (bis 1202), und dessen Nachfolger, Waldemar II., auch der Sieger genannt, bauten nach einander auf der von ihm gelegten Grundlage fort und benutzten den Zwist zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben, um auf deutschem Grund und Boden sich ein größeres Reich zu schaffen, als sie in Dänemark ererbt hatten. Sie eroberten Holstein und alle anderen jenseits der unteren Elbe gelegenen Länder, gaben sich den stolzen Titel, „Könige der Dänen und Wenden“ und bildeten an der Küste der Ostsee einen großen, zur See wie zu Lande mächtigen Kriegsstaat. Waldemar II., der sich 1203 zu Lübeck feierlich als König der wendischen Länder krönen ließ, breitete seine Herrschaft sogar bis nach Liefland und Esthland hin aus. Hier waren nämlich durch norddeutsche Geistliche schon seit mehreren Jahrzehnten Versuche zur Bekehrung der heidnischen Einwohner gemacht worden und im Anfange des 13. Jahrhunderts hatte man nicht nur ein besonderes Bisthum, dessen Sitz die Stadt Riga wurde, gegründet, sondern auch eine neue geistliche Ritterschaft, den Orden der Schwertbrüder, gestiftet, um die Ausbreitung des

Christenthums durch Waffengewalt zu unterstützen. Von der Zeit an ward Kurland, Liefland und Esthland ein wahrer Tummelplatz für alle deutschen Ritter, welche in der Heimath nicht genug zu rauben und zu kämpfen fanden und es dauerte nicht lange, so geriethen die Schwertbrüder auch mit dem Bischof von Riga, welcher allein herrschen wollte, in heftige Feindseligkeiten. Dieser Zwist gab dem König Waldemar II. Anlaß und Vorwand, seine Macht auch nach jenen Gegenden zu richten und einen großen Theil von Esthland zu erobern.*) Noch ehe Waldemar seine Herrschaft bis in den fernen Osten hin erweiterte, war er mit dem deutschen Kaiser Otto in Krieg gerathen, weil derselbe die Rechte des Reiches gegen seine Anmaaßungen in Schutz nehmen wollte. Diesen Umstand benutzte Friedrich, um auf Unkosten des Reiches seinen Gegner auch da zu verfolgen, wo der eigentliche Sitz der welfischen Macht war. Er schloß 1214 einen Vertrag mit Waldemar und erkannte ihn durch eine förmliche Urkunde als rechtmäßigen Herrn aller jenseits der Elbe gelegenen Länder an, so daß in Folge dieses Vertrages der beste Theil von Norddeutschland für immer würde undeutsch geworden sein, wenn nicht neun Jahre später Graf Heinrich von Schwerin den dänischen König gefangen genommen und dadurch den beeinträchtigten deutschen Städten und Fürsten wieder zu dem Ihrigen verholfen hätte. Der Kaiser erreichte übrigens seinen Zweck; denn sein Gegner ward seit jenem Vertrage mit Waldemar zugleich vom Rhein, von der Elbe und von Sachsen her bedroht und sah sich bis zu seinem Tode ganz auf seine Erblande beschränkt. Otto verfiel 1218 in eine tödtliche Krankheit, und so stark war der Eindruck der ihm in der Jugend eingeprägten Begriffe, daß er vor seinem Ende wegen des auf ihm lastenden Bannes in kleinliche Furcht gerieth und sich auf jede Art von demselben zu lösen suchte. Er versammelte sterbend eine Anzahl Bischöfe, Aebte und Priester um sein Krankenbette, bat mit Thränen um die Absolution, versprach, um sie zu erlangen, alles Mögliche, unterwarf sich trotz seiner Krankheit einer harten Buße und wurde dann in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen. Otto IV. war der einzige Kaiser aus dem Stamme der Welfen.

Friedrich war nach dem Tode seines Gegenkaisers so mächtig, daß er 1219 einen großen Reichstag zu Goslar, also in den Erblanden der Welfen, halten und Otto's Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, seiner Pfalz berauben konnte. Er kam aber jetzt zu dem Papste Hono-

*) Auf den Zug gegen Esthland, der als ein Kreuzzug betrachtet wurde, führt die Legende den Ursprung des „Dänebrog" oder des dänischen Reichspaniers mit rothem Kreuz in weißem Felde zurück, das bei Reval vom Himmel gefallen sei.

rius III. in dasselbe Verhältniß, in welchem Otto nach dem Tode Philipp's von Schwaben zu Innocenz III. gestanden hatte. Daraus entspann sich sogleich ein Wettstreit, ob der Kaiser den Papst oder dieser jenen berücken werde. Friedrich's Schlauheit und Glück trug in diesem Streite den Sieg davon. Nachdem er 1219 mit Hülfe des Papstes die Reichsinsignien von Otto's Bruder erhalten hatte, gab er sich unsägliche Mühe, von den deutschen Fürsten die Wahl seines Sohnes Heinrich zum Nachfolger im Reich zu erlangen. Er erhielt sie im April 1220 gegen den Willen des Papstes durch große Opfer, welche er bei dieser Gelegenheit der Herrschsucht der geistlichen Herren brachte und scheute sich nicht, in einem Schreiben an Honorius diesen mit der groben Lüge zu berücken, daß die Stände seinen Sohn ohne sein Wissen gewählt hätten. Dann eilte er nach Italien, um sich die Kaiserkrone zu verschaffen, die er für seine Absichten nöthig fand. Honorius ertheilte sie ihm (November 1220), weil er den versprochenen Kreuzzug schnell ausgeführt zu sehen wünschte, und weil Friedrich ihm nach seiner Ankunft in Italien behülflich gewesen war, die störrigen Römer, welche mit dem Papste entzweit waren, durch Gewalt in Ordnung zu halten. Den Kreuzzug anzustellen hatte Friedrich keine Lust, obgleich er im Frühling 1221 den Herzog von Baiern mit einer Anzahl Galeeren nach Aegypten sandte und im Sommer selbst zu folgen versprach. Er hielt daher den Papst durch jene Versprechungen und Täuschungen hin, deren bereits früher gedacht worden ist, während er damals zugleich eine Anzahl guter Gesetze und Vorschriften für sein italienisches Reich erließ.

Bei dieser Gesetzgebung, sowie bei den diplomatischen Winkelzügen Friedrich's stand ihm sein ausgezeichneter Kanzler, Petrus a Vineis (Peter von Vinea) auf solche Weise zur Seite, daß sich nicht angeben läßt, wie viel Schuld der Treulosigkeit und Falschheit oder wie viel Verdienst des Eifers für Gesetz und Recht dem Kaiser oder seinem ersten Diener zukommt. Dagegen ist es gewiß, daß sich in den vielen trefflichen Verordnungen und Einrichtungen, welche der Eine schriftlich abfaßte und der Andere bekannt machen ließ, zwar edle Grundsätze der Humanität und Toleranz zu erkennen geben, daß aber auch zwischen diesen Gesetzen und ihrer Ausführung ein himmelweiter Unterschied war. Uebrigens gehört Petrus a Vineis, der in Capua geboren war und in Bologna seine wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, zu den wichtigsten Männern jener Zeit. Er war als Stylist allen denen überlegen, welche damals das wieder erwachte Studium der Alten auf das Leben und den Staat anwandten und unter denen besonders seine beiden Vorgänger, Buoncompagno und Bonaccio, die Geschäftsmänner nach den Grund-

sätzen der altrömischen Redekunst zu bilden gesucht hatten. Er war außerdem der römischen Jurisprudenz und der unzähligen Rechte, welche durch Herkommen und Sitte in den verschiedenen Theilen von Friedrich's Staaten herrschten, vollkommen Meister. Zu seinem Kaiser aber stand er in einem so innigen Verhältniß, daß Dante von ihm sagt, er habe die Schlüssel zu Friedrich's Herz in seinen Händen gehabt. Ihn, den Meister, und Friedrich, seinen Schüler, scheuten, wie es scheint, der Papst und sein Cabinet; Honorius drohte dem Kaiser zwar schon am Ende des Jahres 1221 mit dem Banne, aber er zögerte nachher nichts destoweniger Jahre lang, bis endlich Friedrich, statt nach Palästina zu gehen, die Lombarden und dadurch mittelbar den Papst selbst anzugreifen begann. Friedrich hatte nämlich gleich anfangs den Plan entworfen, das verhaßte Mailand, dessen demokratische Regierungsform dem Papste einen bedeutenden Einfluß gewährte, unter seine Gewalt zu bringen. Er beschäftigte sich daher einige Jahre hindurch blos damit, sein neapolitanisch-sicilianisches Reich in eine solche Verfassung zu setzen, daß es ihm alle Mittel zu jenem Zwecke liefern könne. Besonders schuf er sich während dieser Zeit eine Garde von Mohammedanern, welche zum Theil nur halb, zum Theil gar nicht bekehrt, dem Kaiser aber blindlings ergeben waren; er siedelte dieselben in der Landschaft zwischen Neapel und Salerno an, so daß man, zum Aergerniß frommer Christen, von den Thürmen mehrerer Städte fünfmal täglich den Gebetruf des moslemischen Imam hörte.*) Ueberhaupt bildete Friedrich aus der gemischten Bevölkerung seiner italienischen Erblande den Kern eines starken Söldnerheeres. Er sah jedoch ein, daß Städte wie Mailand und ihre Verbündeten ohne Hülfe der Ritterschaft nicht zu bekriegen seien. Er richtete also, nachdem er in Unteritalien und in Deutschland alle seine Vorkehrungen beendigt hatte, sein Hauptaugenmerk darauf, wie er, ohne Aufsehen zu erregen, ein ritterliches Heer zusammenbringen könne. In dieser Absicht beruhigte er zuerst den Papst durch eine neue feierliche Zusage des Kreuzzuges und schrieb dann 1226 einen allgemeinen Reichstag nach Cremona aus, zu welchem er sogar die Vasallen des Papstes aufbot, während er zugleich zur Beruhigung desselben unter den Aufgaben, die der Reichstag lösen sollte, auch die Ausrottung der Ketzerei namhaft machte. Der Reichstag sollte gewissermaaßen ein Heerlager werden und er selbst wollte aus Neapel und Sicilien, sein Sohn Heinrich aus Deutschland die Freunde und Vasallen herbeiführen. Allein die Mailänder merkten seine Absicht und kamen, vom Papste heimlich un-

*) Nocera hat noch heute im Volksmunde den Beinamen dei Pagani, das Nocera der Heiden.

terstützt, der Ausführung derselben zuvor. Sie reizten alle Städte, in welchen die Regierung guelfisch war, gegen Friedrich auf, erneuerten mit ihnen den alten lombardischen Bund, rüsteten sich zur Gegenwehr und verlegten die nach Deutschland führenden Alpenpässe, so daß Heinrich mit den Deutschen wieder umkehren mußte. Auf diese Weise ward dann aus dem beabsichtigten Reichstage nichts. Der Kaiser war damals nicht stark genug, die erlittene Schmach zu rächen, weil von allen zwischen Tuscien und den Alpen gelegenen Städten nur sechs ihm treu geblieben waren. Doch erklärte er die Rebellen in die Acht und ließ durch den Bischof von Hildesheim, der vom Papste zu seinem Stellvertreter auf dem beabsichtigten Kreuzzuge ernannt worden war, den Bann über sie aussprechen; auch befahl er, die Universität von Bologna zu schließen, um so die mächtige Stadt für ihre feindselige Gesinnung zu bestrafen. Der alte, würdige Papst Honorius wollte die Sache nicht aufs äußerste kommen lassen; er trat daher nicht als Schützer des lombardischen Bundes auf und war zufrieden, als Friedrich seine Erklärung zurücknahm. Ganz anders dachte sein Nachfolger, Gregor IX., welcher bald nachher (März 1227) Papst wurde.

4. Deutschland und Italien während der Zeit des Papstes Gregor IX.

Der neue Papst, Gregor IX., schon bei seiner Einsetzung ein Greis, aber voll Feuer und jugendlicher Thatkraft, ließ sich nicht wie sein Vorgänger täuschen und hinhalten. Als die für den Kreuzzug gesetzte Frist verstrichen und das in Apulien zusammengeströmte Kreuzheer auf eine traurige Weise umgekommen war, übergab er durch einen feierlichen Bannspruch das weltliche Oberhaupt der Christen dem Teufel und seinem Reiche. Nachher gebrauchte er gegen Friedrich auch weltliche Mittel, von denen er freilich ebenso, wie Friedrich vorher, als er durch den Bischof von Hildesheim die Lombarden in den Bann that, von den geistlichen, die Hand und den Sinn hätte lassen sollen. Den Vorwand zu seiner Verdammung nahm er nicht blos von der neuen Zögerung Friedrich's, den Kreuzzug anzutreten (der Kaiser war, wie oben erzählt worden, im September 1227 von Apulien abgefahren, aber nach wenigen Tagen wieder zurückgekehrt), sondern auch von seinen feindseligen Absichten gegen die Lombarden. Friedrich ließ sich durch den Bann, den Gregor IX. selbst in der Kirche zu Anagni von der Kanzel aus feierlich verkündete, nicht schrecken. Er beantwortete ihn durch ein äußerst heftiges Manifest und schickte sogar einen Gesandten nach Rom, um dasselbe dort öffentlich vorlesen zu lassen. Der Papst hatte unter den Römern selbst seine bittersten Feinde; Friedrich's Abgeordneter las daher nicht nur mit Erlaubniß des römischen Senats

das kaiserliche Schreiben dem versammelten Volk auf dem Capitol vor, sondern der Kaiser bereitete auch dem Papste in seiner eigenen Residenz solche Gefahren, daß dieser nicht bleiben konnte. Friedrich verband sich nämlich zuerst mit der mächtigen Familie der Frangipani und machte diese dadurch, daß er ihnen ihre Besitzungen in und um Rom abkaufte und dann als Reichslehen wieder zurückgab, zu Vasallen des Reiches; dann schickte er eine feierliche Gesandtschaft nach Rom und ließ auf gebieterische Weise dem Papste eine Aussöhnung anbieten und als dieser seine Botschaft zurückwies, hetzten die Frangipani das Volk gegen den Papst auf und nöthigten ihn, die Stadt zu verlassen (Ostern 1228). Friedrich hatte dabei noch einen besonderen Vortheil; denn er konnte in einem Schreiben den Papst vor aller Welt anklagen, daß derselbe unchristlicher Weise alle seine Anträge zur Versöhnung und zur kirchlichen Genugthuung zurückgestoßen habe. Um diese Beschuldigung noch gehässiger zu machen, suchte er zugleich das Gerücht zu verbreiten, Gregor treibe die Lombarden an, den deutschen Kreuzfahrern, welche mit Friedrich nach Palästina ziehen wollten, die Pässe zu verlegen und gebrauche das zum Kreuzzug gesammelte Geld, um Soldtruppen gegen den Kaiser zu werben.

Im August 1228 begab sich Friedrich, wie schon berichtet worden ist, nach Palästina, obgleich der Papst und sein Verbündeter, Johann von Brienne, einen Angriff auf Neapel und Sicilien rüsteten. Er gewann dadurch die öffentliche Stimme wieder einigermaaßen für sich; denn er erschien jetzt als Vertheidiger des Glaubens, während das Verfahren des Papstes diesem den Anschein gab, als wenn derselbe dem Kampfe für den Glauben Hindernisse und Schwierigkeiten bereite. Wirklich hatte auch Gregor nach Friedrich's Rückkehr (1229) große Mühe, sich auf gute Art aus der Sache zu ziehen. Er hatte während der Abwesenheit des Kaisers zu sehr weltlichen Mitteln gegriffen und Schaaren von Söldnern angeworben, die mit dem Schlüssel Petri bezeichnet wurden und unter dem Oberbefehl Johann's von Brienne den Statthalter von Unteritalien angriffen. Diese sogenannten Schlüsselsoldaten, welche neben Johann von Brienne der Cardinal Colonna anführte, hatten bereits einen Theil des Neapolitanischen besetzt, als Friedrich aus Palästina zurückkam, bei Brindisi landete und mit seinen großentheils mohammedanischen Kriegern nicht nur die päpstlichen Truppen schnell wieder aus seinem Reiche trieb, sondern auch den Papst in seinem eigenen Lande bedrohte. Doch entbot er zugleich die deutschen Fürsten zu sich, um einen Frieden zu vermitteln. Es erschienen mehrere der angesehensten Fürsten und Bischöfe in Neapel; diese leiteten in Verbindung mit dem Großmeister der Deutschordens-Ritter, Hermann von Salza, die Unterhandlungen ein, und

Gregor mußte sich zu einer Aussöhnung bequemen. Im Sommer 1230 kam der Frieden von San Germano zu Stande, in welchem der Kaiser die Lösung vom Banne erhielt und dagegen den Forderungen des Papstes in allen Punkten nachgab. Ernst war es keinem von Beiden mit diesem Frieden; im Gegentheil, Beide täuschten und betrogen einander gleich nachher absichtlich. Selbst das gemeinschaftliche Interesse gegen die Ketzerei, welche man als Verbündete des städtischen Republikanismus in der Lombardei ansah oder anzusehen vorgab, vermochte den Gegensatz nicht auszugleichen. Der Kaiser blieb, obgleich er sich scheinbar gedemüthigt hatte, mit allen Feinden Gregor's, besonders mit den unruhigen Römern, im Einverständniß, und der Papst bestärkte die Lombarden in ihrer Widersetzlichkeit gegen Friedrich, indem er sich den Anschein gab, als wenn er zwischen beiden Theilen vermitteln wolle. Diese Widersetzlichkeit der Lombarden beschloß der schlaue Friedrich zu einer Angelegenheit des ganzen streitbaren Adels und Herrenstandes zu machen. Er schrieb deshalb nach Ravenna einen Reichstag aus, welcher der städtischen Freiheit und Unabhängigkeit den Todesstoß geben sollte. Um dies abzuwenden, suchte der lombardische Bund den bewaffneten Rittern und Herren, welche aus Deutschland nach Ravenna zogen, den Eintritt in die Lombardei zu versperren; allein der Reichstag kam doch zu Stande, und es ward auf demselben ein Beschluß gefaßt, der demjenigen fast ganz gleichlautend ist, welchen Friedrich's Sohn und Stellvertreter in Deutschland, Heinrich, auf einem fast zu gleicher Zeit in Worms gehaltenen Reichstag zu Stande brachte. In beiden Verordnungen wurden alle Städte, welche nicht kaiserlich waren oder dem Kaiser in Allem folgten, zum Vortheil der Fürsten und Bischöfe eingeschränkt, ihre Verbindungen unter einander strenge verboten, das städtische Freiheitsprincip als ein mit der aristokratisch-monarchischen Verfassung des Reiches unverträgliches verdammt und gegen die seitherige unabhängige Existenz der Städte das Fürsten- und Adelsrecht von neuem und kräftiger wiederhergestellt. In Italien galt es dem Kaiser besonders darum, den lombardischen Föderativstaat durch fürstliche Waffen zu vernichten. Deshalb trat er in Ravenna auch mit zwei ghibellinischen Tyrannen, welche nach Fürstenthümern in der Lombardei strebten, Ezzelino III. von Romano und Salinguerra, in Verbindung, und verabredete mit ihnen einen tief angelegten Plan zum Verderben der Städte. Er erklärte zunächst in einer Proclamation, welche er zu Ende des Jahres 1232 in der Lombardei ausgehen ließ, Ezzelino, der ihm Stadt und Mark Verona übergeben hatte, mit seinen Verwandten und Freunden für unverletzlich und stellte sie unter den besonderen Schutz des Reiches. Nachher schaffte er den seitherigen

Gebrauch ab, nach welchem die Städte, um eine unparteiische Gerechtigkeitspflege zu haben, zu ihrem Podesta oder Schultheiß gewöhnlich einen Bürger aus einer anderen Stadt wählten, weil dieser keinen Anhang und keine Familie bei ihnen hatte; Friedrich verbot nämlich, einen Podesta aus einer Stadt des erneuten lombardischen Bundes zu wählen, und stellte damit die Bürger der Lombardei ebenso als eine unfähige und gewissermaaßen verpestete Menschenklasse hin, wie er durch jenen Schirmbrief Ezzelino's die Tyrannen für edel und trefflich erklärt hatte. Derselbe Haß gegen die oberitalienischen Städte und gegen den Papst hatte den Kaiser schon einige Jahre früher veranlaßt, in Neapel eine neue Universität zu stiften (1224). Die Stadt Bologna, die er schon längst haßte und vergebens mit den Waffen angegriffen hatte, verdankte ihren Wohlstand fast ganz allein der in ihr bestehenden Lehranstalt; denn der Ruf derselben zog beständig über 12,000 Fremde dahin. Diese Universität stand aber unter dem Schutze des Papstes, dessen System sie lehrte und durch ihre Schüler in alle Welt verbreitete; Friedrich traf also, wenn er sie schlug, zugleich seine alte Feindin Bologna und den Papst. Er gründete eine Universität in Neapel und gewährte nicht blos den auf dieser neuen Anstalt Studirenden noch größere Privilegien, als die Studenten von Bologna genossen, sondern er verhängte auch, zum großen Nachtheil seiner Unterthanen und der Wissenschaften, einen im Mittelalter fast unerhörten Universitätsbann zu Gunsten Neapels; denn er verbot allen Bewohnern des neapolitanischen Reiches im Auslande zu studiren oder zu lehren. In einem über die neue Universität erlassenen Edicte hielten es der Kaiser und sein Kanzler nicht unter ihrer Würde, die Studirenden dadurch anzulocken, daß sie ihnen Sicherheit der Heerstraßen, Wohlfeilheit der Lebensmittel und eine völlige Freiheit während des Aufenthaltes im Lande versprachen, und sogar öffentlich verkündeten, wie für Wohnungen der Studirenden und für Anleihen auf Pfänder gesorgt sei und um welchen Preis die Zimmer zu haben wären. Dieses Edict war für die Lombarden so beängstigend, daß im Jahre 1227 kaum wieder neue Unterhandlungen zwischen ihnen und dem Kaiser eingeleitet waren, als sie dringend um die Zurücknahme desselben baten. Friedrich willfahrte ihrer Bitte hauptsächlich aus dem Grunde, weil er selbst einsah, daß die eigentlichen freien Künste nur in Bologna erlernt werden könnten, wenn auch die Brodwissenschaften ganz gut in Neapel getrieben wurden.

Während Friedrich die Freiheit und Kraft der lombardischen Städte untergrub und dagegen die Macht der Fürsten und Tyrannen zu heben suchte, war er zugleich eifrig bemüht, seinem schönen Reiche in Süditalien Ordnung und Gerechtigkeit, sowie Sicherheit des Ver-

lehrs, einen blühenden Handel und eine größere Ausdehnung desselben zu verschaffen. So rühmlich aber auch diese Bestrebungen waren, so trefflich die Grundsätze sind, zu welchen sich Friedrich in den von ihm erlassenen Gesetzen und deren Einleitungen bekennt, so wenig zeigt sich in seiner Regierung und Verwaltung eine feste Anwendung dieser Grundsätze. Er ließ durch den Erzbischof Jacob von Capua, wahrscheinlich unter besonderer Beihülfe seines Petrus a Vineis, für das sicilianische Reich eine Sammlung der alten Gesetze und Rechte machen, in welche er auf schlaue Weise seine neuen Gesetze einschob. Diese Sammlung ließ er zu derselben Zeit, als der Papst den Lombarden-Bund gegen ihn aufreizte, und zum Theil sogar geradezu aus Trotz gegen den Papst, auf einer Versammlung zu Melfi als Gesetzbuch des von ihm beherrschten Romanen-Reiches bekannt machen (1231), daher sie auch oft mit dem Namen der Constitutionen von Melfi bezeichnet wird. Wie sehr er es dabei auf den Papst abgesehen hatte, geht unter Anderen daraus hervor, daß er durch eine ganze Reihe von Verordnungen, welche einen besonderen Abschnitt des Gesetzbuches bildet, die Rechte des Königs und des Volkes gegen den Klerus sicherte und z. B. in einer derselben die Verkaufung oder Schenkung von erblichen Besitzthümern an Kirchen, Klöster und geistliche Ritterorden verbot. Uebrigens zeigen die in Friedrich's Gesetzbuche befindlichen neuen Verfügungen selbst bei einem oberflächlichen Blicke aufs deutlichste, wie hoch er und seine Rathgeber über ihrem Zeitalter standen. So spricht er sich z. B. in diesen Gesetzen zwar über die inneren Feinde des Christenthums oder die Ketzer sehr strenge aus; er verlangt aber dabei eine völlige Duldung für Alle, welche sich öffentlich zu einem anderen Cultus als dem christlichen bekennen und gebietet daher, daß Niemand deswegen, weil er ein Jude oder Mohammedaner sei, unschuldig leiden dürfe. Er weiß ferner nichts von einem Gottesgericht und untersagt, mit Ausnahme weniger besonderer Fälle, den gerichtlichen Zweikampf, weil, wie er sich ausdrückt, zwei Kämpfer einander fast nie an Kräften, Muth und Geschicklichkeit gleich seien und deshalb die Entscheidung nur zu Gunsten des stärkeren und geübteren Armes ausfalle. Die Gelegenheit zu blutigen Händeln in einem von rach- und blutgierigen Stämmen bewohnten Lande suchte er durch ein weises Gesetz zu entfernen, welches Allen außer den Beamten das Tragen von Waffen und Messern verbot. Die Verschiedenheit des Rechtes, welche zwischen den der Abkunft nach unter einander so sehr verschiedenen Völkern des Reiches bestand, konnte er allerdings nicht aufheben; aber er suchte sie wenigstens so unschädlich als nur möglich zu machen. Auch über den Handel und Verkehr, über die Polizei und über das Zusammenleben in volkreichen Orten gab er eine Anzahl Verordnungen.

Wenn sich in diesen und anderen Gesetzen die Größe und Unabhängigkeit seines Geistes zeigt, so erkennt man andererseits aus manchen Bestimmungen seines Gesetzbuches auch, wie weit Italiens Bewohner schon damals dem übrigen Europa voraus waren. Dies läßt sich unter Andern aus dem Umstande schließen, daß Friedrich gesetzlich bestimmen zu müssen glaubte, den wievielten Theil einer klagbar gewordenen Sache der Advocat von seinen Klienten fordern dürfe; denn diese Verfügung setzt voraus, daß eine wissenschaftliche Vertheidigung des streitigen Rechtes vor Gericht unentbehrlich schien. Dasselbe geht aus den Verordnungen über die Gesundheitspolizei hervor, weil in diesen nicht nur die Pflichten des praktischen Arztes, die Taxe der Krankenbesuche und das ganze Apothekerwesen genau bestimmt sind, sondern auch für Alle, welche die Arzneikunst lehren oder ausüben wollen, ein strenges wissenschaftliches Examen vorgeschrieben und die Art, wie sie ihre Studien machen sollen, angegeben wird.

So trefflich alle diese Verordnungen waren, so bildeten doch leider die Finanzen den Mittelpunkt, um den sich die ganze Staatsverwaltung drehte, und Friedrich weihte durch die in seinem Gesetzbuche zur Anwendung gebrachten administrativen Grundsätze die Regenten des Mittelalters, welche sonst nur im Nothfall den Beutel ihrer Unterthanen in Anspruch nahmen, in die kameralistische Weisheit der neueren Zeit ein; nur trug er diese weniger breit vor, als es jetzt zu geschehen pflegt. Man schaudert vor einem solchen Vorgang und Beispiel um so mehr zurück, je mehr man sonst weiß, daß weder Geiz noch Habsucht Friedrich's Leidenschaft war, sondern daß er nur darum seine neapolitanischen Unterthanen quälte, weil er ohne Geld die Freiheit der Lombarden, die doch schon sein Großvater anerkannt hatte, nicht unterdrücken konnte. Neben einer geregelten Grundsteuer, welche die Beamten auch von den Klöstern eintrieben, bestanden Accisen mancher Art, ferner einträgliche Regalien, wie Salz, Kupfer und Rohseide. Schon im Jahre 1231 brachen, während der Kaiser in Oberitalien verweilte, in Sicilien heftige Unruhen aus, weil die dortigen Fabrikanten und Kaufleute, die thätigsten und fleißigsten der damaligen christlichen Welt, durch seine Zölle und Abgaben zur Verzweiflung gebracht waren. Auch diesseits der Meerenge erhob sich hie und da das Volk. Friedrich unterdrückte diese Bewegungen und Aufstände ohne Mühe, er konnte sich aber nicht entschließen, die Ursachen derselben zu entfernen. Im Gegentheil, nichts lag ihm so sehr am Herzen, als seine Kameral- und Zollämter, und selbst sein tüchtiger Kanzler Peter von Vinea konnte es ihm in Bezug auf diese nicht recht machen, weil er nicht streng genug war. Auf diesem Wege ward Friedrich, ohne es zu ahnen, aus einem edeln und weisen Regenten

ein Tyrann und Despot, und wie immer, so folgte auch bei ihm dem Glanze, der Macht und Größe der Uebermuth und dem Uebermuthe die Höllenqual. Wir finden ihn in der zweiten Hälfte seines Lebens wieder mit dem Papste und der Kirche entzweit, mit den lombardischen Städten aufs neue in offenem Kampfe, von seinen getreuesten Unterthanen als Bedrücker angesehen, von seinen Dienern verrathen oder als ihr Zuchtmeister verflucht, mit seinem trefflichen Minister gespannt und sogar mit seinem eigenen Sohne in bitterer Fehde.

Uebrigens ging der allgemeine Haß, der den Kaiser verfolgte und drückte, nicht blos von seinen despotischen Maaßregeln aus, sondern er beruhte hauptsächlich auf seiner engen Verbindung mit den Mohammedanern, durch welche er den Handel seiner Staaten sicherte, ihrer Industrie neue Absatzquellen verschaffte und sogar für seine Verbündeten Vortheile auswirkte. Er war mit der Sprache und den Sitten der Mohammedaner genau bekannt, stand mit allen mohammedanischen Herrschern seiner Zeit in freundlichem Verkehr und empfing z. B. im Jahre 1232 zu gleicher Zeit die Gesandten des Sultans von Damaskus und des Oberhauptes der syrischen Assassinen; die Gesandten des Ersteren überbrachten ihm zum Geschenk eine eben so kunstreiche als kostbare astronomische Uhr. Kurz vorher hatte Friedrich mit Abnissak, dem Beherrscher von Tunis, einen merkwürdigen Vertrag geschlossen, nach welchem die Unterthanen des Einen, die sich als Sklaven im Lande des Anderen befanden, gegenseitig freigegeben, der Handelsverkehr zwischen beiden Staaten von allen Abgaben befreit und die Verhältnisse der in Korsika angesiedelten Mohammedaner zu Friedrich und seinem Reiche geregelt wurden. Eine so innige Verbindung mit Ungläubigen, die häufigen Gesandtschaften derselben, der stete Tausch der Geschenke mit ihnen und die Unterhaltung einer mohammedanischen Kriegerschaar, mit welcher er den Papst ängstigte, mußten unter den Christen jener Zeit das größte Vorurtheil gegen ihn erregen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß man, als der Herzog Ludwig von Baiern, den der Kaiser zum Rathgeber seines Sohnes Heinrich eingesetzt hatte, 1231 auf der Brücke zu Kelheim ermordet ward und der Mörder selbst auf der Folter kein Geständniß ablegte, den Kaiser beschuldigte, er sei der Anstifter dieser That gewesen und habe sich zu derselben des Dolches der Assassinen, seiner Freunde, bedient; denn mit dem Alten vom Berge in Verbindung zu stehen, wurde von den Menschen jener Zeit dem Bunde mit dem Teufel gleichgestellt oder ebenso angesehen, wie bei den Protestanten des 17. und 18. Jahrhunderts die Verbindung mit den Jesuiten. Diese Beschuldigung fand in Deutschland vielen Glauben und erbitterte die Gemüther; wie wenig sie begründet war, läßt sich dar-

aus schließen, daß der Sohn und Nachfolger des Ermordeten, Herzog Otto, dem Kaiser unverbrüchlich ergeben blieb.

Das schon oben erwähnte unglückliche Verhältniß des Kaisers zu seinem ältesten Sohne Heinrich hatte zwar seinen Hauptgrund in der frühen Entartung des Letzteren, hing aber doch auch mit Friedrich's Herrschsucht zusammen; denn der Vater war, als Heinrich zum Manne heranwuchs, weit mehr besorgt, wie er seinen Sohn zum Werkzeuge seiner Absichten gegen die lombardischen Städte gebrauchen, als wie er ihn zum künftigen Regenten bilden könne. Friedrich hatte, als er 1220 für eine lange Reihe von Jahren nach Italien zurückkehrte, den damals erst zehn Jahre alten Knaben in Deutschland zurückgelassen und dem Namen nach an die Spitze der deutschen Angelegenheiten gestellt; als König wird derselbe oft unter dem Namen Heinrich VII. angeführt. Nach einem in der Fürstengeschichte des Mittelalters häufig vorkommenden Mißbrauche vermählte man ihn fast noch als Knaben; Entsittlichung und Widerwille gegen das Eheleben blieben nicht aus. Seine Gemahlin war Margaretha, eine Tochter Herzog Leopold's VII. von Oestreich. Niemand dachte daran, den jungen Ehemann unter eine ordentliche Zucht oder auch nur in anständige Gesellschaft zu bringen. Jagd und Falknerei wurden daher bald die liebste Beschäftigung Heinrich's, Jäger, Falkner und Bediente seine liebste Gesellschaft. Wohl gehörten einige der Herren, die den Umgang des jungen Königs bildeten, nachweislich zu den Kennern und Pflegern des echten deutschen Minnegesanges; gleichwohl gibt man als Hauptursache von Heinrich's Unglück allgemein seinen Verkehr mit jenen herumziehenden Sängern, Sängerinnen, Gauklern, Pantomimen und Lustigmachern an, welche er, als er in das Jünglingsalter getreten war, an seinem Hofe zugelassen. Diese Menschenklasse war im südlichen Frankreich und in Catalonien entstanden, wo damals Gesang, Spiel und Tanz fast ausschließlich einheimisch war. Sie verbreitete sich mit dem Gesange der Liebe, des Weines und der ritterlichen Abenteuer auch nach dem übrigen Frankreich, sowie nach Italien und Deutschland, führte bei den Festen fürstlicher Höfe ihre Schwänke und Possen auf und erhielt dafür Kleider und Geld als Geschenke. Menschen solcher Art verdarben den jungen Heinrich, sie hatten ihn ganz in ihrer Gewalt und erhielten ihn roh und kindisch. Man konnte daher auch den unverständigen Jüngling leicht glauben machen, daß es sein Nutzen sei, sich gegen seinen Vater aufzulehnen und an den Papst und die Lombarden anzuschließen. Außer diesen Beiden suchten auch der Herzog von Oestreich, von jeher Friedrich's Todfeind, und andere deutsche Fürsten sich des schwachen Jünglings zu ihren Absichten zu bedienen.

Die Sache war für Friedrich gefährlich, weil sie in eine Zeit fiel, wo er sich durch seine Staatsklugheit und durch sein Verhältniß zu den Mohammedanern in sehr übeln Ruf gebracht hatte. Dagegen war der Papst in jener Zeit zu einer schwankenden Haltung verurtheilt, die sonst dem heftigen Greise nicht eigen war; denn der Kaiser hatte ihn bei einem erneuten Versuche der Römer, sich als freie Stadtgemeinde zu constituiren und zunächst Viterbo zu erobern, von seinen Truppen unterstützen lassen. Friedrich begnügte sich, so lange Heinrich allein in der Thorheit seines Sinnes ihm widerstrebte, mit harten Verweisen; sobald derselbe aber eine förmliche Verbindung mit den Lombarden schloß und sich von Friedrich's Gegnern in Deutschland zum offenen Aufstande treiben ließ, brach Friedrich schnell gegen ihn auf. Er zog damals (1235) zwar ohne Heer nach Deutschland, nahm aber eine sehr bedeutende Summe Geldes mit, weil er sicher war, daß er dadurch sogleich Alles an sich ziehen werde. Auch war er kaum dort angekommen, als Heinrich von seinen Anhängern verlassen wurde. Der bethörte Sohn reiste dem Vater entgegen, bat auf einem Reichstage in der treu kaiserlich gesinnten Stadt Worms um Verzeihung und erhielt sie, erlaubte sich aber gleich nachher neue Unbesonnenheiten und Gewaltthätigkeiten und verweigerte auch die Uebergabe der Burg Trifels, in welcher seit Friedrich's I. Zeit die kaiserlichen Schätze verwahrt wurden. Nun ließ ihn der Kaiser gefänglich einziehen und zuerst in der alten Burg Heidelberg über dem jetzt als Ruine bewunderten Schloß der späteren Pfalzgrafen, dann in einer Feste bei Nördlingen, endlich in Aquileja in harter Haft halten. Von hier ward der unglückliche Prinz nach Unteritalien gebracht, daselbst von Kerker zu Kerker geschleppt und so lange gepeinigt, bis er erlag (1242). Die Ursache dieser Härte muß man theils in der Gunst suchen, die der Papst dem jungen König bewiesen hatte, theils in dem Anhange, welchen Heinrich auch nach seinem Sturze noch hatte, und der ihm so ergeben blieb, daß sowohl der Herzog Friedrich von Oestreich, als die Mailänder bei Heinrich's Abführung nach Apulien Befreiungsversuche machten. Der Papst hatte in dem Streite zwischen Vater und Sohn eine Falschheit gezeigt, welche für den Kaiser ein neuer Grund zur Erbitterung ward. Gregor hatte sich öffentlich gegen Heinrich ausgesprochen, insgeheim aber die Fürsten gegen Friedrich aufgehetzt und dann auf jede Weise zu verhindern gesucht, daß man den zweiten Sohn desselben von Jolantha, Konrad IV., an Heinrich's Stelle zum deutschen König wähle. Doch konnte er das letztere nur auf zwei Jahre hintertreiben; denn Konrad ward 1237 von den Reichsständen gewählt.

Im Juli 1235 vermählte sich Friedrich, welcher bereits zum zweiten

Male Wittwer war, mit Isabella, der Schwester des englischen Königs Heinrich III. Ueberaus prachtvoll war der Empfang, den die reiche Bürgerschaft von Köln, die stets dem englischen Königshause befreundet war, der Kaiserbraut bereitete. Friedrich feierte die Vermählung zu Worms mit großen Festlichkeiten, welche ebenso, wie der wenige Wochen später zu Mainz gehaltene Krontag, zu zeigen scheinen, daß er bei seinem damaligen Aufenthalte in Deutschland die Deutschen durch Aufwand und durch den Glanz der Kaiserwürde blenden wollte. In Mainz, wo fast alle deutschen Fürsten und Bischöfe sich bei ihm einfanden, ward wieder einmal nach der Sitte der karolingischen Zeit ein Capitular oder eine durch Kaiser und Reich beschlossene grundgesetzliche Bestimmung zu Stande gebracht. Dieses Mainzer Capitular ist außer seinem Inhalte auch dadurch merkwürdig, daß es höchstwahrscheinlich auch in deutscher Sprache abgefaßt wurde, während bis dahin für die Reichsgesetze einzig die lateinische Sprache gebräuchlich gewesen war. Es bezieht sich hauptsächlich auf das Gerichtswesen und auf die Ruhe und Ordnung im Reiche. Besonders verordnete Friedrich damals die Einsetzung eines als Stellvertreter des Kaisers waltenden Hofrichters und genaue Bestimmung über die Art und Ausdehnung der Gerichtsbarkeit desselben; denn er dachte auf eine lange Abwesenheit aus dem Reiche und wollte doch diejenige Justiz, welche der Kaiser nur persönlich üben konnte, nicht ganz untergehen lassen. Auch versöhnte er sich in Mainz mit seinem Hauptfeinde, dem welfischen Hause, welches freilich damals schon sehr geschwächt war. Er gewann das Haupt desselben, Otto das Kind, einen Neffen des kinderlosen Kaisers Otto IV., dadurch, daß er ihm einen höheren Rang und die damit verbundenen Rechte verlieh. Er erhob nämlich mit Zustimmung aller Fürsten die welfischen Erbgüter Braunschweig und Lüneburg, zu welchen noch Goslar und Stade kamen, zu einem Herzogthum, obgleich dieser Titel seither nur den Hauptländern deutscher Nation zugekommen war, und erklärte dieselben dann für ein auch in weiblicher Linie erbliches Reichslehen. In den vorhergehenden Jahren war in Deutschland nicht nur der Versuch gemacht worden, die Ketzergerichte in der Art, wie man sie zu Toulouse festgesetzt hatte, auch für Deutschland einzurichten, sondern es war gegen einen sehr wackeren und tüchtigen niederdeutschen Volksstamm ein Kreuzzug eröffnet und ebenso grausam wie unbillig durchgeführt worden. Dies waren die Stedinger, ein friesischer Stamm an der unteren Weser und an der Hunte, bei welchen sich noch Allodialbesitz und bäuerliche Freiheit erhalten hatte und die sich ebenso den Bedrückungen adeliger Herren, namentlich der Grafen von Oldenburg, wie des Erzbischofs von Bremen widersetzten. Da sie sich im Kampfe vor-

trefflich hielten, so erwirkten ihre Gegner vom Papst Gregor IX. die Erlaubniß, sie als Ketzer zu bekriegen; die schwärmerischen Religionsübungen, die man ihnen nachsagte, waren jedenfalls böswillig übertrieben oder völlig erfunden; eine derselben, die Anbetung eines Katers, wurde 70 Jahre später auch den Tempelherren zugeschrieben. Ihr Hauptfeind war Konrad von Marburg, wahrscheinlich Dominicaner, ein gelehrter und kraftvoller, aber auch gewaltthätiger und grausamer Mann, der sich auch in Straßburg an einem Ketzergericht betheiligte. Von dem Verlaufe des Kampfes werden wir an einer anderen Stelle berichten; die Stedinger unterlagen der Uebermacht, trotz des Heldenmuthes, den ihnen das Bewußtsein einer guten Sache verlieh. An diesem Kriege war Friedrich nicht unmittelbar betheiligt, doch verlieh er den Verfügungen gegen die Ketzer sein kaiserliches Ansehen. Der weltliche Oberherr wie der Papst, so entschieden sie einander haßten, fanden in jenen nationalen Freiheitsbestrebungen noch mehr als in denen der Lombarden Etwas, das ihnen beiden mißfiel. Konrad von Marburg hatte nur den Anfang dieses schmählichen Kreuzzuges erlebt; auf einer Reise von Mainz nach Niederhessen wurde er von Leuten, welche die neue Art von Aufrechthaltung der Glaubenseinheit nicht nach seinem Sinne fanden, erschlagen. Uebrigens trafen die ersten Bischöfe des Reiches wie auch König Heinrich Maaßregeln gegen Konrad und das Verfolgungswesen; doch kamen dieselben den Stedingern nicht mehr zu Gute. Konrad von Marburg hatte auch einen großen Ruf als Rathgeber der heiligen Elisabeth, der Niemand das Verdienst einer reinen und guten Seele abstreiten wird; inwiefern sie inneres Glück genossen haben könne, hat Jeder nach eigenem Gefühl zu beurtheilen; jedenfalls beruht ihre Tugend und Heiligkeit auf der Denkweise eines Zeitalters, dem die Kinderkreuzzüge und die Stiftung der Bettelorden angehören. Sie war die Tochter des Königs Andreas von Ungarn, den wir als Führer in einem Kreuzzuge kennen gelernt haben; ihr ganzes Leben ist von Legenden ausgeschmückt. Vier Jahre alt wurde sie, wie es heißt in einer silbernen Wiege, von Ungarn aus nach der Wartburg an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen gebracht (1211), um als die Braut seines ältesten Sohnes Ludwig erzogen zu werden. Die Vermählung fand 1221 Statt; sie hatte ihrem Gemahl drei Kinder geboren, als er nach Unteritalien zog, um Friedrich II. auf seinem angekündigten Kreuzzuge zu begleiten, aber, wie oben erzählt worden, zu Otranto starb. Seitdem übte sie unter der Leitung Konrad's von Marburg die härtesten, mitunter wahrhaft schmählichen Bußübungen; zudem

wurde sie von ihrem Schwager Heinrich Raspe ins Elend getrieben und starb 1231 zu Marburg, erst 24 Jahre alt; zu den Wundern, die man ihr schon im Leben nachgerühmt, kamen noch andere, über die ihr Beichtvater nach Rom berichtete und die ihre Heiligsprechung zur Folge hatten.

Wenige Wochen nach dem Reichstage zu Mainz hielt Friedrich eine neue glänzende Versammlung in Augsburg, um die süddeutschen Fürsten gegen Friedrich den Streitbaren von Oestreich, einen seiner ärgsten Gegner, zu gewinnen. Dann brachte er einige Monate in Hagenau zu, um die Rechte des deutsches Reiches auf die burgundischen Lande zu erneuen. Hier ließ er sich von dem unglücklichen Grafen Raimund von Toulouse und dem Grafen Raimund Berengar von Provence den Lehenseid leisten. Auch ertheilte er dem Letzteren damals die Ritterwürde, welche dieser, obgleich er bereits 50 Jahre alt war, sich noch nicht hatte geben lassen, weil die Sage ging, daß jeder Graf seines Hauses bald nach Empfang derselben sterben müsse; Raimund Berengar hatte aber den Kaiser um den Ritterschlag gebeten, weil seine beiden Schwiegersöhne, die Könige Ludwig IX. von Frankreich und Heinrich III. von England, es für einen Schimpf hielten, daß er noch nicht Ritter wäre. Im Mai des folgenden Jahres (1236) begab sich der Kaiser nach Marburg, wo die Gebeine der heilig gesprochenen Landgräfin Elisabeth in ein anderes Grabmal versetzt und die neue Heilige durch Taschenspielerkünste dem blinden Volke zur Verehrung empfohlen werden sollte. Obgleich Friedrich selbst an die Unsterblichkeit der Seele und an Christi Erlösung schwerlich aufrichtig glaubte, so übernahm er doch eine Hauptrolle bei diesem Gaukelspiele, weil sein Vortheil es zu fordern schien. Höchstwahrscheinlich hoffte er dadurch die deutsche Geistlichkeit, welche die ganze Gaukelei veranstaltete, zu gewinnen; vielleicht wünschte er auch die tapferen Bewohner von Thüringen und Hessen durch die ihrer früheren Fürstin erwiesene Ehre an sich zu ziehen, um sich ihrer bei dem beabsichtigten neuen Kriegszuge nach Italien bedienen zu können. Eine große Zahl von Menschen war zu dem Feste zusammengeströmt. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier und der Bischof von Hildesheim leiteten im Namen des Papstes die Versetzung der Gebeine und der Kaiser selbst, der sich doch dem christlichen Glauben ganz entfremdet hatte, hob den Deckel von dem steinernen Sarge der Heiligen und schmückte ihr Haupt mit einer goldenen Krone. Man scheute sich sogar nicht, einen rechten Meisterstreich des religiösen Betruges zu machen, indem man aus dem Körper der Heiligen Oel herausfließen und dieses, wie ein Chronikschreiber sich ausdrückt, mit frommer Schlauheit an alle die-

jenigen vertheilen ließ, welche zu Ehren der Elisabeth die Erbauung einer Kirche oder eines Altars gelobten. Friedrich erreichte den beabsichtigten Zweck nicht ganz; denn einen eigentlichen Reichszug nach Italien konnte er von den Deutschen nicht erlangen. Ueber der neuen Grabstätte zu Marburg aber erhob sich bald die herrliche Elisabethkirche, ein Musterbild des neu aufgekommenen spitzbogigen sogenannten gothischen Baustiles, nicht so reich in Schmuckwerk sich auflösend wie viele späteren Bauten desselben Systems, aber ausgezeichnet durch edle und übersichtliche Klarheit der Grundformen.

Der Kaiser hatte bereits eine nicht unbedeutende Schaar von Streitern, welche gegen Sold in seine Dienste getreten waren, nach Italien vorausgeschickt und zog im Juli 1236 selbst dahin, begleitet von 1000 deutschen Rittern, die sich an ihn angeschlossen hatten. Sobald er am südlichen Fuße der Alpen erschienen war, stießen auch die lombardischen Vasallen zu ihm. Er hatte bei diesem Zuge zwei Hauptabsichten. Einmal wollte er den Markgrafen Azzo von Este, den die Stadt Vicenza zu Ezzelino's großem Verdruß kurz vorher zu ihrem Podesta ernannt hatte, mit Gewalt zwingen, den kaiserlichen Befehlen künftig Gehorsam zu leisten und dann sollte Ezzelino in den Stand gesetzt werden, alle guelfischen Familien in Vicenza zu verbannen, zu berauben oder auch auszurotten. Beides ward von Friedrich und Ezzelino schnell und glücklich ausgeführt. Als nämlich die Vicentiner, Paduaner und Trevisaner, weil sie den Kaiser entfernt glaubten, unter Azzo's Führung zur Belagerung von Rivalta ausgezogen waren, führte Ezzelino den Kaiser mit Blitzesschnelle nach Rivalta. Das überraschte Heer der Feinde wurde geschlagen und zerstreut und dann in aller Eile Vicenza selbst genommen. Schrecklich war das Schicksal, welches die unglücklichen Einwohner von der Wuth ihrer deutschen und italienischen Gegner zu erleiden hatten. Gleich nachher mußte sich Friedrich auf kurze Zeit nach Deutschland begeben, weil Friedrich der Streitbare von Oestreich so gefährlich geworden war, daß des Kaisers Anwesenheit nothwendig schien. Der Herzog von Oestreich hatte nämlich schon seit langer Zeit nicht nur in seinem eigenen Lande die Rechte seiner Unterthanen und die Gesetze des Reiches mit Füßen getreten, sondern auch seine Nachbarn beständig mit Fehden und Raubzügen heimgesucht und alle kaiserlichen Vorladungen aufs schnödeste zurückgewiesen. Er war deshalb kurz vorher von Reichs wegen in die Acht erklärt worden, schlug aber gleich nach Friedrich's Entfernung die mit der Ausführung des kaiserlichen Spruches beauftragten Fürsten zurück und bedrohte die benachbarten Länder aufs neue. Deshalb eilte Friedrich aus Italien herbei. Er besetzte in kurzer Zeit ganz Oestreich, richtete eine Landesverwaltung ein und erklärte den zu Wien

anwesenden Fürsten und Bischöfen, daß er seinen zweiten Sohn Konrad, der bereits mit einer Tochter des Herzogs Otto von Bayern verlobt worden, an Stelle des abgesetzten älteren Bruders Heinrich zu seinem Nachfolger im deutschen Königthum bestimme. Doch kam der Herzog, sobald Friedrich über die Alpen zurückgekehrt war, wieder aus seinem Versteck hervor, eroberte das ihm kaum erst entrissene Land und brachte es nach einigen Jahren dahin, daß er vom Kaiser begnadigt und in seinem früheren Besitze bestätigt wurde.

Unterdessen hatte Ezzelino durch Schlauheit und Trug den Markgrafen Azzo zur Unterwerfung gebracht, Padua und Treviso besetzt und sich zum Podesta der ersteren Stadt ernennen lassen. Um sich im Besitze seiner neuen Herrschaft, nach welcher er lange vergebens gestrebt hatte, zu befestigen, erklärte er die flüchtig gewordenen Bürger von Padua für Verräther, zog ihre Güter ein und ließ viele andere als Geiseln der Treue festnehmen und nach Apulien bringen, wo sie in unterirdischen Kerkern eines kläglichen Todes starben. Sein damaliges Verfahren war jedoch nichts gegen das, was er in der folgenden Zeit that. Um seine Zwecke zu erreichen, vernichtete dieser Teufel in Menschengestalt mit kaltem Blute Tausende von Menschen und opferte Freund und Feind auf; und als 20 Jahre später (1256) die Paduaner von ihm abfielen, rächte er sich an ihnen auf eine Art und Weise, die selbst in barbarischen Zeiten nur selten vorkommt. Er ließ alle Paduaner, welche in seinem Heere waren, in Ketten legen, jedem, der einen Versuch zur Flucht machte, Arme und Beine abschneiden und die gesammte Masse der Gefangenen auf eine so unmenschliche Art behandeln, daß von 11,000 nur 200 am Leben blieben.

Als der Kaiser aus Deutschland zurückkam, schien für die Freiheit der Lombarden die Stunde der Vernichtung geschlagen zu haben. Friedrich that den Gesandten des Papstes, die ihm in der Lombardei entgegen kamen, offen und rückhaltlos kund, daß sie sich in seine Angelegenheiten nicht zu mischen hätten und ließ dem Papste selbst durch seinen Kanzler, Petrus a Vineis, und durch den Deutschmeister, Hermann von Salza, eine schnöde Botschaft nach Rom überbringen. Zugleich rief er den Kern seiner mohammedanischen Truppen aus Neapel herbei, vereinigte sie mit den deutschen Rittern, die ihm in großer Zahl nach Italien gefolgt waren, zog die Bürgermilizen der ihm getreuen Städte, sowie Ezzelino's Macht an sich und rückte dann mit einem Heere, welches ohne die Saracenen über 100,000 Mann stark gewesen sein soll, auf Mailand los. Diese Stadt rüstete sich schnell und so groß war der Muth und Reichthum ihrer Bürger, so blühend die Lombardei überhaupt in ihrem damaligen freien Zustande, daß die Mailänder in Verbindung mit einigen anderen Städten dem Kaiser

ein Heer von 60,000 Mann entgegenschicken konnten. Sie schlugen am Oglio ein festes Lager auf, um Friedrich am Uebergange zu hindern. Hier lagen sie ihm einige Monate hindurch gegenüber, zum großen Unglück für das neapolitanische Reich, dessen Bürger durch außerordentliche Kriegssteuern die Unterhaltskosten des starken kaiserlichen Heeres decken mußten, während die Lombarden abwechselnd auf kurze Zeit nach Hause zogen und jeder Einzelne unter ihnen von dem Seinigen zehrte. Endlich glaubten Friedrich's Feinde, er habe wegen des bevorstehenden Winters den Feldzug einstweilen eingestellt und brachen nicht in bester Ordnung aus ihrem Lager auf, um nach Hause zurückzukehren. Diesen Augenblick nahm Friedrich wahr. Er setzte den Lombarden nach, holte sie bei Cortenuova ein und brachte ihnen eine furchtbare Niederlage bei (Ende November 1237). Ihr Heer wurde zerstreut, gegen 10,000 Mailänder, unter ihnen die angesehensten Männer der Stadt, verloren theils das Leben, theils geriethen sie in Gefangenschaft, und selbst das heilige Panier der Mailänder, ihr Fahnenkarren, mußte dem Feinde preisgegeben werden, nachdem man vergebens wenigstens das Crucifix desselben zu retten gesucht hatte. Friedrich schickte den Fahnenkarren nach Rom, um den Römern zu schmeicheln und Gregor, den Schützer und Bundesgenossen der Lombarden, zu kränken. Unter den Gefangenen befand sich auch der Podesta von Mailand, ein Sohn des venetianischen Dogen Tiepolo. Friedrich behandelte ihn auf eine unwürdige Weise; er ließ ihn an den Mast des Fahnenkarrens binden und so, dem Volke zum Schauspiel, von einem weißen Elephanten durch Cremona ziehen; drei Jahre später schickte er ihn nach Apulien und ließ ihn dort am Meeresstrand aufknüpfen, den Venetianern zum Trotze, die dort eine Landung versuchten. Nach der Schlacht bei Cortenuova hielt Friedrich glänzende Hoflager in Pavia, Turin und Verona. *)

Nachdem Friedrich in der Person Tiepolo's die Venetianer tödtlich beleidigt hatte, erbitterte er auch die Genuesen gegen sich durch die besondere Gunst, die er den Pisanern bewies. Die Genuesen und Venetianer verbanden sich darauf enge mit dem Papste. Während auf diese Weise die Feinde des Kaisers sich mehrten, gab er selbst, wie einst in ähnlicher Weise sein Großvater, durch sein Verfahren dem Papst und seinen Verbündeten die Waffen gegen sich in die Hände. Er schloß sich immer näher an Ezzelino an und vermählte ihm im Frühling des Jahres 1238 zu Verona eine seiner natürlichen Töchter; er vermählte

*) Zu den schwäbischen Edlen, die sich in Oberitalien (Anfang 1238) bei Friedrich einfanden, gehörte auch der junge Graf Rudolf von Habsburg, der spätere Kaiser, mit seinem Bruder Albrecht.

ferner seinen natürlichen Sohn Enzio (Heinz) mit Adelasia, der jungen Wittwe und Erbin eines der begütertsten sardinischen Landherrn und ernannte ihn zum König von Sardinien, obgleich diese Insel von den Päpsten als ein Eigenthum des römischen Stuhles angesehen wurde; er forderte endlich von den Mailändern, als sie durch die Auslieferung aller ihrer Fahnen und Kostbarkeiten und durch das Versprechen, 10,000 Mann zum Kreuzzuge zu stellen, seine Verzeihung zu erkaufen suchten, unbedingte Unterwerfung, so daß sie nothgedrungen den Beschluß faßten, lieber mit dem Schwert in der Hand zu sterben und daß er selbst von dem Augenblick an in Aller Augen als ein hartherziger Tyrann erschien. Der Papst machte die Sache der Lombarden, Genuesen und Venetianer öffentlich zu der seinigen, schloß einen förmlichen Bund mit ihnen und that endlich, im Vertrauen auf die Vereinigung aller Freien gegen alle Tyrannen, den Kaiser von neuem in den Bann (Ende März 1239). Gregor konnte diesen kühnen Schritt um so eher wagen, als der Kaiser bei der im Sommer des vorhergehenden Jahres unternommenen Belagerung von Brescia völlig gescheitert war und seine besten Leute, sowie alle seine Vorräthe verloren hatte. In seinen Manifesten erklärte Gregor den Kaiser nicht blos für einen Feind des Papstes und der Kirche, sondern auch für einen Gegner des Christenthums selbst und es war damals das Gerede in Umlauf gebracht, daß Friedrich, den der Papst mit einem Ungeheuer der Apokalypse verglich, Moses, Christus und Mohammed die drei Hauptbetrüger der Welt genannt*) und einst beim Anblick eines Priesters, der die Hostie zu einem Kranken trug, ausgerufen habe: „Wie lange wird dieser Betrug noch dauern?“ Der Kaiser blieb dem Papste die Antwort nicht schuldig und Beide schmähten und höhnten von jetzt an einander aufs schrecklichste. Wenn übrigens Friedrich die Hölle, zu der ihn Gregor verdammte, durch irgend etwas verdient hatte, so war es durch sein Verfahren gegen die Bürger seines neapolitanischen Reiches. Er hatte freilich, wie schon oben angeführt ist, eine Reihe von vortrefflichen Verordnungen für dasselbe erlassen und sogar die Stände zu den Berathungen über des Landes Wohl zugezogen; allein dessen ungeachtet drückte er die Neapolitaner und Sicilianer auf unerhörte Weise und war in allem, was er that, nur darauf bedacht, wie er seine Kasse füllen und seine Gewalt erweitern könne. Kein Jahr verging, in welchem er nicht aus irgend einem, von den Zeitumständen hergenommenen Grunde eine außerordentliche Steuer ausschrieb. Er machte unter Andern den Verkauf aller der

*) In der Folge wurde die weitere Erdichtung hinzugefügt, Friedrich habe eine Schrift „de tribus impostoribus“ (über die drei Betrüger) abgefaßt.

Erzeugnisse des Landes, welche für Neapel und Sicilien die Hauptquelle des Reichthums und den Hauptgegenstand der Ausfuhr bildeten, zu einem Monopol der Regierung und zog, ohne Rücksicht auf geistliche oder weltliche Privilegien, alle Gerbereien und Färbereien ein, um sie an Juden zu verpachten. Am ärgsten mißhandelte er seine Unterthanen in Neapel und Sicilien während des lombardischen Krieges. Von dem Augenblicke an, wo dieser begann, wurden jedes Jahr starke Kriegssteuern erhoben, das Land außerdem noch durch die Stellung und Unterhaltung von Truppen erschöpft, die Geistlichen unter der Form eines Anlehens zur Auslieferung der Kirchengeräthschaften genöthigt und die Seestädte gezwungen, ihre Schiffe auf Requisition herzugeben und die kaiserliche Flotte zu verproviantiren. Auf diese Weise gab Friedrich ein Vorspiel dessen, was in späteren Zeiten, als die Einsicht in Polizei, Gerichtswesen und Finanzen laut und offen für die höchste Weisheit aller Staatsleute erklärt wurde, in ganz Europa geschah.

Während Friedrich das untere Italien mißhandelte, bewies Ezzelino in Oberitalien, daß jede Stadt zur Hölle werde, sobald ein Teufel an Verstand und Herz Gewalt über sie habe. Ezzelino wollte mit Hülfe des Kaisers unumschränkter Gebieter im Lande werden und erlaubte sich zu diesem Zwecke Alles, selbst das Entsetzlichste. Er und sein Bruder Alberich heuchelten sogar den bittersten Haß gegen einander; der Letztere verband sich, wie man wenigstens im Volke gern annahm, nur zum Schein mit den Feinden Ezzelino's, damit die Zukunft des Hauses von Romano für jeden Fall gesichert sei. Beide lieferten sich Schlachten und plünderten die Güter ihrer Anhänger und Freunde, einzig um, wie man sie beschuldigte, die Anschläge ihrer Feinde besser entdecken und hintertreiben zu können. Ein Zeitgenosse, der ihre Thaten beschreibt, weiß kaum Worte für ihre Gräuel zu finden und sagt von ihnen: „Ezzelino und Alberico thaten um ihrer Herrschsucht willen alles Böse, das die Welt nur kennt; sie tödteten und verstümmelten Männer, Weiber und Kinder, und waren sogar ihren Freunden noch furchtbarer als ihren Feinden, weil diese ihnen nicht trauten und sich stets, so viel sie nur konnten, ihrer Gewalt entzogen." Ein trauriger Beweis der Verdorbenheit des italienischen Charakters in jener Zeit scheint freilich, daß diese schrecklichen Tyrannen immer Leute fanden, die sich als willige Werkzeuge ihrer Grausamkeiten gebrauchen ließen; man wird jedoch die Italiener weniger anklagen und verdammen, wenn man erwägt, daß auch die neuesten Zeiten gezeigt haben, wie leicht Helden von Handwerk zu Schergen werden. Auf solchen Helden beruhte aber Ezzelino's Macht, da er Deutsche und Saracenen, Apulier und Piemontesen in seinen Diensten hatte, gut bezahlte und in Ehren hielt.

Die päpstliche Partei war indessen da, wo sie die Obergewalt hatte, nicht weniger grausam, als die kaiserliche. Das zeigt sich besonders bei und nach der Eroberung von Ferrara. Diesem Freistaat stand mit väterlichem Ansehen der 70jährige Salinguerra, ein Freund des Kaisers, vor, ohne daß er bedeutende Vorrechte genoß oder besondere Abgaben verlangte. Der Papst, die Venetianer und der Markgraf von Este verdrängten aber durch ihre Anhänger den wackeren Mann, ließen ihn gefangen nach Venedig bringen und nöthigten 1500 Bürger von Ferrara, ihre Vaterstadt zu verlassen (1240). Hierauf drückten zuerst die Venetianer zwei Jahre lang die Stadt mit unerträglichen Auflagen und vertheilten die Güter der Verbannten unter ihre Freunde und Anhänger; dann erhielt der Markgraf Azzo die Würde eines Stadtschultheißen oder Podesta. Aus einem Stadtschultheiß mit 3000 Pfund Gehalt ward Azzo später Herr und Gebieter der Stadt, er verlegte den Sitz seiner Herrschaft nach Ferrara und die unglücklichen Bürger mußten fortan den glänzenden Hof und die Verschwendung, wodurch das Haus Este berühmt ward, mit ihrem Gut und Blut unterhalten. Die Geschichte von dem, was Ferrara zu erleiden hatte, wurde dadurch noch schrecklicher, daß gleich anfangs der päpstliche Legat zuerst einen Vertrag mit Salinguerra geschlossen und dann im Namen des Gottes der Wahrheit und seines Statthalters auf Erden den treulosesten Bruch desselben erlaubt hatte. Als der Markgraf von Este sich diesem Beginnen widersetzen wollte, erklärte ihm der Legat geradezu, man müsse, wenn es etwas so Nützliches wie den Besitz von Ferrara gelte, sich um Ehre und Eid nicht bekümmern. Auf solche Weise hatten freilich die beiden Häupter der Kirche und des Staats einander nichts vorzuwerfen. Dies war auch in anderen Dingen der Fall. So faßten z. B. Beide in ihrem Verhalten gegen die Ketzersecten, welche unter verschiedenen Namen in Oberitalien aufgetreten waren, nur ihren eigenen Vortheil ins Auge. Friedrich erließ, weil er den Schein der Ketzerei von sich entfernen wollte und weil jene Secten ebenso furchtbare Gegner der Monarchie im Staate, als der päpstlichen Herrschaft in der Kirche waren, ein grausames Gebot nach dem anderen, um alle Widersacher des päpstlichen und monarchischen Systems auszurotten. Der Papst dagegen schonte die Ketzer in Italien, während er die Albigenser in Frankreich aufs grausamste verfolgen ließ und handelte nach der Ansicht: die göttliche Lehre wolle und fordere, daß er aus menschlicher Staatsklugheit dieselben Leute, die er an einem Orte quälen und verbrennen lasse, am anderen dulde und schütze, blos weil Friedrich sie verfolge. Wenn ferner der Papst Gregor und selbst der große Dichter, der den Kaiser sonst so gern vertheidigt (Dante), diesem unerhörte Grausamkeiten gegen diejenigen vorwerfen,

welche auf des Papstes Geheiß wider ihn predigten oder das Kreuz nahmen, so klagt dagegen Friedrich vor aller Welt Ohren den Papst in den härtesten Ausdrücken an, daß er ein Säufer sei, der sich im Rausche einen Herrn des Himmels und der Erde nenne.

Da die Häupter der Kirche und des Staats auf so arge Weise die christliche Lehre verkannten, so wird man sich nicht wundern, daß eines Theils derselbe Kaiser, der den moralischen Glauben verleugnete, sich der Astrologie ergab und also dem unvernünftigen Aberglauben listiger Betrüger anheim fiel und daß anderes Theils ein Ezzelino als bewundertes Vorbild genialer Männer glänzte. Dieser schreckliche Tyrann, welcher einst das fürchterliche Wort sprach, der Lebende solle den Todten beneiden, lachte des Papstes und seiner geistlichen Waffen; er verschmähte im Leben wie nachher im Sterben alle Gnadenmittel der Kirche; er ward in den Bann gethan und jährlich in Rom aufs neue öffentlich verflucht, und dennoch gab er sich nicht die geringste Mühe um Absolution. Selbst als er endlich, neun Jahre nach Friedrich's Tode, besiegt und tödtlich verwundet in die Hände seiner Feinde fiel und seinem Ende entgegen sah (1259), beharrte er halsstarrig auf dem Vorsatze, ohne Gott zu sterben, wie er ohne Gott gelebt hatte, und wies die Mönche, die ihm geistlichen Trost bringen wollten, mit den Worten zurück: „Ich habe nichts zu bereuen, als daß ich an meinen Feinden keine vollständige Rache nahm, mein Heer schlecht anführte und mich täuschen ließ." Ungeachtet dieser gänzlichen Verachtung alles Höheren und Heiligen und einer moralischen Grundsatzlosigkeit ohne Gleichen nahm sich, als ihn Gott endlich dem Teufel hingab, die größere Zahl der italienischen Landherren seiner an und ehrte ihn im Grabe als einen hochzupreisenden Helden und Meister der Staatskunst. Als Ezzelino nämlich schwer verwundet gefangen genommen worden war, drängte das Volk sich schaarenweise herbei, um den schrecklichen Tyrannen in Fesseln zu sehen und wie die Nachteule, wenn sie einmal am Tage erscheint und vom Lichte geblendet kraftlos dasitzt, von den kleinen Vögeln geneckt und gehöhnt wird, so spottete und schmähte der große Haufen den wehrlosen Tyrannen; aber Azzo von Este und andere Großen trieben das Volk von einem Manne zurück, den sie selbst bewunderten, und als Ezzelino elf Tage nachher an seinen Wunden gestorben war, ließen sie seine Leiche mit ritterlichen Ehren beerdigen.

5. Italien unter Friedrich II. und Innocenz IV.

Nach dem verunglückten Zuge gegen Brescia war Friedrich zuerst in Tuscien und Toscana und dann in den Kirchenstaat selbst eingefallen. Hier hatte er nicht nur die alten Verbindungen mit den Fran-

gipani in Rom erneut und dem Papste Gregor in den Colonna und anderen Ghibellinen der Stadt neue Feinde erweckt, sondern auch einen Ort des päpstlichen Gebietes nach dem anderen erobert. Mit welcher Klugheit und bewunderungswürdigen Ausdauer er auf diesem Zuge verfuhr, davon kann die Belagerung der Stadt Faenza als Beispiel dienen. Faenza bot ihm acht Monate lang den hartnäckigsten Widerstand, Friedrich ließ sich aber nicht abschrecken, sondern beharrte trotz aller Schwierigkeiten auf seinem Vorhaben; als ihm endlich das Geld ausging, verpfändete er seine Kleinodien und ließ seine silbernen Geräthschaften einschmelzen, und als er auch damit nicht ausreichte, ließ er lederne Münzen machen, die er nachher mit der Beute von Faenza wieder einlöste; auf diese Weise brachte er endlich die Einwohner aufs Aeußerste und zwang sie zur Uebergabe (1241). Die Eroberung der Städte um Rom, welches nach und nach ganz vereinzelt ward, versetzte den Papst in eine höchst bedenkliche Lage, zumal da auch sein Kardinals-Collegium durch den Abfall Einzelner sehr zusammenschmolz. Gregor beschloß in seiner Noth, sich durch Abgeordnete des ganzen europäischen Klerus zu verstärken und seine Sache zu einer Sache der gesammten Christenheit zu machen. Zu diesem Zwecke schrieb er 1241 eine förmliche Kirchenversammlung nach Rom aus, wobei er besonders auf die französische Geistlichkeit rechnete. Friedrich jedoch protestirte beim Könige von Frankreich, der ungeachtet seiner Frömmigkeit sich keineswegs auf die päpstliche Seite stellte, gegen eine solche Versammlung und erklärte aufs bestimmteste, daß er bei aller Achtung für das Völkerrecht jedem Pfaffen, der nach Rom reisen wolle, den Durchgang durch seine Länder wehren werde. Als darauf die Genuesen ihre Flotte zur Ueberfahrt der französischen Kardinäle und Bischöfe hergaben, ließ er sie durch eine Flotte, welche die Sicilianer und seine getreuen Pisaner ausgerüstet hatten und welche König Enzio befehligte, bei der kleinen Insel Meloria, nicht weit von Pisa, angreifen. Die Genuesen wurden völlig geschlagen, ihre Schiffe größtentheils genommen und die mit denselben gefangenen Geistlichen so lange, als es den Absichten des Kaisers diente, in harter Haft gehalten. Noch ehe die Gefangenen frei gegeben waren, starb Gregor im höchsten Greisenalter (August 1241). Die deutschen Prälaten hatten keinerlei Anstalten gemacht, sich zu dem Concil zu begeben. Mitten in dem Streite zwischen Kaiser und Papst ward das deutsche Reich von Osten her durch die gräßlichen Horden der Tataren bedroht. Friedrich, nur mit den italienischen Angelegenheiten beschäftigt, that nichts, um sie abzuwehren; ja, man findet sogar in seinen hinterlassenen Briefen die unumwundene Erklärung ausgesprochen, er habe durchaus keine Lust,

sich der von den Heiden bedrängten Christenheit anzunehmen, so lange ihm das Haupt derselben mehr Verdruß mache als alle Tataren.

Bald nach dem Tode Gregor's entließ Friedrich, auf Bitten der Kardinäle in Rom, zwei ihrer Collegen, die noch zu Capua in Haft waren, gegen Bürgschaft, damit sie an der Papstwahl Theil nehmen könnten. Dessen ungeachtet bestand das zusammengekommene Wahlcollegium nur aus zehn Kardinälen. Diese brachten nicht ohne große Schwierigkeiten im October eine Wahl zu Stande. Der von ihnen ernannte Papst aber (Cölestin IV.) starb schon wenige Tage nach seiner Einsetzung. Die bedrängten, unter sich uneinigen Kardinäle konnten sich hierauf zwei Jahre lang nicht über eine Wahl verständigen, obgleich ganz Europa durch die Lage der Kirche beunruhigt ward und nicht blos Friedrich, sondern auch der fromme König von Frankreich, Ludwig IX., den Kardinälen die bittersten Vorwürfe machte. Während dieser Zeit zeigte sich die Macht der lombardischen Städte im glänzendsten Lichte; denn obgleich sie von päpstlicher Hülfe verlassen waren und auf der einen Seite von dem furchtbaren Ezzelino, auf der anderen von König Enzio und von einem anderen natürlichen Sohne Friedrichs, den dieser zum Statthalter von Toscana ernannt hatte, Friedrich von Antiochia, heftig bedrängt wurden, so widerstanden sie doch allen Angriffen ihrer Gegner.

Als endlich (Juni 1243) eine Papstwahl zu Stande kam, fiel sie auf den Genuesen Sinibald Fiesko aus dem gräflichen Hause Lavagna, einen Mann im kräftigsten Lebensalter. Dieser nahm den Namen Innocenz IV. an, weil er sich zu denselben Grundsätzen, wie Innocenz III., bekannte. Mit ihm suchte sich Friedrich sogleich wegen der Herstellung des Friedens zu verständigen; der Papst benutzte aber die Unterhandlungen, um von Civitavecchia aus zu Schiffe nach seiner Vaterstadt und von da nach Lyon zu entfliehen. Diese Stadt befand sich damals in einer solchen Lage, daß es gewissermaaßen zweifelhaft war, ob sie zu dem deutsch-arelatischen oder zum französischen Reiche gehöre, und da sie außerdem eine Art von Republik bildete, welche unter dem Einfluß des dortigen Erzbischofs und des Königs von Frankreich stand, so war sie ganz zum Mittelpunkt der geistlichen Angriffe gegen den Kaiser geeignet. Auch war Innocenz kaum in Lyon angekommen, als er auf das Johannisfest 1245 eine Kirchenversammlung dahin berief, um über den Kaiser Gericht zu halten. Dieser protestirte aufs nachdrücklichste gegen jede Gerichtsbarkeit der Pfaffen in weltlichen Dingen und schickte, um seine Protestation zu rechtfertigen, eine Gesandtschaft nach Lyon, an deren Spitze sein Hofrichter, Thaddäus von Suessa, ein mit Schärfe des Verstandes, genauer Kenntniß der Verhältnisse, großer Rechtsgelehrsamkeit und allen Künsten eines

Advocaten begabter Mann, stand. Er selbst stellte sich, als wenn er nach Lyon kommen wolle, ging aber nicht weiter als bis Turin. Das Concilium war am stärksten von Frankreich, am schwächsten von Deutschland aus besucht; nur vier Bischöfe, die zum Reiche und zwar meist zu dessen Grenzgebieten (Aquileja, Triest, Prag, Lüttich) gehörten, fanden sich ein. Der Papst verglich die Leiden, unter denen er selbst wie die Kirche seufzte, mit den fünf Wunden Christi; er bezeichnete als solche die Trennung der griechischen Kirche von Rom, die Bedrängniß von Jerusalem, den Einbruch der Mongolen, die Ueberhandnahme der Ketzerei und das schauderhafte Verfahren (enormitates) des Kaisers. Thaddäus vertheidigte seinen Herrn vor dem Concilium mit der ganzen Kraft seines außerordentlichen Talents. Er suchte die rechtlichen Gründe geltend zu machen und stützte sich besonders darauf, daß der Papst zwar die Macht, Sünden zu vergeben und die Befugniß, den Kaiser zu salben und zu krönen besitze, daß aber eine weltliche Gerichtsbarkeit und das Recht, Fürsten abzusetzen, ihm ebenso wenig zustehe, als den Bischöfen irgend eines einzelnen Landes, welche ihre Könige nach alter Sitte salbten und einweiheten. Er trug alles dies den versammelten Kirchenvätern mit solcher Beredsamkeit und Advocaten-Kunst vor, daß seine Reden von häufigen Thränen unterbrochen wurden. Aber Alles war vergeblich; Innocenz sprach vor dem Concil den Bannfluch gegen Friedrich aus, ohne vorher auch nur die rechtlichen Fristen eingehalten zu haben; er verkündigte den Spruch, stimmte selbst das Tedeum an und die anwesenden Geistlichen senkten ihre Kerzen zu Boden (17. Juli 1245). Das Urtheil war von der Versammlung angenommen und also gewissermaaßen von der Christenheit selbst ausgesprochen. Mit dem Ausruf: „das ist der Tag des Zornes und des Verderbens!“ verließ Thaddäus sammt den übrigen kaiserlichen Gesandten das Concil.

Der Kaiser gerieth durch den Bann selbst im Grunde in keine schlimmere Lage, als vorher;*) dagegen war ihm die Rührigkeit und rastlose Thätigkeit des Papstes um so nachtheiliger. Ein päpstlicher Legat, der Kardinal Gregor von Montelongo, stellte sich an die Spitze der lombardischen Guelfen und machte den kaiserlich Gesinnten viel zu schaffen; Innocenz selbst aber unterstützte seine Anhänger mit großen Summen, welche er aus England zog, erregte Unruhen in Deutschland, spähte auf heimtückische Weise die Geheimnisse des kaiserlichen Kabinets aus und suchte Friedrich's treueste Diener

*) Nach Matthäus Paris habe sich Friedrich seine sieben Kronen schicken lassen und geschworen, er werde sie alle behaupten. Die sieben wären alsdann: die deutsche Königskrone; die römische Kaiserkrone; die lombardische; ferner die Kronen von Sicilien, Burgund, Jerusalem und Sardinien.

zu verführen. Selbst Peter von Vinea trat einige Jahre später vielleicht mit der päpstlichen Partei in Einverständniß; wenigstens glaubte sich im Jahre 1249 der Kaiser zu dem Verdachte berechtigt, Peter habe ihn in Verbindung mit seinem Arzte vergiften wollen. Dante hat jedoch in einer berühmten Stelle des Inferno, welche er dem großen Kanzler selbst in den Mund legt, diese Anklage unwillig zurückgewiesen. Der eigentliche Zusammenhang der Sache kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; gewiß ist aber, daß Friedrich gegen das Ende seines Lebens sich genöthigt sah, den Mann, der bisher sein vertrautester Diener und sein tüchtigster Beamter gewesen war, in den Kerker werfen zu lassen und daß Peter hier sich selbst das Leben nahm. In Deutschland übernahm der Erzbischof Siegfried von Mainz die Rolle, welche Gregor von Montelongo in Italien spielte. Er vereinigte die Gegner Friedrich's zu einer Partei, bewog durch päpstliches Geld einen Theil der geistlichen Großen und mehrere weltliche Fürsten, einen neuen König an Friedrich's Stelle zu wählen und brachte seinen frommen Nachbar, den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen, dazu, daß er sich zu Veitshöchheim bei Würzburg in einer Versammlung, der zwar die drei rheinischen Erzbischöfe, aber weder die weltlichen Kurfürsten noch die großen Herzoge beiwohnten, wählen ließ und, auf seine Partei gestützt, den Titel eines deutschen Königs annahm (1246).

Friedrich seinerseits griff den Papst mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Schlauheit an. Er sprach in seinen Manifesten laut den Grundsatz aus, zu welchem sich im Anfange des folgenden Jahrhunderts auch Dante bekannte, daß durch den Besitz der weltlichen Güter die geistliche Gewalt und der Klerus verdorben sei und daß daher, wenn nicht Alles untergehen sollte, die Kirche durch die weltliche Macht auf den ursprünglichen Zustand zurückgebracht werden müsse. Um in dieser Hinsicht das Seinige zu thun, nahm er den Geistlichen seiner Staaten den privilegirten Gerichtsstand, zwang sie, vor den weltlichen Gerichten zu erscheinen, und forderte auch die Fürsten anderer Länder auf, ein Gleiches zu thun. Außerdem verfolgte er besonders die Dominikaner-Mönche, die man überhaupt in Rücksicht der Gelehrsamkeit und des Wirkens die Jesuiten des Mittelalters nennen kann, mit furchtbarer Strenge, weil sie eine Hauptstütze des Papstes waren und Mord und Brand predigten, während die Franziskaner, denen Innocenz auf dringendes Bitten der Pfarrer jede Einmischung in die Pfarrgeschäfte untersagt hatte, zur Partei des Kaisers gehörten, und ihr Ordensgeneral, Helias, der nächste Nachfolger des heiligen Franziskus, einer der eifrigsten Anhänger desselben war. Den frommen König Ludwig IX. von Frankreich, welcher eben im Begriff war, seinen Kreuz-

zug anzutreten, machte Friedrich glauben, er wolle die Ausgleichung in seine Hände legen, und der gute König beeilte sich, mit Innocenz darüber in persönliche Unterhandlung zu treten. Er ward aber von diesem mit seinem Anliegen zurückgewiesen und trennte sich unwillig von ihm, weil er gar nicht begreifen konnte, wie das Haupt der Kirche so unversöhnlichen Sinnes sein könne. Der schlaue Kaiser wußte bei der Gelegenheit aus des Papstes Hartnäckigkeit den größten Nutzen zu ziehen; denn er rief zwischen dem geraden und aufrichtigen König und dem tückischen Papste eine solche gegenseitige Verstimmung hervor, daß der Letztere sich bewogen fand, dem Ersteren zu schreiben, er wolle und brauche seine Hülfe und Unterstützung nicht. Friedrich dagegen blieb mit dem französischen König in gutem Vernehmen. Als Ludwig (Sommer 1248) in den Orient ging, sorgte der Kaiser dafür, daß für sein Heer sowohl nach Cypern, als nach Palästina eine bedeutende Menge Getreide aus Sicilien gebracht wurde. Auf diese Weise wurden die Franzosen bald so sehr gegen den Papst aufgeregt, daß die angesehensten Großen ihres Reiches sogar ein förmliches Manifest ausgehen ließen, in welchem sie, auf Friedrich's Princip gestützt, gegen das päpstliche System des Kirchenregiments auftraten, die Gerichtsbarkeit der zum Theil aus dem niedrigsten Stande hervorgegangenen Geistlichen über Freigeborene und Fürsten für eine Verletzung der uralten Rechte des Adels erklärten und den göttlichen Spruch, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, als ein selbst unter den Heiden bestehendes Recht gegen die Anmaaßungen der Pfaffen geltend machten. Da Friedrich auch die weltlichen Fürsten Deutschlands fast ohne Ausnahme für sich hatte, so fehlten ihm nur noch die Engländer, um in Europa mehr zu gelten, als der Papst. Diese hatten seit dem Lyoner Concilium nicht die beste Miene gegen Friedrich gemacht, aber Innocenz selbst gab dem Kaiser das Mittel in die Hand, auch sie an sich zu ziehen. Innocenz hatte nämlich, im Vertrauen auf die Erbärmlichkeit des englischen Königs Heinrich III., seither aus der Kirche von England den Hauptheil der ihm nöthigen Gelder gezogen und seine Erpressungen zuletzt so weit getrieben, daß der ganze dortige Klerus in Wuth gerieth. Dies benutzte Friedrich. Er nahm den günstigsten Zeitpunkt wahr, schickte ein Schreiben und einen Bevollmächtigten an die englische Geistlichkeit und zog dieselbe völlig von dem Papste ab. Hervorzuheben ist auch noch, daß Friedrich selbst in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens ein ganz anderes Verfahren gegen die deutschen Städte einhielt, als vorher. Sein Sohn Konrad, der die deutschen Angelegenheiten verwaltete, stand ihm dabei zur Seite. Frankfurt, Worms, Speier und andere Bürgerschaften erhielten Freiheitsrechte. Leider haben die deutschen Herrscher zu spät und nicht

mit der festen Einsicht wie Philipp II. August oder wie Philipp der Schöne wahrgenommen, welche Stärkung das Reichsregiment aus dem Bürgerthum hätte gewinnen können; namentlich den Hohenstaufen fiel es schwer, sich von der feudalen Grundlage zu lösen, da der Kampf gegen die Lombarden ihnen lange Zeit auch das demokratische Element in den Bestrebungen der deutschen Städte und Bauernschaften verleiden mochte.

Innocenz war unterdessen mit nicht geringerer Thätigkeit und Klugheit bemüht, die christliche Welt gegen den Kaiser aufzuregen. Heinrich Raspe hatte einen schweren Kampf gegen Konrad zu bestehen; zwar wurde letzterer bei Frankfurt am Main besiegt (1246), aber die mächtigsten Fürsten hielten an der Sache der Hohenstaufen fest und Herzog Otto von Baiern vermählte ihm seine Tochter Elisabeth. In demselben Jahre fiel Friedrich der Streitbare von Oestreich, der letzte Babenberger, im Kampfe gegen König Bela von Ungarn. Heinrich Raspe, dem ein Angriff auf Ulm mißglückt war (1247), kehrte verstimmt nach der Wartburg zurück, wo er noch in demselben Jahre verschied. Nun brachte Innocenz IV. in Deutschland die Wahl eines neuen Pfaffenkönigs, des Grafen Wilhelm von Holland, zu Stande; er sandte nach Spanien und Norwegen seine Legaten, um auch in diesen Ländern über Friedrich sein Wehe ausrufen zu lassen und ihm Feinde zu erwecken; er ließ durch andere Legaten die italienischen Städte und Herren von jedem Gedanken an einen Frieden mit dem Kaiser abmahnen; er bearbeitete endlich die Bewohner von Neapel und Sicilien und trieb sie zu einer Empörung, welche dann von Friedrich mit großer Grausamkeit unterdrückt ward. Verderblich war für Friedrich nur die Feindschaft der Lombarden; diese kämpften mit so viel Glück und Ausdauer gegen ihn, daß damals ohne Ezzelino seine Macht in Oberitalien ganz vernichtet worden wäre. Im Sommer 1247 gelang es den Guelfen, Parma dem Kaiser zu entreißen. Dieser zog hierauf selbst gegen Parma, schloß die Stadt enge ein und erbaute, um sie desto gewisser verderben zu können, eine neue Stadt, welche er stolz die Siegesstadt (Vittoria) nannte und die ihm nicht nur als Waffenplatz für sein starkes Heer, sondern auch zur Aufbewahrung bedeutender Mundvorräthe und großer Schätze diente. Diese Stadt ward aber während einer zufälligen Abwesenheit des Kaisers von den Parmesanen durch Verrath und plötzlichen Ueberfall genommen und niedergebrannt und zugleich das kaiserliche Heer mit großem Verlust an Todten und Gefangenen zerstreut. Eine Menge Waffen nebst vielen Kostbarkeiten fiel bei der Gelegenheit in die Hände der Parmesanen, und was den erlittenen Schlag für Friedrich doppelt hart machte, sein trefflicher Hofrichter, Thaddäus von Suessa, gerieth

damals schwer verwundet in Gefangenschaft und wurde von den Parmesanen auf grausame Weise getödtet. So entriß ihm das Schicksal, kurz bevor er seinen Kanzler Peter in den Kerker werfen lassen mußte, einen seiner tüchtigsten Diener. Bald darauf (1249) ward ihm auch sein Sohn Enzio geraubt, der seither im Felde ebenso viel geleistet hatte, als Thaddäus und Peter im Kabinet. Enzio wurde in einer Schlacht, die er an dem Bache Fossalta den Bolognesen lieferte, gefangen genommen und seine Besieger legten eine solche Bedeutung auf seine Person, daß sie alle Anerbietungen, die ihnen Friedrich für seine Freilassung machen ließ, zurückwiesen. Er war bei seiner Gefangennehmung erst 24 Jahre alt und blieb bis zu seinem 23 Jahre später (1272) erfolgten Tode im Kerker; doch war seine Haft leidlich, bis er nach dem Tode seines unglücklichen Neffen Konradin (1268) einen Fluchtversuch machte; er war, wie man erzählt, mit Hülfe eines Freundes in ein Faß versteckt und bis an das Thor von Bologna gebracht worden, als eine blonde Locke, die durch eine Ritze hervordrang, ihn verrieth. Enzio's Schicksal war ebenso für die Pläne, wie für das Gemüth des Kaisers ein harter Schlag. Er überließ bald nachher die Lombardei ganz dem grausamen Ezzelino und begab sich in das Neapolitanische, wo er am Ende des folgenden Jahres (1250) auf dem Schlosse Fiorentino in Campanien erkrankte und starb. Die Nachricht von seinem Tode ward von Innocenz mit wahrem Entzücken empfangen und das Oberhaupt der Kirche scheute sich nicht, denselben der Welt frohlockend als ein Ereigniß, über das Himmel und Erde sich freuen müßten und als ein Zeichen der göttlichen Rache zu verkünden. Ob sich übrigens Friedrich, wie die Cistercienser versichern, auf dem Todbette bußfertig in die Arme ihres Ordens geworfen und von einem italienischen Erzbischof die Lösung vom Banne gesucht und empfangen habe, ist ungewiß und sogar unwahrscheinlich; jedenfalls beweist das von ihm einige Tage vor seinem Tode gemachte Testament, daß er auch sterbend die kaiserlichen Rechte nicht aufgab. In diesem Testamente räumt er der Kirche nicht mehr ein, als er ihr immer zugestanden hatte, und in dem wichtigsten Artikel desselben verordnet er zwar, daß, wie es heißt, „der heiligen römischen Kirche, unserer Mutter, alle ihre Rechte zurückgegeben werden sollen", macht aber dabei den Zusatz, daß dies nicht anders geschehen dürfe, als „unbeschadet der Ehren und Rechte des Reiches, sowie unserer Erben und Getreuen in aller und jeder Hinsicht und unter der Voraussetzung, daß auch die Kirche selbst die Rechte des Reiches wieder herstelle." Uebrigens wurde in dem Testamente Friedrich's natürlicher Sohn, Manfred, der des Vaters Ebenbild war und mit dessen Mutter er sich noch auf dem Sterbebette vermählt haben soll, am besten bedacht. Zwar setzte Friedrich den

ältesten seiner beiden noch lebenden ehelichen Söhne, Konrad IV., zum Haupterben ein; falls dieser kinderlos stürbe, sollte sein damals noch lebender Sohn Heinrich, aus der dritten Ehe (mit Isabella von England), ihm nachfolgen; er ertheilte daneben aber dem Manfred nicht nur das Fürstenthum Tarent mit einem sehr ausgedehnten Gebiete, sondern verordnete auch, daß Manfred, so oft Konrad abwesend sei, das italienische Reich als Generalstatthalter verwalten, in demselben alle Arten von Regentenhandlungen, selbst die Verschenkung von Gütern unabänderlich vornehmen und, im Falle die beiden noch übrigen ehelichen Söhne, Konrad und Heinrich, ohne Erben verstürben, ihnen nachfolgen sollte. Dem zuletzt genannten Sohne des Kaisers wurde eine Summe Geldes und ein leerer Königstitel gegeben; Friedrich verfügte nämlich im Testament, daß derselbe 100,000 Unzen Goldes und nach Konrad's Entscheidung eines der beiden Königreiche Arelate oder Jerusalem erhalten sollte. Der noch unmündige Enkel Friedrich's von dem früher als Rebellen eingekerkerten und vor acht Jahren gestorbenen ältesten Sohne Heinrich, Friedrich, erhielt gewissermaaßen nur ein Land im Monde. Der Kaiser bestimmte ihn nämlich zum Herzog des Landes Oestreich nebst Steiermark, dessen Herrscherhaus, die babenbergische Familie, mit Friedrich dem Streitbaren ausgestorben war; einige mächtige Fürsten machten aber auf dieses Land, welches in jenem Jahre als Reichslehen eingezogen worden war, Anspruch. Die Oestreicher selbst wollten von einem Heimfall ans Reich nichts wissen und es war deshalb an eine Ausführung dessen, was der Kaiser in seinem Testament über sie verfügte, nicht wohl zu denken, obgleich der junge Prinz von Seiten seiner Mutter Margaretha die nächsten Erbansprüche geltend machen konnte. Uebrigens starb derselbe schon zwei Jahre nach seinem Großvater. Schließlich suchte der Kaiser durch einen besonderen Artikel seines Testaments die Unterthanen seines neapolitanisch-sicilianischen Reiches zu beruhigen; er verordnete, daß in Bezug auf das Abgabensystem Alles wieder auf den Zustand der guten alten Zeit unter Wilhelm II. zurückgeführt werden sollte und nahm also seine drückendsten Neuerungen zurück. Friedrich's Leiche wurde nach Palermo gebracht und der geschmückte Steinsarg im Dom, wo seine Eltern Heinrich und Constanze ruhten, unter einem Säulenbaldachin beigesetzt. Der Kampf, in welchem er unterlag, hat ihn trotz mancher Fehler doch vielen Zeitgenossen werth gemacht; noch über 30 Jahre nach seinem Tode meinte das Volk am Rhein ihn aufleben zu sehen, und die Kyffhäusersage knüpft sich nicht minder an seine Persönlichkeit als an die des ersten Friedrich an. Bei Dante erscheint er unter den stolzen und kühnen Freidenkern und Leug-

nern, die zur Strafe in flammenden Gräbern ruhen, wird aber doch als ein Herrscher genannt, dem zu gehorchen ehrenvoll gewesen.

6. Italien von Friedrich's II. Tode bis zum Untergange Manfred's.

Als Friedrich starb, befand sich sein Sohn Konrad IV. in Deutschland. Wilhelm von Holland war in Aachen gekrönt worden (1248); doch hatten die Bürger der Stadt eine harte Belagerung ausgehalten, bevor sie ihn einließen und anerkannten. Nun gewann er einen nicht unbedeutenden Anhang am Niederrhein und sogar unter den Aebten, Grafen und Herren des südwestlichen Deutschlands. In Oestreich hatte Margaretha, die Schwiegertochter Kaiser Friedrich's und Schwester des letzten Herzogs, ihren jungen Sohn nicht durchsetzen können; eine andere Schwester, Gertrud, wurde vom Papst eifrig unterstützt und brachte es dahin, daß ihr neu angetrauter Gemahl, Markgraf Hermann von Baden, Wien in Besitz nahm (1250), doch starb er gleich nachher; seinen Sohn, Friedrich von Baden, werden wir als Jugendfreund Konradin's kennen lernen. Innocenz verweilte noch immer in Lyon und da auf sein Betreiben sich sogleich ganze Landschaften des sicilianisch-neapolitanischen Reiches empörten, so hatte Manfred, welcher die Generalstatthalterschaft dieses Reiches übernahm, Gelegenheit, gleich anfangs seine Talente zu zeigen. Er war damals kaum 18 Jahre alt, schon seine ersten Schritte aber verriethen einen Mann von Kraft und Gewandtheit. Die campanischen Städte Neapel, Aversa, Nola und Capua schlossen ihm die Thore; er wandte sich klüglich nicht zuerst gegen sie, sondern nach dem Lande Apulien, wo die Bürger von Foggia, obgleich angeblich unbeschadet des Gehorsams gegen den König, die Geschäfte des königlichen Richters an einen aus ihrer Mitte gewählten Ausschuß übertragen hatten und eine Art von lombardischem Städtebund, dem nur ein zweites Mailand fehlte, zu bilden suchten. Manfred bemächtigte sich durch rasche und entschiedene Maaßregeln der gleichfalls empörten Stadt Baroli an der apulischen Küste, schleifte ihre Mauern und schreckte durch dieses Beispiel der Strenge Foggia und die anderen Städte Apulien's so sehr, daß sich alle freiwillig unterwarfen. Zu gleicher Zeit schickte er seinen Halbbruder Heinrich, den Sohn der englischen Prinzessin Isabella, nach Sicilien, um die Bewohner dieser Insel zu gewinnen. Dann zog er nach Campanien und unterwarf auch hier fast alle empörten Städte. Unterdessen war Innocenz von Lyon nach Italien zurückgekehrt. Er hatte noch vor seiner Abreise an die Mönche in Deutschland den Befehl geschickt, gegen den neuen König, Konrad, das Kreuz zu predigen und den Feinden des-

selben die nämlichen geistlichen Vortheile zu versprechen, welche die Kirche allen denen, die gegen die Ungläubigen zu Felde zogen, zuerkannt hatte. Er übertrug also den tödtlichen Haß gegen Friedrich auch auf dessen Sohn, obgleich er diesem durchaus keinen Vorwurf zu machen hatte. Durch den Mißbrauch, den er mit der geistlichen Gewalt trieb, erbitterte er alle frommen Gemüther gegen den Klerus, so daß selbst in Frankreich großer Unwille gegen ihn herrschte und daß ketzerische Meinungen, welche hauptsächlich gegen die Geistlichkeit gerichtet waren, sich überall verbreiteten. In Italien dagegen, wohin er im Sommer 1251 kam, ward er von den Mailändern und den anderen guelfischen Bundesstädten im Triumph empfangen. Nach Rom wagte er sich anfangs nicht, weil die Bürger dieser Stadt ihn früher mit drohenden Worten zur Rückkehr nach Rom aufgefordert und, als er dessen ungeachtet in Lyon zurückgeblieben war, den Ghibellinen Brancaleone aus Bologna, einen Freund Ezzelino's, unter dem Titel eines Senators an die Spitze ihrer Verwaltung gestellt hatten. Im folgenden Jahre mußte er jedoch, wenn er Rom nicht ganz verlieren wollte, sich entschließen, dahin zurückzukehren.

Auch der König Konrad IV. hatte um dieselbe Zeit, als Innocenz sich zur Rückkehr nach Italien anschickte, den Entschluß gefaßt, über die Alpen zu ziehen und sein Erbe in Italien anzutreten, weil die hohenstaufischen Erbgüter in Deutschland, von denen er leben mußte, alle vergabt waren und die dortigen Verhältnisse überhaupt ihm wenig Aussichten auf eine große und sichere Macht darboten. Er langte erst einige Monate nach dem Papste in der Lombardei an und mußte, nachdem er eine Zeit lang in Verona bei Ezzelino und dann in Goito verweilt, von Pola aus zu Schiffe nach Apulien übersetzen, da man ihm den Durchzug durch Mittelitalien versagte. Bei seiner Landung fand er die apulische Empörung durch Manfred bereits fast ganz unterdrückt und erstickte den Rest derselben durch die Einnahme der Stadt Neapel, welche dann mit der Schleifung ihrer Mauern und Thürme und mit der Verbannung oder Tödtung ihrer Hauptanführer bestraft wurde (1253). Während er Neapel grausam und hart behandelte, bewies er sich gegen seinen Halbbruder Manfred ungerecht und argwöhnisch, gegen den Papst aber zuerst demüthig und dann trotzig. Er hob einen großen Theil der von Manfred erlassenen Verfügungen auf, entzog ihm einen Theil des vom Vater ererbten Landes und kränkte ihn in seinen Anhängern und Verwandten. Den Papst suchte er anfangs durch die angebotene Aufopferung wichtiger Rechte sich geneigt zu machen; Innocenz wies aber alle seine Anerbietungen zurück, versagte ihm standhaft die für das sicilianische Reich schon seit langer Zeit zu Recht bestehende päpstliche Belehnung und war entschlossen, dieses

Reich entweder an einen anderen Fürsten zu bringen oder durch Vertheilung in einzelne Herrschaften und durch Einführung von Städte-Republiken völlig aufzulösen. Als Konrad einsah, daß alle seine Bemühungen beim Papste nichts fruchteten, brach er die Unterhandlungen mit ihm ab, benutzte seine Anwesenheit in Italien, um bedeutende Summen Geldes zu erpressen und mit denselben ein Heer zu werben und schickte sich darauf an, mit diesem nach Deutschland zurückzukehren. Noch ehe er jedoch den Marsch angetreten hatte, starb er (1254). Während seines Aufenthalts in Italien war sowohl sein Neffe Friedrich, der auf Oestreich Anspruch machte, als auch sein Stiefbruder Heinrich in Sicilien eines plötzlichen Todes gestorben, und man beschuldigte, wiewohl gewiß mit Unrecht, ihn selbst der Vergiftung Beider. Ebenso entstand nach Konrad's Tode das Gerücht, daß Manfred ihn durch Gift aus der Welt geschafft habe.

Konrad hinterließ einen erst zwei Jahre alten Sohn, den ihm seine bairische Gemahlin Elisabeth zu Landshut geboren hatte und dem man später den Namen **Konradin**, d. i. der kleine Konrad, gab. Zum Vormund hatte er bei seiner Eifersucht auf Manfred nicht diesen, sondern den Markgrafen Berthold von Hochberg ernannt. Manfred verhielt sich dabei scheinbar ganz leidend, weil er wußte, daß Berthold wegen des Hasses der Italiener gegen alle Deutschen seine Stellung nicht werde behaupten können. Auch sah sich der Letztere in der That schon nach kurzer Zeit genöthigt, die vormundschaftliche Regierung an Manfred abzutreten. Dieser war kaum Regent des neapolitanischen Reiches geworden, als Innocenz an der Spitze eines Heeres in dasselbe einbrach und überall im Triumph empfangen wurde. Zu gleicher Zeit hatte Innocenz den deutschen König, Wilhelm von Holland, bewogen, Berthold's Besitzungen in Deutschland zu bedrohen, und in Folge davon fiel sowohl dieser, als sein Bruder Otto von Manfred ab und trat zur päpstlichen Partei über. Manfred fand indessen einen Stützpunkt in Luceria, wo die saracenische Besatzung ihren Befehlshaber zwang, den Hohenstaufen in die Stadt als Herrn aufzunehmen, worauf er Foggia und Troja eroberte. Gleichzeitig aber nahmen in Oberitalien die Dinge eine für Innocenz günstige Wendung, und schon ward dort gegen den Hauptfeind der Kirche ein nicht unbedeutendes Kreuzheer vereinigt, als der Papst, welchem Manfred's Siege den vollen Genuß seines Triumphs störten, zu Neapel starb (December 1254). Innocenz ward nach seinem Tode von den Franziskanern, welche früher Werkzeuge des römischen Hofes gewesen waren, bitter geschmäht, weil er, wie oben bemerkt ist, die Pfarrgeistlichen gegen sie in Schutz genommen hatte; sie erklärten es unter Andern für ein Zeichen des göttlichen Zornes, daß vor dem Tode seine Zunge ge-

lähmt worden sei, und rächten also ihren Orden gerade so an ihm, wie er selbst sich an Friedrich II. gerächt hatte.

Innocenz' Nachfolger, der noch in demselben Jahre zu Neapel gewählt wurde, war Alexander IV., welcher ganz in die Fußtapfen seines Vorgängers trat und schon durch den von ihm angenommenen Namen seine herrschsüchtigen Absichten hinreichend andeutete. Er war vor allem Anderen darauf bedacht, den gefährlichsten Gegner des römischen Hofes, Manfred, welcher fortwährend die größten Anstrengungen zur Wiedereroberung des Reiches machte, auf jede Weise zu unterdrücken. Die Mittel dazu gewährte ihm König Heinrich III. von England, an dessen Sohn Edmund schon Innocenz das sicilianische Reich verschenkt hatte und der dafür nicht nur seinen eigenen Schatz erschöpfte, sondern auch seine Unterthanen hart bedrückte und sogar die Kirchen und Klöster seines Landes ausplünderte. Alexander konnte jedoch trotz aller Bemühungen seine Absicht nicht erreichen; er mußte vielmehr den Waffen Manfred's weichen und ward überdies von den Römern aus ihrer Stadt vertrieben, die er nicht wiedersehen sollte. Die Römer hatten nämlich ihrem Podesta oder Stadtschultheiß, dem wackeren Bolognesen Brancaleone, sein Amt verlängert und dieser hatte unter ihnen tüchtig Polizei gehalten, in der Stadt und auf dem Lande alle Thürme und Burgen, in welchen der Adel seinen Raub barg, niedergerissen und alle Vornehmen, die sich Gewaltthätigkeiten erlaubten, aufknüpfen lassen. Er hatte sich dadurch natürlich unter dem Adel und der Geistlichkeit viele Feinde gemacht; diese untergruben nachher sein Ansehen auch bei dem unbeständigen Volke und brachten es zuletzt dahin, daß er ins Gefängniß geworfen wurde (1255). Der Brescianer Maggi aber, den man an seine Stelle setzte, war ein grausamer Despot; das Volk empörte sich daher bald gegen ihn, befreite Brancaleone gewaltsam aus dem Kerker und stellte ihn aufs neue an die Spitze der Regierung. Brancaleone verwaltete sein Amt wieder ganz in derselben Weise wie früher; als er deshalb von dem Papst Alexander mit dem Banne belegt wurde, erhob sich das Volk sogleich gegen diesen, bedrohte ihn und seine Kardinäle mit dem Tode und zwang ihn, sein Leben durch schleunige Flucht aus Rom zu retten (1257). Kurze Zeit nachher starb Brancaleone. Auch jetzt gelang es dem Papste nicht, das verlorene Ansehen wieder zu erlangen; im Gegentheil, die Römer wählten einen Oheim Brancaleone's zu ihrem Oberhaupte und Alexander konnte nicht nach Rom zurückkehren. Unterdessen hatte sich Manfred immer weiter in Unteritalien ausgebreitet; er war endlich in den Besitz des ganzen sicilianischen Reiches gelangt, wobei auch das Gerücht, daß Konradin gestorben sei, seinen Anhängern einen Anlaß und Grund gab, ihn zum König auszurufen (1258); zu

Palermo wurde er feierlich gekrönt und zu Barletta von einer Reichsversammlung in seiner Würde bestätigt. Die einmal übernommene Königswürde gewährte dann ihm selbst den Vorwand, die Ansprüche des rechtmäßigen Erben ganz zu beseitigen; er erklärte einer Gesandtschaft, welche die deutschen Anverwandten Konradin's an ihn schickten: er habe durch seine Waffen das Reich Sicilien gegen die Habgier zweier Päpste geschützt; für den jungen Konradin sei dasselbe auf ewige Zeiten verloren, weil weder die Einwohner noch der Papst jemals wieder die deutsche Herrschaft in Sicilien dulden würden; doch nehme er die Krone für sich selbst nur auf die Dauer seines Lebens in Anspruch; bei seinem Tode wolle er sie an Konradin übergeben, wenn man diesen sogleich nach Neapel schicke, um ihn dort zu einem Italiener erziehen zu lassen.

Unterdessen wurde in Oberitalien Ezzelino von einer Anzahl Fürsten und Städte, die sich gegen ihn verbündet hatten, bekämpft und auf einem Zuge gegen Mailand gefangen genommen; er fand auf der Burg Soncino den Tod, den er durch Aufreißen seines Wundenverbandes beschleunigte (1259). An seinem Bruder Alberich, der in die Gewalt Azzo's von Este gerieth, vollzog der Letztere im folgenden Jahr ein schauderhaftes Strafgericht; er ließ die acht Kinder des Tyrannen vor den Augen des Vaters hinrichten und sodann diesen selbst von Pferden zu Tode schleifen; so wurde das Haus Romano vernichtet. Ein Theil der Ueberwinder jedoch, besonders Palavicini und Buoso di Doara, die angesehensten von ihnen, hatten nebst vielen Ghibellinen des Landes Partei für Manfred genommen. Auch in Toscana erklärten sich alle Ghibellinen für diesen. Die aus Florenz vertriebenen Ghibellinen schlossen sogar mit ihm und seinen Anhängern in Toscana einen Bund gegen ihre guelfischen Mitbürger und brachten diesen, von Manfred unterstützt, bei Montaperto eine solche Niederlage bei, daß die Guelfen aus Florenz weichen und ihren Gegnern die Stadt räumen mußten (1260). Jetzt sah sich der Papst genöthigt, Schritte der Versöhnung zu thun; er machte aber die Bedingung, daß Manfred seine mohammedanischen Truppen entlassen sollte, oder mit anderen Worten, er ahmte das Beispiel der Wölfe in der Fabel nach, welche den Schafen einen ewigen Frieden gewähren wollten, wenn sie ihnen die Hunde auslieferten. Natürlich ward auf diese Weise aus dem Frieden nichts. Alexander selbst starb nicht lange nachher zu Viterbo (1261). Sein Nachfolger Urban IV., von Geburt Franzose, rief sogleich fremde Kräfte gegen den verhaßten Manfred zu Hülfe; er sprach dem Bruder des französischen Königs, Karl von Anjou, der durch seine Gemahlin Beherrscher der Provence geworden war, das Reich Sicilien zu und bewirkte durch diesen Schritt in den Angelegen-

heiten Italiens eine Veränderung, welche für die mittlere und neuere Geschichte die größte Bedeutung erhalten hat.

Die Provence, welche auf diese Weise damals ebenso wichtig für die politische Geschichte von Südeuropa ward, wie sie es schon längst für die Cultur und Poesie des Mittelalters war, bildete ursprünglich einen Theil des Reichs Arelate. Sie war nachher in die beiden Fürstenthümer Ober- und Nieder-Provence zerfallen, von welchen das Erstere vorzugsweise die Provence hieß und unter den Grafen von Arles stand, das Letztere aber gewöhnlich den Namen der Grafschaft Forcalquier führte. Beide Fürstenthümer lagen in beständiger Fehde mit einander. Sie enthielten eine Anzahl Städte-Republiken und kleiner Herren, welche ihren Fürsten nur wenig gehorchten und von denen die Städte Aix, Arles und Marseille und die Herren von Sabran und von Baux die angesehensten waren. Ritterschaft, Poesie, feiner geselliger Umgang ohne Rohheit und Völlerei, sowie übertriebene Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht zeichnete die Bewohner der Provence vor allen anderen Völkern aus. Alles dies erhielt einen noch höheren Aufschwung, als im Jahre 1167 die Ober-Provence durch Heirath an das königliche Haus von Aragonien und Catalonien kam und so die beiden schönsten und gebildetsten Länder der damaligen Christenheit unter Einem Haupte vereinigt wurden. Der erste aragonische König, welcher die Ober-Provence beherrschte, war Alfons II. oder, wie er als Graf von Provence bezeichnet wird, Alfons I. Dieser Herrscher, welcher häufiger in der Provence, als in Aragonien lebte, zeichnete sich durch ritterlichen Glanz und edle Freigebigkeit in gleichem Grade aus, war selbst Sänger der platonischen oder geistigen Liebe, welche damals in jenem Lande verherrlicht wurde und scheute sich nicht, um die durch die provençalische Dichtkunst verewigte Jordane Brun den Wettkampf einer solchen Liebe zugleich als Ritter und als Troubadour zu kämpfen. Unter ihm nahm daher die Blüthe der Künste, der Wetteifer der Dichter, die Zahl und der Glanz der Feste und Spiele noch mehr als vorher zu und Friedrich Barbarossa ließ sich zu Alfons' Zeit (1178) unter Feierlichkeiten, welche fast so berühmt sind als sein Krontag in Mainz, zu Arles krönen. Von Alfons' Söhnen erhielt bei seinem Tode (1196) der eine, Peter II., Aragonien und Catalonien, der andere, Alfons II., die Provence. Der Letztere heirathete die Erbin von Forcalquier und vereinigte dadurch auch diese Grafschaft mit der seinigen. Unter seinem Sohne Raimund Berengar IV. (1209—1245), welcher lange bei seinem Oheim und Vormund Peter in Aragonien verweilte, ward die Provence von häufigen Unruhen zerrissen und dies erleichterte es dem Kaiser Friedrich II., in der Provence aufs glänzendste und nach-

drücklichste die Rechte zu üben, welche einst sein Großvater Barbarossa geübt hatte, die aber Otto IV. weder gegen die kleinen Fürsten, noch gegen die Städte hatte geltend machen können. Friedrich's Verfügungen in der Provence waren jedoch nicht heilsam; denn er ließ sich auch dort von der Besorgniß, die ihm das Städtewesen in der Lombardei eingeflößt hatte, bestimmen und leiten. Er hob namentlich die Verfassungen auf, welche die Städte eigenmächtig gegen ihre schwachen Landesherren errichtet hatten, um nach dem Beispiele der Lombarden aus bloßen Municipalstädten eigentliche Freistaaten zu werden. Freilich ward diesen Befehlen Friedrich's in der Provence ebensowenig Folge geleistet, als in Deutschland. Die Herren fuhren fort, Stadtrechte zu ertheilen, übernahmen unter bestimmten Bedingungen die Schultheißen-Würde und verbanden sich oft mit einer Stadt gegen eine andere; die Städte aber schlossen, je nachdem es ihr Vortheil erheischte, mit den Feinden oder Freunden des Kaisers Bündnisse und Verträge.

Ungeachtet der Freiheit und Selbstständigkeit, welche die Herren und Städte der Provence gegen Friedrich zu behaupten wußten, ward doch das kaiserliche Ansehen in anderen Dingen aufrecht erhalten. Dieses ging überhaupt nicht durch innere Bewegungen unter, sondern durch den Haß des Papstes Gregor IX., welcher um seines persönlichen Zwistes mit dem Kaiser willen den deutschen Einfluß nach und nach aus der Provence verdrängte und den französischen an seine Stelle brachte. Zuerst riß Gregor im Albigenser-Kriege die Grafschaft Venaissin unter dem Vorwand der Ketzerei auf kurze Zeit an sich. Dann maaßten sich seine Stellvertreter Rechte an, welche dem Kaiser gehörten, und zuletzt brachten dieselben es dahin, daß die kleinen Herren und Staaten des Landes ihre Streitigkeiten nicht mehr vom Kaiser, sondern vom französischen König schlichten ließen. Dieser Einfluß der Franzosen erhielt nachher durch die Heirathen zweier Töchter Raimund Berengar's ganz und für immer das Uebergewicht über die deutsche Macht. Raimund Berengar, mit welchem der Mannsstamm der aragonischen Grafen von Provence ausstarb (1245), hatte vier Töchter; von diesen war die älteste mit dem französischen König Ludwig dem Heiligen, die zweite mit Heinrich III. von England, die dritte mit dessen Bruder, Richard von Cornwallis, welcher nachher deutscher König wurde, vermählt; die vierte aber, Beatrix, war im Testament des Vaters zur Erbin der Provence eingesetzt und dem letzten Grafen von Toulouse, Raimund, zur Gemahlin bestimmt worden. Dieser würde durch die Vereinigung seines Landes mit der Provence eines der schönsten Reiche gebildet haben, wenn ihn nicht auch hierin sein Schicksal verfolgt hätte. Die beiden Männer, welche nach

Raimund Berengar's Tode die Verwaltung der Provence leiteten, Romée von Villeneuve und Albert von Tarrascon, waren ihm abgeneigt und suchten, in Verbindung mit der Wittwe Berengar's und mit der Königin von Frankreich, zwischen dem Bruder Ludwig's des Heiligen, Karl von Anjou, und der Beatrix eine Vermählung zu Stande zu bringen. Sie wußten den Grafen Raimund so lange mit eitelen Zögerungen hinzuhalten, bis sie die Stände der Provence für die beabsichtigte französische Heirath gewonnen hatten und ohne Gefahr die testamentarische Verfügung ihres Herrn aufheben konnten. Auf solche Weise ward Karl von Anjou 1246 Gemahl der Beatrix und Beherrscher der Provence. Er war ein energischer Mann und hatte kaum die Regierung übernommen, als er sich eine unumschränkte Gewalt zu verschaffen suchte und die Städte des Landes aus Freistaaten wieder zu bloßen Munizipalstädten machte, wobei ihm die Verrätherei des Erzbischofs von Arles und anderer geistlichen Herren, deren Vortheil er mit dem seinigen verband, die besten Dienste leistete. Bald nachher dehnte er seine Herrschaft auch nach Italien hin aus, wo die meisten Städte von Piemont und hierauf sogar Alessandria, Parma und Piacenza seinen Schutz suchten. Wahrscheinlich wurden diese Städte durch das in der Provence bestehende Verhältniß zwischen der Ritterschaft und den Bürgern angezogen. In der Provence wie in Languedoc waren nämlich einerseits freilich die ritterlichen Herren mit drückenden Vorrechten begabt und einzig und allein auf die Ehre, der Welt nur mit dem Schwerte nützlich zu sein, bedacht, so daß z. B. die Einwohner der Stadt Baux nicht nur für jede Schuld, welche ihr Herr machte, Bürgschaft leisten, sondern auch den Leuten desselben ihre Gärten und Felder zur Nutznießung preisgeben mußten und daß jeder Adelige, der sein Land selbst pflügte oder im 30. Jahre seine Waffenprobe noch nicht abgelegt hatte, steuerpflichtig ward. Dies hatte aber doch nicht gehindert, daß in jenen Landen andererseits die höhere Bürgerschaft dem Adel ganz gleichgestellt und selbst ohne Schwierigkeit zum Ritterschlage zugelassen wurde.

Als Karl von Anjou sich nach und nach eine bedeutende Macht in Südfrankreich geschaffen hatte, öffneten sich ihm in Unteritalien neue und glänzende Aussichten. Die Unterhandlungen, welche zwischen dem römischen Hofe und dem Prinzen Edmund von England über den Verkauf des sicilianischen Reiches gepflogen worden waren, hatten sich zerschlagen und Urban IV. bot dasselbe gleich nach seinem Regierungsantritt Ludwig dem Heiligen für einen seiner Söhne an. Dieser König war aber zu fromm und gerecht, um sich zum Raube eines fremden Eigenthums bewegen zu lassen und verweigerte jede Theilnahme an den sicilianischen Angelegenheiten. Urban wandte sich

darauf an Karl von Anjou, der ein viel weiteres Gewissen hatte, als sein Bruder und mit Freuden auf die Sache einging (1262). Sobald die Unterhandlungen mit ihm eingeleitet waren, gab sich der Papst das Ansehen eines Richters und ließ Manfred vor seinen Stuhl vorladen; seine Absicht dabei war keineswegs, dem Könige von Neapel sein Recht zu gewähren, sondern er wünschte vielmehr eines Theils nur sein Verfahren vor den Augen der Welt einigermaaßen zu rechtfertigen und anderes Theils zugleich die Dinge so einzurichten, daß er Karl von Anjou möglichst wohlfeil zu seinem Werkzeuge erkaufen könne. Das Erstere gelang nicht, weil Manfred Bevollmächtigte schickte und bei genügender Sicherheit sich bereit erklärte, selbst zu erscheinen, vom Papste aber zurückgewiesen ward, und was das Letztere betrifft, so war Karl von Anjou kein Mann, der sich leicht betrügen ließ. Die Unterhandlungen mit ihm zogen sich sehr in die Länge, der Papst mußte zuletzt sowohl von dem ungeheuren Lehenszins, welchen Karl für die Belehnung mit Sicilien und Neapel jährlich bezahlen sollte, abstehen, als auch auf die geforderte Abtretung eines bedeutenden Grenzstriches an den Kirchenstaat verzichten, und nach Urban's Tode (1264) ward auf ganz andere Bedingungen hin ein Vertrag mit Karl geschlossen. Uebrigens war noch vor Urban's Tode in Rom eine Aenderung eingetreten, welche leicht der ganzen Verhandlung über das sicilianische Reich, ja dem Zustande der Dinge überhaupt eine andere Wendung hätte geben können. Die Römer hatten nämlich beschlossen, für ihre Stadt wieder einen Senator oder mit anderen Worten ein leitendes Haupt zu erwählen, und nachdem die Stimmen eine Zeit lang zwischen Peter III. von Aragonien, Manfred und Karl von Anjou getheilt gewesen waren, entschied sich endlich die Mehrzahl für den Letzteren. Urban war, wie es scheint, mit der Wahl selbst nicht unzufrieden, wollte aber Karl nur bis zur Wiederherstellung der Ordnung in Rom, also auf bestimmte Zeit als Senator an der Spitze von Rom sehen, während die Römer die Anarchie in ihrer Stadt für immer beseitigt haben wollten und darum Karl auf Lebenszeit gewählt hatten. Der Papst unterhandelte hierüber insgeheim mit Karl und entband ihn, als er ihn zu seinem Willen gebracht hatte, im Voraus von dem Eide, welchen er den Römern zu leisten hatte. Unterdessen erhob aber auch Manfred's Partei in Rom wieder ihr Haupt, und dieser hätte damals Rom leicht besetzen und auch den Papst an seinem Aufenthaltsorte aufheben können, wenn nur nicht seine italienischen Anhänger so unzuverlässig gewesen wären, daß er blos seinen deutschen und mohammedanischen Miethstruppen vertrauen durfte. Indessen kam doch der Papst, von welchem damals selbst die ihm bisher stets treu gebliebene

Familie der Annibaleschi in Rom abfiel, so sehr in Noth, daß er kurz vor seinem Tode in einem Rundschreiben die ganze Christenheit um Hülfe anflehen mußte. Während man im Kirchenstaate selbst heftig gegen einander kämpfte, hatte sich Karl von Anjou weder zu dem ihm vorgelegten Vertrage mit dem Papste verstanden, noch irgend Anstalten zur Besiegung Manfred's gemacht und in Sicilien wie in Frankreich war die Geistlichkeit aufs höchste erbittert, weil Urban, um die Kosten des Kriegszuges gegen Manfred aufzutreiben, sie durch übermäßige Steuern bedrückte. Mitten in dieser Lage der Dinge starb Urban in Perugia und ebenda wurde Gui Fulcadi, ein Provençale, also geborener Unterthan Karl's von Anjou, unter dem Namen Clemens IV. zu seinem Nachfolger erwählt (1265).

Clemens brachte bald nach seiner Ernennung den Vertrag mit Karl zu Stande und machte ihn der Welt zugleich mit einer anderen Acte bekannt, in welcher er erklärte, daß Edmund von England ein Recht an das Königreich Sicilien nicht besitze, ja sogar niemals besessen habe. Jetzt rüstete sich Karl ernstlich zu seinem Zuge nach Italien und brach im Mai 1265 dahin auf. Sein Heer enthielt die tapfersten Männer von Frankreich und fast die ganze provençalische Ritterschaft, es folgte ihm außerdem ein Fußvolk von 15,000 Mann, welches aus den Schaaren bestanden zu haben scheint, die auf Veranstaltung des Papstes zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen Manfred zusammengepredigt und ebenso wie jene Ritter mit dem Kreuze bezeichnet worden waren. Beide Theile, die Ritter und das Fußvolk, hatten fast gar keine anderen Mittel der Existenz, als was Karl ihnen gab; sie mußten daher blos vom Raube leben und verübten allenthalben Greuelthaten, wie man sie von einem christlichen Kreuzheer nicht hätte erwarten sollen. Uebrigens theilte Karl sein Heer in zwei Theile; er selbst schiffte sich nämlich mit einer Zahl der edelsten Ritter und ihren Leuten in Marseille ein, die Uebrigen aber zogen über die Alpen nach der Lombardei. Auch Manfred hatte sich für den bevorstehenden Krieg gehörig gerüstet und that sowohl vor als in demselben Alles, was die Klugheit gebieten und die Vorsicht rathen konnte; allein das Schicksal war ihm von Anfang an in allen Stücken entgegen. Ein Sturm vereitelte seine Plane zur See, Verrätherei seine Entwürfe in der Lombardei. Er erwartete mit 80 Schiffen Karl an der Küste des Kirchenstaates, allein ein Sturm nöthigte seine Flotte, die Küste zu verlassen, der nämliche Sturm warf Karl's Schiffe an die Ufer von Toscana, von wo derselbe glücklich nach Rom gelangte, wo er feierlich als Senator eingekleidet und im Lateran von vier Cardinälen mit der Krone von Sicilien belehnt wurde; dafür verpflichtete er sich zu einem

regelmäßigen Jahrestribut;*) kurz nachher lief der noch ausgebliebene Theil der Flotte Karl's in die Tiber ein. Was der Sturm an der Küste von Mittelitalien bewirkt hatte, das bewirkte Verrätherei in Oberitalien. Die lombardischen Ghibellinen hatten ein Heer vereinigt, um dem Landheere Karl's den Durchmarsch zu verwehren und Manfred hatte ihnen eine auserlesene neapolitanische Reiterei zur Verstärkung geschickt. Man brauchte nur durch neckende Angriffe, durch Besetzung gewisser Städte und Pässe, durch Abschneiden der Zufuhr das feindliche Heer einige Monate aufzuhalten, so mußte es aus Geldmangel von selbst aus einander stieben, — alles dies ward nicht einmal versucht und die Truppen Karl's gelangten ungehindert durch die Lombardei und durch die Apenninen-Pässe nach Toscana. Die ganze Sache ist, was auch manche Berichterstatter und Geschichtschreiber dagegen sagen mögen, fast mit Gewißheit dem Verrathe Buoso's di Doara, des Beherrschers von Cremona, Schuld zu geben. Buoso, einer der Hauptanführer der Ghibellinen, war ein habsüchtiger und treuloser Mann und nicht nur der gleichzeitige florentinische Geschichtschreiber Malaspini schreibt Alles seiner Verrätherei zu, sondern auch Dante zweifelt so wenig daran, daß er dem Buoso seinen Platz neben Lucifer, dem Symbol der größten Verworfenheit, im untersten Raume der Hölle, wo auch die anderen berüchtigten Verräther im Eise des Cocytus Frosthitze leiden, angewiesen hat. Selbst Buoso's Landsleute und Freunde achteten ihn schuldig; denn die Cremoneser verjagten ihn aus ihrer Stadt und zerstörten die festen Plätze seiner Familie; er ward später auch aus seiner Burg Rotera, in der er seine unermeßlichen Schätze verwahrte, vertrieben und starb arm, verlassen und von Allen gehaßt in hohem Alter.

Im Januar 1266 erreichte Karl's Heer die Gegend von Rom. Karl hatte aber bereits sein Geld und seinen ganzen Credit erschöpft und auch der Papst war, nachdem er seine Kasse völlig geleert und endlich sogar Kirchen und Klöster verpfändet hatte, zur Verzweiflung gebracht. Dieser äußerste Mangel und die kurze Dienstzeit der ritterlichen Schaaren zwangen den Grafen von Anjou, als er von Rom in das Neapolitanische vordrang, eine schnelle Entscheidung zu suchen. Auch Manfred fühlte sich dazu gedrungen, weil er die Kampflust seiner Saracenen nicht länger zu bändigen vermochte und weil sich seine Neapolitaner feige und treulos zeigten. Es kam daher schon am 26. Februar 1266 bei Benevent zu einer entscheidenden Schlacht.

*) Das Jahresgeschenk und die sinnbildlichen Ehrengaben, welche die Lehenspflicht der Krone von Neapel bezeichnen, hat der römische Stuhl erst im Jahre 1815 aufgegeben.

Manfred zeigte sich vor und in dieser Schlacht an Muth seines Urgroßvaters völlig würdig und bewies eine Einsicht, die selbst seinem Vater Ehre gemacht haben würde; er hatte aber das Schicksal so sehr gegen sich, daß ihm nichts übrig blieb, als ein glorreiches Ende zu suchen. Von den Ghibellinen des oberen und mittleren Italiens hatte er keine Hülfe erhalten, während die Guelfen seinen Gegner mit ihrer ganzen Macht unterstützten. Dagegen fochten die Mohammedaner und die Deutschen in seinem Heere, Letztere unter dem Schlachtruf „Schwaben!" heldenmüthig für ihn, und obgleich ihm der Kern der französischen Ritterschaft gegenüber stand, so wäre ihm doch der Sieg geworden, wenn ihn nicht seine Neapolitaner verrätherischer oder mindestens voreiliger Weise verlassen hätten. Er selbst hätte, als Alles verloren war, fliehen können; er erklärte aber seinen Freunden, er wolle lieber auf dem Schlachtfelde sterben, als in der Verbannung und im Elend leben. Er fiel, erst 34 Jahre alt, tapfer kämpfend und erntete im Tode größeren Ruhm, als sein Gegner im Glanze des Sieges und im Besitze der Herrschaft. Karl versagte der Leiche Manfred's, weil er ein Ketzer gewesen, ein ordentliches Begräbniß und ließ sie an der Brücke von Benevent verscharren; die französischen Soldaten aber ehrten den Heldenmuth des gefallenen Gegners durch einen Steinhaufen, den sie auf seinem Grabe aufhäuften. Manfred's rühmlicher Tod, der ihm die rohen Herzen der Krieger gewann, erbitterte jedoch die rachsüchtigen Pfaffen und der Erzbischof Pignatelli von Cosenza, der als päpstlicher Legat die Provençalen nach Italien geleitet hatte, befahl seine Leiche wieder auszugraben, ließ dann seine zerrissenen Gebeine in einem düsteren Thale am Flusse Verde zerstreuen und verfolgte ihn noch im Tode mit seinem Fluch. Dafür hat Dante dem unglücklichen, aber ruhmgekrönten Hohenstaufen statt des hinfälligen Denkmals zerstäubender Steine ein unvergängliches Denkmal göttlicher Verse errichtet, in welchen er auf rührende Weise die Gnade Gottes der Unbarmherzigkeit dessen, der sein Statthalter auf Erden sein wollte, gegenüber stellt. Doch auch die eigentlichen Freunde Manfred's, freilich keine Neapolitaner! gaben ihm im Tode rührende Beweise von Achtung und Liebe: als seine Leiche gefunden worden war und Karl, um sich seines Todes zu vergewissern, die gefangenen Barone herbeiführen ließ, bedeckte der Graf Jordan sein Antlitz mit den Händen und rief jammernd und klagend: „O wehe, was muß ich sehen!" Denn die Liebe ist, wie der Berichterstatter dieses Ereignisses schließt, allmächtig und fürchtet weder den Anblick des Ueberwinders, noch die Waffen siegender Krieger, noch Marter, Kerker und Tod.*)

---

*) Manfred's Gemahlin Helena, eine griechische Fürstentochter aus dem

7. Neapel und Sicilien unter den ersten Königen des Hauses Anjou.

Die Schlacht bei Benevent hatte das Schicksal des Reiches Sicilien entschieden und Karl von Anjou schien jetzt Herr in ganz Italien zu sein; denn in Unteritalien war er König, in Toscana folgte man überall seinem Worte und in Mailand war einer seiner Vasallen, Barral von Baux, Stadtschultheiß, bis der Papst, dem dies zu weit ging, denselben zur Niederlegung seiner Würde zwang und dadurch Karl's Einfluß in der Lombardei auf eine Zeit lang schwächte. Die neue Regierung in Neapel und Sicilien ward schon gleich nach der Besiegung Manfred's mit schrecklichen Greuelthaten gegen die Bewohner von Benevent eröffnet. Ungeachtet sich diese freiwillig unterworfen hatten, so wurden sie doch aufs schändlichste mißhandelt; die Sieger erlaubten sich alle Arten von Freveln gegen sie und acht Tage lang blieb die Stadt der zügellosen Barbarei von Menschen preisgegeben, welche weder auf Alter und Geschlecht, noch auf Kirchen und Klöster Rücksicht nahmen. Auch in anderen Städten gestattete Karl seinen Rittern und Soldaten Raub und Verwüstung; er selbst aber zog die Güter der vielen Ausgewanderten ein. Er und seine Leute benahmen sich überhaupt auf solche Art, daß sogar die Verräther unter den Neapolitanern zu spät erkannten, wie sehr sie sich in ihm getäuscht hatten, zumal da schon durch Konrad und Manfred alle despotischen Verordnungen Friedrich's II. abgeschafft worden waren. Der Papst hatte dem neuen Beherrscher die Bedingung gemacht, daß er die guten alten Einrichtungen, welche vor der hohenstaufischen Herrschaft zur Zeit Wilhelm's I. und II. in Neapel und Sicilien bestanden hatten, wieder herstellen sollte; daran dachte aber der schlaue Franzose am allerwenigsten. Er zog, wie einst Wilhelm der Eroberer in England, die meisten alten Güter im Lande ein, machte aus ihnen neue Baronieen, gab sie seinen dürftigen provençalischen Rittern und ertheilte diesen Rechte, welche die normannischen Barone des sicilianischen Reiches nie gegen ihre Mitbürger ausgeübt hatten und die er selbst rechtlicher Weise nicht einmal hätte verleihen dürfen. Er vereinigte die Elemente des hohenstaufischen Druckes mit den Härten, welche sein eigener Verstand ersann und bildete daraus ein neues despotisches System der Verwaltung, oder um uns eines vielbedeutenden modernen Aus-

Hause, das über Epirus herrschte, gerieth sammt vier Kindern in die Gewalt Karl's von Anjou; sie verstarb nach fünf Jahren in Gefangenschaft; ihre Tochter Beatrice, die nach dem Castel del Uovo in Neapel verbracht wurde, erlangte erst 1294 ihre Freiheit; drei Knaben welkten im Kerker hin, der älteste, nachdem er erblindet war. Nur ein Sprosse des Hauses gewann ein glücklicheres Loos, Constantia, die älteste Tochter Manfred's, welche mit König Peter III. von Aragonien vermählt war.

druckes zu bedienen, er organisirte das Reich ganz und gar nach seinem Sinne. Dabei nahm er nicht einmal, wie doch Friedrich II. gethan hatte, auf die Stände Rücksicht. Die Hauptsache war, daß er wie dieser das Finanzwesen zur eigentlichen Seele der Staatsverwaltung machte, aber ein noch drückenderes Steuersystem einführte und daß er, ohne auf die Rechte der Municipalitäten und Corporationen im mindesten Rücksicht zu nehmen, einen Beamtenstaat einrichtete, in welchem immer ein Beamter den Anderen und Alle zusammen das Volk tyrannisirten. Ein ganzes Heer von Zöllnern, Accise-Erhebern, Domainen-Verwaltern, Hafen-Inspectoren und Kanzleibeamten zapfte dem Volke das Blut ab und an der Spitze desselben stand ein pfiffig rechnender Mann aus einem Amalfitanischen Wucherergeschlecht als Finanzminister. Die Sicilianer und Neapolitaner fühlten nur zu bald die ganze Härte der neuen Despotie und beklagten den Verlust des Königs Manfred, den sie, wie der Geschichtschreiber Malaspini sich ausdrückt, zu seinen Lebzeiten für einen Wolf gehalten hatten, jetzt aber als ein sanftes Lamm zurückwünschten; denn Manfred hatte ihnen doch nur einen Theil ihrer Habe genommen, unter Karl von Anjou aber mußten sie ruhig mit zusehen, daß alle ihre Güter und sogar ihre persönliche Freiheit eine Beute fremder Herren wurden. Selbst der Papst erkannte, daß der Mann, dem er die kaiserlichen Rechte in Italien preisgegeben hatte, ein unfreundlicher Tyrann sei und beklagte sich in seinen Briefen an Karl offen über seine Ungerechtigkeit und Härte; ja, auch die rechtgläubigsten, frömmsten Männer sahen an Karl's Beispiel, wohin das gottlose System der römischen Hierarchie führe, nach welchem man dem Kaiser nicht gab, was des Kaisers ist und dagegen für lasterhafte Menschen, welche die dreifache Krone trugen, das verlangte, was Gottes ist.

Bald fühlte ganz Italien, daß deutsche Grobheit und Unbehülflichkeit, mit deutscher Gutmüthigkeit verbunden, erträglicher sei, als die Herrschsucht, Habgier und herzlose Eitelkeit der Franzosen. Man wandte sich daher von vielen Seiten an den letzten Sprößling der Hohenstaufen, den jungen Konradin, der seit seines Vaters Tode (seine Mutter Elisabeth hatte sich mit dem Grafen Meinhart von Tyrol vermählt) meist bei seinem ritterlichen Oheim, dem Herzog Ludwig von Baiern, lebte und bat ihn dringend, in das Erbe seiner Väter zu kommen. Die Ghibellinen Toscana's, von den Guelfen gedrückt, steuerten 100,000 Goldstücke zusammen und schickten sie nach Deutschland; flüchtige Neapolitaner versicherten, wie Emigranten zu thun pflegen, dem jungen Prinzen, sobald er sich nur in seinem Erbreiche zeige, werde ihm Alles zufallen und der unglückliche Jüngling folgte ihrer Lockung, obgleich seine Mutter und sein Oheim ihn warnten

und abmahnten. Wie konnte er doch hoffen, ohne Geld und ohne ein ordentliches Heer ein Unternehmen auszuführen, welches Karl als Beherrscher der Provence, als Verbündeter des Papstes und aller Guelfen und nicht nur vom Kern des provençalischen und französischen Adels, sowie vom Könige von Frankreich, sondern auch von der ganzen Macht der Kirche unterstützt, nur mit Mühe hatte ausführen können! Er gelangte zwar ohne Schwierigkeit über die Alpen, weil sein Stiefvater Graf Meinhart ihn unterstützte, und es folgten ihm anfangs nicht weniger als 10,000 Reiter und einiges Fußvolk; allein diese Truppen kehrten größtentheils schon in Verona wieder um, weil es ihrem Führer an Geld fehlte. Der einzige Mann, der ihm wesentlich hätte nützen können, sein Oheim Ludwig von Baiern, konnte oder wollte ihn ebenfalls nicht weiter als bis Verona begleiten; er lag mit Ottokar II. von Böhmen in ewiger Fehde; dieser aber hatte nicht nur Oestreich erobert, sondern auch einen Theil von Baiern besetzt, und die beiden Hauptfeinde des hohenstaufischen Hauses, Karl von Anjou und der Papst, waren mit dem Böhmen-Fürsten in Vereinigung getreten.

Den feurigen Konradin begleitete übrigens als treuer Freund und Genosse Friedrich von Baden, der Sohn des oben erwähnten Markgrafen Hermann von Baden, der als Gemahl einer babenbergischen Prinzessin auf Oestreich Anspruch gemacht hatte. In Italien schlossen sich noch zwei andere abenteuernde Prinzen, Friedrich und Heinrich, die Brüder des castilianischen Königs und deutschen Titularkaisers Alphons X., an Konradin an. Diese beiden Prinzen hatten sich schon früh nach Tunis begeben, dort ihre ritterlichen Dienste den Mohammedanern verkauft und ungeheure Schätze gesammelt, hatten aber unter den Ungläubigen sehr kühne und rücksichtslose Gesinnungen angenommen; die wilde Denkungsart war jedoch für Heinrich kein Hinderniß, als Freund und Kenner der Sangeskunst zu glänzen, ja die Parteimeinung, die er verfocht, in kräftigen Canzonen auszusprechen. Wegen des Reichthums der Brüder hatte Karl von Anjou, der in steter Geldnoth war, mit Heinrich Verbindungen angeknüpft, in Folge deren derselbe dann nach Italien herübergekommen war. Heinrich hatte dem neuen Könige von Neapel Geld geliehen und dagegen die Zusicherung des Besitzes von Sardinien erhalten und als hieraus nichts ward, hatte ihm Karl die römische Senatorwürde verschafft, die er selbst auf Andringen des Papstes Clemens aufgeben mußte. Gleich nachher waren jedoch Beide mit einander in eine heftige Zwietracht gerathen, weil Karl den castilianischen Prinzen ebenso wenig, wie seine anderen Gläubiger bezahlte und Heinrich nur zu nehmen, nicht zu geben gewohnt war. Vergebens bat der Papst den

König in einer Reihe dringender Briefe, wenigstens diesen gefährlichen Gläubiger zu befriedigen; Karl achtete seiner Mahnung nicht, er machte dadurch den Prinzen zu seinem Todfeinde, und als Clemens die schuldige Summe aus den für Karl bestimmten kirchlichen Geldern bezahlen ließ, war es zu spät; denn Heinrich hatte sich bereits mit Konradin und mit den Ghibellinen von Mittelitalien gegen Karl verbunden. Jetzt gewannen Konradin's Anhänger auch noch den anderen castilianischen Prinzen, Friedrich, und dieser setzte an der Spitze einer Söldnerschaar von Tunis unmittelbar nach Sicilien über. Friedrich selbst, ein halber Mohammedaner, stand natürlich der mohammedanischen Bevölkerung von Sicilien sehr nahe und da er überdies im Namen des Hauses Hohenstaufen auftrat, welches doch auch um der den Mohammedanern gewährten Begünstigung willen gestürzt worden war, so fiel ihm bald die ganze Insel bis auf die Städte Messina, Syrakus und Palermo zu. Dies geschah fast zu derselben Zeit, als Konradin in Oberitalien erschienen war. Von hier begab sich Konradin im Frühjahr 1268 zu Schiffe nach Pisa, wo er mit Freuden aufgenommen und als Kaiser anerkannt wurde. Auch Friedrich von Baden gelangte, obgleich in der Lombardei nur die Städte Verona, Cremona und Lodi ghibellinisch waren, mit der kleinen Schaar Ritter, welche er mitbrachte, zu Lande glücklich nach Pisa.

Karl war, sobald er von Konradin's Ankunft in Italien gehört hatte, mit seinem Heere nach Toscana geeilt; er mußte aber, als Sicilien von dem Castilianer Friedrich besetzt ward und zugleich die in der apulischen Stadt Luceria angesiedelten Saracenen sich empörten, mit dem größten Theil seiner Truppen nach Unteritalien zurückkehren. Die übrigen ließ er in Toscana zum Schutze der dortigen Guelfen zurück. Diesen Theil des neapolitanischen Heeres schlugen Konradin's Anhänger in einem kleinen Treffen am Arno, durch das ihm der Weg nach Rom eröffnet ward. Hier kam er in der Mitte des Sommers an und wurde von dem Prinzen Heinrich und von der Bürgerschaft aufs glänzendste empfangen. Mit Blumen geschmückt führte ihn eine Anzahl von Männern und Frauen durch die Stadt auf das Capitol; alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit bogenförmigen Gewinden verziert, an welchen nicht nur Blumen und Lorbeerzweige, sondern auch prächtige Gewande und Teppiche und viele Edelsteine, Ringe, Diademe und andere Kostbarkeiten hingen. So merkwürdig wegen dieser Pracht Konradin's Einzug in Beziehung auf den damaligen Luxus der Städte Italiens für uns auch sein mag, so war er doch für den unglücklichen Prinzen, welcher bald nachher auf eine so traurige Weise unterging, nur eine Weihe des Todes. Der junge Mann selbst ahnte sein Schicksal nicht; Papst Clemens aber,

dem es an Lebenserfahrung nicht fehlte, sah damals schon das Loos des von kurzem Glanze berauschten Jünglings voraus und soll ihn sogar aufrichtig beklagt haben; er schrieb schon zu der Zeit, als Konradin noch in Pavia verweilte, der unglückliche Knabe wiege sich, vom Mangel gedrückt und von geringer Mannschaft begleitet, in schwärmerischen Träumen; und als derselbe nahe an Viterbo vorbei, wo der Papst von seiner Residenz aus den Zug sehen konnte, gegen Rom zog, soll Clemens zu seiner Umgebung gesagt haben, Konradin ziehe zur Schlachtbank und sein Glanz werde wie ein Rauch verschwinden.

Konradin brach fast um die nämliche Zeit, als seine treuen Freunde, die Pisaner, die neapolitanische Flotte bei Messina schlugen, von Rom auf. Er drang östlich von dieser Stadt in das neapolitanische Reich ein und eilte im Vertrauen auf die Empörung der Sicilianer und auf die Zuneigung der Neapolitaner sogleich zu einer entscheidenden Schlacht. Bei Tagliacozzo traf er am 23. August 1268 mit Karl's Heere zusammen. Er war an Zahl der Truppen seinem Gegner weit überlegen; allein Karl führte ihm den Kern der französischen und provençalischen Ritterschaft entgegen und überließ die ganze Anordnung der Schlacht dem alten, erfahrenen Ritter Alard von Valery, welcher den Kreuzzug Ludwig's des Heiligen mitgemacht und, als er nach langem Aufenthalte in Palästina alt und invalid in die Heimath zurückkehrte, unterwegs bei Karl Dienste genommen hatte. Alard traf seine Maaßregeln ganz nach dem ritterlichen Charakter der Castilianer und Deutschen; er opferte in der Schlacht nicht nur einen Theil von Karl's Heer auf, um das Ganze zu retten, sondern er ließ auch den Kern der Provençalen erst dann am Kampfe Theil nehmen, als die Feinde sich ihrer gewöhnlichen stürmischen Hitze ganz überlassen hatten. Konradin stellte in die erste Schlachtreihe die unüberwindlichen Castilianer unter Heinrich's Anführung, in die zweite seine Italiener und in die dritte die Deutschen; Alard dagegen schickte zwei Reihen in den Kampf und legte den Rest seines Heeres, den er aus den besten provençalischen Rittern ausgelesen hatte, in einen entfernten Hinterhalt. Die beiden Linien Karl's, welche den Kampf beginnen mußten, wurden bald von den Castilianern geschlagen, und wenn jetzt Konradin seine Deutschen und Italiener zurückgehalten hätte, so würde Alard's List zerronnen sein und es hätte nicht ein einziger Tag das Geschlecht der Hohenstaufen vernichtet; allein Konradin überließ sich mit seinen Leuten unbedachtsam der Hitze des Kampfes und der Freude des Sieges, Alard führte aber den besten Theil seines Heeres aus dem Hinterhalte herbei, griff die überraschten und in Unordnung gerathenen Feinde plötzlich an und erfocht einen vollständigen Sieg. Konradin's Heer ward theils aufgerieben, theils zerstreut; er selbst entfloh mit

seinem Freunde Friedrich von Baden nach Rom und von da an das Meer, um sich nach Pisa zu retten. Er würde glücklich allen Gefahren entkommen sein, wenn nicht ein römischer Großer, Johann Frangipani, dessen Familie früher stets den Hohenstaufen angehangen hatte und später in Ungarn bis zum Ende des 17. Jahrhunderts durch Mord und Verrath wiederholt bekannt ward, auf eine schändliche Weise mit dem Blute seiner Wohlthäter Handel getrieben hätte. Konradin und Friedrich hatten sich nach dem kleinen Seeplatze Astura gewendet und waren von da auf einem gemietheten Schiffchen bereits in die See gestochen, als Johann Frangipani, der Herr dieses Städtchens, aus einem Ringe, den sie statt der Bezahlung gegeben hatten, ihre Abkunft errieth, ihnen nachsetzte und sie einholte. Er trat darauf mit Karl's Leuten in Unterhandlung und überlieferte ihnen gegen hohen Lohn die Gefangenen.

Karl, welcher bald nach der Schlacht bei Tagliacozzo (von Einigen Schlacht bei Scurcola genannt) auch in den übrigen Gegenden seines Reiches siegte, wollte sich des gefangenen Prätendenten für immer entledigen, ohne einen eigentlichen Mord zu begehen; er setzte also ein Gericht ein und ließ dem jungen Prinzen einen förmlichen Proceß machen, weil er das Erbe seiner Väter mit gewaffneter Hand wieder zu erobern gesucht hatte. Obgleich Karl selbst die Richter wählte, so waren doch alle bis auf einen, Robert von Bari, der Meinung, daß Konradin nicht als Empörer, sondern im Glauben an sein gutes Recht gegen Karl gekämpft habe und deshalb von jeder Strafe frei sei. Die einzige Stimme aber, welche Konradin und seinen Freund des Todes schuldig erklärte, genügte dem König Karl. Er ließ auf diese Erklärung hin die beiden unglücklichen Jünglinge in Neapel unter dem Seufzen und Klagen des weinenden Volkes öffentlich enthaupten (29. October 1268). Beide ergaben sich mit Fassung und Muth in ihr Schicksal. Daß Konradin vom Blutgerüste herab seinen Handschuh unter das Volk geworfen habe, damit man ihn dem Gemahl von Manfred's ältester Tochter, Peter III. von Aragonien, als Zeugniß des Vermächtnisses von Sicilien überbringe, ist eine längst als Fabel erwiesene Angabe.*) Der Papst Clemens hatte an diesem gerichtlichen Morde nicht unmittelbar Theil genommen; wenigstens läßt sich seine Mitschuld durch kein Actenstück beweisen, während aus seinen Briefen sogar auf das Gegentheil geschlossen werden könnte. Doch dürfte er von einer gewissen Art der Theilnahme nicht frei zu

*) Konradin wurde später sammt seinem Freunde in der Kirche Maria del Carmine beigesetzt; hier hat ihm in unserer Zeit König Maximilian II. von Baiern (noch als Kronprinz) ein Denkmal mit Inschrift in deutscher Sprache errichten lassen.

sprechen sein, weil Karl, sobald er den Scheinproceß hatte einleiten lassen, nach Rom reiste und erst drei Wochen später die Hinrichtung vollziehen ließ. Auch Heinrich von Castilien war gefangen worden, ihm rettete aber Clemens das Leben, wenn ihn auch Karl nachher in beständiger Haft halten ließ. Gegen die Anhänger Konradin's verfuhr Karl mit furchtbarer Härte. Er benutzte das Unternehmen des unglücklichen Hohenstaufen, um durch Ausrottung der alten Familien sich selbst in seiner Herrschaft mehr zu befestigen, was ohne die schändlichsten Grausamkeiten nicht geschehen konnte. Diese Grausamkeiten eines unbarmherzigen Despoten aufzuzählen, würde lästig sein; wir begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß in Folge derselben die schon so sehr gemischte Bevölkerung von Neapel und Sicilien noch gemischter ward und daß damals sowohl in diesem Lande als in der Provence die wesentlichsten Veränderungen in Sitten, Einrichtungen und Boden-Cultur vorgingen. Karl ließ die Saracenen in Luceria vernichten und an ihrer Stelle dort eine große Zahl von provençalischen Landleuten und Handwerkern ansiedeln. Auch in anderen Gegenden von Unteritalien wurden provençalische Colonieen angelegt. Die Güter, welche den Anhängern des hohenstaufischen Hauses gehörten, zog Karl ein und vertheilte sie an provençalische Ritter und zwar geschah dies in so bedeutendem Maaße, daß allein in der Provinz Terra d'Otranto 32 provençalische Herren mit Gütern begabt wurden. Dieses Verfahren Karl's wäre, weil es seine wirklichen Feinde betraf, noch zu entschuldigen gewesen; allein er widerrief auch, um den größten Theil jener Ritterschaft in das Neapolitanische verpflanzen und dort versorgen zu können, durch eine Verordnung alle von den Hohenstaufen seit dem Concil zu Lyon gemachten Schenkungen.

Im mittleren Italien, wo der Papst ihn zum Reichsvicar und Statthalter eingesetzt hatte, ward Karl unmittelbar nach seinem Siege alleiniger Gebieter. Er würde es auch in der Lombardei geworden sein, wenn der mächtige Adel, guelfischer wie ghibellinischer, nicht gegen ihn fest zusammengehalten und den angeblichen Schutz, welchen der neapolitanische König ihrem Lande aufdringen wollte, trotzig zurückgewiesen hätte. Kurz darauf (1270) machte er seines Bruders, Ludwig's des Heiligen, Entschluß, einen neuen Krieg gegen die Ungläubigen zu unternehmen, sich zu Nutze, um noch auf eine andere Weise für seinen Vortheil zu sorgen. Er war nämlich, wie alle Regenten, die sich nur durch Gewalt halten können, stets geldbedürftig und von Habgier beseelt; als daher sein Bruder zum zweiten Male das Kreuz nahm, soll er ihn beredet haben, nicht nach Palästina, sondern gegen die Mohammedaner in Tunis zu ziehen, weil er dadurch den Tribut, den seine normannischen Vorfahren im Reiche Neapel von Tunis be-

zogen hatten, wieder herzustellen hoffte. Doch ist es nicht ganz gewiß, ob er dem zweiten Kreuzzuge Ludwig's diese Richtung gab, oder ob Ludwig dabei nach seinem eigenen Entschlusse handelte; es soll ihm glaubhaft gemacht worden sein, daß der Beherrscher von Tunis das Christenthum annehmen und ihn gegen Aegypten unterstützen werde. Dagegen steht es jedenfalls außer Zweifel, daß Karl nach seiner gewöhnlichen selbstsüchtigen Politik das ganze Unternehmen zu seinem Vortheil lenkte. Obgleich er seine Hülfe versprochen hatte, erschien er erst dann bei dem Kreuzheere, als dieses vor der Stadt Tunis durch Hitze und Mangel eine Beute pestartiger Krankheiten geworden war und der König Ludwig selbst der ausgebrochenen Seuche erlag. Dann hinderte er die Fortsetzung der Belagerung und die Einnahme von Tunis, welches ohne sein Dazwischentreten gewiß gefallen sein würde, blos damit er auch diesmal, wie sonst stets, da ernten könne, wo er nicht gesäet hatte. Auf sein Betreiben ward mit dem Herrscher von Tunis ein Friede geschlossen, dessen Bedingungen, wie bereits erwähnt, fast nur für Karl vortheilhaft waren. Der König von Tunis mußte alle Handelsabgaben, die er seither in dem Hafen seiner Hauptstadt erhoben hatte, abschaffen, eine Summe Geldes zur Bezahlung der Kriegskosten geben und sich zu einem jährlichen Tribut verpflichten. Die erstere Bedingung kam vorzugsweise den Seeplätzen von Neapel und Sicilien zu Statten, von der zur Entschädigung für die Kriegskosten ausbedungenen Summe floß der größte Theil in Karl's Kasse und von dem Tribut erhielt er ein Drittel, der König von Frankreich das Uebrige. Selbst aus dem Unglück seiner Mitstreiter suchte Karl auf schändliche Weise Vortheil zu ziehen. Als die Genuesen, welche am Zuge nach Tunis Theil genommen hatten, auf der Rückreise an der sicilianischen Küste Schiffbruch litten, übte er das Strandrecht gegen sie mit der größten Härte aus und nahm ihnen alle ihre Schiffe weg, obgleich sie nicht allein als Kreuzfahrer gegen jene abscheuliche Sitte hätten geschützt sein sollen, sondern auch durch einen Vertrag, den sie früher mit Karl geschlossen hatten, in seinem Reiche vom Strandrechte frei erklärt worden waren. So opferte Karl für bloße Geldvortheile Alles, selbst das Interesse seines Glaubens auf. Nichtsdestoweniger war er stets in solcher Geldverlegenheit, daß er unmittelbar nach jenem Kreuzzuge von seinem Neffen, dem französischen Könige Philipp III., 13,000 Unzen Goldes borgen und dafür alle seine Kostbarkeiten versetzen mußte. Seine Einkünfte standen mit seinen Plänen in keinem Verhältniß und er kam deshalb beständig mit seinen Ausgaben ins Gedränge. Dadurch ward er auch den Römern ein äußerst lästiger Nachbar und als er gar die Ansprüche an die Krone von Constantinopel, welche ihm sehr ausgedehnte Rechte geben konnte,

von den Sprößlingen des lateinischen Kaiserhauses erkaufte, brachte er auch den Papst gegen sich auf und trieb diesen zu dem Entschluß, auf seine Unkosten den deutschen Kaiser wieder emporzuheben. Karl stiftete nämlich nicht nur eine Heirathsverbindung zwischen seiner Tochter und dem Sohne des letzten lateinischen Kaisers, Balduin II., sondern schloß auch mit den in Europa umherirrenden Erben des lateinischen Reiches besondere Verträge, durch welche sie ihm ihre Ansprüche gegen eine Jahresrente abtraten.

Wenige Wochen nach Konradin's Hinrichtung starb Karl's Papst, Clemens IV., und als nach beinahe drei Jahren die Cardinäle sich endlich über die Wahl seines Nachfolgers geeinigt hatten, änderten sich die Verhältnisse zum Nachtheile Karl's, während zugleich seine Geldverlegenheit zunahm. Der neue Papst, Gregor X., befand sich im Morgenlande, als ihm die Berufung zukam; er verließ alsbald Ptolemais, nachdem er den dortigen Christen gelobt hatte, nie Jerusalems zu vergessen. Ein Mann von edlem, versöhnlichem Charakter, bestieg er den päpstlichen Stuhl mit dem festen Vorsatze, sowohl den Parteiungen in Italien, als auch den Verwirrungen, die seit Friedrich's II. Zeit in Deutschland eingetreten waren, abzuhelfen. Er nahm seinen Sitz in Rom, nachdem längere Zeit hindurch die Geschäfte der Curie von anderen Orten, namentlich von Anagni oder Viterbo aus, gelenkt worden waren; ein Umstand, in Folge dessen man sich in Rom an die Abwesenheit des Papstes mehr, als beiden vortheilhaft war, gewöhnte. Gregor zerfiel gleich anfangs mit Karl, als er den Einfluß desselben in Florenz zu hemmen suchte und ihm zugleich als Oberlehensherr des sicilianischen Reiches über seine Tyrannei harte Vorwürfe machte. Zu Florenz erreichte übrigens Gregor seinen Zweck nicht; denn es gelang ihm zwar, zwischen den vertriebenen Ghibellinen der Stadt und ihren guelfischen Mitbürgern eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, Karl wußte aber den Ersteren bald so bange zu machen, daß sie sich in der Stadt nicht mehr sicher glaubten und wieder davon flohen. Auch die Vorstellungen, durch welche Gregor dem despotischen Verfahren Karl's im sicilianischen Reiche Einhalt zu thun suchte, fruchteten nichts; sie vergrößerten vielmehr den Zwiespalt zwischen Beiden, so daß sich Gregor zuletzt zu den heftigsten Vorwürfen und sogar zu feindseligen Drohungen genöthigt fühlte. Im Jahre 1274 hielt er ein Concil zu Lyon, um seiner wahrhaft frommen Gesinnung gemäß den Frieden überall, besonders aber im deutschen Reiche herzustellen und zugleich einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen. Karl erschien, wiewohl er eingeladen war, nicht in Lyon, weil er unter den bestehenden Verhältnissen von dieser Versammlung nichts Gutes für sich erwarten konnte. Er

war durch seine große Macht und seine noch größere Herrschsucht dem weltlichen Interesse des römischen Hofes zu gefährlich geworden; denn er besaß nicht allein die Provence und das sicilianische Reich, sondern er herrschte auch in Toscana und in fast ganz Piemont und hatte Bologna, Mailand und andere Städte im mittleren und östlichen Oberitalien mehr oder weniger von sich abhängig gemacht. Die päpstliche Politik mußte sich daher nach einem Stützpunkte gegen ihn umsehen. Sie fand diesen in dem zwei Jahre zuvor gewählten deutschen König, Rudolf von Habsburg, einem biederen und tapferen Rittersmanne, der schon seines persönlichen Charakters wegen weit mehr Vertrauen einflößte, als der grausame und tückische Franzose. Gregor erkannte Rudolf nicht nur als deutschen König an, sondern er war ihm auch behülflich, die Rechte des deutschen Reiches in der Lombardei wieder geltend zu machen, während er dagegen von Karl die augenblickliche Niederlegung der Würde eines Reichsvicars in Toscana verlangte. Er konnte das letztere fordern, weil Karl bei der Uebernahme jener Würde das feierliche Versprechen gethan hatte, sie nach der Erwählung eines römischen Königs sogleich aufgeben zu wollen. Karl war jedoch kein Mann, der um eines gegebenen Wortes willen seinem Vortheil entsagt hätte. Er gab seine Herrschaft in Toscana nicht auf, und da eines Theils Gregor schon zu Anfang des Jahres 1276 starb und anderes Theils Rudolf von Habsburg durch einen Krieg mit Ottokar II. von Böhmen gehindert wurde, nach Italien zu ziehen, so konnte Karl sich ohne Mühe noch mehrere Jahre lang im Besitze jenes Landes behaupten. Nichtsdestoweniger nahmen die Angelegenheiten eine immer schlimmere Wendung für ihn und die Zeit der Strafe nahte mit stärkeren Schritten heran. Drei Nachfolger Gregor's starben schon im Laufe der nächsten 15 Monate, und die dreifache Krone ward dann auf das Haupt eines Mannes gesetzt, der sich vom ersten Augenblicke an entschlossen zeigte, Karl's Uebermacht auf jede Weise zu beschränken. Dieser Mann war Nikolaus III. aus dem Hause Orsini. Er bot sogleich seinen ganzen Einfluß auf, um die Ghibellinen in der Lombardei wieder emporzuheben, und dies gelang ihm um so leichter, als im Jahre 1277 der Erzbischof Otto Visconti von Mailand an der Spitze der Ghibellinen einen glänzenden Sieg erfocht, in Folge dessen das guelfische Haus della Torre, welches seither in Mailand geherrscht hatte, gestürzt und verdrängt ward. Bald nachher drohte Rudolf von Habsburg, welcher 1278 seinen Krieg mit Ottokar glücklich beendigte, nicht allein nach Italien zu ziehen und die Rechte des deutschen Reiches über Toscana gegen Karl zu vertheidigen, sondern er entwarf auch den Plan, einen seiner Nachkommen zum Könige von Burgund und Arelate zu ernennen und

dann mit seiner Schweizer-Macht den Anmaaßungen Karl's sogar in der Provence ein Ziel zu setzen. Dadurch ward Karl genöthigt, sich dem Willen des Papstes und des deutschen Königs zu fügen und endlich nach langen Verhandlungen einen sehr nachtheiligen Vertrag einzugehen, nachdem er schon 1278 der römischen Senator-Würde entsagt hatte, welche ihm nach der Gefangennehmung des castilianischen Prinzen Heinrich wieder übertragen worden war. Er gab 1280 das Reichsvicariat in Toscana ganz auf und mußte sich sogar dazu verstehen, wegen der Provence dem deutschen Könige als seinem Oberlehensherrn die Huldigung zu leisten. Uebrigens gewährte der Papst dem deutschen Reiche seine Unterstützung und Vermittelung keineswegs umsonst; er wußte vielmehr bei der Gelegenheit sich selbst große Vortheile zu verschaffen und verfolgte seinen Zweck mit solcher Gewandtheit, daß man aus den labyrinthischen Windungen, welche damals die römische Politik machte, am besten erkennen kann, wie weit die größten diplomatischen Feinheiten der neueren Zeit der weltlich-geistlichen Schlauheit des päpstlichen Hofes im Mittelalter nachstehen. Schon vor der Beendigung des Krieges mit Ottokar hatten Gregor und Nikolaus von Rudolf die Aufhebung aller Reichsrechte über Neapel und Sicilien und über die Romagna erlangt; so gelangte diese reiche Provinz nebst der berühmten Stadt Bologna unter die Herrschaft des römischen Stuhles. Nachher benutzte Nikolaus die Macht des Königs Karl, um von Rudolf viele Zugeständnisse zu erhalten; hierauf brachte er jenen durch Hindeuten auf diesen dazu, daß er die Senator-Stelle in Rom ohne Schwierigkeit niederlegte; dann erst übernahm er die Vermittelung zwischen Beiden, und auch bei dieser Gelegenheit mußte Rudolf die Vortheile, welche er im Frieden mit Karl erlangte, mit dem Papste theilen.

Nach dem Tode des Papstes Nikolaus (1280) gelang es dem Könige Karl freilich, einen Franzosen, der dem Interesse seiner Landsleute ergeben war, Martin IV., auf den päpstlichen Stuhl zu bringen (1281); allein Nikolaus hatte, ehe er starb, einen Schlag vorbereiten helfen, der ein Jahr nachher aufs empfindlichste eintraf. Dieser Schlag war der Ausbruch einer Verschwörung in Sicilien oder die sogenannte sicilianische Vesper. Karl's Tyrannei lastete besonders schwer auf der Insel Sicilien, namentlich aber eine von ihm getroffene Einrichtung, nach welcher nicht blos die königlichen Domänen ohne Verwaltungskosten bebaut, sondern auch der Viehstand derselben mit fremder Leute Geld unterhalten und vermehrt wurde. Karl vertheilte nämlich die Aecker seiner Domänen zur Bebauung und das Vieh derselben zur Ernährung unter die Bauern der Insel und forderte von diesen sogar jährlich einen bestimmten Ertrag

der Aecker und eine bestimmte Vermehrung des Viehes, mochte nun das Jahr gut oder schlecht, die Zunahmen der Heerden groß oder gering sein. Zu diesen tyrannischen Erpressungen kam noch der Uebermuth der Franzosen und Provençalen, welche in Sicilien alle Gewalt in Händen hatten. Natürlich mußte Beides die Sicilianer sehr bald zur Verzweiflung treiben; doch war das despotische Verfahren Karl's der Hauptgrund und der Hochmuth seiner Landsleute nur eine mitwirkende Nebenursache der Empörung, welche am 30. März 1282 ausbrach. Die Unzufriedenen hatten vorher mit dem König Peter III. von Aragonien, dem Gemahle von Manfred's Tochter Constantia sowie mit dem Papste Nikolaus und mit dem griechischen Kaiser Michael Paläologus eine geheime Verbindung angeknüpft. Die ganze Unternehmung und die Unterhandlungen mit den fremden Mächten besorgte Johann von Procida, ein ehemaliger Freund, Leibarzt, Geheimschreiber und Finanzminister Manfred's, welcher von Karl seiner Güter beraubt und aus dem Lande verbannt worden war, auf Betreiben der Constantia aber einige aragonische Lehen als Ersatz für seinen Verlust erhalten hatte und sich dafür gegen Peter dankbar zu beweisen suchte. Johann erweckte in dem Könige von Aragonien den Entschluß, die herrschende Stimmung in Sicilien und das Erbrecht seiner Gemahlin zu seinem Vortheile zu benutzen. Er gewann darauf den Papst Nikolaus, hob durch dessen Einverständniß alle Bedenklichkeiten Peter's und reiste auch nach Constantinopel, wo er vom Kaiser Michael Paläologus, welcher von Karl stets bedroht und sogar schon zweimal angegriffen worden war, Geld für das beabsichtigte Unternehmen erhielt. Nachdem auf diese Weise Alles gehörig vorbereitet war, rüstete Peter unter dem Vorwande eines Kreuzzuges gegen die Mohammedaner in Afrika eine Flotte, segelte nach der Stadt Bona in Algerien und legte sich dort der Insel Sicilien gegenüber vor Anker. Seine Absicht war, hier den Ausbruch einer Empörung der Sicilianer abzuwarten, diese dann unter seinen Schutz zu nehmen und sich so der Insel zu bemächtigen. Ob er mit den Sicilianern eine bestimmte Verabredung getroffen hatte und ob überhaupt ihrer Empörung ein Plan zu Grunde lag, ist ungewiß; jedenfalls war der erste Ausbruch zufällig und durch die Brutalität der Franzosen und Provençalen in Sicilien veranlaßt. Diese begingen die größten Gewaltthätigkeiten und beleidigten nicht nur das Nationalgefühl der Sicilianer, sondern sie traten auch Ehre, Sitte und Recht mit Füßen und erweckten dadurch eine allgemeine Erbitterung, welche am Osterfeste 1282 zu Palermo in blutige Rache ausbrach. Ein Franzose erlaubte sich, als die Bewohner von Palermo in einer vor der Stadt gelegenen Kirche zur Vesper gingen, unter dem Vorwande, nach verbotenen

Waffen zu suchen, eine grobe Unanständigkeit gegen eine junge Dame; die Begleiter des Mädchens griffen ihn an, Andere sprangen erzürnt herbei, es kam zu einem blutigen Streite und die erbitterten Palermitaner ließen ihren lange verhaltenen Groll an allen Franzosen aus. In kurzer Zeit waren alle die, welche in Palermo aufzufinden waren, umgebracht und das Morden verbreitete sich dann wie ein Lauffeuer durch alle anderen Städte der Insel. Man erzählt, daß die Sicilianer jeden Unbekannten das Wort Ciceri auszusprechen zwangen, um daran zu erkennen, ob er ein Franzose sei, und daß von allen auf der Insel anwesenden Franzosen und Provençalen nur zwei dem Tode entronnen wären.*) Jedenfalls mußte nach dem Geiste jener Zeiten, nach dem Charakter der Sicilianer und nach der Beschaffenheit ihres Klimas der Aufstand mit unsäglichen Greueln und Grausamkeiten verbunden sein.

Karl hatte beim Ausbruch der Empörung in seinen Häfen eine Flotte liegen, welche gegen den griechischen Kaiser gerüstet worden und zum Auslaufen bereit war; aber erst als der Aufstand sich von Palermo nach Messina verbreitet und die Bewohner dieser Stadt ihre französische Besatzung ermordet hatten, fuhr er mit derselben nach Sicilien hinüber. Auch hier beging er gleich anfangs einen großen Fehler. Er griff das schlecht befestigte Messina mit überlegener Macht an und bedrängte die Einwohner so sehr, daß sie ihm eine Capitulation anboten; diese wies er aber, obgleich ein anwesender Legat seines Papstes Martin ihn auf seinen wahren Vortheil aufmerksam machte, stolz zurück und forderte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Er versäumte dadurch den einzigen günstigen Augenblick zur Unterwerfung der ganzen Insel. Die Bevölkerung von Messina wurde durch sein Verfahren zur Verzweiflung gebracht und machte jetzt die größten Anstrengungen zur Vertheidigung ihrer Stadt, wobei Alle, selbst die Weiber und Kinder, mithalfen, so daß sie in drei Tagen eine neue Mauer bauten und Karl mit der Belagerung ihrer Stadt so lange beschäftigt hielten, bis Peter von Aragonien auf der Insel erschien. Der schlaue Aragonier hatte in Afrika dem Gange der Dinge ruhig mit zugesehen und war erst Ende August nach Sicilien abgesegelt; sobald er aber hier angelangt war, zeigte er sich ebenso unerschrocken gegen die kriegerischen Anstalten Karl's, als gegen die Blitze des Papstes Martin, welcher Alles that, was man von einem Sklaven Karl's nur immer erwarten konnte. Der Papst belegte deshalb auch

*) Das Wort Ciceri spielt hier dieselbe Rolle, wie in der heiligen Schrift das Wort Schiboleth bei der Vertilgung der Ephraimiten, die den Zischlaut nicht aussprechen konnten (Richter XII, 6).

sowohl Peter, als die Sicilianer mit dem Banne. Gegen die aragonische Uebermacht zur See konnte Karl nicht bestehen, zumal da er auch den Haß der Genuesen und Pisaner auf sich geladen hatte. Er kehrte bald nach Peter's Landung über die Meerenge zurück, und die ganze Insel huldigte jetzt dem Könige von Aragonien und seiner Gemahlin als der eigentlichen Erbin des Landes. Peter ordnete, während Karl einen neuen Angriff auf Sicilien rüstete und aus Frankreich bedeutende Verstärkungen an sich zog, schnell die Angelegenheiten des Landes und stellte zwei Calabresen, welche früher in Aragonien eine Freistätte gefunden hatten und zu den tüchtigsten Männern ihrer Zeit gehörten, an die Spitze der Verwaltung. Von diesen leitete der Eine, Johann von Procida, das Kabinet und die Finanzen, der Andere, Roger Loria, schuf und führte das Heer und die Flotte. Karl selbst arbeitete auch nachher noch seinem Feinde in die Hände. Er beging gerade zu der Zeit, als Peter sich genöthigt sah, auf eine Zeit lang in sein aragonisches Reich zurückzukehren, die Unbesonnenheit, daß er ihn auffordern ließ, den Besitz von Sicilien durch einen Zweikampf zu entscheiden (Frühling 1283). Der aragonische König ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, Zeit zu gewinnen. Er nahm die Herausforderung an, ließ scheinbar ganz ernsthaft und mit aller Feierlichkeit die Anstalten zum Zweikampfe treffen und täuschte wirklich den sonst so schlauen König von Neapel. Dieser stellte, ungeachtet der Warnungen und Ermahnungen des Papstes, alle zur Wiedereroberung von Sicilien gemachten Rüstungen einstweilen ein, begab sich nach Südfrankreich, wo der Zweikampf auf dem Gebiete von Guyenne, das noch unter englischer Hoheit war, Statt finden sollte, und vergaß also die Pflichten des Königs, um die Rolle jener wackeren Helden zu übernehmen, welche von seinen Landsleuten, den Troubadours, gefeiert und verherrlicht wurden. Er erschien am festgesetzten Tage auf dem bestimmten Kampfplatze, fand aber hier seinen Gegner nicht, weil dieser ihm die größere ritterliche Ehre überließ und dafür den Vortheil für sich nahm. Peter hatte unterdessen alle noch mangelnden Vertheidigungsanstalten getroffen und das nöthige Geld herbeigeschafft, und Karl beging sogar noch den zweiten Fehler, daß er, auch nachdem er sich getäuscht gesehen hatte, noch eine Zeit lang in Frankreich verweilte, um eine Flotte auszurüsten. Sein Sohn, Karl II., auch Karl von Salerno genannt, den er mit der Leitung der Verwaltung in Neapel beauftragt hatte, ließ sich bald durch seine jugendliche Hitze und Unbedachtsamkeit ins Verderben stürzen. Peter's Admiral, Roger Loria, schlug nämlich zuerst eine Anzahl Schiffe, welche der alte König von Marseille abgeschickt hatte, und als er aus einer aufgefangenen Botschaft des Letzteren ersah, daß

dieser mit 55 Schiffen nach Unteritalien abgesegelt sei, wandte er sich schnell nach dem Hafen von Neapel und suchte hier den Prinzen, auf dessen Flotte sich die Blüthe des neapolitanischen und provençalischen Adels befand, zu einem Treffen zu locken. Der junge Karl wußte von der nahe bevorstehenden Ankunft seines Vaters nichts und ließ sich durch eine scheinbare Flucht Roger Loria's bewegen, ihm auf eine unvorsichtige Weise nachzusetzen. Auf der Höhe des Meeres ward er von den Aragoniern rundum eingeschlossen und besiegt (1283). Er selbst wurde dadurch, daß die Feinde sein Schiff unten anbohrten, an der Flucht gehindert, ergab sich aber dem Admiral Roger Loria erst dann, als er erfahren hatte, daß derselbe ein Ritter sei: ein Beweis, wie sehr man in jenen Zeiten die Ritterschaft als eine allgemeine Ehrenverbindung ansah, da selbst der Admiral einer Flotte erst als Ritter eine Bedeutung höherer Art hatte. Roger Loria benutzte den ersten Schrecken und die natürliche Gutmüthigkeit des Prinzen, um sich von ihm den Befehl zur Freilassung der Schwester seiner Königin, welche seit Manfred's Tod von Karl in Haft gehalten wurde, zu verschaffen.

Der König Karl, welcher bald nachher mit seinen Schiffen in Neapel ankam, war über seines Sohnes Unbesonnenheit so sehr aufgebracht, daß er sogar den Wunsch ausgesprochen haben soll, derselbe möchte zur Strafe dafür lieber den Tod erlitten haben. In Sicilien, wohin man den gefangenen Prinzen brachte, gerieth derselbe gleich anfangs in große Lebensgefahr; denn die rachgierigen Sicilianer tödteten nicht nur seine Gefährten im Gefängniß, sondern sie verlangten auch seinen Tod als eine Art von Vergeltung für die Hinrichtung Konradin's. Peter's Gemahlin, Constantia, entzog ihn jedoch dieser Gefahr. Peter selbst suchte, seinem Charakter gemäß, die Gefangenschaft des Prinzen zu seinem Vortheile auszubeuten, und da der junge Mann ungeduldig die Freiheit wieder zu erlangen wünschte und sein Vater schon im Anfange des nächsten Jahres (1284) starb, so zogen die Aragonier aus seinem Unglück in der That den größten Nutzen. Andererseits wandte der Papst Martin alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, um die schwere Wunde, welche sein Schützling erhalten hatte, zu heilen und dem Prinzen die Freiheit wieder zu verschaffen; alle seine Bemühungen waren aber vergeblich. Zuerst erklärte er den König Peter seines Reiches Aragonien verlustig und verlieh dasselbe dem Bruder des Königs Philipp IV. von Frankreich, Karl von Valois; allein er bewirkte dadurch nur das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte. Die Aragonier, ein damals freies Volk, das seinen König nicht als Herrn, sondern als ersten Beamten ansah, hatten bisher an dem Unternehmen gegen Karl von Anjou als einer bloßen

Privatangelegenheit ihres Königs keinen Theil genommen; sobald sich jedoch der Papst das Recht anmaaßte, über ihre Krone willkürlich zu verfügen, machten sie Peter's Sache zu der ihrigen, spotteten der päpstlichen Drohungen und vereitelten alle Angriffe der Franzosen, welche einen mehrjährigen Krieg mit ihnen führten. Karl von Valois wurde nebst seinem Bruder, der ihn mit den Waffen unterstützte, schmählich zurückgetrieben und behielt von der Schenkung des Papstes nur den Spottnamen eines Königs ohne Land. Ebenso wenig Erfolg hatten Martin's Bemühungen, die Venetianer für seine Pläne zu gewinnen; diese verhinderten vielmehr, aller seiner Drohungen und Geldspenden ungeachtet, sowohl die Werbungen für Frankreich, als das Miethen oder Ankaufen von Schiffen für Neapel; ja, sie gaben nicht einmal das Auslaufen der angekauften Schiffe zu. Auch die Sicilianer verlachten die Lockungen des Papstes, der ihnen die Einrichtungen der guten alten Zeit Wilhelm's II. wieder zu verschaffen versprach. Der gefangene Nachfolger Karl's I. sah sich zuletzt sogar mit dem Verluste des Neapolitanischen bedroht, und seine Lage wurde endlich so bedenklich, daß sich Martin und sein Nachfolger, Honorius IV. (1285—1287), ihrem Schützlinge zu Liebe sogar an den Geldern vergriffen, die von den Gläubigen erpreßt worden waren, um nach Syrien geschickt zu werden.

Peter starb noch vor dem Ende des Jahres 1285. Von seinen Söhnen folgte ihm der älteste, Alfons III., in Aragonien; der zweite, Jakob II., erhielt mit seiner Mutter Constantia die Herrschaft von Sicilien. Jetzt erst nahmen die Freunde des gefangenen Königs zu Unterhandlungen ihre Zuflucht, um seine Freilassung zu bewirken. Eduard I. von England übernahm die Rolle eines Vermittlers und es kam endlich im Mai 1287 zwischen den Aragoniern und Karl II. ein Vertrag zu Stande, der für den Letzteren äußerst hart war. Karl sollte seine Freilassung damit erkaufen, daß er eine sehr bedeutende Summe Geldes zahle, die Insel Sicilien den Aragoniern förmlich abtrete und den französischen Prinzen Karl von Valois zum Aufgeben seiner Ansprüche auf die aragonische Krone bewege; als Unterpfand seines Versprechens aber sollte er seine drei jüngeren Söhne, sowie 60 Barone und reiche Bürger der Provence dem Könige von Aragonien stellen. Der päpstliche Hof mißbilligte diesen Vertrag, die Ausführung wurde deshalb hinausgeschoben und der arme Karl blieb noch lange in Haft, bis man ihn zuletzt gegen 80 provençalische Geiseln freigab. Er konnte jedoch die harten Bedingungen nicht erfüllen, so gern er auch gewollt hätte, und die getreuen Vasallen, die er als Unterpfand gestellt hatte, mußten Jahre lang fern von ihrer Heimath die

Gefangenschaft erdulden. Die Feindseligkeiten zwischen den Aragoniern und Franzosen waren unterdessen wieder ausgebrochen und trieben endlich im Jahre 1291 den König Alfons zur Abschließung eines neuen Vertrages, in welchem er die aragonische Sache von der sicilianischen ganz trennte und seinen Bruder Jakob sich selbst überließ. Er verpflichtete sich nämlich, gegen die Verzichtleistung des französischen Prinzen auf Aragonien Karl's Geiseln freizugeben, dem Gebote des Papstes und der Kirche zu folgen und seinem Bruder weder mit Rath noch mit That Beistand zu leisten. Alfons starb schon wenige Monate nach diesem Friedensschlusse und da er keine Söhne hatte, so folgte ihm sein Bruder Jakob in Aragonien nach. Dieser begab sich sogleich in sein neues Reich, überließ Sicilien seiner Mutter und dem dritten Bruder Friedrich II. und suchte sich im Interesse von Aragonien auf jede Weise die Freundschaft des Papstes zu verschaffen. Durch Vermittelung desselben trat er 1294 nicht nur dem Könige Karl II. in einem Friedensvertrag seine Ansprüche auf Sicilien ab, sondern er knüpfte sogar durch die Heirath einer Tochter Karl's eine engere Verbindung mit ihm. So unnatürlich auch dieser Bund des Aragoniers mit dem Feinde seiner Mutter und seines Bruders war, so meinte es doch der gute und fromme Karl II. recht aufrichtig damit; der hinterlistige Aragonier dagegen hatte nur Lug und Trug im Sinn und dachte weder damals noch nachher daran, die Friedensbedingungen zu erfüllen. Dies bewies er gleich anfangs dadurch, daß er den Sicilianern die von aragonischen Truppen besetzten Festungen ihres Landes einräumte und ihnen erlaubte, seinen Bruder Friedrich als König auszurufen.

Unter diesen Verhältnissen war das Papstthum eine äußerst beschwerliche Würde, die ein ehrlicher und frommer Mann unmöglich mit Ehren annehmen und behalten konnte. Nichtsdestoweniger glaubte man beim Tode des Papstes Nikolaus IV., welcher auf Honorius IV. gefolgt war, nur ein frommer Papst werde das Schiff der Gläubigen in dieser dunkeln Nacht, in der kein leitender Stern mehr sichtbar war, durch die Klippen der Weltlichkeit steuern können und ernannte nach langer Ueberlegung einen frommen Einsiedler, Cölestin V., zum Oberhaupte der Kirche (1294). Der Gewählte legte aber schon nach wenigen Monaten eine Last nieder, der seine Schultern nicht gewachsen waren, und nun überreichten die Kardinäle die dreifache Krone einem Manne, der bis zu seinem Tode ein schmachvolles Regiment voll Gewalt, Haß, Herrschsucht und ungöttlichen Frevels führte. Dieser Mann, Bonifacius VIII. (1294—1303), der mehr als irgend ein anderer Papst entschlossen war, sich in Machtfülle und Herrscher-

glanz als einen Monarchen der christlichen Welt geltend zu machen, begann seine Regierung mit einem lockenden Vorschlag der Hinterlist an Friedrich von Sicilien. Er bot ihm nämlich die Hand einer Enkelin des letzten lateinischen Kaisers von Constantinopel und mit ihr dieses Kaiserthum selbst statt der Insel Sicilien an, oder mit anderen Worten, er suchte ihn durch den Gewinn eines bloßen Schattens aus einem wirklichen Besitz hinwegzulocken. Allein der sicilianische König, der an und für sich als ein noch junger Mann vielleicht zu täuschen gewesen wäre, hatte in seinem Kabinet den Johann von Procida, welcher den Körper vom Schatten sehr wohl zu unterscheiden verstand. Friedrich's Lage war übrigens sehr schwierig, da er zugleich von seinem eignen Bruder, vom Papste, vom König von Neapel und von den Franzosen bedrängt wurde und überdies noch das Unglück hatte, daß der Mann, welcher seither allein Sicilien durch seine Siege erhalten hatte, Roger Loria, sein Feind ward. Dieser war von Friedrich persönlich beleidigt worden, er ließ sich deshalb insgeheim vom Papste und von den Franzosen gewinnen und trat in den Dienst des Königs Jakob. Den Vorwand zu seinem Abfall nahm er davon her, daß weder er noch Friedrich gegen Jakob's Fahnen die ihrigen erscheinen lassen dürften, da nach aragonischem Herkommen und Recht jeder ein Majestätsverbrecher sei, der, aus welchem Grunde es auch wäre, gegen seinen König die Waffen ergreife. Die Verbindung Roger Loria's mit den Feinden Friedrich's brachte in dem Gange der Dinge eine Wendung hervor. Der König Jakob hatte nämlich, weil es ihm mit dem Kampfe gegen Friedrich nicht ernst war, seit seinem Bunde mit dessen Gegnern nicht das Geringste gegen ihn unternommen und sah auch Roger Loria ungern zu sich übertreten; er konnte diesen jedoch nicht zurückweisen, sondern mußte ihm sogar des Scheines wegen den Oberbefehl über die ganze vereinigte Flotte der Verbündeten geben und Roger, welchen Friedrich damals durch die Einziehung seiner Güter und die Hinrichtung seines Neffen aufs höchste erbitterte, führte den Krieg mit allem Ernst und Nachdruck. Friedrich und seine Sicilianer hatten die Tollkühnheit, dem neuen Führer ihrer Feinde, dem größten Admiral seiner Zeit, mit einer geringeren Zahl Schiffe entgegenzugehen und büßten ihre Verwegenheit durch eine empfindliche Niederlage. Hätte Jakob diesen Sieg, auf welchen im nächsten Jahre (1300) ein zweiter folgte, benutzen wollen, so wäre es um das sicilianische Reich geschehen gewesen; er hatte aber bei seinem Bunde mit Karl und dem Papste keineswegs die Absicht, seine Verbündeten auf Kosten seines Bruders zu heben, sondern nur im Trüben zu fischen und sich selbst Vortheile zu erringen und kehrte daher bald nach jenem ersten Siege Roger

Loria's unter einem gesuchten Vorwande nach Aragonien zurück. Friedrich wußte aus seines Bruders Abzug den größten Nutzen zu ziehen: er ward mit seinem Volke zu Einem Körper, nutzte den Enthusiasmus der Sicilianer, schlug alle Angriffe auf sein Reich zurück und ermüdete seine Gegner so, daß sie schon im Jahre 1302 des Krieges überdrüssig wurden und sich mit ihm über einen Friedensvertrag verständigten. Karl II. gab ihm seine Schwester zur Gemahlin und entsagte zu seinen Gunsten der Insel Sicilien; doch ward diese Abtretung auf Friedrich's Lebenszeit beschränkt und so, der Politik jener Zeiten und Gegenden gemäß, der eigentliche Hauptpunkt des Vertrages unter einen falschen Schein versteckt. Friedrich versprach der Kirche als ihr Lehensmann einen kleinen Jahrestribut, den er jedoch niemals entrichtete. Am schmählichsten war der Ausgang des Krieges für Karl von Valois, den König ohne Land, weil er damals das dritte Unternehmen, zu dem ihn seine angeborene Habgier und des Papstes Aufreizungen verleitet hatten, auf schimpfliche Weise scheitern sehen mußte. Zuerst hatte er die ihm vom Papst Martin IV. übergebene aragonische Krone nach langem Kampfe wieder niederlegen müssen. Dann hatte ihm Bonifacius in der Stadt Florenz, welche von Parteien zerrissen wurde, die Herrschaft zu verschaffen gesucht, Karl's Hoffnung war aber auch hier zu Schanden geworden, obwohl es ihm gelang, die Herrschaft der Guelfen oder der Schwarzen zu befestigen und die Gegenpartei oder die Weißen, zu deren Führern Dante gehörte, zu vertreiben (1301). Endlich hatte ihn derselbe Papst in den Kampf mit Friedrich gezogen, und Karl, der mit der Absicht, Sicilien für sich zu erobern, nach Italien gekommen war, mußte noch einmal mit getäuschten Hoffnungen heimkehren. Uebrigens blieb nach jenem Frieden Sicilien in der Familie Friedrich's, sowie Neapel im Hause Anjou erblich.

Nach der Herstellung des Friedens führte Karl II. in Neapel und in der Provence die Regierung auf eine solche Weise, daß man darin unmöglich den Anfang einer Verwaltungsart verkennen kann, welche auf ganz anderen Grundsätzen beruht, als die des Mittelalters waren. Auch ging damals die Umbildung der italienischen Sprache zum neueren Ton und zum toscanischen Dialekt von Sicilien und Unteritalien aus. Florentinische Guelfen, welche in der Provence ihre Banken hatten, gaben dem Handel und Verkehr von Unteritalien einen neuen Aufschwung; zu gleicher Zeit ward aber auch der Wucher, welchen provençalische Juden und andere Wechsler mit Geld und Papier als einer Waare trieben, dorthin gebracht und Neapel, Sicilien und Aragonien in die Handelsverbindungen des übrigen Italiens aufgenommen. Außerdem wandelte sich damals durch den Gebrauch des Kom-

passes die Küstenfahrt in eigentliche Seefahrt um; denn der Kompaß, dessen Erfindung man bekanntlich den Chinesen zuschreibt, wurde bei den Abendländern nicht, wie man gewöhnlich glaubt, erst nach 1300 durch den Amalfitaner Flavio Gioja eingeführt, sondern er war bei ihnen schon gegen das Ende des vorhergehenden Jahrhunderts in ziemlich allgemeinem Gebrauch.*) Endlich verschwanden aber auch in Karl's II. italienischem Reiche die noch übrigen Reste nordischer und germanischer Einfachheit, welche die Normannen aus ihrer Heimath mitgebracht hatten. An ihre Stelle trat orientalische Pracht und Ueppigkeit und zwar nicht etwa in Folge der Berührung mit den Arabern, sondern durch den Einfluß der Franzosen, welche auch hier, wie im 18. Jahrhundert unter uns Deutschen, mit ihren so sehr gerühmten gesellschaftlichen Feinheiten und Tugenden Leben und Sitten verdarben. „Dieses eitle Streben", sagt ein Schriftsteller der ersten Zeiten des Hauses Anjou, „das die Herzen der Menschen berückte und die Einfalt der Väter ganz verscheuchte, ergriff nicht nur die Könige, Fürsten und Großen, sondern auch die niederen Klassen des Volkes und sogar diejenigen, die sich durch das Klostergelübde zu Christi Armuth verpflichtet hatten." Eine solche Veränderung in den Sitten hatte die ganz natürliche Folge, daß der Adel aus seinem seitherigen Verhältniß zu den übrigen Ständen heraustrat und seine Rechte und Pflichten, welche bis dahin bloße Ehre und Last gewesen waren, zu einem Mittel der Beeinträchtigung seiner Mitstände machte. In der Provence ward z. B. zu jener Zeit allen nicht ritterlichen Personen das Recht, adeliche Güter zu kaufen, genommen und ebendaselbst schloß man durch ein besonderes Gesetz diejenigen, deren Vater nicht dem Ritterstande angehört hatte, von der Ehre der Ritterschaft aus, während es damals noch in keinem anderen Lande Jemand einfiel, hierüber eine gesetzliche Verfügung zu machen. Indessen währte es in Italien noch längere Zeit, bis der Adel anfing, es unter seiner Würde zu halten, Handelsgeschäfte zu treiben; auch betrachtete er die Gewerbe, welchen dieses Land im Mittelalter seine Blüthe verdankte, noch nicht mit Verachtung. Die ersten Spuren dieser Geringschätzung zeigen sich dort nicht früher als im 14. Jahrhundert und selbst damals sind sie nur in den Staaten zu finden, welche aufgehört hatten, Handelsstaaten zu sein.

*) Höchst wahrscheinlich hat Gioja eine Verbesserung am Kompaß angebracht. In Italien begann man bald die Magnetnadel in ein Buchsbaumkästchen zu schließen, daher der Name bussola.

8. Litteratur und Bildung der Zeiten der Kreuzzüge bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts.

1. Schulwissenschaft der Zeit, so weit sie mit dem Leben in unmittelbarer Verbindung stand.

a) Geschichte.

Die merkwürdigste Erscheinung dieser Periode in Beziehung auf das Fortschreiten der Cultur der in die römischen Länder eingewanderten, durch christliche Schulen und christliche Geistliche zu römischer Civilisation und zum Gebrauch einer fremden Sprache herübergeführten Völker ist die Entstehung einer Geschichtschreibung in der Nationalsprache, zum Gebrauch desjenigen Theiles der Nation, der nicht in den Mönchsschulen gebildet war. Dies gilt von den Castilianern, Aragoniern, Italienern und Franzosen; die Deutschen und die Engländer fuhren auch in dieser Zeit noch fort, sich der lateinischen Sprache zu bedienen, und einige Annalisten, die in dieser Sprache schrieben, verdienen in einer Bildungsgeschichte als Männer erwähnt zu werden, welche die Geschichte als ein Bildungsmittel zu gebrauchen verstanden, da hingegen die lateinischen Chroniken der anderen Völkerschaften nur allein für den Forscher Bedeutung haben. In England war allerdings Ingulf auch für einen Geistlichen unangenehm zu lesen; Wilhelm von Malmesbury dagegen, den wir freilich gar zu schwülstig und rhetorisch-bombastisch finden, wird noch in unseren Tagen sehr gepriesen. Er selbst spricht sich über seinen Zweck beim Abfassen seiner Geschichte, über seine Wahrheitsliebe und über die Quellen und Documente, die er benutzen konnte, auf eine solche Weise aus, daß wir ihn nicht mit den anderen Chronikschreibern seiner Zeit nicht verwechseln dürfen. Er schrieb eine Geschichte der englischen Könige von Hengist und Horsa bis auf Heinrich I., oder von 449 bis 1126, eine Geschichte seiner Zeit von 1126—1143 und vier Bücher englischer Kirchengeschichte. Ein Geschichtschreiber Heinrich's II., der in unseren Tagen lebte, fand Wilhelm's Geschichte so nach seinem Geschmacke, daß er meint, das englische Publikum würde noch gegenwärtig eine wörtliche Uebersetzung dieses Schriftstellers gern lesen. Sein Fortsetzer, Wilhelm von Newborough (Neobrigensis), verfaßte fünf Bücher englischer Geschichten von der normannischen Eroberung an bis 1197, welche in einem weniger bombastischen Styl und mit vieler Wahrheitsliebe geschrieben sind, so daß ihn der Engländer Berington den philosophischsten unter den Chronisten der mönchischen Zeit nennt. Der vorzüglichste unter den englischen Schriftstellern des Mittelalters, welche ihre Geschichten lateinisch geschrieben haben, ist indessen unstreitig der Mönch von St. Albans, Matthäus

Paris, dessen reichhaltige Mittheilungen in jeder Rücksicht authentisch sind. Er war, wie man uns erzählt, Heinrich's III. Genosse „bei Tisch, im Palast und im Kabinet" und schrieb nieder, was er sah und vom Könige oder in dessen Gesellschaft hörte. Er benutzte Documente und Aufzeichnungen früherer Zeit und war bekannt mit der Wissenschaft und Kunst seiner Zeitgenossen. Sein Hauptwerk, größere Geschichte (historia major) genannt, begreift die Zeit von 1066 bis auf seinen Tod 1259; doch gehört eigentlich nur der Theil, der die letzten 24 Jahre begreift, ihm an, das Uebrige ist die Arbeit eines anderen Mönchs, des Roger von Wendover; ein Dritter (Rishanger) setzte es bis 1273 fort. Der Styl oder das Latein ist freilich nicht so durchgearbeitet klassisch, wie bei Wilhelm von Malmesbury und Newborough; Matthäus geht dafür aber nicht beständig auf Stelzen. Er schreibt merkwürdig ungleich, bald geistreich und zierlich, bald schwülstig und matt, doch überall bitter und schneidend. Er gleicht einem Sanscülotten oder Cyniker; denn Kaiser und König, Papst, Bischof, Prälat oder Mönch werden furchtbar gegeiselt und die Glieder der englischen Hochkirche sind ihm bis auf den heutigen Tag noch gar nicht gewogen, weil Vieles, was er an dem geistlichen Wesen seiner Zeit tadelt, noch gegenwärtig nicht geändert ist. Baronius hat Unrecht, ihm Schuld zu geben, daß er aus Erbitterung gegen Rom und gegen den Papst falsche Berichte gebe; nur scheint es dagegen, daß seine gar zu auffallende Heftigkeit gegen den römischen Hof die Wirkung habe, daß die meisten Begebenheiten, die er erzählt, eine schiefe Stellung, also ein falsches Licht erhalten und leicht zu falscher Auffassung veranlassen. Wir meinen nämlich, daß er zu wenig Rücksicht darauf nimmt, daß das theokratische System, welches gegenwärtig auch die rechtgläubigsten Staatsmänner nicht dulden wollen, damals allgemein anerkannt ward.

Unter den lateinischen Geschichtschreibern der Franzosen sind nur zwei, welche die Aufmerksamkeit des Publikums verdienen, dem diese Weltgeschichte bestimmt ist; die Uebrigen sind nur dem Gelehrten oder dem Forscher wichtig. Rigord, Glaber Rodulphus, Wilhelm von Nangis zeichnen nur Thatsachen auf, von Urtheil und Styl ist keine Rede; doch zeichnet sich der Erstgenannte, der bei Philipp August als Geschichtschreiber angestellt war, durch genaue Sachkenntniß und klare Darstellung aus. Auch Siegbert von Gemblours, Robert de Monte, Anselm schrieben trockene Jahrbücher; Süger ist zwar in seinen Briefen als historische Autorität bedeutend, da er regierender Minister war, aber als Schriftsteller ist er auf keine Weise ausgezeichnet. Die beiden Männer, welche allein Auszeichnung verdienen, sind Odo von Deuil, der das Leben Ludwig's VII. und besonders dessen Kreuzzug würdig beschrieben hat, und der Geschichtschreiber der Kreuzzüge

und des heiligen Landes, Wilhelm von Tyrus. Die 23 Bücher, in denen Wilhelm von Tyrus die Geschichte der Thaten der Occidentalen im Orient bis an das Ende des 12. Jahrhunderts beschrieben hat, können, verbunden mit den ganz ungekünstelten und naiven Schriften einiger gleichzeitigen Franzosen über den ersten Kreuzzug, zum Beweise dienen, daß die Geschichte, um wahrhaft und anziehend zu sein, der Schulphilosophie und der Sophistik nicht bedarf. Wilhelm von Tyrus vereinigt alle Eigenschaften eines guten Schriftstellers; denn er ist der orientalischen und occidentalischen Sprachen und seines eigenen Styls mächtig und kennt die Alten. Daß diese Kenntniß nicht blos oberflächlich ist, sehen wir daraus, daß er den Plato sehr oft anführt und seine Vergleichungen aus ihm hernimmt. Er war außerdem Augenzeuge des größten Theils der Begebenheiten, die er erzählt, und in die meisten Geschichten war er als handelnde Person verflochten; er war erst Erzieher, dann Kanzler des Königs Balduin IV. und wohnte im Jahre 1177 als Erzbischof von Tyrus einer Kirchenversammlung zu Rom bei. Seine Geschichte ward, wie die sehr alte französische Uebersetzung beweiset, unter den Franzosen früh eine Art Volksbuch und nützte, als wenn sie ursprünglich in der Landessprache wäre abgefaßt gewesen.

Die deutsche Geschichtschreibung (in lateinischer Sprache) erreichte, wie die deutsche Ritterpoesie, unter den hohenstaufischen Kaisern ihre höchste Blüthe. Von dieser Zeit an ward in Italien die Historie wie die Poesie und jede Kunst und Wissenschaft auf den Punkt geführt, von dem aus sie sich nachher in den beiden folgenden Jahrhunderten so schnell und so vollständig entwickelten, daß sowohl die Deutschen, als die Franzosen am Ende des 15. Jahrhunderts sie aus Italien holen und sich aneignen mußten. Der deutsche Geschichtschreiber, den wir oben bezeichnet haben, ist Otto von Freisingen, ein Halbbruder Konrad's III. und Enkel Heinrich's IV., ein Mann, der alle Sprachen und Wissenschaften seiner Zeit verstand und unter seinen Zeitgenossen ebenso ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit war, als durch seine Geburt. Er war außerdem in die Geschichten, die er erzählt, als handelnde Person verflochten. Sein Zeitbuch (Chronica) ist eine Art Weltgeschichte zum theologischen Gebrauch, weshalb den sieben Büchern, in denen sie abgehandelt wird, ein achtes über das Ende der Welt beigefügt ist. Eine ernste und selbst trübe Auffassung der weltlichen Dinge, die er wie Augustinus im Gegensatze zur Entwickelung des Gottesreiches auffaßt, macht sich in diesem Zeitbuche geltend. Als eigentlicher Geschichtschreiber, d. h. als Zeuge und Quelle, nicht blos als Anordner und Erzähler, erscheint er erst vom elften Kapitel des siebenten Buches an bis ans Ende dieses Buchs, vorzugs-

weise aber in seinem späteren Werke „von den Thaten Kaiser Friedrich's I.“, zu welchem ihm Friedrich selbst Notizen übersandt hat. Hier erkennt man den gebildeten Mann von Stande, das Kind einer Zeit, wo Deutschland und Italien blühten, wo das letztere den härtesten Kampf um die Freiheit bestand und das alte römische Recht aufs neue ins Leben rief. Er ordnet die Thatsachen mit Verstand, sein Urtheil ist reif, sein Styl ist rein römisch und doch nicht irgend einem Römer nachgeäfft; er beweiset seinen großen Sinn in der Würdigung heimischer und fremder Sitten und Einrichtungen, und so wie er in Bezug auf Sitten und Gebäude, die von denen seiner Landsleute abweichen, frei von Vorurtheil ist, so auch in Bezug auf Handlungen. Er ist nächster Anverwandter des Kaisers, dessen Leben sich um den Streit mit dem Papste dreht; nichtsdestoweniger ist sogar Aeneas Sylvius, das Organ der Päpste in der Mitte des 15. Jahrhunderts, genöthigt, einzugestehen, daß er Otto's Unparteilichkeit bewundere. Er ist dabei von dem, was wir als Mönchsgeist zu bezeichnen pflegen, so weit entfernt, daß man fast keine Seite lesen kann, ohne zu spüren, daß man einen Schriftsteller liest, welcher gründlich philosophisch gebildet ist und seinen Stoff durchdacht hat. Sein Fortsetzer, der Domherr R a g e w i n (Radevicus), der noch zwei Bücher zu Otto's Geschichte hinzugefügt hat, sucht genau und ängstlich in seine Spuren zu treten. Dies ist ihm in Beziehung auf den Styl völlig gelungen, in der Sache zeigt sich freilich der Unterschied, der sich überall zeigt, wo Schriftsteller, welche einerlei Bildung und gleiche gelehrte Kenntnisse, aber verschiedene Vorzüge und verschiedene Fähigkeiten haben, dieselbe Materie behandeln. Auf Friedrich's Geheiß machte G ü n t h e r aus dem, was Otto und Ragewin erzählt hatten, ein episches Gedicht (Ligurinus). Er brachte Friedrich's Geschichte bis auf die an Mailand vollzogene Rache in lateinische Verse und gebrauchte dabei mehrentheils Otto von Freisingen ganz wörtlich. Von poetischer Schönheit kann freilich dabei nicht viel die Rede sein, allein man darf es dreist mit anderen lateinischen Gedichten der folgenden auf Latinität stolzen Jahrhunderte vergleichen; man wird es immer neben die besseren setzen müssen. Der Forscher der Geschichte kann außerdem den Vortheil aus dem Gedicht ziehen, daß er in demselben den Sinn, den die Zeitgenossen mit gewissen Dingen verbanden und den er aus Otto und Ragewin nur errathen kann, klar ausgesprochen findet. Günther faßt diesen Sinn oft sehr passend in ein paar Verse zusammen. Wir erwähnen dies ausdrücklich, um die Leser zu warnen, nicht gar zu verächtlich von den lateinischen Schulen jener Zeit zu denken, deren Bedeutung außerdem weiter unten aus den paar Worten, die wir über Philosophie sagen dürfen, einleuchten wird. Was insbesondere die

lateinische Schuldichtung angeht, so muß man mit den oben angedeuteten Versen des Ligurinus die von Ragewin (lib. II. cap. XI.) angeführten lateinischen Grabschriften vergleichen. Man wird aus der Vergleichung sehen, auf welche Weise die lateinische Dichtung in den Schulen getrieben ward, wie gut oft die Anweisungen waren, welche von Männern, die Philologie und Lehramt nicht als Gewerbe um Lohn und Ruhm, sondern um Gottes und des Nächsten willen trieben, gegeben wurden. Man wird zugleich erkennen, daß man doch auch damals das Alterthum dem Bedürfnisse der neuen Zeit anzupassen verstand.*) — Was die Geschichtschreibung in der Landessprache betrifft, so läßt sich für Deutschland am deutlichsten erkennen, wie dieselbe den Durchgang durch die poetische Form gemacht hat; mit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts entstanden Reimchroniken, die in Bezug auf Einkleidung und übersichtliche Auffassung bedeutender sind als die Chroniken in deutscher Prosa.

Da wir in der folgenden Periode, wo Italiens Glanz Alles, was das übrige Europa hervorbrachte, überstrahlte und den ganzen Handel und Reichthum, sowie die Gewerbe, Künste und Wissenschaften der neueren Zeit in sich vereinigte, vorzugsweise Italien und die pyrenäische Halbinsel ins Auge fassen müssen, so übergehen wir hier die italienischen Geschichtschreiber, um von der Entstehung einer den Franzosen ganz eigenthümlichen Art von Historiographie zu reden. Diese Gattung der Geschichte sind die sogenannten Denkwürdigkeiten (Mémoires) oder die Aufzeichnungen der Erfahrungen einzelner Personen, mehrentheils solcher, die in der Geschichte des Reichs oder auch bei besonderen Gelegenheiten selbst eine Rolle gespielt haben. Diese Denkwürdigkeiten haben auf der einen Seite viel vom Roman an sich, sie sind voll von Anekdoten, Witzen, Klatschereien und offenbaren Erdichtungen; aber sie führen auf der anderen Seite den Leser auch in das Innere des Lebens und des Verkehrs und enthalten viele Geständnisse und Aufhellungen, Angaben der Triebfedern, der Zwecke und der Mittel diese zu erreichen, die man in der eigentlichen Geschichte, welche nur sicheren Documenten und Zeugnissen folgen darf, umsonst suchen würde. Von

*) Wir haben das durchaus selbstständige Urtheil über Günther und den Ligurinus unverändert gelassen. Seitdem ist die Ansicht zur Geltung gekommen, dieses ganze Werk sei eine Fälschung, nämlich eine Arbeit des berühmten Humanisten Konrad Celtes, und daraus erkläre sich die reine, flüssige Latinität. Diese Ansicht wurde durchaus im Tone der letzten Instanz als künftighin feststehend vorgetragen. Doch hat ganz neuerdings ein junger Historiker in Göttingen die Untersuchung nochmals vorgenommen und die Echtheit des Werkes, d. h. seinen Ursprung aus dem 12. Jahrhundert, mit solchen Gründen gestützt, daß sehr angesehene Forscher ihre Beistimmung erklärten.

diesen Denkwürdigkeiten, die ihrer Natur nach nur in der Muttersprache abgefaßt werden konnten, fallen in die Periode, von der wir hier handeln, gerade diejenigen, welche den höchsten historischen Werth haben und von den Fehlern, die an den späteren Denkwürdigkeiten zu tadeln sind, ganz frei sind. Wir haben bekanntlich eine ganze Bibliothek französischer Memoires von sehr zweideutiger Natur; die des 12. und 13. Jahrhunderts aber geben das getreueste Bild ihrer Zeit in der natürlichsten Manier und Sprache. Die Natur ist auch hier, wie im Herodot, mehr als die Kunst, die einem Villeharbouin und Joinville noch weit fremder ist, als dem vielfach gebildeten Herodot.

Der Erste der so eben genannten Schriftsteller ist einer der Helden jenes vierten Kreuzzugs, der am Anfange des 13. Jahrhunderts von den Venetianern schlauer Weise zur Errichtung eines lateinischen Reichs in Constantinopel benutzt ward und der Familie des Geschichtschreibers ein Fürstenthum in Griechenland verschaffte. Gottfried von Villeharbouin, Marschall von Champagne, war nämlich des Schreibens nicht so mächtig, daß er die Feder selbst hätte führen können; er dictirte aber einem Kapellan seine Geschichte der Eroberung von Constantinopel durch die französischen Barone, die sich mit den Venetianern verbunden hatten, vom Jahre 1198—1207. Diese Handschrift ward 1583 zum ersten Male gedruckt, nachher mit einer Fortsetzung bis auf das Jahr 1240 und mit einer Geschichte des lateinischen Reiches in Constantinopel von dü Fresne dü Cange der Sammlung der byzantinischen Schriftsteller einverleibt. Mit der Beschaffenheit des Textes haben wir es übrigens hier nicht zu thun, wo wir Villeharbouin's Werk nicht als Quelle der Geschichte, sondern als eigenthümliche Darstellung derselben betrachten müssen. Man glaubt nach der Wahrheit des Ausdrucks und der Empfindungen des alten Rittersmannes, der diese Geschichte dictirte und sehr häufig Exclamationen einmischt, beim Lesen des Buches einem Drama zuzusehen, in welchem der Marschall eine der Hauptrollen hat. Er spricht, ohne Arges zu ahnen, eben so offen die Gesinnung der Ritterschaft in Bezug auf Raub- und Habsucht und auf rohe Mordlust aus, als er, was in unseren Zeiten unmöglich ist, wahre Frömmigkeit und Andacht, einen Glauben, der um so stärker ist, je weniger Antheil der Verstand daran hat, auf eine rührende Weise kund gibt. Obgleich diese Geschichte wahrscheinlich im 14. Jahrhundert umgeschmolzen ward, also viel von ihrem ursprünglichen Charakter verlor, so lernt man doch aus diesem französisch geschriebenen Buche die Geschichte und die Denkweise der französischen Ritterschaft ganz anders kennen, als aus den lateinischen Berichten, welche Menschen und Sachen latinisiren. Uebrigens ist immer noch Romanisches genug

in der Sprache des Marschalls übrig geblieben, so daß der erste Herausgeber nöthig fand, eine Uebersetzung in seiner jetzt auch veralteten, neufranzösischen Sprache beizufügen. Der zweite Herausgeber, dü Fresne dü Cange, hat sich durch seine Erklärungen außerordentliches Verdienst erworben.

Weit bedeutender, als Villehardouin, in Bezug auf Darstellung, Styl, Sprache ist das zweite ausgezeichnete Werk in der Nationalsprache, nämlich Joinville's Geschichte und Chronik des heiligen Ludwig. Leider ist auch dieses Werk nicht in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten worden, obgleich ein französischer Akademiker (la Bastie) die lächerliche Behauptung, daß wir von Joinville's Werk nur eine Ueberarbeitung aus dem 15. Jahrhundert übrig hätten, siegend widerlegt hat. Daß übrigens Peter la Rieux, welcher Joinville's Werk um 1547 zum ersten Male drucken ließ, den Text verändert hat, sagt er selbst; denn er behauptet, er habe ihn geputzt (l'ayant polie) und in eine bessere Ordnung gebracht. Claude Menard, der ihn 1617 herausgab, versündigte sich wenigstens nicht an ihm, sondern fügte nur eine Uebersetzung ins Französische seiner Zeit hinzu. So weit es möglich war, das Original herzustellen, ist es in der prächtigen Pariser Folio-Ausgabe von 1761 geschehen. Mag aber immerhin, was Alle, auch dü Fresne dü Cange, von dem wir eine Ausgabe haben, in welcher Alles vereinigt ist, was über das spätere Mittelalter Licht verbreiten kann, zugeben, Joinville's Werk in Worten und Sachen verändert sein: der Ton und die treuherzige Manier der ganzen Erzählung spricht so deutlich den Geist der Zeit aus, in welcher Joinville schrieb, daß man an der Wahrheit und Treue des Bildes ebenso wenig bei ihm zweifeln kann, als bei Homer und Herodot. Andacht, mit dem sonderbarsten Aberglauben gemischt, Stolz auf den Besitz von Gütern, die nicht von einem höheren Lehnsherrn abhängen, und auf Genealogien gestützter Hochmuth werden in einer ganz naiven Weise mit dem Ausdrucke der Demuth gegen Gott und gelegentlich auch gegen König und Kaiser verbunden und beide ganz unverhohlen ausgesprochen. Man begreift, wenn man ihn liest, daß eine Zeit wie die seinige das Verhältniß der Leibeigenschaft und Nichtachtung des Bürgers und Landmanns so natürlich fand, als die Dienstbarkeit des Lastviehes unter dem Menschen.*) Mit Staunen lesen wir, was er von den Thaten und Kämpfen einzelner Herren und Ritter erzählt, und glauben, so unleugbar auch die Wahrheit der Erzählung ist, einen Ritterroman vor uns zu haben oder eine Geschichte von Kämpfen mit Lindwürmern

*) Im 12. Jahrhundert singt der berühmte Troubadour Bertrand de Born: „Bauern acht' ich gleich den Säuen; Sitte kann sie nicht erfreuen."

und Riesen zu lesen. Er scheut sich dabei nicht, gleich den Homerischen Helden seine eigene Angst und Furcht offen einzugestehen. Er ist bezaubert von der Andacht seines Herrn, läßt aber doch merken, daß er über die Art der Andacht keineswegs einerlei Meinung mit ihm sei. Uebrigens empfiehlt er seinen Herrn, den er auf eine weit verständigere Art lobt, als die Legendenschreiber, besonders dadurch, daß er uns anschaulich macht, auf welche Weise der König ihn selbst nach und nach auf einen besseren Weg gebracht habe. Bei aller Einfachheit und Religiosität zeigt Joinville überall eine viel gesundere Einsicht in die Politik, als der Heilige, dessen Leben er beschreibt, und der natürliche Gang seiner Erzählung führt ohne alles künstliche Anordnen und Abtheilen alle Erscheinungen der Zeit mit ihren Wirkungen und Ursachen an uns vorüber. Dies gilt nicht blos von Thatsachen, von Scenen des häuslichen und des Staats-Lebens, sondern auch vom inneren und religiösen Leben.

b) Schulstudien.

Die Schulen der Zeit, von der wir in diesem Abschnitt handeln, waren für das Leben von einer weit größeren Bedeutung, als man oft zu glauben geneigt ist, weil sich in denselben alle die Personen sammelten, die nicht aus dem Streiten mit Waffen ein Handwerk machten, da man nur durch den mündlichen Unterricht und aus den Vorlesungen, die man aufschrieb, Bildung schöpfen konnte, weil der Bücher wenige und auch die wenigen schwer zu haben waren. Ein berühmter Lehrer ward daher, wie wir im vorigen Abschnitt an Abälard's Beispiel gezeigt haben, der Mittelpunkt einer geistigen Bewegung und die gebildeten Zeitgenossen nahmen an dem Streit der Nominalisten und Realisten denselben Antheil, den man jetzt an politischen Parteiungen zu nehmen pflegt. Gleich nach Abälard's Tode gründeten Gilberd von Poirée, Alberich, der Engländer Robert Pullein und Adam von Parviponte vier Secten von Realisten, die sich Porretaner, Albricaner, Robertiner, Parvipontaner nannten und sich durch des heiligen Bernhard Eifern gegen Gilbert von Poirée nicht irre machen ließen. Wir gedenken der vier Secten nur, weil aus der Schule des einen ihrer Stifter (Adam von Parviponte) einer der ausgezeichnetsten Männer des Mittelalters hervorging.

Dieser Mann war Johann von Salisbury, an dessen Beispiel sich zeigt, wie ganz anders wir von den Gelehrten und von der Bildung des Mittelalters urtheilen würden, wenn man ein paar Jahrhunderte früher die Erfindung der Buchdruckerkunst gemacht gehabt hätte. Seine Briefe sind von der größten Bedeutung für die Kirchen-

und Staatsgeschichte seiner Zeit, weil er in allen wichtigen Unterhandlungen seiner Zeit gebraucht und unter Andern von dem englischen König Heinrich II. nach Rom geschickt ward, um Irland als Geschenk vom Papst Hadrian IV. zu erlangen. Johann von Salisbury nahm in der Sache des Thomas Becket die Partei desselben, ward mit Becket vertrieben und erhielt endlich das Bisthum Chartres. Uebrigens wurde die päpstliche Schenkung, welche den Vorwand zur gewaltsamen Eroberung Irlands gewähren sollte, auf die Ausstattung gegründet, welche Constantin der Große der Kirche, zunächst dem römischen Bischof Sylvester I., durch weltliche Besitzungen sollte gegeben haben. Die Briefe dieses denkenden Mannes sind in einem reinen Styl geschrieben und zeigen uns in dem Geistlichen des Mittelalters einen Minister, dem bei der Mittelmäßigkeit, die sich überall vordrängt, schwerlich einer der gegenwärtigen Zeit zu vergleichen sein möchte. Zwei seiner Schriften beweisen, daß er die Philosophen und die Hierarchie seiner Zeit auf eine ähnliche Weise beurtheilte, als wir in unseren Tagen thun würden. In der einen Schrift (dem Metalogicus), die erst 1610 zum ersten Male gedruckt ward, verspottet er, der Schüler eines Abälard und anderer sehr scharfen Dialektiker, die einseitige Richtung seiner Zeitgenossen, die nur Dialektik und Metaphysik oder Theologie in den Schulen gelehrt haben wollten. Er lacht über den falschen Eifer eines der Schulphilosophen, der die heidnischen Schriftsteller sammt und sonders aus den Schulen verdrängt wissen wollte und empfiehlt dagegen dringend das Studium der Grammatik, das Lesen der Alten und alle die Hülfswissenschaften, welche dieses Studium fruchtbar machen. Er gibt in dem Buche Nachricht von seinen früheren Studien, von seinem Aufenthalte in Paris, mit dem er sehr zufrieden ist, spricht sich aber ganz entschieden gegen die allgemein herrschende Disputirkunst, Dialektik genannt, und zugleich gegen die auf diese gegründete Scholastik oder, wie wir sagen würden, gegen die systematische Theologie aus, obgleich er in Paris Meister im Disputiren geworden war. Er sagt darüber, was jeder von uns, der die Wissenschaft liebt, ohne gerade systematischer Philosoph zu sein, auch sagen würde: „Den Vortheil eines systematischen Studiums der Philosophie, in so fern dieses dem übrigen erlernten Wissen Einheit, Kraft und Stütze gibt, will ich herzlich gern zugeben, aber an und für sich selbst ist es ganz unfruchtbar und ohne Leben." Er beschuldigt daher auch viele der berühmten Scholastiker, daß sie, aufgeblasen über ihre sophistischen Fähigkeiten, den Weg zur einfachen Wahrheit nicht erleuchteten, sondern in ein größeres Dunkel einhüllten. Wichtiger in Beziehung auf Kirche und Staat seiner Zeit, wo zwischen König Heinrich, Thomas Becket und dem Papste auf die oben angegebene Weise gestritten wurde,

ist sein zweites Werk, welches Betrachtungen über ganz verschiedene Gegenstände und Bemerkungen über Leben und Wissenschaft enthält (der Polycraticus). An einer Stelle dieses Buches greift er die Philosophen seiner Zeit etwas gar zu schnöde an; an einer anderen aber sagt er seinem Landsmann, dem Papst Hadrian IV., so derb die Wahrheit, daß wir zweifeln, ob irgend ein katholischer Geistlicher unserer Zeit es wagen würde, sich so freimüthig über den Papst gegen den Papst auszusprechen. Als er in der irländischen Angelegenheit an den Papst gesendet gewesen sei, so erzählt er selbst (Polycraticus lib. II. c. 23), habe ihn Papst Hadrian gefragt: was die Welt von ihm (dem Papst) und von der römischen Kirche sage? „Weil ihr mich fragt", habe er erwidert, „so will ich euch offenherzig sagen, was ich in vielen Ländern gehört habe. Man sagt, die römische Kirche beweise sich nicht als Mutter der anderen Kirchen, sondern sie scheine vielmehr ihre Stiefmutter zu sein. Schriftgelehrte und Pharisäer seien dort zu Hause, diese legten schwere Lasten auf die Schultern anderer Leute, ohne selbst auch nur einen Finger auszustrecken, um sie zu heben. Sie regierten despotisch über den Klerus, ohne ihrer Heerde ein gutes Beispiel zu geben, sie hätten in ihren Häusern den köstlichsten Hausrath, ihre Tische seien mit goldenem und silbernem Geschirr schwer belastet, ihr Geiz halte ihre Hände festgeschlossen. Sie schenkten niemand etwas und die Armen dürften ihnen selten nahe kommen, außer wenn ihre Eitelkeit ihnen eingebe, sie auftreten zu lassen. Sie erhöben Contributionen von den Kirchen, veranlaßten Rechtsstreitigkeiten, stifteten Zwist zwischen dem geistlichen Hirten und seiner Heerde und hielten dafür, der beste Vortheil, den man aus der Religion ziehen könne, sei, daß sie Reichthümer verschaffe. Ihnen sei Alles feil und man könne sagen, sie machten es, wie die abgefallenen Engel, die, wenn sie einmal nichts Böses thun, mit ihrer Vortrefflichkeit prahlen. Nur eine ganz kleine Zahl derselben treffe vielleicht dieser Vorwurf nicht. Der Papst selbst wäre für die Christenheit eine fast unerträgliche Last. Es würde allgemein darüber geklagt, daß, während die Kirchen, welche die Frömmigkeit unserer Voreltern erbaut habe, im Verfall und ihre Altäre verlassen seien, die Päpste Paläste bauten und sich nicht blos in purpurne Gewänder hüllten, sondern auch über und über vom Golde glänzten. Ueber diese und über noch mehrere Dinge murre das Volk ganz laut." „Und was ist dann eure Meinung?" fährt er fort, habe ihn dann der Papst gefragt. „Eure Frage", habe er erwidert, „setzt mich in Verlegenheit; denn wollte ich meine einzelne Meinung der allgemeinen Stimme entgegensetzen, so würde ich ein Lügner und Schmeichler sein und auf der anderen Seite fürchte ich Anstoß zu geben." Er hilft sich dann dadurch, daß er anführt, was ein Kardinal,

den er nennt, laut gesagt habe: die Quelle aller Uebel der römischen Kirche sei die in ihr herrschende Falschheit und Habsucht; das habe der Kardinal in einer öffentlichen Versammlung gesagt, wo Papst Eugen den Vorsitz gehabt habe. „Doch“, fährt er weiter fort, „ich für meinen Theil fand doch auch in dieser Kirche Geistliche von ausgezeichneter Tugend und ganz frei von jeglicher Habsucht; ich kann lebende Beispiele von Männern anführen, welche die Mäßigkeit und die strengen Sitten eines Fabricius mit den Eigenschaften eines wahren Christen verbinden. Da ihr nun durchaus meine Meinung wissen wollt, so will ich euch sagen, daß man ganz wohlthut, immer eueren Lehren zu folgen, wenn man gleich euere Handlungen nicht nachahmen darf. Die Welt jauchzt euch zu und schmeichelt euch, sie nennt euch Herr und Vater; wenn ihr aber wirklich Vater seid, warum fordert ihr Gaben von eueren Kindern? Seid ihr aber Herr, warum gehorchen euch gerade euere Römer am wenigsten? Aber es scheint, ihr wollt diese Stadt durch Gaben gewinnen; hat sie Sylvester durch solche Mittel erworben? Heiliger Vater, ihr seid im Irrthum. Theilt Anderen frei mit, was ihr selbst umsonst empfangen habt; wenn ihr Andere unterdrückt, setzt ihr euch selbst der Unterdrückung aus.“

Man sieht schon aus diesen wenigen Worten, daß das lebhafte Studium der Philosophie, was wir auch immer vom Resultat derselben halten mögen, gegen das Ende des 12. Jahrhunderts und besonders im 13. überall ein Streben nach geistiger Freiheit weckte, welches kein Druck und keine Verfolgung aufhalten konnte. Dies würde sich noch deutlicher zeigen, wenn wir in die Kirchen- und besonders in die Ketzergeschichte dieser Zeit näher eingehen dürften; das verträgt sich aber mit unserem Zwecke nicht. Wir wollen lieber, weil wir in den folgenden Abschnitten oft darauf zurückkommen und die Entstehung der ganz neuen, nicht mehr theologischen, sondern rein wissenschaftlichen und belletristischen Lehranstalten im 14. und 15. Jahrhundert damit in Verbindung bringen müssen, Winke geben, wie schon im 13. Jahrhundert der Kreis der Studien erweitert ward. Man empfand nämlich, als seit Abälard's Zeit in allen Büchern von Plato und Aristoteles die Rede war, als man ferner lateinische Uebersetzungen der arabischen Commentare über den Meister des Wissens benutzte, wie unvollkommen man den Aristoteles kenne, und wie umfassend die Araber nicht blos Dialektik und Metaphysik, sondern auch die Naturwissenschaften und Künste des Lebens, den Spuren der Griechen folgend, betrieben hätten; man suchte daher aus der Quelle der Araber und Griechen zu schöpfen. Reisen der Gelehrten, sowie das Studium der Griechen und Araber erhellten dann die klösterliche Finsterniß; man schaute klarer ins Leben, das beweiset Johann von

Salisbury's Beispiel. Schon vor ihm ward einer der Scholastiker der Zeit von 1120—1140, Adelard von Bath, durch seine Reisen in Deutschland, Italien, Spanien und Griechenland berühmt. Dieser war auch in Afrika und Arabien gewesen und seine an sich nicht bedeutenden naturhistorischen Untersuchungen (de quaestionibus naturalibus) sind als Frucht seines Aufenthalts zu Salerno, wo damals die bedeutendste medicinische Schule bestand, historisch merkwürdig. Auch Robert von Retines, sein Zeitgenosse, reiste lange Zeit in Frankreich, Italien, Dalmatien, Griechenland und Asien, verweilte sehr lange in den damals sehr civilisirten mohammedanischen Staaten und ließ sich endlich in Spanien nieder; doch kehrte er nachher mit seinem Landsmann, Hermann Dalmata, nach Frankreich zurück. Diese beiden Männer hatten sich einen Petrus von Toledo, dessen Peter der Ehrwürdige, Abälard's Schützer, in einem Briefe an den heiligen Bernhard erwähnt, zugesellt und brachten eine Uebersetzung des Koran zu Stande.

Was das Griechische angeht, so wissen wir, daß zwischen 1160 und 1170 der Abt Odo von Saint Denys einen Mönch, Wilhelm, der später sein Nachfolger wurde und für einen guten Arzt galt, nach Griechenland schickte, um griechische Bücher zu holen; doch erfahren wir nichts Näheres über seine griechischen Studien, außer daß man uns sagt, ein Johann Saracenus oder Burgundio sei durch ihn in den Stand gesetzt worden, den Occident mit der berichtigten Uebersetzung eines Buches zu bereichern, welches ohne Schaden ganz unbekannt hätte bleiben können. Der Mystiker nämlich, den das Mittelalter unter dem Namen des Areopagiten Dionysius verehrte, war von Erigena Scotus aus einer sehr schlechten Handschrift des griechischen Originals übersetzt worden; Johann Burgundio verbesserte den Text aus den von Wilhelm mitgebrachten Abschriften und machte eine bessere Uebersetzung. Weit wichtiger für die allgemeine Bildungsgeschichte und für den Uebergang zur neuen Civilisation, der im 14. Jahrhundert erfolgte, ist das, was uns Wood in seiner Geschichte der Universität Oxford (I. p. 36) von den Bemühungen eines Alfred und Daniel von Morlay (um 1185) um den echten Text des Aristoteles und um die Bereicherung der Naturwissenschaften erzählt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts erweiterte sich der Blick der Lehrenden und Lernenden so sehr und es drang ein neues Licht so mächtig in die Schulen, daß selbst Innocenz III., der doch Gregor's VII. Ansprüche in weltlichen Dingen mit Erfolg geltend machte, und sein Kardinal und Legat Robert Courçon gänzlich scheiterten, als sie blos die dialektischen Schriften des Aristoteles in den gelehrten Schulen zulassen und

die neu eingeführte echte Metaphysik des Meisters und seine Physik nicht dulden wollten.

Obgleich Kaiser Friedrich II. um die Einführung des echten Aristoteles statt des verdorbenen und verstümmelten, der aus schlechten arabischen Uebersetzungen in noch schlechtere lateinische übergegangen war und um die Verbreitung der Naturwissenschaften der Araber im ganzen Abendlande das größte Verdienst hatte, so kam doch auch von einer anderen Seite her neues Licht in die Schulen. Wir wissen aus einer sehr bekannten Stelle in Rigord's Leben des Königs Philipp August von Frankreich, daß gleich nach der Eroberung Constantinopel's durch die Lateiner, nämlich um 1209, also lange vor der Zeit, wo Friedrich II. durch die auf seinen Befehl aus dem Original gemachte Uebersetzung der Metaphysik des Aristoteles die Welt in Erstaunen setzte, die echte Metaphysik des Aristoteles aus Griechenland nach Paris gebracht ward. Auf der anderen Seite machte sich gleich nach Friedrich's II. Zeit Alfons X. von Castilien um die Astronomie und die realen Wissenschaften der kommenden Zeit, deren ganze Astronomie auf seine Tafeln gegründet ward, unsterblich verdient; diese Tafeln, an deren Aufstellung vier Jahre gearbeitet wurden, ließ er durch eine Commission anfertigen, bei der die bedeutendsten arabischen Mathematiker seines Landes und vor Allen der gelehrte Jude Isaak ben Said thätig waren. An Friedrich's II. Hofe hatte Michael Scotus dasselbe Verdienst, welches Gerhard von Cremona an Friedrich's I. Hofe gehabt hatte; doch glauben wir, daß er sich mehr um Astrologie, als um Astronomie bekümmert habe und dies scheint durch eine Stelle in Dante's Inferno und durch das, was die Erklärer darüber sagen, bestätigt zu werden. Michael Scotus hatte sich übrigens in Toledo aufgehalten und ein französischer Forscher der Spuren des Aristoteles im Mittelalter (Jourdain) hat gezeigt, wie bedeutend er für das 13. Jahrhundert war. Später machten sich besonders drei Männer, Heinrich von Brabant, Wilhelm von Moerbeke, Thomas von Cantipré durch Uebersetzungen des Aristoteles um die Wissenschaften verdient. In welchem Umfange diese von einzelnen Männern getrieben wurden, sieht man aus der ungeheuren Encyclopädie des Vincent von Beauvais. Vincent nannte seine Encyclopädie Spiegel (Speculum), und widmete einen Folioband von 1800 Seiten den historischen, einen von 1200 Seiten den philosophischen und einen eben so starken dritten Band den Natur-Wissenschaften; er war aber eigentlich mehr Compilator, als Philosoph. Drei Männer des 13. Jahrhunderts dagegen traten der Eine in Deutschland, der Andere in Italien, der Dritte in England als Lehrer der Philosophie auf, welche nicht blos von ihren Landsleuten, sondern von ganz Europa

als Wunder der Welt angestaunt und mit einem zum Theil ins Fabelhafte übertriebenen Lobe überschüttet wurden. Diese Männer waren Albert von Köln, Thomas von Aquino und Roger Baco.

Albert von Köln oder Albertus Magnus war zu Lauingen in Schwaben geboren, studirte zu Pavia und Bologna und lehrte nachher in Hildesheim, in Freiburg, in Regensburg, in Straßburg und zuletzt in Köln. Hier war der eine der obengenannten Uebersetzer des Aristoteles, Thomas von Cantipré, sein Schüler und später auch Thomas von Aquino. Albert war unstreitig einer der größten Männer, welche im Mittelalter gelebt haben, lehrte abwechselnd in Köln und in Paris und konnte nur mit großer Mühe bewogen werden, sein Lehramt aufzugeben und Bischof von Regensburg zu werden; auch entsagte er bald dem Bisthum wieder, um aufs neue als Lehrer der Weltweisheit im umfassendsten Sinn dieses Wortes zu wirken. Obgleich wir nicht alle die Fabeln, die man von seiner mechanischen Geschicklichkeit, von seinen Automaten und Zauberkünsten, am wenigsten die Geschichte von dem redenden Kopfe und von anderen Wundermaschinen, die er soll haben verfertigen lassen, nacherzählen mögen, so glauben wir doch, daß oft mehr die Art der Erzählung, als die Sache zu verwerfen oder zu tadeln ist. Der wahre Gehalt läßt sich nicht immer so leicht herausfinden, als in der Geschichte von seinem großartigen Treibhause. Es heißt nämlich, als ihn der deutsche König Wilhelm von Holland in Köln besucht habe, sei er im Klostergarten mitten im Winter durch die Temperatur des Frühlings, durch Blüthen und Blumen in Erstaunen gesetzt worden. Der Mann, der dies so erzählte, glaubte an Wunder und hielt den Philosophen für einen Zauberer; wir können, ohne darum die Sache an sich selbst zu bezweifeln, den Hergang derselben ganz natürlich erklären, wenn wir annehmen, daß es nicht in freier Luft gewesen sei. Albert's Werke füllen in der Lyoner Ausgabe (1651) 21 Folianten, und man braucht sie nur flüchtig durchzusehen, um über die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse dieses einzigen Gelehrten des Mittelalters zu erstaunen, der, gleich dem Aristoteles und dessen von ihm benutzten Commentaren, dem Algazel, Alfarabi, Avicenna, das ganze Gebiet des menschlichen Wissens nicht blos im Allgemeinen und speculativ, sondern auch im Einzelnen und praktisch beherrschte. Die Naturgeschichte soll ihm sehr viel verdanken und seine Bearbeitung der in Rücksicht der Physiologie der Pflanzen sehr wichtigen Schrift des Aristoteles über die Natur der Pflanzen, deren Original ganz verdorben auf uns gekommen ist, hat nach dem Urtheile von Sachverständigen bis auf unsere Tage noch Keinen gefunden, der sie gehörig zu benutzen verstanden. Seine 26 Bücher von den Thieren haben zwei Franzosen, der Erforscher der

Spuren des Aristoteles im Mittelalter (Jourdain) und ein ausgezeichneter Kenner der Thiergeschichte (le Camus), gegen kecke und absprechende Angriffe siegend vertheidigt. Sie haben den Reichthum eigener Versuche und Beobachtungen durch eine ganz ausführliche Nachweisung des Einzelnen dargethan. Die Naturgeschichte war in dem Maaße Lieblingswissenschaft des großen Theologen und Philosophen, daß sogar in seiner Lobrede auf die Jungfrau Maria (de virgine gloriosa) die ganze Naturgeschichte abgehandelt wird, und daß man überhaupt in diesem Buche mehr Naturhistorisches als Religiöses findet. Albert der Große starb wahrscheinlich 1280.

Unter den Engländern wird, seit Locke und die französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts ihn gepriesen haben, der Mönch Roger Baco gewöhnlich als der einzige Philosoph dargestellt, der im Mittelalter klar und praktisch gelehrt habe. Das ist aber höchst ungerecht gegen die Männer, die keinen Anspruch darauf machten, Volkslehrer zu sein, sondern vielmehr durch ernste Wissenschaft wenige gute Köpfe zu Volkslehrern bilden wollten. Wir finden nämlich in England zu Baco's Zeit und neben ihm Männer genug, die nicht blos Philosophie und Theologie lehrten, sondern auch des Griechischen mächtig waren. Unter diesen Männern glänzt neben Johann Basingstokes vorzüglich Robert Grosseteste, Bischof von Lincoln, der das Buch des Dionysius Areopagita, den Johann Damascenus, die Sittenlehre des Aristoteles und den Commentar darüber unmittelbar aus dem Griechischen übersetzte und zugleich für die Litteratur der englischen Sprache von Bedeutung ist, obgleich er selbst sehr oft in der damals am Hofe und in den Gerichten Englands gebräuchlichen altfranzösischen Sprache schrieb. Er machte selbst mancherlei Reime, auch finden wir bei Warton in der Geschichte der englischen Poesie einen recht artigen Minstrelgesang auf ihn; nicht zu glauben ist aber, daß Grosseteste den Suidas übersetzt habe. Von einem Johann von Lincoln erzählt uns Matthäus Paris, daß er durch eine Art Wundermädchen seine griechische Sprachwissenschaft und die feinere Bildung, denen er und sein Zeitgenosse Nikolaus den Beinamen der Griechen (Johannes Graecus, Nikolaus Graecus) verdankten, erlangt habe. Er hatte in Paris studirt, ging nach Athen und fand in der 20jährigen Tochter des dortigen Erzbischofs (man erinnere sich, daß in der griechischen Kirche auch ein höherer Geistlicher rechtmäßige Kinder haben kann) eine Lehrerin, die ihn, wie Matthäus sagt, nicht blos in der griechischen Sprache, sondern auch in anderen Wissenschaften und in den freien Künsten unterrichtete. Daß das Mädchen damals in Athen öffentlich lehrte, müssen wir, um nicht gar zu kritisch und ungläubig zu sein, dem Geschichtschreiber aufs Wort glauben; daß sie aber eine höhere Gabe hatte,

Erdbeben und andere zufällige Naturerscheinungen vorauszusagen, dürfen wir in unseren Tagen nicht zugeben. Was Roger Baco, den Zeitgenossen Albert's von Köln (wahrscheinlich geboren 1214 zu Ilchester) angeht, so war er ein Locke, ein d'Alembert oder Condillac des Mittelalters; die Feinde der Speculation und Idealität haben ihn daher oft überschätzt. Es ist wahr, er war reell, war praktisch und dem finsteren Treiben der Meister der Spitzfindigkeiten der Schulen abgeneigt; er war daher auch bedeutender für das Mittelalter, wo der Grübler Zahl Legion war, und für den Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, als er als wissenschaftlicher Forscher des inneren Menschen ist. Albertus verstand höchst wahrscheinlich nur die lateinische Sprache; Roger verstand Arabisch, Griechisch und Hebräisch, er war ein guter Beobachter und wäre auch in unseren Tagen als Lehrer der Experimentalphysik geachtet gewesen; aber von der Tiefe des Albertus, aus dessen Schule Thomas von Aquino hervorging, war er weit entfernt. Außerdem war er, obgleich er derselben Philosophie huldigte, zu welcher sich der Freund des Königs Friedrich II. von Preußen, der Marquis d'Argens, bekannte, gleich diesem nicht frei von abgeschmacktem Aberglauben. Der Marquis glaubte an Ahnungen, Vorbedeutungen, günstige und ungünstige Tage und Zeichen, der Mönch Roger an die Irrthümer der Magie und Astrologie. Eine starke Selbstüberhebung ist es, wenn er in einem Briefe an Papst Clemens IV. (in der Sammlung ungedruckter Stücke, welche Martene und Durand herausgegeben haben, II. p. 358) sich rühmt, er könne einen Schüler in drei Tagen Griechisch und in eben so kurzer Zeit Hebräisch lehren. Seinen Ruhm verdankte er seinen Erfindungen in der Mechanik und Optik, wo er die neue Zeit begann, weil er vom Speculiren auf das Beobachten, Messen, Rechnen leitete, ohne deren Hülfe die Erfahrungswissenschaften keinen Grund haben. Von dauerndem Werth waren seine Untersuchungen über Strahlenbrechung und über die scheinbare Größe der Gegenstände. Wie sehr man übrigens aus Erbitterung gegen die speculative und theologische Richtung des Mittelalters, die doch auch eine Wirkung des sich in der Geschichte der Menschheit zeitlich entwickelnden göttlichen Geistes ist, die Verdienste Roger Baco's auf Unkosten Anderer einseitig hervorgehoben hat, kann man von einem Optiker und von dem ausgezeichnetsten Geschichtschreiber der Mathematik lernen. Der Erstere (Smith) beweist, daß die Stelle Baco's, worin von Telescopen die Rede sein soll, sich wörtlich im siebenten Buche des Al Hazen findet, so daß, wenn dort von Telescopen die Rede ist, wenigstens Baco sie nicht erfunden hat. Der Andere (Montucla) sagt gar, alle optischen Entdeckungen, welche dem Baco seien zugeschrieben worden, fänden sich in dem arabischen

Optiker Al Hazen, und wo Baco von diesem abweiche, sei er in Irrthümer gerathen, welche der Araber zu vermeiden gewußt habe. Die Erfindung des Schießpulvers kann man ihm nur uneigentlich zuschreiben, wenn es auch allerdings festzustehen scheint, daß ihm ein Verfahren bekannt war, vermittelst Salpeter, Schwefel und Kohle Explosionen und blitzähnliche Wirkungen hervorzubringen. Uebrigens hat sich die Nachwelt schon um der Verfolgungen willen, die Roger Baco zu erdulden hatte, seines Andenkens anzunehmen. Er gehörte dem Franziskaner-Orden an und wurde, obwohl in demselben auch tiefere und freiere Gedanken gepflegt wurden, doch den Oberhäuptern unbequem und verdächtig. Zwar nahm ihn Papst Clemens IV. in Schutz, ja Roger hat sein Hauptwerk (Opus majus) mit auf dessen Veranlassung abgefaßt und ihm übersandt; aber nach dem Tode dieses Gönners kam er auf längere Zeit in Gefangenschaft. Er starb zwischen 1292 und 94.

Die eigentlichen Theologen, so berühmt sie sein mögen, wie den Meister theologischer Entscheidungen (magister sententiarum), Petrus Lombardus, der mit einer hochmüthigen Bescheidenheit sein Buch, welches „Schatz" betitelt ist, der ganzen Kirche darbringt, wie die Wittwe des Evangeliums ihr Scherflein, und seinen Commentator, Alexander von Hales, dürfen wir nur im Vorbeigehen erwähnen, weil wir nicht für Gelehrte von Profession schreiben. Von Thomas von Aquino, Duns Scotus, Bonaventura werden wir im folgenden Zeitabschnitt handeln, weil wir ihren Zusammenhang mit der großartigen philosophischen italienischen Dichtung der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachweisen müssen.

2. Eigentliche Volkslitteratur.

a) Romanische und romantische Bildung.

Wir übergehen dieses Mal die Bildung der südlichsten Theile von Europa ganz, weil wir in den beiden folgenden Jahrhunderten fast ausschließend auf Italien und auf die pyrenäische Halbinsel Rücksicht nehmen müssen, da aus ihnen die neuere Bildung und Litteratur hervorging und Chaucer, Spenser, Shakespeare aus den ältesten Italienern schöpfen. Von England dürfen wir ebenfalls nicht handeln, weil dort im 12. und 13. Jahrhundert die Volkssprache in einem Uebergange begriffen war, zu welchem das Bedürfniß der normännisch-französischen und der sächsischen Bewohner, einander zu verstehen, den Anstoß gab. Die Sprachform, die zunächst aus diesem Bedürfniß hervorging und die man die halbsächsische zu nennen pflegt, war noch nicht geeignet, Werke hervorzubringen, die dem nationalen Bewußtsein zum Ausdruck dienen. Gewisse Dialekte des Romanischen wurden

in England am Hofe, in den Gerichten, Parlamenten und Gesetzen so ausschließend gebraucht, daß dort noch bis auf den heutigen Tag manche Formen, Formeln und technische Ausdrücke in Staats- und Gerichtshändeln altfranzösisch sind. Dies gibt der romanischen Sprache und Bildung eine so große Bedeutung für das Mittelalter, welche in ihren verschiedenen Dialekten von der Tiber bis an den Tweed und vom Rhein bis zur Quelle des Tajo und über den Ebro hinaus geredet und in deren Dialekten gesungen, geschrieben und wetteifernd um den Preis der Dichtung gestritten ward. Wir haben die Dialekte der Sprache, die man im Allgemeinen mit dem Namen der romanischen bezeichnet, früher angegeben, unser Zweck erlaubt uns nicht, in das Einzelne einzugehen. Dasselbe gilt von der ganzen ungeheuren Masse von Dichtungen in allen möglichen Dialekten des Romanischen aus allen Zeiten des Mittelalters. Eine sehr große Masse der Gedichte liegt in den Pariser Bibliotheken und an sehr vielen Orten von Italien und Frankreich aufgehäuft, es ist sogar der bedeutendste Theil derselben in unseren Tagen gedruckt worden; wir müssen aber gleichwohl, des Zweckes dieser Weltgeschichte eingedenk, alles blos litterarisch Merkwürdige übergehen und dürfen daher nur Einiges ausheben, was uns für die Bildungsgeschichte des Mittelalters nothwendig scheint.

In dieser Hinsicht bemerken wir zuerst Folgendes. Wenn wir die ganze Masse, d. h. alle verschiedenen Arten erzählender und lyrischer Poesie der sogenannten Troubadours und Trouvères, die in diesen Gedichten enthaltene Philosophie, Geschichte, Moral, geistlich-christliche Mythologie, patriotische Gesinnung, ideale Liebe, Andacht, heldenmüthige Kampflust und bittere, schneidende Satire betrachten, so erkennen wir, daß wir uns sehr irren würden, wenn wir glaubten, eigentliche Volksbildung gehe nur von Volksschulen aus. In unseren Zeiten ist das wahr, wo das äußere Lebensbedürfniß auch in den Gegenden, in welchen ein leichteres Leben klimatisch möglich ist, ein frohes, geselliges, durch Spiel und Gesang erheitertes Leben ganzen Klassen von Menschen unmöglich macht; im Mittelalter war das Leben selbst poetisch und grausiges Morden und Brennen wechselte mit Processionen, Festen, Turnieren, Volksbelustigungen aller Art ab, und derselbe Feudaltyrann, der dem Landmann die Freiheit raubte und den Bürger ausplünderte, opferte großmüthig sein Leben, um der unterdrückten Unschuld beizustehen, und übte Demuth, Großmuth, Milde mit wahrhaft christlichem und barmherzigem Sinne.

Da wir nicht alle Gattungen der Dichtungen jener durchaus poetischen und schwärmenden Zeit anführen dürfen, so wollen wir wenigstens die bekanntesten aufzählen. Unter den erzählenden Gedichten, welche besonders den Trouvères angehören, die nachher zu



Bänkelsängern (jongleurs) herabsanken, erwähnen wir zuerst diejenigen, welche in einigem Zusammenhange mit Volkssage, Legende, fabelhafter Geschichte, Zaubersage und Wundererzählung stehen. Zu diesen gehört zuerst Alles, was die Geschichte des Königs Arthur und seiner Tafelrunde oder der Ritter angeht, die sich bei ihm sammelten, also auch Alles, was vom heil. Gral gefabelt wird. Der Ausdruck Sanct Gral wurde früher dahin erklärt, daß er durch Mißverstand aus den Worten sanguis realis entstanden sei, womit man das Blut des Erlösers bezeichnet habe. Es steht jedoch nach späteren Forschungen fest, daß er von dem keltischen Wort gradhal stammt, welches ein Becken bezeichnet, das bereits in der keltischen oder druidischen Götterlehre mythische Bedeutung hatte. In der christlichen Sage erhielt es eine Umdeutung und wurde zur Schale, aus der das Abendmahl von Christo ausgetheilt wurde, oder in welcher Joseph von Arimathia das Blut aufgefangen haben sollte, das dem Heiland am Kreuz entfloß. Diese Sage wurde zwar schon in Frankreich mit den Erzählungen von Artus und der Tafelrunde in Verbindung gebracht; am tiefsinnigsten aber geschah dies durch einen deutschen Dichter, Wolfram von Eschenbach. Zu denjenigen Dichtungen, die an eine geschichtliche Grundlage anknüpfen, gehört ferner und zwar als die Quelle, aus welcher die Geschichten von Arthur stammen, der Roman von Brutus (Brut) Breninoedd, den ein Archidiakonus, Walter von Oxford, bei einer Reise nach der Bretagne als eine in der Landessprache geschriebene Chronik sollte gefunden und sein Freund Gottfried Arthur, gewöhnlich Gottfried von Monmouth genannt, ein Abt des Walliser Landes, ins Lateinische übersetzt haben. Von diesem Bericht ist wenigstens so viel wahr, daß unter Gottfried's Namen eine lateinische fabelhafte Geschichte der Briten von der Eroberung von Troja an bis zum Jahre 689 n. Chr. vorhanden ist. Das Werk, welches einem um 1147 verstorbenen Grafen Robert von Glocester gewidmet ist, diente, neben der Unterhaltung, wohl auch einem politischen Zwecke; es sollte den britischen Stamm, der in Frankreich wie in England Wohnsitze hatte, sagenhaft verherrlichen und neben anderen Stämmen als ebenbürtig an ritterlichem Ruhm darstellen. Letzteres ist insofern erreicht worden, als Gottfried's Erzählungen einen mächtigen Anstoß gegeben haben, so daß aus den bei ihm vorgetragenen britischen Stoffen bei den Hauptvölkern des christlichen Abendlandes ganze Gruppen von Dichtungen geschaffen worden sind. Den Brut hat Robert Waee gegen 1185 in nordfranzösischer Sprache in Verse gebracht. Schon vor dieser Zeit (im Jahre 1155, wie der Verfasser selbst in drei Schußreimen sagt) schrieb ein Eustache oder Wistache in zwölffüßigen jambischen Versen den Roman Rou oder Rol,

der die Geschichte der Normänner gerade so, wie sie Dudo von Sct. Quentin und Wilhelm von Jumièges in lateinischer Prosa berichten, in Reime bringt. Im Brut wird man oft zweifelhaft, wenn man so viel von Gog und Magog und von der Herkunft der Riesen liest, ob nicht schon zur Zeit, als Robert Wace dichtete, die arabische Märchenlitteratur im Occident Einfluß hatte. Darin wird man bestärkt, wenn es heißt daß der Held Corineus, ein sonst bescheidener Mann aus Brut's Gefolge, der besonders den Riesen gefährlich ist, einen solchen auf die Achseln nimmt und vom Felsen stürzt; ferner daß der Riese Goëtmagot zwölf Ellen hoch ist und eine Eiche zerbricht wie einen Haselstock. Bestimmter deutet auf arabische, von den Mauren in Spanien entlehnte Zaubergeschichten zuerst der Umstand, daß der Riese, welchen König Arthur auf den Bergen von Cornwallis besiegt, aus Spanien gekommen. Mit einem furchtbareren, sagt Arthur, habe er nicht zu thun gehabt, seit er mit dem Riesen Rithon gekämpft, der sich aus den Bärten erschlagener Könige Röcke gemacht habe, ihm aber doch zuletzt auf dem Berge Arabien, wo er ihn erschlagen, seinen Bart habe überlassen müssen. Edwin, Prinz von Northumberland, ruft einen Zauberer aus Spanien zu Hülfe, und in Merlin's berühmter Prophezeihung heißt es: „Von Conau würde kommen ein Eber, den fürchten würden die fernen Araber und Afrikaner, der Spanien besiegen werde."

Eine andere Klasse erzählender Gedichte stammt aus der fabelhaften Geschichte Karl's des Großen und seiner Paladine, welche fälschlich dem Erzbischof Turpin zugeschrieben ward, der um 733 Erzbischof von Rheims war, die aber in lateinischer Sprache (unter dem Titel: Vita Caroli Magni et Rolandi) gegen Ende des 11. Jahrhunderts aufgezeichnet worden ist. Die Karlssage, die sich durch das ganze Mittelalter hindurch fortpflanzte und nach dem Ausgang desselben durch Ariosto einen Abschluß erhielt, ist im Wesentlichen Eigenthum der romanischen Völker und insbesondere der Franzosen. Vor wenigen Jahren hat ein französischer Gelehrter, Gaston Paris, in einem umfangreichen Werke die Gesammtentwickelung dieses Sagenkreises dargestellt. Einige haben jener sogenannten Chronik des Turpin einen sehr erlauchten Verfasser gegeben, indem sie den Papst Calixtus II. (der mit Kaiser Heinrich V. das Wormser Concordat abschloß) als Urheber der Fälschung nannten. Die älteren Chansons von Roland haben bereits einen christlichen und kriegerisch rauhen Ton; allmählich nahmen sie völlig den Charakter der Kreuzzüge an. In welcher Weise die Rolandsage durch den Pfaffen Konrad nach Deutschland verpflanzt wurde, haben wir oben berichtet. Zu den Erzählungen, die sich an die Person des Kaisers anschlossen, gehören

auch solche, in denen er keineswegs günstig aufgefaßt wird, sondern seinen Edlen herrisch und launisch gegenübertritt. Sie erscheinen wie ein Nachklang der Zeiten, in welchen Frankreich die Herrschaft der Karolinger als eine aufgezwungene betrachtete und endlich abschüttelte. Dazu gehören die Geschichten von den vier Heymonskindern und von Hüon von Bordeaux. Da Karl's Jugendgeschichte sehr in Dunkel gehüllt ist, so kamen leicht auch Märchen über seine Eltern und besonders über seine Mutter Bertha auf, in welche sogar altmythische Vorstellungen Eingang fanden.

Wie auf so vielen Gebieten der phantastischen Erfindung, so hatte auch in den Gedichten, die sich auf den trojanischen Krieg bezogen, Frankreich den Vorgang. Daß die Quelle derselben nicht in der Ilias zu suchen ist, läßt sich denken; das spätere Alterthum hatte zwei Darstellungen des 10jährigen Kampfes hinterlassen, welche für uns nur geschmacklose Romane sind, in welchen aber die gelehrten Schüler des früheren Mittelalters weit mehr Urkundliches und Wahres zu finden meinten, als in dem Lügner Homer, wenn er ihnen zugänglich gewesen wäre. Als Verfasser dieser beiden romanhaften Berichte nannte man den Dares aus Phrygien und einen Diktys aus Kreta; beide aber las man nicht in der griechischen Abfassung, sondern in lateinischen Uebersetzungen, deren eine man dem Cornelius Nepos zuschrieb. Aus diesen Vorlagen entstand das große französische Gedicht des Benoit de Sainte Maure, welches nachher für alle Deutsche, die vom Trojanerkrieg dichteten, eine Hauptquelle war.

Auch die Verherrlichung Alexander's und die romantische Ausschmückung seiner Thaten ist erst von Frankreich nach Deutschland gekommen; die Dichter schöpften hier ebensowenig aus der echten Quelle, wie wenn sie vom Trojanerkrieg sangen. Am Schluß des 3. oder im Anfang des 4. Jahrhunderts entstand ein Bericht über Alexander's Leben, Thaten und Ausgang, welchen man mit dem Namen des Kallisthenes bezeichnete, jenes Anverwandten des Aristoteles, den das griechisch-macedonische Heer nach Asien begleitete. In diesem falschen Kallisthenes sind bereits die meisten Märchen und Fabeln enthalten, in denen sich die Alexandersage bewegt. Mit dem jugendlichen Helden war so manches Romantische in die Weltgeschichte eingezogen; was an seinem Lebenslaufe die Einbildungskraft anzog, behielt seine Frische. Die Perser und später die Moslemen, die über „Iskander" fabelten, verlegten das Wunderbarste nach Westen; sie brachten ihn mit Rom und Karthago in Verbindung und ließen ihn die Straße von Gibraltar eröffnen. Die abendländischen Dichter dagegen bildeten an dem falschen Kallisthenes hauptsächlich diejenigen Züge aus, die nach dem fernen Osten hinweisen. Man konnte den Stifter der griechischen

Weltmonarchie noch nicht wie den Kaiser Augustus in Beziehung zu Christus bringen; man that aber alles Mögliche, um dem Vertreter des thatkräftigen Heidenthums ein erbauliches Ende zu verschaffen. Hierzu dienten allegorische Vorgänge, wie sie auch bei den Rabbinen vorkommen, nach denen Alexander am Schlusse seiner Laufbahn auf den Unwerth alles Irdischen aufmerksam gemacht wird. Es gab eine Reihe französischer Alexanderlieder; eines der bekanntesten derselben ist auch für die poetische Kunstform bedeutend geworden; in demselben wurde nämlich zuerst im Französischen jene Versgattung angewandt, die man Alexandriner benannt hat, entweder nach dem Gegenstande des Liedes oder nach einem Mitverfasser desselben, Alexander de Bernay. — Jener Walther von Chatillon indessen, dessen lateinisches Alexanderlied wir früher genannt haben, arbeitete nach einer dem Alterthum angehörenden Quelle, dem Curtius.

Von der allegorischen, bald lehrenden, bald erzählenden, bald symbolisirenden Gattung der romantischen Dichtung ist es ausgemacht, daß sie aus Nachahmungen oder Uebersetzungen arabischer und persischer Originale besteht. Des Peter von Vernon enseignement d'Aristote sind Weisheitslehren, die irgend ein Orientale durch Aristoteles' Namen auf dieselbe Weise geltend gemacht hat, wie die Hebräer die Sprichwörter durch Salomo's Namen in ihren Kanon brachten und alle Psalmen ohne Unterschied David zugeschrieben werden. Der Dolopathos (etwa: König Leid und Jammer) ist ganz besonders dadurch merkwürdig, daß er nicht blos errathen läßt, sondern beweist, daß geistige Mittheilung auch im Mittelalter die ganze civilisirte Welt verband und daß, wie in der vorhistorischen Zeit, aus Indien Weisheit kam. Dolopathos, König von Sicilien und sein Sohn Lucian sind blos das Mittel, um eine Reihe von Geschichten, wie die Märchen der tausend und einen Nacht, an einen losen Faden zu knüpfen. Das Original ward aus dem Indischen eines Sendebab oder Sendebar zuerst ins Persische, dann aus diesem ins Hebräische, Syrische, Lateinische übertragen und gegen 1260 von einem Herbert in romanische Verse gebracht. Außer der Uebersetzung in Versen kennt das Mittelalter noch eine Bearbeitung in Prosa unter dem Titel die sieben weisen Meister, welche vom Dolopathos wesentlich verschieden ist. Ein tugendhafter Prinz, Sohn des Königs Diocletian, wird von seiner Stiefmutter in ähnlicher Weise beim Vater angeklagt, wie Hippolyt von Phädra. Er selbst legt sich Stillschweigen auf; seine sieben Lehrer aber sprechen zu seinen Gunsten in bezugreichen Erzählungen, denen die Königin andere entgegensetzt. Diese Gattung von zusammenfassenden Geschichten, in welchen ein Erzählungsrahmen die ganze Reihe der Novellen umschließt, ging von Indien aus auf

verschiedenen Wegen nach Europa über; doch erlangte sie für die abendländische Litteratur erst im 14. Jahrhundert ihre höchste Bedeutung. Von ganz ähnlicher Art ist das unter dem Titel Castoiement oder Chastoiement herausgegebene Werk. Dieses besteht aus 28 von dem getauften Juden Peter Alfons aus dem Arabischen übersetzten Erzählungen, die er, wie er sagt, mit Vermeidung des Anstößigen aus vielen arabischen Fabeln und Geschichten ausgewählt hat. Uebrigens begreift man die Gattungen moralischer und wiederum leichtfertiger, scherzender, spottender und oft sehr obscöner Erzählungen und Schwänke unter dem Namen Fabliaux. In Bezug auf dieselben hat, wie in der heroischen und phantastischen Epopöe, das nördliche Frankreich die größere Thätigkeit entwickelt, während in der Lyrik die Provence und Languedoc vor aller europäischen Kunstdichtung den Vorgang hatten. Da übrigens Alles, sogar die Coutumes de Normandie und die Regel des heiligen Benedict, in der lustigen Jugendzeit Europas in Reime gebracht wurde, so hatte man auch ganz kurze Dichtungen, dits oder ditiés genannt, in welchen eine ganz einfache Thatsache, d. h. eine gute oder schlechte Handlung in Versen berichtet wurde.

Was die verschiedenen Arten des mit Musik begleiteten eigentlichen Gesangs angeht, d. h. Liebeslieder und philosophische Poesie aller Art, satirische Lieder und Gesänge, in welchen um den Preis gestritten wurde, den die ersten Damen nicht blos austheilten, sondern um den sie auch selbst mitkämpften, so war kein gebildeter Mann, der sich nicht im Liede versuchte. Der Liebeslieder, nach ihrer verschiedenen Form oder ihrem Inhalt son, chant, chanson, couplet, vers, serenade genannt, schämten sich auch die angesehensten Geistlichen nicht; Abälard war einem viel größeren Publikum durch seine Lieder und durch ihre Melodieen, als durch seine Philosophie bekannt, und höchst wahrscheinlich zeichnete sich auch der heilige Bernhard durch in romanischer Sprache gedichtete Lieder aus. Lyrisch waren zwar auch die Lays; sie bestanden aus regelmäßigen Stanzen und enthielten meist, in klagendem oder heiterem Ton, die Erzählung eines einfachen Liebesabenteuers; sie wurden zur Harfe recitirt. Berühmt waren in dieser Gattung die Lays von Orpheus, Alix, Oger und Landri. Plane oder Klagegesang war heftiger Ausdruck schwermüthiger und tief religiöser Empfindungen, die in den Gemüthern der Herren und Ritter, welche zugleich auch die Hauptsänger waren, mit wüthender Kampflust abwechselten. Das Sirventes griff unmittelbar in die Kämpfe des Tages ein; es war „im Dienste" des Fürsten oder der Partei abgefaßt, bewegte sich oft in leidenschaftlichem Ton und leistete, zumal wenn es mit einer ansprechenden Sangweise versehen war, bei der erregbaren Bevölkerung nicht geringe Dienste; viele Sirventes sind

geradezu Spottgedichte, wie an solchen auch die arabische Litteratur reich ist. Sie enthalten jedoch zuweilen auch eine Erzählung. Pastourelle ist nicht, was wir ein Schäfergedicht nennen, sondern nur das poetische Gemälde irgend eines einzelnen ländlichen Gegenstandes, z. B. einer Landschaft oder einer Schäferin. Die Tenzonen sind Wett- und Streitgesänge, wie die, welche das Gedicht vom Kriege auf der Wartburg unseren Minnesängern, die zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebten, in den Mund legt. Sie sind ungemein mannigfaltig, und in der romanischen Sprache nannte man die Tenzonen, in denen mehrere Personen vorkommen, Torneamente oder Tourniere.

Um die ganze reiche Dichtung der recitirten oder gesungenen Verse und die Cours d'amour und ihre Entscheidungen, den Wettkampf der Dichter und die Schwierigkeiten, die sie künstlich und künstelnd sich schufen, richtig schätzen und beurtheilen zu können, muß man nothwendig das Mechanische und Technische des Strophen- und des Versbaues kennen, welches ganz eigener Art ist. Alle Sprachen nämlich, welche den romanischen Charakter haben, kennen eigentliche Längen und Kürzen nicht, sie haben nur Accent-Bestimmungen, also Jamben und Trochäen, außer den Spaniern, welche schon früh den Vers de arte majore oder Daktylen und Amphibrachys gebrauchten; man muß also das musikalische Ohr der Damen haben, die zu Gericht saßen, um über die Kunst und die Befolgung der Regel urtheilen zu können. Die Mannigfaltigkeit des Reimes und des Strophirens, das Spiel der Anklänge und der Ueberraschung des Gleichlautenden im Ton und der Verschiedenheit im Sinne und tausend Künstlichkeiten verschafften verschiedenen Arten von Gedichten verschiedene Namen, die man jedoch im Gebrauch nicht immer scharf sonderte.

Die Periode der Troubadours wird mehrentheils nur bis auf das erste Viertel des 14. Jahrhunderts ausgedehnt; denn Wilhelm von Poitiers wird gewöhnlich der Erste der dichtenden Fürsten und Ritter des Mittelalters genannt, und Friedrich II. von Sicilien um 1320 für den Letzten gehalten. Von einigen der vornehmsten Sänger ließ im 12. Jahrhundert Alfons II., König von Aragonien und Graf von Provence, Lebensbeschreibungen machen, die eine kleine Dosis Wahrheit in einer großen Masse von Dichtung enthielten. Wenn in diesen liederreichen und phantasievollen Zeiten schon in Deutschland, wo der Sinn meist bedächtiger und der Lebenslauf der Dichter einfacher war, dieselben häufig zu Gegenständen der Erzählung und Allegorie werden, — wie Neithart, der Tannhäuser, Wirnt von Gravenberg, — so war dies in Frankreich noch weit mehr der Fall. Aus diesen Lebensbeschreibungen machte ein Mönch aus der Familie Cibo ein neues Buch, dessen Inhalt Johann Nostradamus in seine fabelhafte

Geschichte der Provence aufnahm. Es sind uns im Allgemeinen über 200 Namen von Dichtern bekannt, die für ausgezeichnet galten. Unter diese gehören: Wilhelm IX. von Poitou, Thibaut, König von Navarra, König Richard von England, Alfons II. und Peter III. von Aragonien, Friedrich III. von Sicilien, mehrere Grafen von Auvergne, Roger Bernard III. von Foix, Wilhelm Baux von Orange, Thibaut, Herr von Blazon, die Kastellane von Couci und Arras, ein Graf von Anjou, ein Herzog von Brabant, ein Vidame von Chartres, die Herren Gauthier von Argins, Hugo von Berzel und Andere, die wir übergehen. Vor Allen glänzten der Abt Foulques von Toronet und der geistliche, durch Liebeslieder und Liebesgeschichten gleich berühmte Fulko von Marseille. Arnaldo Daniele, Fulko und einige Andere hat um 1317 Dante in seinem Gedicht verewigt. Auch Gaucelm Faydit wird von Dante gepriesen; Petrarcha rühmt von ihm, daß seine Zunge Helm, Schild, Schwert und Speer sei. Bertrand von Born war in den Streitigkeiten Heinrich's II. von England mit seinen Söhnen und der Söhne unter einander so bedeutend, daß seine Sirventes, die von Mund zu Mund gingen, von der Garonne bis an den Ausfluß der Seine unaufhörlich Mord und Todtschlag veranlaßten. Er war dem armen Johann ohne Land, der sich von ihm aufregen und erbittern ließ, durch seine poetischen Rathschläge und giftigen Satiren so verderblich, daß ihn Dante mit Recht unter die Stifter von Aergernissen tief in die untere Hölle versetzt hat, weil er, wie dieser sagt, dem Könige Johann mit seinen stechenden Versen schlechteren Rath gegeben habe, als einst Ahitophel dem David.

b) Deutsche Litteratur und Bildung.

Die Zeit der Kreuzzüge und die Heiligkeit, welche Ritterschaft und Liebe durch diese Züge erhielten, hob auch das deutsche Leben unter denen, welche Waffen bezahlen und tragen konnten, und drückte die, welche nicht wehrhaft waren, immer tiefer herab. Wie im romanischen Lande hatten auch in Deutschland nur die Ritter ihre Sänger; denn Gesang, Frohsinn und Behaglichkeit verbreitete sich unter den Bürgern erst dann aufs neue, als die Städte und die Gewerbe emporkamen, als der Reichthum bei der Bürgerschaft war und als die verschuldete Ritterschaft verarmte. Die Vereinigung des burgundischen und arelatischen Reiches mit Deutschland mochte immerhin politisch betrachtet ein Uebel sein; in Beziehung auf Civilisation wirkte sie wohlthätig, weil in jene Gegenden notorisch nicht blos von Aragonien und Catalonien aus Licht kam, sondern weil dort auch von der römischen Cultur viel zurückgeblieben war und glänzende jüdische Anstalten blühten. Sogar der Spuren der Griechen, welche Marseille zur

römischen Zeit zum zweiten Athen gemacht haben, waren so viele dort, daß sie bis auf den heutigen Tag nachweisbar sind. Die Wirkung der Verbindung der Deutschen mit dem romanischen Lande war um so stärker, als im Lande der Wallonen, welches damals zu Deutschland gehörte und am ganzen linken Rheinufer das Romanische so bekannt war, daß der heilige Bernhard dort dem gesammten Volke den Kreuzzug in romanischer Sprache predigen konnte und sicher war, überall eine hinreichende Zahl Zuhörer zu finden, die ihn verständen. Die häufigen Römerzüge und die innigen Verbindungen mit Constantinopel zur Zeit der Ottone und Konrad's III. brachten mit den Lastern der Civilisation, worüber die deutschen Geschichtschreiber klagen, doch auch die Liebe zur Kunst und Wissenschaft unter die Deutschen, besonders unter den Herren- und Ritterstand, ehe er durch die Kreuzzüge verarmte. Der Handel nahm nachher durch Vermittelung der aufblühenden italienischen Städte seinen Weg über Nürnberg, Augsburg, Braunschweig u. s. w. nach Lübeck und Hamburg; Stettin und Danzig und die niedersächsischen Städte, wie Eimbeck, Göttingen, Nordhausen, Minden u. a., nahmen Theil am nordischen Handel, der ganz in deutschen Händen war. Aus Scandinavien, aus den Ostseeprovinzen des jetzigen Rußland und aus Preußen flossen Reichthümer nach Deutschland, während die Masse Silbers, die noch nicht aus amerikanischen Minen unmäßig vermehrt ward, aus den in der ersten Zeit sehr ergiebigen Gruben des Harz- und Erzgebirges bedeutend anwuchs. Wir wissen außerdem aus den östreichischen Geschichtschreibern, daß Wien, welches lange Zeit ein kaum genannter Ort gewesen war, besonders durch den Handel mit Constantinopel bedeutend ward, und daß später die Venetianer sogar vortheilhaft fanden, diese Stadt zu einem der Stapelplätze ihres Handels mit Constantinopel und mit den Donauländern zu machen.

Wir führen dieses Alles nur im Allgemeinen an, um zu erklären, warum die Deutschen, trotz ihres wegen der Wälder und Moräste und wegen dünn verbreiteter Bevölkerung, also auch wegen mangelhafter Bodencultur als rauh und feucht betrachteten Klimas, dennoch von einem Ende bis zum anderen, besonders aber in Schwaben, Franken, Oestreich, der Schweiz, an dem Ritter- und Minnegesang und dem heiteren und lustigen Leben der Völker romanischer Zunge Theil nahmen. Wir werden uns, theils des Zweckes dieses Werks wegen, theils weil eine große Anzahl patriotischer Männer die Untersuchungen über die deutsche Sprache und Dichtung im Mittelalter mit mehr Enthusiasmus, Philosophie und Gelehrsamkeit treibt, als wir zu der Arbeit mitbringen würden, auf die Untersuchung, in wiefern die deutsche Ritterpoesie und der Minnegesang ursprünglich von

der romanischen verschieden war, nicht einlassen; doch gestehen wir, daß wir geneigter sind, Nachbildung und Nachhall, als Ursprünglichkeit und Mustergesang zu vermuthen. Dabei sind allerdings große Ausnahmen, die wir jedoch weniger in den eigentlich erzählenden Gedichten mit Ausnahme der Nibelungen und weniger anderen, deren Element gewiß ursprünglich deutsch ist, als in den lyrischen Gedichten erkennen würden, in deren Gattungen sogar sich das deutsche Gemüth und wahre innige, aber nicht immer ideale und idealisirte Liebe vom romanischen Witz und Verstande, von heftiger Bosheit und Schadenfreude und wiederum von idealisirter Liebe, philosophischer Spitzfindigkeit und irdischer, auf himmlische Dinge hinüber getragener Leidenschaft mächtig unterscheidet.

Im Allgemeinen, wobei wir hier in einer allgemeinen Weltgeschichte nothwendig stehen bleiben müssen, beweist der Zustand der Sprache und ihrer Reinheit, die Kraft und Bildsamkeit derselben, ihr für den Homerischen Ton der Nibelungen oder für die Idealität Wolfram's von Eschenbach auf gleiche Weise geeigneter Ausdruck einen regen Verkehr des Lebens und eine große gesellige Bildung. Das Lesen der Minnesänger füllt das Herz des patriotischen Deutschen mit Betrübniß über die Rückschritte, die er wahrnimmt, wenn er ihre Sprache und den Lebensverkehr, von dem diese zeugt, mit der Handwerkspoesie vergleicht, die man Meistergesang nennt. Der unendliche Reichthum der Sprache jener Zeit, den wir durch den unermüdeten Fleiß unserer Sprachforscher haben kennen lernen, jene Dialekte, die sich ganz und durchaus zur Dichtersprache eigneten, wurden später nicht benutzt; eine andere Schriftsprache kam auf, der vorzügliche Eigenschaften der früher ausgebildeten fehlten. Diese hat freilich nachher Luther meisterhaft geübt, er hat den Reichthum und die Kraft deutscher Zunge gekannt und gebraucht; aber er steht auch vereinzelt da.

Wenn man die aus der Zeit der deutschen Ritterpoesie erhaltenen Dichtungen verschiedener Art liest, so erstaunt man über die Leichtigkeit und Bewegung, welche auch sogar aus den Stücken hervorgeht, die im Munde des Volkes waren, wenn man sie mit der Unvollkommenheit der meisten anderen Verhältnisse des Lebens, mit der Unbeholfenheit und Unbequemlichkeit der häuslichen Einrichtungen vergleicht. In Rücksicht der Form haben offenbar die Deutschen einen Vorzug, weil sich ihre epischen Versmaaße nach der Betonung oder Hebung der Sylben richteten, so daß sie nicht blos zu zählen und zu reimen brauchten.

Wir haben angedeutet, wie um dieselbe Zeit, als die deutsch-römische Monarchie in einem Augenblick ruhigen Glanzes strahlte, um die Zeit des Mainzer Festes (1184) das weltliche Ritterthum die Füh-

rung im Gebiete des Singens und Sagens übernahm. Die Geistlichkeit trat völlig zurück und wo noch ein Pfaffe, ohne Anstoß zu erregen, ein vereinzeltes Lied wagte, war es ernsten und reflectirenden Inhalts. Meistens waren es Herren vom niederen Adel und mäßigen Besitz, die das Dichten als Gewerbe trieben; sie fanden sich bei Krönungstagen und anderen fürstlichen Zusammenkünften ein und wurden mit Geld oder Geschenken belohnt; in der früheren Zeit erhalten sie zuweilen sogar Kleider, und Walther von der Vogelweide rühmt von sich, daß er nie ein getragenes Gewand zum Geschenk genommen; später werden Ringe und andere Geschmeide genannt.*) Von Fürsten und hohen Herren, die als Minnesänger gerühmt wurden, ist Otto von Botenlauben aus dem Grafenhause von Henneberg hervorzuheben; auch ist kein genügender Grund vorhanden, zu bezweifeln, daß König Heinrich, von welchem die herrliche Pariser Sammlung ein schönes Liebeslied an erster Stelle mittheilt, der staufische Kaiser dieses Namens gewesen sei. Unter den späteren Dichtern ist der ascanische Markgraf von Brandenburg, Otto mit dem Pfeil, zu erwähnen. Mehr als durch eigene Ausübung des Dichtens haben einige Fürsten durch Beschützung, gastfreie Beherbergung und Aufmunterung der Dichter geleistet; so vor Allen die babenbergischen Herzoge von Oestreich, Leopold VI. und VII. und der Landgraf Hermann von Thüringen, an dessen Hof auf Wartburg die Sängersage vom Wettkampf des Heinrich von Ofterdingen und seiner Gegner ihren Schauplatz hat. Was an dieser Begebenheit geschichtlich sein könnte, wäre in die letzten Lebensjahre Kaiser Philipp's, 1206 oder 1207, zu setzen.

Heinrich von Veldeke war, wie oben berichtet worden, bei jenem Ritterschlage von Mainz anwesend. Eine Vergleichung seiner Aeneide mit der Virgilischen würde vielleicht über den Unterschied des Pathetischen im Augusteischen Zeitalter von dem im deutschen Mittelalter Aufschluß geben. An dichterischem Geiste steht Hartmann von Aue weit über ihm, der außerdem die Reinheit im Ausdruck, Versmaaß und Reim auf eine hohe Stufe gebracht hat; die Reinheit des Reimes namentlich ist von unseren neueren Dichtern selten in der Vollendung geübt worden, wie von den mittelhochdeutschen Meistern. Hartmann, Vasall eines südschwäbischen Hauses, hat seine Stoffe nicht immer glücklich gewählt, ist aber immer der Behandlung mächtig gewesen und bewährt sittlich wie künstlerisch eine harmonische Klarheit und Mäßigung. Zwei seiner epischen Dichtungen, Erec und Iwein,

*) Dem tyroler Sänger Oswalt von Wolkenstein, der bereits den Uebergang zum neueren Volkslied bildet, hat (um 1400) die Königin von Frankreich, die bekannte Isabeau von Baiern, den Bart mit einem Demantring verziert.

behandeln, wohl nach französischen Vorbildern, Gegenstände aus dem britischen Sagenkreis, die ebenso reich an Abenteuern wie arm an Gemüths- und Gedankengehalt sind. Immerhin berührt das erstgenannte ein Problem des Seelenlebens; Erec ist ein Ritter, der im Genusse der Liebe seine Heldenkraft verrosten und „verliegen" läßt, bis die Geliebte selbst ihn zur Thatenlust anregt und die Schmerzen und Gefahren, welche die erneute Kämpferlaufbahn mit sich bringt, entsagend und freudig mit ihm theilt. Die Legende „Gregorius vom Stein" beruht auf einem sehr düsteren Hintergrunde, wenn auch der Ausgang glücklich ist. Gregor ist ohne sein Wissen dem Verbrechen des Oedipus anheimgefallen und läutert sich durch eine Buße von unsäglicher Härte, bis er wie seine Mutter vor Gott unschuldig befunden werden und Gregor durch Wahl des römischen Volkes zum Papst erkoren wird. Weitaus das bekannteste von Hartmann's Werken ist „der arme Heinrich", dessen Gegenstand ebenfalls nur aus dem Charakter der Zeit verständlich ist. Der Ritter Heinrich leidet an der Miselsucht, d. h. an dem Aussatze; ein junges Mädchen, die Tochter eines seiner Dienstleute, hat vernommen, daß ihr Herr durch Transfusion, d. h. durch Ueberleitung des Blutes einer reinen Jungfrau in seinen kranken Körper, geheilt werden könne; doch müsse die letztere ihr Leben bei diesem Hergange freiwillig opfern. Die Todesfreudigkeit, mit welcher sie nun ihren Entschluß, für Heinrich aus Treue zu sterben, den Eltern, dem Ritter und endlich dem Arzte zu Salerno vorträgt, bildet das Hauptmotiv des Gedichtes; der Ausdruck ist meist naiv, kräftig und schwungvoll.*) „Der arme Heinrich" ist öfter, z. B. von Chamisso, in das Neudeutsche übersetzt worden; Goethe hat nicht verfehlt, seine künstlerische Abneigung gegen den pathologischen Gegenstand auszusprechen. Hartmann besaß die literarische Bildung seiner Zeit; er selbst beginnt den „armen Heinrich" mit den Worten: „Ein Ritter so gelehrt was, daß er in den Buchen las, was er darin geschrieben fand; der war Hartmann genannt." („So gelehrt" heißt hier übrigens wohl nichts anderes als „in der Weise unterrichtet".)

Jedenfalls erkennen wir aus dieser schönen Dichtung, wie sehr wir es zu beklagen haben, daß die mittelhochdeutschen Meister so selten ihren Stoff aus dem heimischen Leben und aus den Anschauungskreisen der Zeit entnommen haben. Ueberall, wo dies von den besseren Dichtern geschah, tritt uns eine gesunde Schilderungskraft, eine frische

*) Auf dem Glauben an Transfusion (die übrigens neuerdings in wissenschaftlicher und vorsichtiger Umgrenzung für anwendbar gehalten wird) beruht eine Reihe von Sagen und halbgeschichtlichen Erzählungen; freilich legt das Mittelalter den Ton auf die Kraft des reinen Willens.

Einfachheit entgegen, die in unseren Augen solchen kleineren Gedichten einen weit höheren Werth verleiht, als den aus der Fremde herbeigezogenen anspruchsvollen Romanen mit ihrer geschraubten Rittermoral und ihrer verkünstelten Personenschilderung; auch höheren Werth als denjenigen zahlreichen Schwänken und Erzählungen, die man den französischen Fabliaux nachgebildet hat. Aus diesem Grunde nennen wir, obwohl sonst nur das Bedeutendste hier erwähnt werden darf, einige der besten Gedichte derjenigen Gattung, die ihren Stoff dem deutschen Leben entnahm. Hierher gehört die älteste deutsche Dorfnovelle „Meier Helmbrecht" von Wernher, welcher sich den Gärtner nennt. In derselben ist äußerst lebendig und anschaulich das Leben eines schmucken jungen Bauernburschen geschildert, dem eine entlaufene Nonne eine Mütze mit eingestickten Darstellungen aus Ritter- und Heldensagen geschenkt hat. Der Junge wird hierdurch in seiner verkehrten Sehnsucht nach ritterlichen Lebenskreisen bestärkt, entläuft seinem Vater, einem reichen Pächter, führt mit ritterlichen Strolchen ein Räuberleben, verlobt dem Anführer derselben seine von gleicher Thorheit ergriffene Schwester und wird schließlich von der strafenden Gerechtigkeit ereilt; geblendet und verstümmelt, schließt er seine Jahre als Bettler. So schmerzlich der rohe Ausgang berührt, wirkt doch der Haupttheil der Erzählung erfreulich durch frische Lebenswahrheit.*)

Zu den besten Erzeugnissen dieser Art gehört ferner „der gute Gerhard" von Rudolf von Ems; eine Dichtung, aus der in der schönsten deutschen Weise die Ueberzeugung vom Glücke der inneren Zufriedenheit und der weisen Selbstbeschränkung uns anspricht. Die Darstellung ist den Kreisen des deutschen Bürgerthums entnommen; der gute Gerhard ist ein Kölner Kaufmann, reich und mildthätig, der dem König Wilhelm von England die größten Dienste erweist, aber seinem Stande treu bleibt und jeden Lohn verschmäht. Mit Befriedigung sehen wir, wie bei der Einschüchterung durch kirchliche Flüche, bei der Verstiegenheit eines halb ausländischen Idealritterthums und einer mönchischen Bußfertigkeit, die ewigen, gesunden, sittlichen Begriffe im deutschen Volke unverwüstlich blieben. Nur in der Kürze erwähnen wir noch der Erzählung „Otto mit dem Bart" von Konrad von Würzburg, in welcher ein Ritter sein Recht mannhaft gegen den gewaltigen Kaiser Otto vertheidigt; sein derbes und kühnes Auftreten wird hier mit all dem Wohlgefallen geschildert, welches das Volk einem auf löblichen Gründen beruhenden Trotz zu erweisen pflegt. —

*) Ein baierischer Gelehrter, Keinz, hat es wahrscheinlich gemacht, daß dieser Erzählung eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liegt.

In einer an Leidenschaften und Conflicten so reichen Zeit, wie die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts, deren Charakter es ohnehin war, sich auf das Innere zu wenden, konnte auch das höfische Epos nicht immer so einfache Seelenzustände schildern, wie sie bei Hartmann vorkommen. So viel Aeußerliches und Conventionelles die Ritterpoesie auch an sich hatte, konnte es doch nicht fehlen, daß der Dichter, wenn er eine bedeutende Natur war, auch in den eigenen Busen griff und der mächtigen Gährung, welche die Denkweise des Jahrhunderts umgestaltete, einen Ausdruck verlieh. Auch konnte ein großer Dichtergeist es nicht unversucht lassen, das Gefühl und vor allen die Liebe, in wärmerem Tone und mit lebendigerem Pulsschlage vorzuführen, als der zierlich abgemessene Gang der idealen Galanterie es mit sich brachte. Das Erstere war mehr bei Wolfram von Eschenbach, das Zweite bei Gottfried von Straßburg der Fall. In diesen beiden Männern stellt sich das Höchste dar, was die mittelhochdeutsche Poesie im Rahmen der höfischen Ritterlichkeit zu leisten vermochte.

Wolfram war, nach unserer Ausdrucksweise, ein Franke, obwohl er sich zu den Baiern zählt, weil das Land am oberen und mittleren Main damals wie heute unter baierischer Herrschaft stand. Eschenbach, wo er geboren ist und wo man ihm vor einigen Jahren ein Denkmal errichtet hat, liegt in der Nähe von Ansbach; er war von gut adelicher Geburt, jedoch von geringem Vermögen; er war verheirathet und hatte eine Tochter; er überlebte den Landgrafen Hermann von Thüringen, der 1215 starb und bei dem er sich eine Zeit lang aufhielt. Seine gelehrte Bildung war gering; er verstand wohl Französisch, doch konnte er auch im Deutschen nicht die Feder führen. Sein mächtig bewegter Sinn macht ihn wenig geeignet zu einer gefügigen Glätte der Darstellung; er selbst findet seinen Stil „etwas krumm". Gerade daß er die bedeutendsten Ziele vor Augen hat und sich mit den tieferen Problemen des Daseins beschäftigt, läßt ihn oft unruhig und wunderlich erscheinen; es fehlt bei ihm auch nicht an humoristischen und fast drolligen Zügen. Parcival, der Held seines Hauptwerkes, ist dieselbe Gestalt, die in den bretonischen Erzählungen unter dem Namen Peredur auftritt. Wolfram erklärt eine französische Dichtung von Kyot (Guyot) für seine Quelle; doch ist dieselbe nicht aufgefunden und wir können namentlich nicht beurtheilen, inwiefern das Verhältniß, in welches er den Gral zu Artus' Tafelrunde bringt, auf seiner eigenen Auffassung und Erfindung beruht. Da Wolfram eigenthümlich bis zum Rauhen und Seltsamen ist, so sind einige Forscher auf den Gedanken gekommen, er habe nur vorgeblich aus Guyot geschöpft und sei im Wesentlichen seiner eigenen Einbildungskraft gefolgt; was bei

der Ansicht, welche jene Zeit von Originalität und ihrem Werth hatte, an sich nicht unmöglich ist.

Wolfram's Parcival wird nach dem Tode seines ritterlichen Vaters von der Mutter einsam in einem Wald erzogen, damit er dem Ritterthum und der gefährlichen Abenteuerlust fern bleibe. Der Anblick einiger glänzenden Reiter lockt ihn in die Ferne; er stürzt sich mit naivem Heroismus in Kämpfe und Wagnisse, gewinnt Ruhm selbst bei den Helden der Tafelrunde und gelangt auf die Burg des heiligen Gral, deren Königthum sich in seiner Familie schon durch zwei Geschlechter vererbt hat und auch ihm bestimmt ist. Doch verscherzt er den Hochbesitz bei seiner ersten Anwesenheit. An dieser Hauptstelle des Gedichtes tritt freilich der Grundgedanke nicht mit überzeugender Klarheit hervor. Parcival versinkt in Schwermuth und gelangt erst nach vielen Mühen und Gefahren zu derjenigen Läuterung, die ihn der Herrschaft auf der Gralburg würdig macht. Nicht unpassend hat man das bei allen Mängeln großartige Werk in drei Theile geschieden, die von der Einfalt, vom Zweifel und vom Heile handeln; denn die Grundanschauung beruht allerdings auf der Lehre, daß der Mensch, in der Kindeseinfalt geboren, keineswegs dazu bestimmt sei, in dem dumpfen Glücke derselben zu verharren; er tritt vielmehr hinaus in eine Welt voll äußerer und innerer Kämpfe und gewinnt erst, nachdem er sich in Irrthümern bewegt und im Lebensstreit erprobt hat, die Sälde, dasjenige Glück, das seiner würdig ist, weil er es erworben hat. Diese Wahrheit ist den tieferen Denkern aller Zeiten werth gewesen, besonders aber den deutschen Dichtern; Lessing in einem allbekannten Spruch und Goethe im Faust haben sie nach ihrer Weise ausgedrückt. So ist Wolfram der erste deutsche Dichter, der seinen Helden nicht blos im Kampfe gegen Feinde und widrige Schicksale zeigt, sondern im Kampfe gegen die Schranken seines Daseins überhaupt und der ihn so zum Vertreter der Menschheit erhebt. Dies stellt ihn in unserer Schätzung sehr hoch, so unbehülflich er mitunter die Aufgabe löst und so vielfach er, seinen Vorlagen folgend, den Hergang durch Abenteuer verwickelt. Die Schilderung des Jünglings, der voll Heldenkraft, aber ohne jede Weltkenntniß, fast kindlich bewußtlos und voll hoher Gedanken ins Leben eintritt, bewegt sich in einer Stimmung, die aus dem Rührenden und Komischen gemischt ist und erinnert an gewisse Jünglingsfiguren Jean Paul's, der in derselben Gegend zu Hause war und mit welchem Wolfram öfter verglichen worden ist.

Von Wolfram haben wir noch außer einem unvollendeten Epos „Wilhelm von Oranse“ zwei Bruchstücke, die der Form nach zu dem Schönsten gehören, das im deutschen Mittelalter gedichtet worden ist. Man betrachtet sie als Theile eines von ihm entworfenen Gedichtes,

welches man nach dem darin erwähnten Gralkönig Titurel zu nennen pflegt; sie sind nicht in den schlichten Reimpaaren des Parcival, sondern in einer sehr kunstreichen und klangvollen Strophenform abgefaßt. Ein späterer Dichter, wahrscheinlich Albrecht von Scharfenberg, hat wirklich eine sehr umfangreiche Dichtung „Titurel" geschrieben (etwa 1260—1270) und jene Bruchstücke hinein verwoben. Dieser „jüngere Titurel" voll geschmückter Einzelmalerei und durchzogen von mystischen und allegorischen Anspielungen, erwarb außerordentliches Ansehen und wurde für eine Arbeit Wolfram's gehalten; er wurde bereits im Jahre 1477 gedruckt und als man im Anfang unseres Jahrhunderts die Werke des deutschen Mittelalters neu hervorzog und im Lichte der romantischen Weltansicht betrachtete, war es wiederum dieses Werk, das von Friedrich Schlegel und seinen Freunden in hohem und bedeutsamem Ton als das Kleinod glühender Poesie und geheimer Tiefe gerühmt ward. Seitdem ist man bei gesunder kritischer Betrachtung zur Einsicht gekommen, daß die 6—7000 Strophen wohl für die Kenntniß der Zeitbildung manche Ausbeute geben, an dichterischem Werth und Gehalt jedoch dürftig sind.

Gottfried von Straßburg bezeichnet mit seinem unvollendet gebliebenen Gedichte „Tristan und Isolde" den Höhenpunkt des gefälligen Geschmacks und der ästhetischen Feinheit, der in der höfischen Erzählung erreicht worden ist. Er war literarisch gebildet, kannte wahrscheinlich die Alten und mischt in seine Verse nicht nur einzelne Wörter, sondern ganze Zeilen in französischer Sprache ein. Er wird „Meister" genannt, während die ritterbürtigen Sänger als „Herren" bezeichnet werden. Die beiden Romane Lancelot und Tristan, die sich — letzterer sehr lose — an die Arthursage anschließen, räumen der Liebe, und zwar der sinnlichen, ihr volles Recht ein; wie bedenklich sie wirken mochten, hat in Bezug auf den Lancelot schon Dante in einer herrlichen Stelle angedeutet. So zeigt sich auch Gottfried um die sittliche Seite des von ihm geschilderten Verhältnisses ziemlich unbekümmert; zu dem einschmeichelnden Inhalte des Gedichtes stimmt der reizende, helle Klang der üppig wogenden Verse. Ob es gerecht sei, den Dichter mit der Härte zu beurtheilen, wie Lachmann und Wilhelm Wackernagel es thun, dürfen wir hier nicht untersuchen. Die unwiderstehliche Neigung Tristans und der Gemahlin seines Oheims wird durch einen Zaubertrank, also durch eine nicht zu berechnende Elementarkraft bewirkt, daher man dabei an Goethe's Wahlverwandtschaften erinnert hat. Inwiefern der tragische Untergang der beiden Liebenden in Gottfried's Ausführung eine Sühne gewährt haben würde, läßt sich nicht sagen, da das Lied in der Mitte abbricht; „uns ist ein großer Schade geschehen", sagt einer der beiden unbedeutenden Poeten, die sich mit

der Fortsetzung befaßt haben. In Plan und Anlage der Epopöe steht zwar Gottfried nicht viel höher, als seine Zeitgenossen; er kennt keine Reihenfolge der Begebenheiten, als die chronologische; er erzählt, wie Wolfram, die Lebensgeschichte des Vaters seines Helden, ehe er an diesen kommt. Dagegen zieht er die Schranken dessen, was dichterisch geschildert werden kann und soll, mit solchem Verständniß, als wären ihm Lessing's Vorschriften darüber bekannt gewesen. Von großer litterarischer Wichtigkeit ist eine Stelle im Tristan, in welcher Gottfried die deutschen Dichter seiner Zeit bespricht, und zwar mit feiner, zutreffender Kritik; er preist Heinrich von Veldeke als Urheber der höfischen Dichtung im Deutschen, gibt aber dem Hartmann von Aue den Preis und ergeht sich in bitteren Invectiven gegen den ihm freilich im tiefsten Wesen entgegengesetzten Wolfram, den er als Erfinder wilder Mären bezeichnet, zu deren Auslegung man stets der Glossen bedürfe. Zu den epischen Dichtern, die er am höchsten preist, gehört Bliker von Steinach (Neckarsteinach unweit Heidelberg), dessen Werk „der Umhang" uns verloren gegangen ist.

Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, die Dichtung auch in ihrem Niedergange zu schildern, wo sie nicht mehr den bevorzugten Ausdruck der Zeitbildung oder des Volks- und des Gesellschaftslebens enthält. Wir erwähnen daher nur noch, daß Wolfram's Name sich dauernd erhielt und noch die bürgerlichen Meistersänger sich auf seinen halb mythischen Ruhm berufen, während Gottfried in Stil und Ausdruck viel mehr nachwirkte und nachgeahmt wurde, obwohl sein Name weit früher verscholl. Unter denjenigen, die man zu seiner Schule zählen kann, ist der vorzüglichste Konrad Fleck, der die sehr alte Liebesgeschichte von Flos und Blankflos (Flor und Blancheflur) anmuthig dargestellt hat. Dieser im Mittelalter überaus beliebte Roman schildert die zarte Liebe zweier Kinder, behandelt also einen Gegenstand, der an sich einem tüchtigen, schlichten Sinne ebenso wenig zusagt, als die in neuerer Zeit nicht minder berühmt gewordene Erzählung von Paul und Virginie. Indem die Tochter des Paares, Bertha, als die Mutter Karl's des Großen bezeichnet wird, knüpft das Gedicht an die Karlssage an. Ein verständiger und wohlgesinnter Dichter um die Mitte des 13. Jahrhunderts war Rudolf von Ems (Hohenems in Vorarlberg), der zur Regierungszeit Konrad's IV. starb (gegen 1254); er dichtete den Anfang einer Weltchronik, ferner ein Alexanderlied und eine Bearbeitung der zuerst griechisch, dann lateinisch abgefaßten Legende von Barlaam und Josaphat, neben dem schon genannten „guten Gerhard" sein bestes Werk. Josaphat ist ein heidnischer Königssohn, der sich dem Christenthum zuwendet und selbst seinen Vater zu bekehren weiß; unter den

sinnreichen Parabeln, mit welchem die Darstellung durchflochten ist, wurde eine, die vom „Mann im Syrerland", zu unserer Zeit in Rückert's Behandlung (nach orientalischer Quelle) allbekannt. Eine späte Nachblüthe der ritterlichen Dichtungsart stellt sich uns in Konrad von Würzburg dar, einem Dichter von vielen Vorzügen, der die Reinheit des Stils zu wahren und bei aller Treue für seine Quellen doch selbstständig zu erfinden wußte. Er dichtete Vieles und in mannigfachen Formen; er genoß des äußeren Ruhmes bei seinen Zeitgenossen wahrscheinlich mehr als die früher genannten Dichter, so sehr ihm diese an ursprünglicher Kraft überlegen sind. Gleichwohl bleibt es ihm selbst nicht verborgen, daß er mit seinem Dichten nicht mehr so im inneren Leben der Zeit steht wie jene Vorgänger. Sein umfassendstes Werk ist ein Trojanerkrieg, der 60,000 Zeilen einnimmt; unter seinen kleineren Erzählungen behandelt eine die beliebte Sage vom Schwanritter, eine andere, das „Herzmähre", enthält dieselbe Begebenheit, die uns aus Uhland's „Castellan von Couci" bekannt ist.

Weit mehr Dauerkraft und festen Kern als die romantische Epopöe der höfischen Dichter hatte die echte deutsche Heldensage, deren Hauptinhalt zu einem Ganzen vereinigt wurde und im Anfang des 13. Jahrhunderts diejenige Einkleidung erhielt, in welcher wir das Nibelungenlied jetzt noch lesen. Wie lebendig im 10. Jahrhundert die Erinnerung an die Hunnenzüge erwachte, haben wir oben gesehen; und es ist kein Grund vorhanden, die Angabe zu bezweifeln, daß der Bischof Pilgrim (Bd. V, S. 66) eine lateinische Aufzeichnung der Sage von Etzel und den Burgunden veranlaßt habe. Die Weiterbildung der deutschen Heldenlieder vom 8. Jahrhundert, aus welchem uns das Hildebrandlied erhalten ist, bis zum 12. können wir nicht verfolgen. Welchen Antheil aber an dem Epos, wie es jetzt vorliegt, einzelne fahrende Dichter haben mögen, die das Ueberlieferte in ihrer Weise gestalteten und welches Verdienst dem letzten Anordner zukomme: das sind Fragen, über welche die deutschen Forscher mit Anstrengung nachgedacht und nicht ohne Erbitterung gestritten haben. Wie große Theilnahme das Nibelungenlied im Mittelalter fand, erhellt schon daraus, daß nicht weniger als 26 Handschriften desselben nachweisbar sind, von welchen zehn das ganze Werk enthalten. Von diesen sind wiederum drei als die wichtigsten anerkannt; und welche von diesen die echteste sei, ist unter den Germanisten bisher streitig gewesen. Wir bemerken für unsere Leser blos, daß im Gegenstand wie in der Behandlung zwischen unserem Heldenlied nebst der Gudrun einerseits und den bisher genannten höfischen Romanen andererseits der stärkste Unterschied besteht. Nur die ersteren sind volksthümlich, weisen auf hohes Alterthum zurück und führen uns Gestalten vor,

welche durch die Ueberlieferung ein festes Gepräge erhalten haben. Es ist für die deutsche Entwickelung ein besonders günstiger Umstand, daß die uralten Gebilde der Volksvorstellung zwar vielfach im Gang der Zeiten verändert, aber doch niemals verwischt, vielmehr immer neu gestaltet worden sind. Im 12. Jahrhundert haben vielleicht Sänger von der Art des Werbel und Swemmelin, die an Etzel's Hofe vorkommen, oder gar von dem ritterlichen Wesen Volker's, Lieder aus den Sagenkreisen von Dietrich und Etzel vorgetragen, vor einer anderen Zuhörerschaft und in anderer Weise als die höfischen Epiker. Wie der homerische Dichter bei der Verherrlichung des Demodokos, so hatte gewiß der Nibelungensänger bei jenen Figuren und bei seinem Preis der Ehre und Milde, die ihnen zu Theil wird, den eigenen Stand vor Augen. Die neu aufgekommenen Vorstellungen, die im Gebiete der Courtoisie und Ritterdichtung herrschen, dringen übrigens auch in die volksthümliche Erzählungspoesie ein. Nicht nur werden am Hofe zu Worms vier Inhaber von Erzämtern genannt, ein Schenk und Marschall, ein Truchseß und Kämmerer: auch die Sorgfalt, mit welcher das Hofceremoniell bei Begrüßungen jeder Art geschildert wird, vor Allem die zarte Umständlichkeit in den Bezeigungen der Minne erinnern an die Zeit des Ritterthums.

Der bedeutende Unterschied im Ton und in der Haltung, der zwischen dem ersten und zweiten Theil des Liedes herrscht, fällt auch ohne gelehrte Nachweise in die Augen. In dem ersten Theil tritt überall der nordische Naturmythus bedeutsam hervor, obschon der mittelalterliche Dichter selbst für den tieferen Sinn desselben das Verständniß nicht mehr besitzt; denn er führt uns weder die frühere Verbindung Siegfried's mit Brunhilden, noch die verhängnißvolle Natur des Hortes vor die Seele. Die geographische Grundlage ist nebelhaft und wird es noch mehr, wo der Schauplatz nach Norden verlegt wird; ganze Stellen von uraltem Charakter wechseln mit anderen von modernem Ton, so daß die Lücken empfindlich auffallen; der Hergang selbst ist einer großen Familientragödie ähnlich. Im zweiten Theil dagegen waltet der geschichtliche Eindruck der Völkerwanderungszeit vor und die Schicksale ganzer Stämme spielen sich vor uns ab; der epische Strom fließt in mächtiger Breite und Fülle, die Ereignisse verfolgen ihren Gang mit unaufhaltsamer innerer Nothwendigkeit, indem sie sich aus den Charakteren heraus entwickeln; dazu ist der Schauplatz bis in das Donauland hinein dem Dichter so völlig vertraut, daß schon früh die Vermuthung auftauchte, derselbe möge in Oestreich daheim gewesen sein. Die Gestalten sind in klaren und festen Umrissen gezeichnet und Etzel, als der in seiner Macht ruhende alternde Großkhan, steht den selbstthätigen abendländischen Rittern sehr bezeichnend

gegenüber. Der überaus scharfsinnige Kritiker Lachmann unternahm es, aus dem Nibelungenlied 20 Gesänge als echt auszuscheiden, so daß neben diesen ursprünglichen Rhapsodien das Uebrige als Zuthat gelten sollte. Hierbei blieb für denjenigen Dichter, der dem Ganzen seine jetzige Gestalt verlieh, nur das Verdienst eines Anordners und zwar eines solchen, dem man wenig Geist und Geschick zugestehen könne. Der Widerspruch gegen diese Ansicht, welche Vielen anstößig war, beschränkte sich eine Zeit lang auf Gegengründe, die wohl ansprechend, aber von geringer Beweiskraft waren; man wies darauf hin, wie schön der Dichter in einer der ersten wie in einer der letzten Strophen auf den Grundgedanken hinweise, daß alles Glück und alle Liebe das Leiden im Keime mit sich trage; wie denn die Idee der Vergänglichkeit als die Seele des Mythus, ja fast aller Poesie bezeichnet werden kann. Auch die sinnreiche Art, wie vor dem Einbruch der grauenvollen Entwickelung noch einmal am Hofe Rüdiger's ein Schauplatz gemüthvoller Lebensfreude eröffnet wird, schien zu Gunsten des Anordners zu sprechen; und in der That macht später der Tod Rüdiger's eine nicht geringere Wirkung auf den deutschen Hörer oder Leser, als der Fall des Patroklos auf den Griechen. Vereinzelte Widersprüche in der Erzählung schienen nicht in Betracht zu kommen.*) Seit Holtzmann, Zarncke, Pfeiffer und Bartsch die „Nibelungenfrage" behandelt haben, ist dieselbe, so wenig die genannten bedeutenden Forscher in Allem übereinstimmen, wesentlich anders gestellt und namentlich dem Urheber des Liedes in seiner jetzigen Gestalt eine höhere Geltung eingeräumt worden. Franz Pfeiffer, dem Bartsch hierin beistimmt, hält es für mindestens wahrscheinlich, daß einer der älteren Minnesänger, der Kürenberger, ein Oestreicher, zum Theil nach einer lateinischen Vorlage das Nibelungenlied verfaßt habe. Die vierzeilige Strophe, in der wir es lesen, ist dieselbe, in welcher die frischen und anmuthigen Lieder dieses Ritters abgefaßt sind; sie ist seine Schöpfung und war nach damaligem Sängerbrauch sein Eigenthum. Mit Anbruch des 13. Jahrhunderts, nachdem vielleicht das Lied bereits eine Wandlung durchgemacht, begann man dasselbe, da es der älteren Art gemäß ungenaue Reime und freiere Wendungen enthielt, nach Maaßgabe des neu aufgekommenen strengeren Kunststiles umzuschreiben. Hierdurch und aus anderen Aenderungen, die sich leicht anschlossen, entstanden die verschiedenen Gestaltungen, in denen es jetzt geschrieben vorliegt.

Wie sehr die Heldensage sich dem Volk und dem Jahrhundert

*) So wenn im ersten Theile Dankwart als ein schon berühmter Held mit Siegfried auf die Nordlandsfahrt geht, im zweiten aber versichert, er sei bei dessen Tode noch Kind gewesen.

werth gemacht hat, erkennt man aus ihren Nachklängen. Unter diesen ist das Gedicht „Die Klage" bemerkenswerth, welches aus dem Bedürfniß hervorgegangen ist, sich den gewaltigen Eindruck des Liedes — wenn auch nicht gerade unseres Textes — gegenwärtig zu erhalten und die wichtigsten Momente nochmals in einer reflectirenden Betrachtung vorzuführen. Wie bei den Griechen die Epopöen der cyklischen Dichter sich neben die Ilias und Odyssee stellen, so wurden im 13. und 14. Jahrhundert noch deutsche Heldengeschichten aus dem Kreis der Siegfried's- und der Dietrichsage in Verse gebracht; doch tritt in derselben Dietrich als der Bevorzugte heraus. Wir erwähnen unter denselben hier nur den (sogenannten großen) „Rosengarten", der uns in späterer Bearbeitung erhalten ist. Die Fabel, nach welcher Dietrich sammt Hildebrand und den Seinen einen Kampf gegen die Burgunder von Worms um die Rosen in Krimhildens Garten besteht, scheint sich aus dem Wunsch entsponnen zu haben, die beiden gewaltigsten Männer einmal in persönlicher Berührung zu sehen; denn Siegfried kämpft auf der Seite der Burgunder und wird von Dietrich besiegt. Hervorzuheben ist aus dieser Dichtung noch die im Stil einer derb kräftigen Volkskomik gehaltene Figur des heldenhaften Mönches Ilsan, der unter der Kutte den Harnisch trägt, seine Mitbrüder im Kloster peinigt und im Kampfe das Beste thut; eine Schilderung, welche die Zeitgenossen gewiß mit äußerstem Behagen erfüllte, wie denn noch Fischart sich auf diesen Mönch beruft als auf den Vertreter eines tüchtigen und kernhaften Humors.

Wie reich die deutsche Sagenwelt sich ausgebildet hatte, ersehen wir aus der Erzählung von Gudrun, die später als die Nibelungen, etwa nach 1220, in die jetzt bekannte Form gebracht wurde. Der Abenteuerkreis, in welchem sie sich bewegt, ist nämlich von der bisher berührten grundverschieden; es sind norddeutsche Ufersagen, zum Theil von sehr frühem Ursprung, die hier in den Rahmen einer Epopöe gebracht sind.*) Man hat dieselbe in ähnlicher Weise mit der Odyssee zusammengestellt, wie die Nibelungen mit der Ilias. Einige Vergleichungspunkte treffen auffallend zu; es weht gleichsam die Meeresluft in der Gudrun wie in der Odyssee; die jahrelang ausdauernde Treue dort einer Braut, wie hier einer Gattin, bildet eine Hauptgrundlage der Fabel und der Ton wird in beiden Gedichten vergleichsweise lyrisch, empfindungsvoll und stimmungsreich. Das Lob des Sängers und seiner Lieder wird in der Gudrun in noch höherem Tone verkündet

*) Den Schauplatz der „Gudrun" finden wir an den Nordsee-Gestaden und Inseln; doch ist neuerdings (von J. Haupt) ein Versuch gemacht worden, ihn an der Ostsee nachzuweisen.

als in den Nibelungen; die Strophenform ist kunstvoller und durch eine regelmäßige Abwechselung von männlichen und weiblichen (stumpfen und klingenden) Reimen tonreicher als das ältere und größere Gedicht, welches an Reimworten ziemlich arm erscheint. Wir besitzen die Gudrun nur in einer einzigen Handschrift, die um das Jahr 1517 auf Veranlassung des Kaisers Maximilian angefertigt und genau 300 Jahre später aufs neue bekannt gemacht wurde.

Um dieselbe Zeit, als Heinrich von Veldeke das höfische Epos in Deutschland einführte, nahm auch die lyrische Dichtung, nach ihrem Hauptinhalte der Minnegesang genannt, einen neuen Schwung. Wir haben oben die älteren Sänger angeführt, die in ihrem schlichteren Ton sich noch an das volksthümliche Lied anschlossen und zu denen auch der Kürenberger gehört. Nunmehr kam in Anlehnung an französische oder provençalische Muster, jedoch meist in sehr freier Bewegung, eine künstlichere Dichtungsart auf, der häufig eine dreitheilige Strophenform zu Grunde lag. Da es für unerlaubt galt, den Ton, d. h. die Zeilen- und Sylbenfolge, von einem anderen Dichter zu entlehnen; da man es ferner, mindestens bis zum Aufkommen der lehrhaften Spruchform, für ein Zeichen von Armuth ansah, den gleichen Ton allzu oft vorzubringen: so vermehrte sich die Zahl der Versformen und Melodieen ins Unglaubliche. Den Inhalt bildeten Naturfreude und hohe Liebe; doch ist die Zahl der Kreuzlieder, welche die Fahrt ins heilige Land zum Gegenstande haben, nicht gering. Waldluft, Sonnenglanz und Maienwonne spiegeln sich in diesen Liedern, meist als Rahmen und Scenerie für die besungene Liebe und Sehnsucht; man kann dies einförmig und gedankenarm finden, und so hat sich z. B. Schiller bei seiner ersten Kenntnißnahme von den Minneliedern sehr abfällig über sie ausgesprochen. Die dramatische Keckheit und Lebendigkeit des späteren Volksliedes ist hier nicht häufig zu finden, doch fehlt sie nicht so gänzlich, wie es manchmal dargestellt wird. Den Charakter der Zeit und des Ortes tragen die Minnelieder überaus selten, und Jacob Grimm hebt mit Recht hervor, daß von den vielen Kreuzfahrern kaum einer ein morgenländisches Naturbild anbringt. Wenn übrigens gesagt wird, daß die Conflicte der Zeit, die Kämpfe in Staat und Kirche bei den deutschen Sängern nicht anklingen, so gibt es nicht nur glänzende Ausnahmen, wie Walther von der Vogelweide und etwas später Bruder Wernher, sondern von der Mitte des Jahrhunderts sind die meisten Dichter von dem ernsten Zeitgeiste berührt. Von denjenigen edlen Herren, bei welchen man den echten, reinen Ton des Minnesanges vernimmt, ist Friedrich von Hausen zu erwähnen, ein Freund Barbarossa's; er starb als Kreuzfahrer in der Schlacht bei Philomelium. An ihn

reihen wir Heinrich von Morungen, einen Norddeutschen, sodann Gottfried von Neifen und den Grafen Otto von Botenlauben, der 1254 starb. Die berühmten Epiker, die wir oben genannt haben, waren meist auch als lyrische Dichter bedeutend; ein Kreuzlied Hartmann's gehört zu den besten und von Wolfram haben wir ein sogenanntes Tagelied *), das in der Wahl der Bilder seltsam und besonders darin eigenthümlich ist, daß er die eheliche Liebe vor der freien Liebe preist; denn im Allgemeinen ist die sittliche Auffassung des ganzen Verhältnisses bei diesen Dichtern, im Gegensatze zu der fast überspannten Idealität, mitunter recht flach und lose. Als den vorzüglichsten Lyriker oder, wie er sich ausdrückt, als „Leitefrau der Nachtigallen" nennt Gottfried von Straßburg in seinem oben angeführten Dichterverzeichniß „den von Hagenau (im Elsaß)"; man nimmt allgemein an, daß unter dieser Bezeichnung Reimar der Alte gemeint sei, der lange Zeit in Oestreich lebte und ein Trauerlied auf Herzog Leopold VI. dichtete. Nach dem Tode des Hagenauers, meint Gottfried, solle Walther von der Vogelweide das Banner der „lieben Schaar" führen. Hätte ihm der gesammte Liederschatz dieses großen Dichters bereits vorgelegen, er würde ihm wohl den ersten Rang angewiesen haben.

Der Geburtsort Walther's ist nicht mit voller Sicherheit ermittelt, nicht einmal sein Geburtsland, wir wissen jedoch, daß er in Jünglingsjahren nach Oestreich kam und sich dort in der Sangeskunst ausbildete. Nach dem Tode Heinrich's VI. tritt er in kraftvollen Liedern zu Gunsten Philipp's auf; er preist den stattlichen jungen Mann, dem die alte Kaiserkrone so herrlich zu Haupte passe; er ermahnt das Volk deutscher Zunge, die Mitbewerber zurückzuweisen und freut sich des Krönungsfestes, wo an Philipp's Seite Irene erscheint, die Rose ohne Dorn, die Taube ohne Galle. Kein provençalischer Dichter übertrifft diesen Deutschen an männlicher Theilnahme für die großen Ereignisse der Zeit, an inniger Vaterlandsliebe und an Entschiedenheit in der Parteistellung. Nach Philipp's Tode wandte er sich zu Otto IV., und als dieser mit dem Bann belegt wird, gibt Walther dem Papst zu bedenken, ob er den verfluchen dürfe, den er ausdrücklich gesegnet hat, und ob dabei die Ehre der Geistlichkeit gewahrt sei. Walther machte weite Reisen und hielt sich eine Zeit lang am Hofe des Landgrafen von Thüringen auf. Durch Friedrich's II. Gunst erhielt er ein Lehen,

*) Ein Tagelied hat die Morgenfrühe zum Gegenstande, welche die Liebenden trennt; die Mahnung zum Aufbruche wird gern einem Wächter in den Mund gelegt. Die Gattung war sehr verbreitet und die bekannte Scene in Romeo und Julia enthält beliebte Wendungen des Tageliedes.

so daß er seiner mannigfachen Bedrängniß enthoben und nicht mehr allzu sehr auf „Milde" angewiesen war. Den Kreuzzug Friedrich's II. hat er erlebt und besungen; ob er auch an demselben Theil genommen, ist fraglich. Er starb um 1230 in Würzburg und wurde im Hofe der Stiftskirche begraben.

In Walther's Liedern waltet bei seltenem Reichthum an Formen ein hoher Kunstverstand; bei aller Strenge des Stils hat sein Ausdruck ebenso viel Natur und Leichtigkeit als Reinheit und Würde; ebenso sind die Empfindungen männlich und klar, frei von Geziertheit und Uebertreibung. Er hat auf jeder Lebensstufe, als Jüngling wie in vorgerückten Jahren, den angemessenen Ton mühelos getroffen. Karl Simrock hat Walther's Lieder sinnreich in drei Gruppen geordnet, die er als Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst bezeichnet; der letzteren weist er die betrachtenden Lieder zu, die von tieferen Lebensfragen handeln und meist dem reifen Alter angehören.*) In den Liedern aus früherer Zeit treffen wir, was in der gesammten Litteratur so selten ist, den Ausdruck der bewußten Freude an der Gegenwart, angeknüpft an das Lob der deutschen Frauen. Was seine Parteinahme für den Kaiser gegen den Papst betrifft, so bedient er sich dabei sehr kühner und heftiger Ausdrücke. Ihm, wie allen besseren Zeitgenossen, erscheint die alte apostolische Einfalt der Kirche, wo sie weder nach Gütern strebte, noch gar sich politische Herrschaft anmaaßte, als ein Ideal, das er zurückwünscht. Diese Gesinnungen legt er gern einem „Klausner" in den Mund. Er verwünscht die Verschenkung Roms und anderer Güter, durch welche Constantin die Kirche bereichert und verweltlicht habe; ja er stellt ein so hochstehendes Kirchenhaupt wie Innocenz III. im schlimmsten Lichte dar, indem er ihn prahlen läßt, daß er das deutsche Silber in seinen welschen Schrein zu ziehen wisse, so daß die Pfaffen sich an Wein und Hühnern laben und die Deutschen fasten mögen. Das Lied, in welchem er diesen Ausspruch thut, hat, vielleicht von einer ansprechenden Melodie beflügelt, in Deutschland eine so weit und tiefgehende Wirkung geübt, als nur jemals ein Sirventes des Bertrand de Born in Südfrankreich. Wir erkennen dies aus einer Stelle des Lehrgedichtes „der wälsche Gast", welches um jene Zeit ein aus Oberitalien stammender Dichter, Thomasin von Circlaria, in deutscher Sprache verfaßte. Thomasin, der freilich auch den Herzog von Oestreich lobt, weil er so schön die Ketzer

*) Simrock hat Walther's Lieder in seiner neudeutschen Uebersetzung dem heutigen Leser so treu zugeführt, als dies überhaupt möglich ist; das Leben des Dichters hat mit kritischer Sorgfalt Max Rieger dargestellt. In den Hauptzügen ist noch heute die Schilderung Walther's, die Uhland im Jahre 1822 herausgab, von hohem Werthe.

braten lasse, ereifert sich sehr zu Gunsten des Papstes gegen Walther; je bereitwilliger er dem Letzteren zugesteht, daß er in seinen Liedern Zucht und Sinn zeige, um so tiefer beklagt er es, daß ein solcher Mann sein hohes Verdienst mit diesem einen Worte vernichtet habe; denn er habe Tausende vom Gebot Gottes und des Papstes abgelenkt und könne sein Leben lang der Kirche nicht wieder verschaffen, was er ihr durch jenes Lied entzogen. Dabei ist nicht zu übersehen, daß Walther nicht blos einen tiefen sittlichen Ernst, sondern eine reine Gottesfurcht und innige Anhänglichkeit an das Christenthum überall zu erkennen gibt. In späteren Jahren, wo das Gefühl der Vergänglichkeit sowie der strenge, freudlose Charakter der Zeit ihn zu rührenden Klagen veranlaßt, wächst auch seine Sehnsucht nach dem gelobten Land, als vermöge ein Aufenthalt in demselben jede Verstimmung zu lösen. Dabei aber hebt ihn seine Richtung auf das rein Menschliche, sein weiser und edler Sinn freilich über manche Schranke des Zeitalters hinaus, so daß er den freien Denkern späterer Jahrhunderte ähnlich erscheint. Er klagt sich an, daß ihm das Gebot der Feindesliebe zu hoch sei; er sagt von dem heiligen Lande, daß Christen, Juden und Heiden (Moslemen) auf dasselbe Anspruch machen und daß nur der dreinamige Gott den Streit entscheiden könne. Er erklärt in einem auch der Form nach meisterhaft vollendeten Spruchgedicht über Erziehung: echte Zucht solle, wo das Ehrgefühl zu wirken vermag, nicht mit Schlägen erzielt werden. Er spricht über den allgemein angenommenen Brauch, Gott als Vater zu bezeichnen und meint, nur derjenige dürfe sich dieser Anrufung bedienen, der bereit sei, in jedem Menschen einen Bruder zu erkennen; denn die Standesunterschiede gleichen sich im Tod aus und Christen, Juden und Heiden dienen dem Einen, der alles Lebendige hegt.

Eine eigenthümliche Richtung nahm der Minnesang in Oestreich an, wo das Ritterthum mit seinem festlichen Glanz aufblühte und wo Lebenslust und volksthümliche Heiterkeit auch unter dem Bauernstande verbreitet waren. Hier erfand Neidhart von Neuenthal, ein geborener Baier, der aber seine Heimath verließ und längere Zeit (noch 1234) am Hofe zu Wien lebte, eine Art von deutschen Pastourellen, welche er an die zu Land allgemein üblichen Tanzlieder anknüpfte; er machte gleichsam die dörfischen Reihen und Weisen durch seine reiche, lebendige und kunstmäßige Behandlung hoffähig, was die Anhänger des rein höfischen Tones nicht immer gern sahen. Die Frühlingslieder schließen sich an den Tanz im Freien, die Winterlieder an den Tanz in der Stube an; die Abschilderung des Bauernlebens mit seiner aufgeregten Lustigkeit und tölpischen Streitsucht gibt zu manchem spöttischen Zug Veranlassung; und wie Neidhart selbst sich in seinen

Liedern als den Reihenführer nennt, für den die Mädchen eingenommen sind, so wurde er später eine Volksfigur; man machte ihn unter dem Namen Neidhart Fuchs zu einem Bauernfeind und Störenfried, auch wohl zu einem Lustigmacher des Hofes. Neidhart's Grabdenkmal befindet sich an der Außenseite des Stephansdomes zu Wien. Völlig zu einer sagenhaften Figur wurde der Tannhäuser, der, wahrscheinlich ein geborner Franke, ebenfalls nach Oestreich kam und von Friedrich dem Streitbaren ein kleines Gut erhielt, aber nach dem Tode dieses Herzogs (1246) in Armuth sank; seine Lieder haben Leben und Abwechselung, auch manchen drolligen Zug, doch macht er gern den Gelehrten und kein Dichter mischt so viele französische Ausdrücke in seine Verse.

Zu den vorzüglichsten Leistungen der mittelhochdeutschen Dichtung in ihrer besten Zeit gehören einige Lehrgedichte, in welchen die Lebensansicht des gesitteten Ritterthums vorgetragen ist. Diese Werke sind, selbst wo die Belehrung einen wesentlich erbaulichen Charakter trägt, von Laien, zum Theil von Rittern verfaßt; sie entsprechen der deutschen Sinnesart, welche aus der geistigen Beschäftigung vor Allem gern für das sittliche Leben, für die Betrachtung von Haus und Welt, von Pflicht und wahrem Glücke Gewinn zieht. Den Thomasin von Cirklaria (Zirkläre) haben wir schon genannt; sein „Welscher Gast" dient uns zum Beweise, daß die kunstreich ausgebildete deutsche Sprache ihr Gebiet in jener Zeit bis über die Alpen ausdehnte. Thomasin war von edler Geburt, aus Friaul, und hat vor seinem deutschen Lehrgedichte, das selbstverständlich von harten und ungeschickten Wendungen nicht frei ist, zwei Werke ähnlichen Inhaltes in wälscher Zunge geschrieben. Seine Gesinnung darf als eine tüchtige gerühmt werden; er will die Jugend der ritterlichen Kreise nicht nur zu höfischer Sitte, sondern zu einer ernsten Lebensansicht, zum Handeln nach Grundsätzen anleiten. Die allverbreiteten Erzählungen und romantischen Gedichte betrachtet er durchaus nicht vom poetischen, sondern vom praktisch-moralischen Standpunkte, und will sie höchstens als Anregungsmittel für junge Leser gelten lassen. Von weitaus größerem Werth ist das schöne Gedicht, welches den Namen „der Winsbeke" trägt, vielleicht weil sein Verfasser dem fränkischen Geschlecht von Windesbach angehörte. Dasselbe kommt der Poesie so nahe, als dies bei einem Vortrage über Sittenlehre nur immer möglich ist. Hierzu trägt besonders die glückliche, sehr beliebte und oft nachgeahmte Einkleidung bei; das Ganze ist nämlich als Anrede eines greisen Vaters an seinen Sohn gehalten. Dies verleiht dem Belehrungsstoffe Leben und Wahrheit; der Ton ist durchaus würdig, herzlich und gemüthvoll, dazu Sprache und Ausdruck rein und voll schlichten

Wohllautes. Es versteht sich von selbst, daß in einer solchen Mahnungsrede gar Vieles für alle Zeiten und Stände paßt; doch aber enthält wieder der Winsbeke in voller Eigenthümlichkeit die Lebensauffassung, die in den Ritterkreisen jenes Jahrhunderts herrschte, ungetrübt von Zweifeln und Conflicten; und wenn uns der Minnegesang und die höfische Epopöe so manche Züge von Geziertheit, Immoralität und anspruchsvoller Plattheit zeigen: so hat uns hier das deutsche Ritterthum ein Zeugniß davon hinterlassen, daß doch auch Biedersinn, Herzlichkeit und Pflichtgefühl in ihm lagen. Die Ehrfurcht vor den Frauen wird vom Winsbeke in ebenso verständigem als idealem Sinne empfohlen und die Minne vor Allem wegen ihrer sittlichen Läuterungskraft gepriesen. Die Gebrechen der Kirche und der Geistlichkeit bleiben von dem gottesfürchtigen Ritter nicht unbemerkt, doch verwendet er sie nicht zu Angriffen, sondern ermahnt seinen Sohn, den Pfaffen in ihren Worten zu folgen und nicht in ihren Werken. Unter den Nachbildungen, welche das berühmte kleine Werk hervorrief, erwähnen wir „die Winsbekin", in welcher, mit Einhaltung derselben Form, eine Mutter ihrer Tochter allerlei Anleitung zu tugendhaftem und anständigem Leben gibt; das Gedicht ist von dem schlichten treuen Tone seines Vorbildes schon merklich entfernt; die Dame beruft sich bei Schilderung der Minne und ihrer Kraft auf den „weisen Mann Ovidius".

Das vorzüglichste aller Lehrgedichte des deutschen Mittelalters, ja keiner derartigen Schöpfung aus irgend einem Jahrhundert nachstehend, ist die Bescheidenheit (d. i. Bescheid gebende Unterweisung) von Freidank, welches Wort auch sonst als Eigenname vorkommt, hier aber wohl die Freiheit des Denkens bezeichnen könnte. Das Buch besteht aus einer Reihe von Betrachtungen, deren jede wiederum als eine Folge von Sprüchen, selten als zusammenhängender Vortrag gefaßt ist. Diese Form gab schon frühe eine Handhabe für Erweiterungen und Zusätze. Ein Abschnitt, der von Ackers (Ptolemais) handelt, kann erst im Jahre 1229 gedichtet sein. Mit einer Meisterschaft, die selten fehlgeht, weiß der Verfasser seinen Lehren einen bei aller Gedrängtheit und bei aller Strenge des Versbaues durchaus natürlichen, anschaulichen und bequemen Ton zu verleihen; die Spruchform gewinnt daher bei ihm eine Vollendung, wie Goethe sie erstrebt, aber nicht in gleichem Maaße erreicht hat. Bei manchen Sprüchen erscheint es zweifelhaft, ob der Dichter sie aus dem Volksmunde genommen hat oder ob sie aus seinem Werke her beim Volke Eingang gefunden haben.*) Bei seiner reichen Welt- und Menschen-

*) So wenn es heißt: „Wie man in den Wald rufet, rufet es der Wald zurück." Oder: „Ein Gründling ist besser auf dem Tisch, als in dem Wasser ein großer Fisch."

kenntniß weist Freidank ebenso sehr auf kluge Lebensführung, als auf würdige Schätzung der höheren Güter hin. Der Grundton seiner Denkweise ist aufrichtige Frömmigkeit; Gott zu dienen ohne Wank ist ihm der Anfang aller Weisheit; er erhebt sich zu dem tiefsinnigen Gedanken, daß selbst die Hölle leer stünde, wenn Gott sie nicht ausfüllte. Dem Treiben der Ketzer ist er abgeneigt; dabei aber erhebt er sich mit Entschiedenheit gegen die von Rom ausgehende Verweltlichung und Verderbniß der Kirche; er macht darauf aufmerksam, daß der Papst sich für einen Gott auf Erden ausgebe und doch seinen Römern selbst häufig zum Spotte diene; daß dem Petrus die Schafe zur Pflege anvertraut worden seien und nicht zum Scheeren, was man jetzt in Rom für das wichtigste halte. Unter sämmtlichen Dichtungen des Mittelalters hat die „Bescheidenheit" am meisten Continuität behauptet; während selbst das Nibelungenlied am Anfang des 17. Jahrhunderts (um 1614) an vereinzelter Stelle und im fremdesten Tone höchstens einmal Erwähnung findet,*) wurde Freidank immer wieder angeführt, ausgezogen und bearbeitet. Die besonders von Wilhelm Grimm eifrig vertretene Ansicht, daß der Verfasser kein Anderer als Walther von der Vogelweide sei, hat begründeten Widerspruch erfahren. Von der Mitte des 13. Jahrhunderts an, wo die moralisirende Betrachtung selbst in die Lyrik und die Erzählung immer mehr eindrang, nahmen die didaktischen Gedichte sehr überhand; doch behielten sie selten den Lehrton so rein bei, wie Freidank und Winsbeke.

Mit dem Ausgang der Hohenstaufenzeit gibt sich der Verfall der höfischen Dichtung in rascher Folge kund; das phantastische Spiel entbehrte der gesunden, volksthümlichen Grundlage, und seine Ausartung tritt am deutlichsten hervor, wo es aus dem Liede in das Leben übergeht. Dies zeigt sich an einem ehemals vielgerühmten Buche, dem „Frauendienste" des steirischen Ritters Ulrich von Lichtenstein, das für die Sittengeschichte einen höheren Werth hat als für die Litteratur. Dasselbe enthält in ziemlich eintöniger Form eine Darstellung von des Dichters ritterlichem Liebesleben; daß er kein unbegabter Sänger war, zeigen die Lieder, welche er in die Erzählung einflicht. In den östreichischen Landen hatte sich das Ritterthum, wie bereits erwähnt, farbenreich und lebhaft entwickelt; in dieser poetischen Selbstbiographie jedoch tritt fast ausschließlich die prunkende Aeußerlichkeit, ja Geistesarmuth als Kehrseite hervor. Vom Kindesalter an widmet sich Ulrich dem Frauendienste; seiner Herrin zu Liebe

*) Bei Wolfgang Lazius, als eine alte Reimchronik über Attila und die Völkerwanderung.

läßt er sich eine Mißbildung am Munde operiren, läßt sich einen krummgewordenen Finger abhauen und sendet ihn der Angebeteten in einem Kästchen von grünem Sammet zu, und erntet von ihr für diese thörichten Opfer nur selbstgefälligen Hohn; später zieht er, als Frau Venus gekleidet, in weißem Gewande und mit perlenumflochtenen Zöpfen durchs Land, hält Ritterspiele zu Ehren seiner Dame und parodirt die Tafelrunde. Und derselbe Mann war verheirathet und spielte eine gewisse Rolle in den politischen Wirren Oestreichs zur Zeit Friedrich's des Streitbaren. Von einer so rasch verflüchtigten und ins Läppische gezogenen Idealität waren keine tüchtigen Anregungen mehr zu erwarten. Auch erfahren wir aus einem in Gesprächsform geschriebenen Buche über Frauenleben, das Ulrich wenige Jahre nach seinem Hauptgedicht (letzteres 1255) abfaßte, welche schmähliche Sittenverderbniß und gemeine Verwilderung sich unter der schimmernden Hülle kaum verbarg.

Der Verfall der Dichtung und zugleich der dichterischen Lebensanschauung gibt sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts an denselben Erscheinungen zu erkennen, wie auch sonst in sogenannten Epigonen-Zeitaltern. Die Freude am Schaffen verliert sich, dagegen werden die Töne mehr und mehr verkünstelt. Der Dichter fühlt sich nicht mehr im Innersten eins mit den Zeitgenossen, er klagt über Mangel an Anerkennung, hadert mit anderen Sängern und spricht in seiner Verstimmung den Entschluß aus, sich vom Sängerorden zurückzuziehen. Die Durchbildung der Vers- und Sangkunst hat immer zahlreichere Kräfte herangezogen; wir finden Bürger, Schullehrer, ja frühe schon einen Juden (Süßkind von Trimberg, Arzt in Würzburg, um 1230) unter den Sängern, aber der große Zudrang erschwert dem Einzelnen die Auszeichnung. Dazu kommt die Noth der Zeiten, die Wirren und Kämpfe des Interregnums; die goldene Maienwonne ist entschwunden, ernste Betrachtungen drängen sich auch dem Dichter auf. Und in dieser Hinsicht ist noch Bedeutendes und Schönes geleistet worden; die späteren Minnesänger stehen weit mehr in den Lebensfragen der Zeit; sie theilen ihre Gedanken über wahren Glauben im Gegensatze zu geistlichem Druck, über echten Adel im Gegensatze zu ritterlichem Uebermuth in lehrhaftem, spruchartigem Tone mit, zuweilen mit demokratischem Anflug. In dieser Weise zeichnet sich Reimar von Zweter aus, ein Rheinländer, der aber meist in Oestreich und Böhmen seine Spruchlieder verfaßte. Ein Dichter von ausgezeichnetem Formtalent war Konrad Marner, ein Schwabe, der auch lateinische Verse schrieb; die tadelnden Angriffe, die er von seinen Genossen zu erdulden hat, bewegen sich in derbem und gehässigem Ton, den er nicht unerwidert läßt. Mit großer Heftigkeit wenden sich die Dichter dieser

absinkenden Zeit, vor Allen der „Schulmeister von Eßlingen" gegen Rudolf von Habsburg, der für den Minnegesang keine Gunst und kein Interesse übrig hatte. Andere Richtungen traten in den Vordergrund und selbst die Freunde der freien Dichtung fühlten, daß der lebendige Quell derselben versiegt war. Dies zeigt sich mit dem Eintritt des 14. Jahrhunderts an zwei Erscheinungen, die an Aehnliches in unserer Zeit erinnern. Erstens regt sich der Sammlerfleiß, das Geschaffene wird gesichtet und geordnet; Johannes Hadlaub rühmt ausdrücklich den Reichthum an aufgezeichneten Liedern, den die Familie Manesse in Zürich besaß. Durch diese Erwähnung irre geführt, hat man früher die herrliche Liederhandschrift, die sich in Paris befindet, als die Manesse'sche bezeichnet. Dieser kostbare Band, dessen Pergamentblätter mit farbigen Bildnissen der Dichter geschmückt sind, gehörte früher der Heidelberger Bibliothek an und kam im 17. Jahrhundert auf nicht völlig aufgeklärte Weise in den Besitz Ludwig's XIV. Außer dem Sammlerfleiße regt sich noch, als ein zweites Zeichen vom Abnehmen der schöpferischen Kraft, ein lebhaftes Interesse für die Persönlichkeiten der berühmten Dichter, indem man die Ueberlieferung von denselben, dem Geiste des Zeitalters gemäß, nicht mit gelehrter Kritik behandelt, sondern mit allegorischer und sagenhafter Ausschmückung umspinnt. Das wichtigste Erzeugniß dieser Thätigkeit ist der Krieg auf der Wartburg, welcher zum Theil die Form eines erweiterten Tenzonengedichtes hat und seine jetzige Abfassung um 1315 erhielt. Der Umschwung, der bald in der ganzen Denkweise des Mittelalters eintreten sollte, kündigt sich in der Poesie dadurch an, daß eine Sittenlehre neuer Art, mehr bürgerlich, auch an Vorbilder aus dem Alterthum sich anlehnend, in dem Lehrgedichte „der Renner" von Hugo von Trimberg vorgetragen wird, der 1309 als Vorsteher einer Schule zu Bamberg starb; auch dadurch, daß in Mainz neben Heinrich Frauenlob, welcher der Allegorie und Mystik zugethan war, ein Mann aus dem Handwerksstande, der Grobschmied Regenbogen, mit Erfolg sein Recht als Dichter behauptet.

Die Prosa hielt zwar im 13. Jahrhundert nicht entfernt gleichen Schritt mit der Dichtung; doch nahm gleichzeitig mit dem Sinken der letzteren die Predigt, wie die Franziskaner sie übten, einen merkwürdigen Aufschwung. Zwar Bruder David von Augsburg, der um 1271 starb, schrieb mehr lateinisch als deutsch; auch sind uns von ihm nicht Predigten, sondern erbauliche Abhandlungen erhalten, in denen sich bereits der Geist der freien inneren Erleuchtung und der Mystik regt; sein Schüler Berthold Lech von Regensburg dagegen wurde der berühmteste Prediger seiner Zeit. Die gleichzeitigen

Chronisten verzeichnen sein Eintreffen in einer Stadt als ein denkwürdiges Ereigniß. Der Zudrang zu seinen Wandervorträgen war so gewaltig, daß er oft im Freien von einem Baum oder erhöhten Mauerwerk herab sich vernehmen ließ. Er ist von klarem und festem, nicht mystischem Glauben erfüllt und besaß jedenfalls ein mächtiges Rednertalent, um so mächtiger, als es auf unerschütterlicher Ueberzeugung beruhte; neue und fruchtbare Gedankenkeime vermögen wir jedoch nicht in ihm zu erkennen. Dies ist dagegen in hohem Grade der Fall bei denjenigen Dominicanern, die vom Anfang des 14. Jahrhunderts an ihre philosophischen Ideen deutsch niederschrieben. Unter ihnen ist Meister Eckhart (wahrscheinlich aus Straßburg) wahrhaft schöpferisch in Handhabung der Sprache, die er aus der Fülle seines tiefen Genius mit Wendungen versieht, welche der schärfsten Abstraction genügen. Seine Speculation hat einen pantheistischen Anflug, daher auch, wahrscheinlich kurz nach seinem Tode, eine Reihe seiner Sätze von Rom aus verurtheilt wurde (1329).

Um die reiche Geistesthätigkeit des 13. Jahrhunderts in Deutschland nach jeder Seite hin anzudeuten, erwähnen wir noch an dieser Stelle, daß im Anfang desselben (1215) die höchst werthvolle Aufzeichnung von Gesetzen und Rechtsbräuchen, Sachsenspiegel genannt, durch Eipke von Repgow veranstaltet wurde. Unter den Sammlungen, die man nach seinem Vorgang aufstellte, erlangte am meisten Ruf und Ansehen der Schwabenspiegel (um 1270), an dessen Abfassung vielleicht der oben genannte Prediger und Theologe David von Augsburg Antheil hatte.

VI. Das Abendland zur Zeit der letzten Kreuzzüge.

Zweite Abtheilung.

1. Italien im Allgemeinen und der Kirchenstaat, Rom, Florenz, Pisa und Mailand insbesondere.

Italien befand sich am Ende des 13. Jahrhunderts in einem ganz eigenthümlichen Zustande. Im Süden war das Erbe der Hohenstaufen zwischen den Häusern Anjou und Aragonien getheilt worden, im Norden und in der Mitte der Halbinsel blühte eine Menge kleiner Staaten, von welchen Florenz, Mailand, Venedig, Genua und Pisa die bedeutendsten waren. Wirft man einen Blick auf den Zustand des Landes im Allgemeinen, so zeigen sich überall dieselben Erscheinungen:

einerseits furchtbare Verwirrung, wilde Leidenschaft, Grausamkeit und rohe Lust, andererseits aber zugleich auch ein reges Leben, großer Reichthum, edle Pracht, Selbstständigkeit jedes einzelnen Fleckens, Verbreitung der Gewerbe und Künste und eine gartenmäßige Bebauung des Bodens. In allen Gegenden von Italien blühten Wissenschaft und Kunst. Der letzteren verdanken wir viele noch gegenwärtig bewunderte oder sehenswürdige Denkmale. In Venedig ward zu Ende des 11. Jahrhunderts die Markus-Kirche erbaut, in Pisa um dieselbe Zeit der Dom, ein Werk Buschetto's, sowie die prächtige Kirche Johannis des Täufers, in Monte Cassino endlich unter dem Abte Desiderius, dem Nachfolger Gregor's VII., die von Amalfitanischen Arbeitern und Werkmeistern aufgeführte ungeheure Kirche. Der nächsten Zeit gehört der noch jetzt bewunderte Dom zu Modena, sowie der zu Ferrara an und im Jahre 1184 bauten die Bologneser ihre Kathedrale, welche 1142 abgebrannt war, wieder neu auf. Fast um dieselbe Zeit stellte Mailand seine von Friedrich Barbarossa zerstörten Mauern in größerem Umfang und mit marmornen Thoren wieder her; auch Cremona, Pisa und Ferrara bauten damals die ihrigen neu und zwar die beiden ersten Städte mit besonderer Pracht und Kunst. In diese Zeit fallen ferner die sechs berühmten Thürme von Italien: der Markus-Thurm zu Venedig, die Torre degli Asinelli zu Bologna, der mit 207 Säulen geschmückte schiefe Thurm zu Pisa, dessen in jedem Lehrbuch der Physik gedacht wird und die Thürme der berühmten Kirchen von Modena, Cremona und Florenz. Derselbe Baumeister, der den Bau des Markus-Thurmes in Venedig leitete, Buona, baute auch Thürme in Neapel, Pistoja, Florenz und Arezzo. Für die Wissenschaften und die Litteratur begann, wie später ausführlich gezeigt werden wird, mit dem Ende des 13. Jahrhunderts in Italien eine der blühendsten Zeiten, die in der ganzen Geschichte der Menschheit vorkommen. Zwar könnte auf den ersten Blick hin die Beschaffenheit des Unterrichts mangelhaft scheinen; wer aber tiefer in die Dinge einzudringen vermag, der wird erkennen, daß damals die Bildung für die Welt der Ideen und die Befähigung für die Verhältnisse des Lebens auf eine solche Weise mit einander verbunden wurden, daß alle Kunst der folgenden Zeiten bei Einzelnen kaum mehr geleistet hat. Schon lange vor Dante und Petrarca, in deren Zeit man gewöhnlich das Wiederaufleben des Studiums der Alten verlegt, hatten, wie bereits oben angegeben ist, Buoncompagno und Bonaccio dasselbe zu erwecken gesucht und die antike Redekunst auf den Staat und das Leben angewandt. Beide Männer lehrten neben einander, der Eine in Bologna und Padua, der Andere in Bergamo. Als der Erstere gestorben war, folgte ihm auf seinem Lehrstuhl Bene nach, ein Freund des

Kanzlers Peter a Vineis, der von ihm sagt, er habe vom frühen Morgen bis zum Abend für seine Schüler gearbeitet und ihnen wie ein zweiter Moses göttliche Vorträge gehalten. Auf ähnliche Weise wirkten in anderen Städten andere Männer, und man erkennt ebensowohl an dem Stil der Bücher, als an den Schriften des päpstlichen Hofes und an den Actenstücken jener Zeit überhaupt die Schule, in welcher das Redehalten, das Aufsätzemachen, das Vortragen nach den Mustern der Alten gelehrt ward. Selbst Geschäfte des bürgerlichen Lebens, wie der Ackerbau und die Bewässerung des Bodens, wurden in Büchern und Lehrvorträgen wissenschaftlich bearbeitet.

Was den Verkehr der einzelnen Staaten Italiens unter einander betrifft, so wird man bei dem bekannten Charakter jener Zeiten wohl von selbst kaum erwarten, daß die Beobachtung des Völkerrechts Statt gefunden hätte. Das Seerecht galt zwar, wurde aber ebenso häufig, als das Völkerrecht, verletzt. Uebrigens ist, was gegenwärtig ausgemacht zu sein scheint, das Seerecht der neueren Zeiten nicht von Pisa herzuleiten, wo es nach der früheren Annahme 1081 aus den umgeformten Seegesetzen der Rhodier hervorgegangen sein sollte; es entstand vielmehr aus dem catalonischen Seerecht, welches unter dem Namen Consolato del mare zuerst von den Italienern und dann von den übrigen Seestaaten des mittelländischen Meeres angenommen ward. Ein anderes, selbstständiges und zum Theil sehr durchdachtes Seerecht (Waterrecht) haben übrigens in späterer Zeit die „deutschen Kaufleute zu Wisby“ aufgestellt. — Die dem Alterthume fremden Anstalten und Einrichtungen zum Austausche der Waaren gegen Zeichen des Geldwerthes oder das Wechsel- und Bankwesen hatten ihren Ursprung in den italienischen Städten jener Zeit. Sie mußten in diesem Lande schon darum zuerst entstehen, weil es Italiener waren, welche die vielen Taxen und Abgaben, die der päpstliche Hof von der Christenheit in Anspruch nahm, überall erhoben und nach Rom übermachten, oder mit anderen Worten weil die Italiener in allen Ländern wie Saugschwämme die besten Pfründen aussogen. Sie trieben dabei gelegentlich auch das Ausleihen gegen Zinsen, waren durch ihren Wucher oft eine drückende Plage für ein Volk und wurden deshalb zuweilen aus einem ganzen Lande gesetzlich ausgetrieben. Für ihre Wechselgeschäfte hatten sie ganz eigene Einrichtungen, so daß z. B. die Städte, die sich mit dem Wechselwesen vorzugsweise abgaben, nämlich Rom, Genua, Venedig, Piacenza, Lucca, Bologna, Pistoja, Asti, Alba, Florenz, Siena und Mailand, in Montpellier eine gemeinschaftliche Hauptbank besaßen; als diese 1278 nach Nismes verlegt werden sollte, schlossen sie durch einen aus ihrer Mitte gewählten Vorsteher mit dem französischen Könige einen Vertrag, der ihnen

viele Privilegien verschaffte und ihre Bank völlig zu einem Staat im Staate machte.

Während die Geldgeschäfte, wie aus den angeführten Namen hervorgeht, vorzugsweise von den im Inneren des Landes gelegenen Städten getrieben wurden, war der eigentliche Welthandel jener Zeit in den Händen von Genua und Venedig. Beide Seestädte hatten nicht blos Factoreien in Aegypten und Syrien, sondern ihnen gehörten auch ganze Inseln, Küstenstriche im griechischen Reiche, sowie rund um das schwarze Meer herum, besonders in der Krim und an den benachbarten Busen des schwarzen Meeres. Durch den Handel der Venetianer blühte Aegypten, und die Genuesen hatten in der Krim einen Stapelplatz, von welchem aus sie mit Peking und China einen kaum minder lebhaften Verkehr unterhielten, als in neuerer Zeit die Engländer und Holländer. Um das Jahr 1340 wußte man, wie versichert wird, in Italien genau alle Stationen des Wegs, der von Asow nach China führte, was uns nicht wundern kann, wenn wir bedenken, daß der Venetianer Marco Polo gegen das Ende des 13. Jahrhunderts durch das innere Asien nach Indien und China reiste und in Genua, wo er nachher in Gefangenschaft war, unter großem Zulauf zum Erzählen und Niederschreiben seiner Reise genöthigt ward.

Auch Fabriken und Gewerbe blühten neben den edleren Künsten in den italienischen Städten. Zugleich mit der Zucht der Seidenraupe verbreitete sich die Seidenweberei und die im Orient erlernte Kunst, Sammt-, Gold- und Silberstoffe zu wirken; doch ist es nicht entschieden, von welcher Seite her diese beiden Industriezweige in Italien eingeführt wurden. Ein Theil der Gelehrten leitet die Einführung beider von den Kriegszügen des normannisch-sicilianischen Königs Roger II. gegen Griechenland her; ein anderer dagegen führt sie auf die im Jahre 1147 Statt gefundene Einnahme von Lissabon zurück, bei welcher die Genuesen den Portugiesen Hülfe geleistet hatten. Die Wollen-Manufacturen waren eine Hauptquelle des Wohlstandes der Florentiner, obgleich diese auch mit flandrischen Tüchern einen sehr bedeutenden Handel trieben.

In Rom besaß der Senator oder Stadtschultheiß größere Macht und größeres Ansehen, als der Papst; er war jedoch sehr selten, was er eigentlich hätte sein sollen, eine Zuflucht des Volkes gegen den aristokratischen Druck. Die Päpste befanden sich in einer bedenklicheren Lage, als je zuvor und dies ward in der nächstfolgenden Zeit fast noch ärger. Die Art, wie sie ihre geistliche Macht gebrauchten, um ihrem weltlichen Einflusse aufzuhelfen, machte sie zum Abscheu aller Frommen und nie ward der Mißbrauch der päpstlichen Würde, nie wurden geistliche Erpressungen, Kreuzpredigten und Verschwendung der von

der Christenheit erhobenen Steuern mit mehr Unverschämtheit getrieben, als unter Bonifacius VIII. und seinem zweiten Nachfolger, Clemens V. (1305—1314). Daher Dante's Unwille, der dem Papste Clemens neben Simon Magus seinen Platz in der Hölle anweist und Bonifacius in einen noch tieferen Abgrund verstößt. Uebrigens waren in der nächsten Zeit nach Friedrich's II. Tode die Völker über diesen Mißbrauch so erbittert, daß der römische Hof damals sogar den Beutel der Deutschen nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen wagte, obgleich im Reiche derselben die größte Verwirrung herrschte. Dies geht aus einem Schreiben von Clemens IV. (1265—1268) hervor, welches zugleich die angedeutete Lage des Papstes recht ins Licht setzt. Clemens klagt nämlich in einem Briefe an Karl I. von Anjou über großen Geldmangel und drückt die Ursache desselben mit folgenden Worten aus: „England will sich uns nicht mehr fügen, Deutschland gehorcht kaum, Frankreich seufzt und klagt, Spanien vermag sich selbst nicht zu befriedigen, Italien leistet uns nicht nur keine Hülfe, sondern es sucht uns sogar noch zu übervortheilen; woher sollte also der Papst, wenn er Gott fürchtet und das Urtheil der Welt scheut, für sich und Andere Geld oder Truppen nehmen?" Im folgenden Jahrhundert freilich, als das Andenken an die Energie der Hohenstaufen verschwunden war und die Hauptfürsten in Deutschland die kleineren Herren zu unterdrücken begannen, trat das Umgekehrte ein; denn Deutschland ward von dem römischen Hofe mißhandelt, während Frankreich den Einfluß desselben zu seinem politischen Zwecke gebrauchte und England der geistlichen Macht durch Parlamentsacten Schranken setzte.

Im Kirchenstaate ging während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Ansehen des Papstes ganz unter. Es herrschte dort eine Anarchie und eine Uebung des Faustrechtes, welche kaum unter den Deutschen am Rhein, in Thüringen und in Schwaben ärger sein konnte. Die kleinsten Städte befehdeten einander und spotteten des Papstes und seiner oberherrschaftlichen Würde, sowie derer, durch welche er sich vertreten lassen wollte. Es ließen sich leicht sehr viele Beispiele dieser Verachtung des Papstes aus jener Zeit anführen; ein einziges auffallendes mag hinreichen. Im Jahre 1282 befehdeten sich die Städte Perugia und Foligno. Der Papst Martin IV. droht der ersteren Stadt mit dem Banne, wenn sie nicht vom Kriege ablasse, die Bürger aber, statt sich im geringsten um den Bann zu bekümmern, machen es jetzt erst recht arg und verwüsten alles Land bis an die Thore der verhaßten Nachbarstadt. Als Martin darauf seinen Bann wirklich ausspricht, machen die Bürger von Perugia Strohmänner, geben ihnen die Namen des Papstes und seiner Kardinäle, schleifen sie durch die Straßen und verbrennen sie zuletzt jubelnd auf einem

Scheiterhaufen. Während so das Ansehen des Papstes im Kirchenstaate völlig verschwand, bemächtigten sich die Besitzer einzelner Burgen in den Städten durch Gewalt und Arglist der Herrschaft und wurden wahre Tyrannen; in Ravenna z. B. warfen sich die Polenta, in Forli die Ordellaffi, in Rimini die Malatesta zu Gebietern auf. Der größte Theil dieser neuen Herrscher behauptete sich nachher bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, wo Papst Alexander VI. und sein scheußlicher Sohn, Cäsar Borgia, die Nachkommen derselben ihres Lebens und ihrer Güter wo möglich auf eine noch grausamere Weise beraubten, als ihre Vorfahren ebenfalls die Herrschaft an sich gerissen hatten.

In **Florenz** entwickelte sich seit Friedrich's II. Zeit der blühendste Zustand. Diese Stadt wurde damals ihren Nachbarn furchtbar und legte den ersten Grund der Herrschaft, die sie in den beiden folgenden Jahrhunderten erlangt und behauptet hat. Einfach bürgerliches Leben ohne Luxus und ohne übermäßigen Wohlstand Einzelner, sowie Vermehrung des Erworbenen durch Sparsamkeit zeichneten Florenz und alle demokratisch verwalteten Städte Italiens ebenso aus, wie Holland im 16. und 17. Jahrhundert. Mit der früheren Zeit dieses Landes hatte der damalige Zustand von Florenz überhaupt viele Aehnlichkeit, nur daß hier das Klima, die nationale Sinnesart und die bald aufblühende Kunst und Wissenschaft schneller eine Veränderung herbeiführten. So schildern Dante und die Geschichtschreiber der nächsten Menschenalter den sittlichen und häuslichen Zustand von Florenz von ihrer Zeit. In Florenz waren nicht nur die Elementarkenntnisse sehr verbreitet, sondern die Studien der Grammatik, Logik und Rhetorik wurden von mehr als 600 Schülern betrieben; hier fast ganz allein wetteiferten ferner, des herrschenden demokratischen Princips und der blühenden Gewerbe wegen, Bürger und Adel um den Ruhm der Waffen; der Adel hatte aber auch hier, wie überall in Italien, trotzige Gebäude oder burgartige Paläste, welche die Zeitgenossen Thürme nennen. Dies Alles änderte sich, als die Schlauheit der Päpste zu ihrem eigenen Nachtheil die Provençalen herbeirief und mit ihnen die entarteten Sitten und die Eitelkeit von Marseille, Aix und anderen Städten des südlichen Frankreich nach Italien zog. Zugleich mit den Sitten ward auch die Politik in Italien geändert; denn in demselben Maaße, in welchem die Päpste und die demokratischen Guelfen sich durch fremde Macht zu schützen suchten, strebten die aristokratisch-monarchischen Ghibellinen, von den Letzteren bedrängt, das deutsche Ansehen und den kaiserlichen Einfluß zu erhalten.

Die innere Geschichte von Florenz besteht aus einem häufigen und

schnellen Wechsel der Verfassung und der Herrschaft, dessen Verlauf in seinem Zusammenhang mit dem Parteikampfe der Ghibellinen und Guelfen, mit dem Charakter des eigentlichen Volkes, mit der Gewaltthätigkeit des Adels und mit der Gewandtheit der Parteiführer zu schildern, eine ebenso schwierige, als mit dem Zwecke einer allgemeinen Geschichte unvereinbare Aufgabe wäre. Lange Zeit war der Krieg zwischen den Ghibellinen und Guelfen im Grunde nur ein Streit feindlicher Familien, nicht ein Kampf politischer Parteien; dies ward er erst, als die Guelfen an Karl I. von Anjou eine Stütze fanden. Damals erhielten die Guelfen, nach einem langen, mit abwechselndem Glücke geführten Kampfe, endlich das Uebergewicht. Sie vertrieben die Ghibellinen aus Florenz, zogen ihre Güter ein und verwendeten einen Theil derselben zur Bildung einer besonderen Kasse, aus welcher alle im Interesse der Guelfen-Partei nöthigen Ausgaben bestritten wurden. Sie mißbrauchten indessen ihre Gewalt, übten gleich den Ghibellinen, bei denen dies doch wenigstens ihrem politischen Grundsatze nicht unangemessen war, gegen das Volk aristokratischen Trotz, und geriethen durch frechen Stolz, durch grausame Privatrache, durch Befreiung von den Urtheilssprüchen der Tribunale mit dem demokratischen Geiste der Verfassung und der Bürgerschaft in Widerspruch. Dies rief dann um 1282 eine gewaltsame Veränderung hervor und verschaffte die Regierung dem angeseheneren Theile des Volkes oder den sechs vornehmeren Zünften, welche mit sechs anderen Zünften die sogenannte höhere Bürgerschaft und einen Gegensatz gegen die zwölf niederen Zünfte bildeten. Sechs sogenannte Prioren derselben, die sich bald den Namen der Herren Prioren oder der Signoria von Florenz anmaaßten, wurden die Regenten der Stadt. Da sich jedoch der Adel in die Zünfte einschreiben lassen konnte, so behielt er immer noch einen großen Einfluß. Dies hatte 1292 zwei neue Veränderungen und die völlige Verdrängung des Adels von der Herrschaft zur Folge, weil man durch seinen Einfluß die Regierung und die Gerechtigkeitspflege gehemmt sah. Die erste jener beiden Veränderungen war gerecht und billig; denn sie sollte es dem Volke nur möglich machen, die Urtheile auszuführen, die von seinem Tribunale ausgesprochen wurden. Man setzte nämlich einen Gonfaloniere di Giustizia oder Oberstrichter ein, welcher eine Schaar von 1000 Bürgern zu seiner Verfügung erhielt, um gegen die Adeligen, die einem Urtheile mit den Waffen Trotz boten, den Ausspruch der Gerichte vollziehen zu können. Die zweite Veränderung war ein neues constitutives Gesetz, vermöge dessen der Adel von allen Aemtern und Würden des Staates ausgeschlossen ward und selbst die bürgerlichen Rechte nur unter der Bedingung des

Wohlverhaltens genießen sollte. Man ging damals freilich ebenso, wie um das Jahr 1789 in Frankreich, zu weit; aber in Florenz, wie in Frankreich, war der Adel selbst schuld an seinem Sturze. Jedoch war diese Ungerechtigkeit der Florentiner gegen ihre Ritterschaft weniger von Mordthaten begleitet, als das ähnliche Verfahren der Mantuaner, welche um dieselbe Zeit über 50 Familien ihres Adels geradezu vertilgten. Uebrigens bestand in Florenz ein eigentliches System der Gewalt, da man selbst dann, wenn man blos verdächtig war oder auch nur im Rufe der Stärke stand, gerichtlich verurtheilt werden konnte, und da, um so unnatürliche Entscheidungen geltend zu machen, eine Macht von 14,000 Mann geschaffen worden war, welche zu jeder Zeit dem Rechte durch das Schwert Nachdruck gab.

Die Volksherrschaft erregte in Florenz bald zwischen der höheren Bürgerschaft und dem Pöbel denselben Streit, welcher vorher zwischen Adel und Bürgerschaft gewesen war. Dagegen rief aber die Blüthe der Demokratie auch ein herrliches Aufblühen der Gewerbe und Künste hervor und Florenz ward nicht nur eine der reichsten Städte Italiens, sondern es breitete auch seine Herrschaft und seinen Einfluß über ganz Toscana aus; denn durch den demokratischen Geist, der die Stadt und ihre Verbündeten beseelte, bildete sich auch ein militärischer, so daß Florenz eine Macht von 100,000 Streitern aufstellen konnte, welche vortrefflich eingerichtet und zum Kriege gebildet waren. Freilich vermehrte sich mit dem Wohlstande auch der Uebermuth des beweglichen Volkes und der große Dichter, der die florentinische Demagogie aus der Nähe sah (Dante), urtheilt über ihre Wirkung auf die Moralität ebenso, wie Aristophanes über die Folgen der athenischen geurtheilt hat. Auch fuhr der Adel fort, aus seinen Wohnungen Festungen zu machen und diese Burgen in der Stadt zu vermehren. Doch waren auch dieses verhältnißmäßig günstige Umstände, und das beste Zeugniß für das Glück jener Zeiten, in denen es nie an Greueln und Ungerechtigkeiten fehlte, ist das Lob, welches der kalt besonnene Macchiavelli, der der Demokratie gewiß nicht hold war, dem damaligen Zustande der Dinge ertheilt. „Niemals“, sagt Macchiavelli, „war unsere Stadt in einem blühenderen und glücklicheren Zustande, als in jener Zeit; sie war reich an Bevölkerung, an Schätzen und an Ruhm; sie hatte 30,000 waffenfähige Bürger, zu denen noch 70,000 aus dem Landgebiete kamen; die Bewohner von ganz Toscana gehorchten ihr theils als Unterthanen, theils als Verbündete; und obgleich zwischen Adel und Volk einiger Haß und Argwohn bestand, so hatte dies doch keine üblen Folgen, sondern Alle lebten einig und in Frieden.“

Am Schlusse des 13. Jahrhunderts ward Florenz durch eine neue

Parteiung erschüttert, die sich von Pistoja aus dahin verbreitete. Die Bürger von Pistoja hatten sich in Folge eines zwischen den Gliedern der Familie Cancellieri ausgebrochenen Zwistes in zwei feindliche Parteien getheilt, welche die Namen der Schwarzen und der Weißen führten. Die Florentiner mischten sich in diesen Streit und nahmen, nachdem sie eine Vermittelung zu Stande gebracht hatten, die Häupter beider Parteien als Geiseln mit sich in ihre Stadt, wo diese zu gastlicher Beherbergung in die angesehensten Häuser vertheilt wurden. Bald ergriffen die Wirthe Partei für ihre Gäste, und da zu jener Zeit zwei florentinische Familien, die Donati und die Cerchi, im heftigsten Streite mit einander lagen, so traten die Ersteren an die Spitze der Schwarzen, die Cerchi an die Spitze der Weißen. Der auf solche Weise nach Florenz verpflanzte Zwist der Pistojer nahm hier einen unversöhnlichen Charakter an. Der Papst Bonifacius VIII. aber benutzte diesen Streit, um dem französischen Prinzen Karl von Valois auf kurze Zeit zur Herrschaft von Florenz zu verhelfen. Karl mußte zwar, nachdem er die Stadt durch Erpressungen mißhandelt hatte, wieder abziehen; er brachte aber vorher die ganze Regierung in die Hände der schwarzen Partei und veranlaßte die Vertreibung aller Weißen (1302). Unter denen, welche damals verbannt wurden, befanden sich auch die beiden kräftigsten und größten Schriftsteller des Mittelalters, die einzigen unter den Neueren, die sowohl durch Charakter als durch Genie einen Platz neben den Größten unter den Griechen verdienen, der Geschichtschreiber Dino Compagni und der Dichter Dante. Sie sahen ihre Vaterstadt nicht wieder, sondern starben im Exil als Opfer dieser Revolution, welche Dino Compagni mit wunderbar kräftigen Zügen und mit furchtbaren Farben dargestellt hat.

Noch ehe diese inneren Kriege Florenz verwirrt hatten, war Pisa durch ein Seetreffen vom Gipfel seiner Macht herabgestürzt worden. Das ganze Jahrhundert hindurch waren die Pisaner mit den Genuesen in Kriege verwickelt gewesen; sie hatten sich überdies, da sie standhaft ghibellinisch blieben, auch der Guelfen zu erwehren gehabt. So lange noch ein Rest des hohenstaufischen Hauses übrig war, hoben sich die Pisaner mit der kaiserlichen oder ghibellinischen Partei in Italien von Zeit zu Zeit wieder empor; als jedoch das alte Haus völlig in Trümmer gefallen war, behaupteten sie sich nur mit Mühe gegen Florenz und geriethen zugleich aufs neue mit den Genuesen in Krieg. In diesem Kriege kam es dann 1284 zu einer entscheidenden Seeschlacht, in welcher nicht blos die pisanische Flotte zu Grunde gerichtet wurde, sondern auch fast der sechste Theil der streitbaren Mannschaft des Landes in Gefangenschaft gerieth. Dadurch sank Pisa

für immer von seiner Höhe herab; denn es konnte seit der Zeit den Rang, den es bisher unter den Staaten Italiens eingenommen hatte, nicht mehr behaupten. Nachdem die Macht von Pisa gebrochen war, konnten auch die toscanischen Städte Pistoja, Lucca, Siena und Arezzo sich nicht mehr mit Florenz messen, und die mächtige Demokratie dieses Staates ward die Hauptmacht des mittleren Italiens.

Die Venetianer dachten im 13. Jahrhundert noch nicht daran, Eroberungen auf dem festen Lande von Italien zu machen. Als sie es 1289 gegen die Stadt Triest versuchten, wurden sie in eine schmähliche Flucht getrieben und zeigten sich vorerst nicht wieder auf dem Festlande. — In Vicenza, Verona und Mantua war schon am Ende des 13. Jahrhunderts die Familie della Scala sehr mächtig, welche im Anfange des folgenden Jahrhunderts durch Dante's Beschützer, Can Grande della Scala, an der Spitze der Ghibellinen herrschend ward. Sie soll ihren ersten Wohlstand dem Oelhandel verdankt haben; von Can Grande aber rühmt Dante, daß er nicht nach Land und Metall, sondern nach Weisheit, Liebe und Tugend gedürstet habe. Das ganze übrige Oberitalien folgte dem Schicksale Mailands.

In Mailand herrschte um die Zeit von Friedrich's II. Tode dieselbe Verwirrung, wie in allen anderen Städten. Im Jahre 1256 schwang sich Martin della Torre an die Spitze der Regierung; der Adel ward aus der Stadt vertrieben und die Herrschaft blieb einige Jahre hindurch in den Händen der Familie Martin's. Zu der gestürzten Partei gehörte auch Otto Visconti, welchen der Papst Urban IV. 1263 zum Erzbischof von Mailand ernannte, und so groß war der Haß gegen den Adel, daß weder Otto selbst in die Stadt kommen durfte, noch auch der Papst es wagte, ihm, seinem Verwandten, zum Besitze des bischöflichen Stuhles zu verhelfen. Otto stellte sich daher an die Spitze der Vertriebenen und bekriegte, von einigen lombardischen Städten und vom castilianischen König Alfons X. unterstützt, das Haus della Torre und die Mailänder. Nach einem mehrjährigen Kampfe schlug er endlich 1277 seine Feinde in einem entscheidenden Treffen und errang sich dadurch nicht nur den Besitz des Bischofsstuhles, sondern auch die Herrschaft in Mailand. Die Torre waren zum Theil in der Schlacht gefallen, zum Theil wurden sie gefangen und grausam getödtet, der Rest aber aus der Stadt verbannt. Auf diese Weise kam die höchste Gewalt an das Haus Visconti. Unter der Herrschaft desselben erhielt Mailand wieder dieselbe übermächtige Stellung in der Lombardei, die es in früheren Jahrhunderten gehabt hatte. Am Anfange war jedoch die Herrschaft noch sehr schwankend und die Visconti konnten sich gegen die Torre,

welche in den Städten um Mailand großen Einfluß hatten und von denen einer Erzbischof von Aquileja war, ohne fremde Hülfe nicht wohl behaupten. Sie suchten und fanden diese Hülfe bei dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat, stürzten sich aber, ohne es zu ahnen, in eine große Gefahr, der sie nur durch Otto's Klugheit und Entschlossenheit glücklich entgingen. Wilhelm war von den Städten Pavia, Asti, Novara, Turin, Alba, Ivrea, Alessandria und Tortona zum Kriegsobersten ernannt worden und hatte dann diese Städte oder doch die meisten derselben gezwungen, ihm die Signorie oder Herrschaft zu übertragen; 1278 verschaffte ihm Otto Visconti, um seine Hülfe zu erhalten, das Amt eines Kriegsobersten und Commandanten in Mailand, und nun suchte es Wilhelm hier ebenso zu machen, wie in jenen Städten. Er täuschte gleich anfangs die Torre und ihre Anhänger durch einen friedlichen Ausgleich, in welchem er das, was er wünschte, erlangte, seinerseits aber keine einzige von den eingegangenen Bedingungen erfüllte; dann verschaffte er sich von seinem Schwiegervater, dem Könige von Castilien, einige hundert Mann Hülfstruppen; nachher suchte er seinen Schlag gegen Mailand und die Visconti auszuführen. Schon stand er auf dem Punkte, die Signorie von Mailand zu erhalten, als Otto, welcher allen seinen Schritten gefolgt war, seinen herrschsüchtigen Plan vereitelte. Seine Vertreibung war die Sache eines Augenblickes; Otto wartete, bis Wilhelm eine kleine Reise nach Vercelli machte, verschloß dem Zurückkehrenden die Thore der Stadt und ließ schnell einen anderen Kriegsobersten an seine Stelle wählen (1283). Der betrogene Markgraf verlor nachher auch die in anderen Städten mühsam errungene Macht und ward ein merkwürdiges Beispiel von dem Wechsel menschlicher Schicksale, von der Bestrafung ruchloser Tyrannei und von der Vereitelung der Entwürfe einer kräftigen und consequenten Bösartigkeit. Eine Stadt nach der anderen erhob sich gegen ihn, und als er dem Ausbruch einer Empörung in Alessandria zuvorkommen wollte, ward er von den Bürgern ergriffen und in einen Käfig, d. h. in einen schmalen, ringsum vergitterten Kerkerraum gesperrt (1290). In diesem kläglichen Zustande ließ man ihn zwei Jahre lang schmachten, ohne auf die Anträge und Versprechungen, die er den Alessandriern machte, Rücksicht zu nehmen. Als er endlich starb, gossen seine Peiniger, weil sie Verstellung fürchteten, ihm vor der Bestattung glühendes Blei in den Mund.

Wie gegen Wilhelm von Montferrat, so zeigte sich Otto Visconti auch gegen seine Mitbürger sehr klug und besonnen. Um den Schein der Freiheit zu behalten, hatte er nach der Vertreibung der Torre die weltliche Gewalt zwei weltlichen Herren übertragen lassen, welche nicht

zu seiner Familie gehörten, und erst als das Volk völlig eingeschläfert war, brachte er seinen nächsten Anverwandten, den Enkel seines Bruders, Matteo Visconti, den man später den Großen genannt hat, an die Spitze der Verwaltung. Auch damals verfuhr Otto sehr bedächtig; er ließ Matteo anfangs blos zum Statthalter bestellen (1284), und erst drei Jahre später bewog er das Volk, ihn unter dem bescheidenen Titel eines Anziano oder Aeltesten förmlich zum Staatsoberhaupte zu ernennen. Nicht lange nachher kam auch der Rest der Besitzungen Wilhelm's von Montferrat in die Hände der Visconti. Wilhelm hatte einen 15jährigen Sohn hinterlassen, der sich am neapolitanischen Hofe aufhielt; ohne diesen ihren jungen Herrn zu fragen, übertrugen die Stände von Montferrat die Verwaltung ihres Landes an Matteo Visconti und setzten ihm dafür ein Jahrgeld aus (1292).

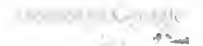
Als Otto starb (1295), ging in Mailand nicht die geringste Veränderung vor: Matteo blieb Beherrscher von Mailand. Er ward sogar von zwei deutschen Kaisern, von dem Einen aus Geldverlegenheit, von dem Anderen aus Habsucht, mit der fürstlichen Würde geschmückt; denn Adolf von Nassau und Albrecht I. von Oestreich ernannten ihn hinter einander zum Reichsvicar oder kaiserlichen Statthalter in der Lombardei. Am Ende des 13. Jahrhunderts schien den Visconti zur Erlangung der herzoglichen oder königlichen Würde in der ganzen Lombardei nichts zu fehlen, als daß sie die Familien verdrängten, die in den anderen Staaten herrschten. Auch dazu ward bald nach Otto's Tode der Anfang gemacht. Matteo schloß im Jahre 1300 durch die Vermählung seines Sohnes Galeazzo I. mit der Schwester des Markgrafen Azzo von Este eine enge Verbindung mit diesem Hause, ward 1301 Herr der Stadt Bergamo, und er ergriff damals alle Maaßregeln, um sich auch die anderen Städte zu unterwerfen.

Mailand selbst blühte in der ersten Zeit der Visconti zu einem ungewöhnlichen Glanze auf. Die Stadt hatte, nach einer statistischen Angabe aus der letzten Zeit des 13. Jahrhunderts, 13,000 Privathäuser, 6000 Brunnen, 3000 Mühlen, 400 Metzgerbuden, ebensoviele Backöfen, 1000 Schenken und 150 schöne Verpflegungsanstalten. Die Zahl der Einwohner betrug 200,000; unter diesen waren 40,000 waffenfähige Männer, 200 gelehrte Richter, 400 Notare, 200 Aerzte, 80 Schullehrer, 50 Unternehmer des Abschreibens von Büchern (also Inhaber eines Geschäftes, welches jetzt durch unsere Buchdruckereien ersetzt ist), 80 Hufschmiede, 30 Glockengießer, 100 Harnischfabrikanten. Der tägliche Bedarf der Einwohner erforderte 1200 Modius Getreide, 70 Ochsen u. s. w.; außerdem hatte man jährlich 6000 Wagen Wein, 200,000 Wagen Heu und 50,000 Wagen

Holz nöthig. Das Gebiet von Mailand enthielt außer 60 Vorstädten 150 Burgen mit den dazu gehörigen Dörfern und 600 selbstständige Dörfer, und konnte 8000 Ritter und 240,000 Mann zu Fuß stellen. Die Zahl der Kirchen im Mailändischen betrug 1355, die der Altäre 3000, die Gesammtzahl aller geistlichen Personen 10,000, sowie die der geistlichen Lehen mehr als 18,000. Die Stadt hatte 2 Mauern, welche je 1500 und 11,000 Ellen lang waren, und 6 Hauptthore, 12 Nebenthore und 100 Thürme hatten; der die Stadt umgebende Graben war 30 Ellen breit. Wir würden den blühenden Zustand der Gewerbe in Mailand, der aus diesen Angaben hervorgeht, unglaublich finden, wenn uns nicht Aehnliches von Florenz gemeldet würde.

Dieser Glanz von Mailand und der Glanz des Hauses Visconti insbesondere ward auf lange Zeit wieder verdunkelt, als Matteo mit seines Vaters Bruder, Peter von Serepio, in Zwist gerieth und dadurch den kleinen Herren rund um Mailand die längst ersehnte Gelegenheit gab, die Macht der Visconti zu brechen. Diese Herren hatten mit den angesehensten Häusern der verschiedenen lombardischen Städte einen Bund gegen Matteo geschlossen und bewogen jetzt auch den über seinen Neffen erbitterten Peter von Serepio und einige andere Glieder seines Hauses, sich an sie anzuschließen. Matteo hoffte durch die Verhaftung seines Oheims den Bund seiner Feinde zu sprengen, veranlaßte aber gerade dadurch den Ausbruch der Verschwörung. Im Juni 1302 rückte Alberto Scotto, der Beherrscher von Piacenza, an der Spitze der Verbündeten gegen Matteo zu Felde, schlug ihn in einem entscheidenden Treffen und zwang ihn sogar, sich gefangen zu geben, verbürgte ihm aber dabei gegen die Verzichtleistung auf die Herrschaft in Mailand den Besitz seiner dortigen Familiengüter. In Folge dieses Unglückes der Visconti kehrten die Torre nach Mailand zurück, die Visconti aber und unter ihnen selbst diejenigen, welche mit den Gegnern ihres Familienhauptes verbunden gewesen waren, wurden vertrieben; ja, sogar der größte Theil des Adels mußte, weil er es mit Matteo gehalten hatte, die Stadt verlassen. Bald nachher verlor derselbe auch die Herrschaft von Bergamo und Tortona; denn Alberto Scotto, der aus der Gefangenschaft Matteo's den größtmöglichen Vortheil zu ziehen suchte, brach ohne Bedenken die gegen ihn eingegangenen Bedingungen und nöthigte ihn, jene Städte zu räumen.

Mit dem Sturze der Visconti gerieth die Lombardei wieder in die größte Verwirrung. Diese nahm bald so sehr zu, daß sich Alles nach der Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens sehnte. In dieser nämlichen Zeit wilder Unruhe und regen Lebens aber erreichte Italien eine Höhe innerer Bildung, die in keiner folgenden Zeit je wieder



erreicht worden ist. Dies beweisen, auch ohne andere Documente, Guido Cavalcanti's philosophischer Gedankenflug und Dante's unsterbliche Werke.

2. Deutschland im 13. Jahrhundert.

1. Dänische Angelegenheiten während der Regierung der Hohenstaufen.

Außer den bereits erzählten deutschen Begebenheiten, welche mit der Geschichte Italiens und mit den persönlichen Angelegenheiten der Kaiser zusammenhängen, sind noch einige andere nachzuholen, die für das Schicksal und den Zustand der deutschen Nation wichtig sind. Von diesen muß zunächst der Untergang der von den Dänen auf deutschem Boden gegründeten Macht dargestellt werden, weil durch denselben Norddeutschland völlig umgestaltet wurde.

König Waldemar I. und sein Freund, der Bischof Axel oder Absalon, hatten, wie oben erwähnt ward, den kriegerischen Eifer der Skandinavier wieder erweckt und die durch die Kreuzzüge unter diesen herrschend gewordene Idee, daß Heiden zu morden und zu unterjochen bei Gott und Menschen ein Verdienst sei, zur Eroberung der von heidnischen Wenden bewohnten deutschen Küsten der Ostsee benutzt. Die völlige Ausführung von Waldemar's Plan scheiterte an der Kraft Friedrich Barbarossa's und Heinrich's des Löwen; seine beiden Söhne, Kanut VI. und Waldemar II., waren jedoch glücklicher. Der Erstere (1182 — 1202) unterwarf einen großen Theil von Pommern und Mecklenburg, sowie das Land Holstein, nahm den Beherrscher des letzteren, Adolf von Schauenburg, gefangen, eroberte Lübeck und Hamburg und gab sich den Titel „König der Dänen und Wenden". Selbst über die Oder hinaus machte er Raubzüge in das Brandenburgische. Sein Bruder, Waldemar II. (1202 — 1241), ließ sich gleich nach seiner Erwählung in Lübeck unter großen Feierlichkeiten als König der Dänen und Wenden und als Beherrscher von Nordalbingien (Holstein) krönen. Dann benutzte er die Gefangenschaft des Grafen Adolf von Schauenburg, um die tapfere Besatzung von Lauenburg zur Uebergabe zu nöthigen. Lauenburg ward den Dänen geräumt und Adolf mußte, um die Freiheit zu erhalten, sein deutsches Reichslehen Holstein dem Könige Waldemar überlassen und sich in seine Stammgrafschaft Schauenburg an der Weser zurückziehen. Hierauf unternahm Waldemar nicht nur Eroberungszüge nach Esthland und Livland, sondern er breitete auch durch neue Unternehmungen gegen die Pommern und Mecklenburger seine Besitzungen auf der deutschen Seite der Ostsee noch weiter aus, ließ eine Brücke über die Elbe bauen, legte auf der Westseite dieses Flusses ein Castell an und

suchte sich im Lande zwischen Weser und Elbe festzusetzen. In Esthland und Livland erreichte er seine Absicht ohne große Mühe, da die dortigen deutschen Colonisten des Ordens der Schwertbrüder und die Geistlichkeit jener Gegenden vergebens die Hülfe des Kaisers und des deutschen Reiches gegen ihn anriefen. Auch kam ihm dabei, sowie bei anderen Unternehmungen, der Umstand zu Statten, daß das dänische Reich damals durch eigenthümliche Gesetze besser organisirt war, als irgend ein anderer europäischer Staat. Dies war ganz besonders in Betreff des Kriegswesens der Fall. Sobald ein Leding oder Kriegszug angekündigt war, mußte in Dänemark, wie überall, der Adel gerüstet erscheinen, wogegen er sonst frei war. Die anderen Grundeigenthümer hatten, je nach dem Werthe ihrer Grundstücke, eine bestimmte Zahl Schiffe und Männer zu stellen. Daher konnte Waldemar mit 1400 Schiffen und einem verhältnißmäßig zahlreichen Heere nach Livland ziehen; in dieser Flotte befanden sich 500 sogenannte lange Schiffe mit je 120 Mann, welche besonders von den Städten gestellt worden waren.

Bald galt Waldemar's Wort vom finnischen Meerbusen an bis nach Stade, selbst das schwedische Reich nicht ausgenommen, und er sicherte durch Anstalten im Frieden, was er durch das Schwert erworben hatte. Er gründete Stralsund; er verlieh der neuen Stadt sehr bedeutende Rechte; er ließ die Gesetze bekannt machen, die unter seinem Namen noch jetzt vorhanden sind; er verschaffte sich endlich von Friedrich II. die kaiserliche Zusicherung alles dessen, was er vorher mit Gewalt an sich gerissen hatte. Friedrich stellte 1214 um seines persönlichen Vortheils willen eine von ihm und 13 deutschen Fürsten unterzeichnete Acte aus, in welcher er, obgleich er noch nicht im vollgültigen Besitze der deutschen Krone war, dem König Waldemar das jenseits der Elbe und Elde (nicht Eider) gelegene deutsche Gebiet und die im Lande der Wenden gemachten Eroberungen als dänisches Besitzthum abtrat.

Was auf diese Weise durch den Kaiser selbst dem Reiche entzogen worden war, das ward neun Jahre später der deutschen Nation durch einen unbedeutenden Grafen, Heinrich von Schwerin, wieder erworben, der den mächtigen Dänenkönig ganz unerwartet vom Gipfel seiner Macht herabstürzte. Heinrich herrschte mit seinem Bruder Gunzelin gemeinschaftlich über die Grafschaft Schwerin und beide Brüder hatten schon 1214 den dänischen König als ihren Lehensherrn anerkennen müssen. Im Jahre 1217 nun brachte Waldemar eine Vermählung zwischen seinem natürlichen Sohne, dem Grafen Nikolaus von Holland und der einzigen Tochter Gunzelin's zu Stande und dieser wies seiner Tochter als Heirathsgut seinen An-

theil an den Schwerinischen Gütern an, zu denen sogar die Hälfte des Stammschlosses Schwerin gehörte. Als nicht lange nachher Gunzelin starb, bestritt Heinrich das Recht seiner Nichte an das Schweriner Land und widersetzte sich auch der Besitznahme desselben; dafür entriß ihm aber Albrecht von Orlamünde, der dänische Generalstatthalter aller Länder diesseits der Eider, nicht nur das Stammschloß ganz, sondern er beraubte ihn sogar auch der ihm gehörenden Hälfte der Grafschaft. Heinrich war zu schwach, um sein Land wieder zu erobern; er suchte daher durch List zu erreichen, was er durch Gewalt nicht erlangen konnte und sein Unternehmen ward von seltenem Glücke begleitet. Er begab sich, nachdem er mit einigen kleinen Herren im Mecklenburgischen und Lüneburgischen Abrede genommen hatte, an den dänischen Hof, begleitete den König Waldemar auf seinen Jagden und suchte eine Gelegenheit zur Gefangennehmung desselben zu erhalten. Diese fand sich bei einer Jagd auf einer kleinen Insel (Lyöe) bei Fünen. Heinrich überfiel den König und seinen Sohn Nachts in einem Zelte und bemächtigte sich Beider, trotz des Widerstandes, welchen Waldemar leistete und bei dem derselbe verwundet wurde. Er schleppte die Gefangenen nach einem bereit liegenden Schiffe, fuhr mit ihnen nach Mecklenburg hinüber, brachte sie von da schnell in das Lüneburgische und ließ sie hier in dem Schlosse Dannenberg verwahren, welches einem seiner Freunde und Verbündeten gehörte (1223). Vergebens verwendete sich sogleich der Papst Honorius III., den die Dänen dazu aufforderten, für die Freilassung des Königs; Heinrich von Schwerin kümmerte sich nicht im geringsten um ihn und die päpstlichen Vorstellungen, und Drohungen konnten um so weniger Erfolg haben, als man in Norddeutschland nie viel Rücksicht auf den römischen Stuhl genommen hatte und als der Kaiser Friedrich II. selbst nicht nur den Bemühungen des Papstes seine Unterstützung versagte, sondern sich sogar Mühe gab, den dänischen König in seine eigene Gewalt zu bekommen. Auf der einen Seite beauftragte Friedrich zwar seinen Reichsverweser in Deutschland, den Erzbischof Engelbrecht von Köln, seine Vermittelung anzubieten, auf der anderen ließ er aber durch die Bischöfe von Würzburg und Hildesheim dem Grafen von Schwerin alles Mögliche versprechen, wenn er Waldemar dem Kaiser überliefere. Der Papst übertrug darauf die Betreibung der Sache demselben Ordensmeister Hermann von Salza, welcher einige Jahre nachher auch zwischen Gregor IX. und Friedrich als Vermittler auftrat, und nun wurden mehrere Conferenzen gehalten, auf welchen man die Bedingungen der Freilassung Waldemar's festsetzte. Der Letztere sollte nicht allein dem Grafen Heinrich ein Lösegeld von 40,000 Mark Silbers bezahlen, sondern auch die eroberten

deutschen Länder dem Reiche zurückgeben, ja sogar sein eigenes dänisches Reich vom Kaiser zum Lehen nehmen. Die Bevollmächtigten der Dänen und König Waldemar gingen Alles ein, nur die Abhängigkeit ihrer Krone vom deutschen Kaiser gaben sie durchaus nicht zu. Darüber zerschlug sich die ganze Sache. Kaiser und Reich nahmen jetzt ihre Vermittelung zurück und die Waffen mußten entscheiden.

Graf Heinrich hatte unterdessen mehrere mächtige Verbündete erhalten und als Albrecht von Orlamünde, den die Dänen nach Waldemar's Gefangennehmung zu ihrem Reichsverweser ernannt hatten, mit einem Heere in Holstein erschien, zogen ihm außer Heinrich noch der Burggraf von Wettin, der Graf von Werle, ein Herr von Lüneburg und der Sohn des vertriebenen Grafen von Holstein, Adolf IV., entgegen. Bei Mölln unweit Lauenburg kam es im Jahre 1225 zu einem hitzigen Treffen, welches ganz zum Verderben der Dänen ausfiel. Ihr Heer wurde vernichtet und Albrecht von Orlamünde gefangen genommen. Nun begannen die Unterhandlungen von neuem und da Friedrich in Italien beschäftigt, sein Sohn Heinrich aber noch ein Kind und der Reichsverweser Engelbrecht kurz vorher ermordet worden war, also im Grunde gar keine Verwaltung mehr in Deutschland bestand, so gelangte man bald zum Ziele. Graf Heinrich und seine Verbündeten gaben in Rücksicht des Reiches nach, und machten dagegen größere Forderungen für sich selbst. Die Dänen mußten sich zu einem Lösegeld von 45,000 Mark verstehen, den ganzen Strich zwischen Elbe und Eider, sowie das Land der Wenden mit Ausnahme der Insel Rügen an das Reich zurückgeben, dem Grafen Adolf als Herrn von Holstein die Festung Rendsburg abtreten, den Lübeckern, den Hamburgern und allen anderen mit Dänemark verkehrenden deutschen Handelsstädten die früheren Freiheiten und Gerechtsame wieder zuerkennen und für alles dieß Geiseln stellen. Nachdem dieser Vertrag angenommen und beschworen war, erhielt Waldemar am Ende des Jahres 1225 und sein Sohn im Frühling des folgenden Jahres seine Freiheit wieder. Waldemar war kaum nach Dänemark zurückgekehrt, als er das Drückende der eingegangenen Bedingungen empfand und sich, wahrscheinlich durch dieses Gefühl getrieben, an den Papst wandte. Honorius entband ihn von den beschworenen Verpflichtungen, hob den geschlossenen Vertrag auf und ermahnte Heinrich von Schwerin mit drohenden Worten, von den auf demselben beruhenden Forderungen abzustehen. Der Graf bekümmerte sich jedoch um den Papst wenig. Er hatte wahrscheinlich das Verfahren Waldemar's schon im Voraus erwartet, weil es das gewöhnliche Auskunftsmittel war, dessen sich die Mächtigen jener Zeit bedienten, wenn sie einen geleisteten Eid nicht halten wollten; denn wir finden ihn, als Waldemar sich von dem

Vertrage lösen ließ, bereits im Bunde mit dem Herzog Albrecht von Sachsen, mit dem Erzbischof Gerhard von Bremen und mit mehreren anderen Fürsten, welche durchaus keinen Antheil an den Verhandlungen über die Freilassung des dänischen Königs gehabt hatten.

Der Bund des Grafen von Schwerin bestand aus denjenigen Ständen im Norden von Deutschland, die sich nach Heinrich's des Löwen Sturz mit dessen Beute bereichert hatten; dagegen schloß sich der Enkel Heinrich's des Löwen, Otto das Kind, welcher als Stifter der noch bis in unsere Zeit blühenden Zweige des welfischen oder guelfischen Hauses bemerkenswerth ist,*) an Waldemar an. Otto besaß den braunschweigisch-lüneburgischen Theil der großväterlichen Erbschaft, war schon 1224 enge mit den Dänen verbunden und hoffte vielleicht mit Waldemar's Hülfe auch den Rest von Heinrich's des Löwen Reich wieder zu erlangen. Waldemar brach mit seinem Heere in Holstein ein, war aber damals zu seinem Unglück verblendet genug, die freien Dithmarschen zu zwingen, ihn, den Eroberer, mit ihrer demokratisch eingerichteten Volksmasse zu begleiten. Bei Bornhövde traf er im Juli 1227 mit dem Heere seiner Gegner zusammen und erlitt noch einmal eine völlige Niederlage. Nach den dänischen Berichten waren es die Dithmarschen, welche den Verlust der Schlacht herbeiführten und zwar dadurch, daß sie sich absichtlich zurückzogen oder gar ihre Waffen mit den feindlichen vereinigten. Waldemar selbst war gefährlich verwundet und Otto das Kind gefangen. Der Letztere erhielt während seiner Haft den rührendsten Beweis der Treue seiner Braunschweiger, die sich damals durch Festigkeit und Muth ein unsterbliches Denkmal stifteten. Friedrich's II. Sohn, der römische König Heinrich, wollte nämlich Otto's Gefangenschaft benutzen, um sich der Stadt Braunschweig zu bemächtigen; die Bürger schlugen aber mit tapferer Ausdauer seinen Angriff zurück und retteten sich und ihrem Fürsten die Stadt. Sie wurden dafür von Waldemar mit einem Privilegium beschenkt, durch welches ihr Handel im Norden, der schon früher bedeutend war, noch weit blühender ward; der Dänenkönig befreite sie in allen seinen Staaten nicht nur von der Entrichtung der Zölle, sondern auch von dem Strandrechte. Einige Jahre nachher löste sich Otto aus der Gefangenschaft. Auch Albrecht von Orlamünde mußte sich durch Abtretung von Burgen und Gütern freikaufen; er verlor namentlich Lauenburg, welches Albrecht von Sachsen erhielt, der dann

*) Der hannöverischen, der braunschweigischen und der englischen Regentenfamilie; die erstere ist gegenwärtig depossedirt, die zweite stirbt mit dem jetzt regierenden Herzog aus und auch in England wird mit dem Tode der Königin an die Stelle der welfischen Dynastie eine neue, die Sachsen-Coburgische, treten.

dort das Herzogthum Sachsen-Lauenburg stiftete. Das Land Holstein blieb im Besitze des Grafen Adolf von Schauenburg. Die wichtigsten Folgen des Sieges bei Bornhövde aber waren: die Vernichtung der dänischen Herrschaft in Norddeutschland, die gänzliche Befreiung von Lübeck, die damals beginnende Freiheit der Stadtgemeinde von Hamburg, die feste Begründung des demokratischen Freistaats der Dithmarschen, sowie eine Belebung des Volkslebens und eine Regsamkeit und Mannigfaltigkeit des Wesens eigenthümlicher Verfassungen, die man in unseren Zeiten, wo der Mensch sich nach der gemachten Form und nicht die Form nach dem Menschen richten soll, vergebens suchen würde.

Dies zeigt sich ganz besonders in den Stadtrechten Niedersachsens, welche fast alle in diesem Jahrhundert neu gegeben oder doch ganz umgeändert wurden, sowie in dem Einfluß der Studienanstalt des westphälischen Klosters Corvei. Ein neues oder reformirtes Stadtrecht erhielten: Stade um 1209, Rostock um 1218, Goslar um 1219, Braunschweig um 1232, Lübeck um 1235, Münden um 1246, Hildesheim um 1249 u. s. w. In diesen Privilegien kommen sehr merkwürdige Bestimmungen vor. In dem Goslarer Stadtrecht z. B. heißt es unter Anderm: „Wer ein Jahr und einen Tag in der Stadt gewesen, ist frei; in seinem Hause ist jeder unverletzlich; selbst wenn ein Bürger einen Geächteten bei sich aufnimmt, darf man nicht in sein Haus eindringen, sondern man muß ihn vor Gericht rufen; die Gilden sind verboten; jeder Einwohner muß an den Abgaben Theil nehmen; ausgenommen sind nur die Geistlichen, diesen darf aber auch dafür kein Haus in der Stadt geschenkt werden, sondern nur das aus dem Verkauf eines Hauses erlöste Geld." Im Braunschweiger Stadtrecht ist die Confiscation aus dem vernünftigen Grunde verboten, weil ein Mann wohl seinen Hals, nicht aber das Recht seiner Leibeserben verwirken könne. In denselben Gesetzen ist dem Bürger das Recht gegeben, einem Adelichen, wenn er gegen denselben vergebens bei dem Marschall Recht gesucht hat, sein Gut anzuhalten, sobald er in die Stadt kommt; einen Pfaffen aber möge der Bürger sogleich bei seinem Leib oder Gut festnehmen, damit er nicht nöthig habe, dem geistlichen Gerichte nachzulaufen.

Der Einfluß der Studienanstalt zu Corvei läßt sich selbst durch die finstersten Zeiten hindurch verfolgen. Diese alte Anstalt hatte im vorhergehenden Jahrhundert unter der Leitung eines Mannes, wie Wibald von Corvei war, wieder ungemein gewonnen und mehrere einsichtsvolle Aebte folgten ihm und seinen Bemühungen. Corvei gehörte zu den vorzüglichsten Anstalten außerhalb Italiens; es wurde als ein Mittelpunkt der Wissenschaft betrachtet; die dortige Bücher-

sammlung war die bedeutendste in Deutschland und man kann eine fortlaufende Reihe von Aebten und Mönchen dieses Klosters anführen, die sich mit den verschiedensten Wissenschaften beschäftigten. Auch ward dort das Griechische fortdauernd betrieben, obgleich die Kenntniß desselben sonst so selten war, daß man sehr oft die Frage aufgeworfen hat, ob nicht der Leibnitz des 13. Jahrhunderts, Albertus Magnus, sein Griechisch und die Kenntniß des Aristoteles blos den Arabern verdanke. Uebrigens war ungeachtet des großen Einflusses, welchen wissenschaftliche Anstalten wie die zu Corvei übten, der Aberglaube im Allgemeinen nicht weniger finster, als vorher. Indessen beweisen die Mönche, in deren Schriften wir die Beispiele davon finden, ihre eigene bessere Einsicht. Auch muß ihre Kenntniß der Griechen und Römer hie und da auf den Sinn der Nation gewirkt haben; denn wir finden, daß sogar Bürger von Städten, wie die von Huy in Belgien, auf den Einfall kamen, antike Schauspiele aufzuführen.

2. Die Stedinger und die Inquisitions-Versuche in Deutschland.

Unserem Grundsatze gemäß, nie zu lange die Bewegung der Handlung durch ausführliche Erläuterung der ruhenden Form zu unterbrechen oder vom Aufzählen der Momente in das Ausmessen der Räume überzugehen, können wir nur Weniges über die Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten der Stedinger und der anderen friesischen Völkerschaften an der Nordsee bemerken, obgleich diese uns die besten Beispiele und Belege zu dem geben könnten, was kurz vorher über die Lebendigkeit der Verfassungen jener Zeit angedeutet worden ist. Die Friesen sind die einzige germanische Völkerschaft, welche von jeher die demokratische Form der monarchischen vorzog und deren ganze Rechtseinrichtung selbst noch in späteren Zeiten mit dieser Form zusammenhing. Sie bewohnten meist mit einander verbunden die ganze Küste der Nordsee von Antwerpen an bis nach Schleswig hin, wurden aber später durch mancherlei Umstände getrennt und hatten im zwölften Jahrhundert nur noch in einzelnen Theilen ein volksthümliches Dasein. Von dieser altfriesischen Verbindung waren die Westfriesen, die Ostfriesen und die Rüstringer größere Theile und ungemischten Stammes und Rechtes, die Stedinger aber, sowie die Butjadinger, Kuhdinger, Altländer, Hadeler, Wurstländer und Dithmarschen kleinere Vereinigungen und gemischten Stammes und Rechtes. Die Nordfriesen auf der Küste von Jütland, auf den Inseln Amrum, Sylt u. s. w. bilden einen besonderen Zweig.

Die kleineren Völkerschaften, welche zwischen der Hunte im Oldenburgischen und der Eider in Schleswig wohnten, hatten die demokratischen Formen behauptet und der ritterliche Adel, der sich auch hier eindrängte, fand großen Widerstand. Dieser Widerstand der streitbaren und stets freien Friesen gegen Adels- und Fürstengewalt würde noch kräftiger gewesen sein, wenn unter den kleinen Land- und Dorf-Republiken ein Zusammenhang Statt gefunden hätte und die Stedinger schon damals mit ihren Brüdern und nächsten Nachbarn, den Rüstringern, innig verbunden gewesen wären. Aber die verwandten Stämme waren vereinzelt und erst gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts vereinigten sich die Stedinger mit den Rüstringern, wie auch die ebenfalls rein ländliche Republik der Butjadinger diesseits des Meerbusens der Jahde dem Druck der Bischöfe von Bremen erst viel später dadurch zu entgehen suchte, daß sie sich an die Ostfriesen anschloß und in den Schutz ihrer Grafen begab. Die Stedinger mußten schon früh um ihre Freiheit kämpfen, weil nach der Entstehung der Stadt und Grafschaft Oldenburg eine Anzahl Junker auch in ihr Land hinabkam, welches damals ganz anders bewohnt war, als jetzt; denn während heut' zu Tage dort ebenso, wie überall in der Marsch, die Häuser über das Land hin zerstreut sind und nur wenig bedeutende Dörfer sich finden, lagen damals die Wohnungen der Stedinger insgesammt an den Deichen oder Dämmen. Die Junker drängten sich zwischen die Bauern hinein und wollten auf den einzelnen Hügeln, die sie zum Theil selbst aufführen ließen, ihre Nester bauen; sie erlagen aber (im Anfange des 13. Jahrhunderts) in dem blutigen Streit, der sich darüber erhob, und die Stedinger, die im Kampfe mit ihnen völlig kriegerisch wurden, vertilgten die eingedrungenen Grafen und Herren sammt ihren Burgen.

Kaum waren die Stedinger mit den Junkern fertig, so geriethen sie mit den Pfaffen in Streit, weil sie die adelichen Bischöfe und Domkapitel mit ihrem geistlichen Gericht ebenso wenig bei sich dulden wollten, als die Anmaaßungen der Ritter. Ganz besonders erregten sie den Zorn des Erzbischofs von Bremen und dieser belegte sie, als sie sich seinem Willen nicht fügen wollten, mit dem Banne. Die frommen aber freisinnigen Landleute machten sich jedoch aus dem Fluche des Erzbischofs nichts, jagten die fremden Pfaffen fort und richteten sich selbst ihren eigenen Gottesdienst ein. Nun wurden sie von dem Erzbischof und seinem adelichen Anhange dem Geiste der Zeit gemäß überall als Erzketzer ausgeschrieen. Man warf ihnen die lächerlichsten Dinge vor; die Hauptsache aber war, daß sie das Evangelium der Freiheit gegen die Lehre der Unterdrückung predigten und dadurch auf die noch unbefangenen Gemüther jener Gegenden den größten

Eindruck machten. Der Erzbischof unternahm in Verbindung mit seinem Bruder, dem Grafen von der Lippe, einen Kriegszug gegen sie. Er glaubte mit seiner Ritterschaft das Bauernvolk leicht niederwerfen zu können, erlitt aber eine schmähliche Niederlage und sein Bruder büßte das Leben ein. Jetzt wandte er sich an den Papst Gregor IX., der gerade damals überall eine Spürjagd gegen die Leute angeordnet hatte, welche ausgeartetes Pfaffenwesen nicht mehr als Christenthum anerkennen wollten. Noch rauchte das Land der ausgerotteten Albigenser und die Trümmer der einst blühenden Städte desselben bezeugten die Grausamkeit der Pfaffen; in Spanien entstand die Inquisition; in Frankreich brannten Scheiterhaufen; in den Niederlanden und in dem mittleren Deutschland begann unter der Leitung Konrad's von Marburg die Ketzerverfolgung; aller dieser Grausamkeiten ungeachtet war aber der Papst selbst in seiner eigenen Residenz von Ketzern umgeben und seine Nachfolger mußten sich dort sogar zur Duldung derselben verstehen. Jetzt ward das päpstliche Spür- und Verfolgungssystem auch auf das Stedinger Land ausgedehnt, obgleich dort gar keine Ketzer waren. Gregor erließ 1232, auf Bitten des Erzbischofs von Bremen, Schreiben an die Bischöfe von Lübeck, Minden und Ratzeburg, in welchen er ihnen auftrug, das Kreuz gegen die freien Landleute predigen zu lassen und Kaiser Friedrich II., als Feind jeder Art von freier Verfassung, sprach die Acht über sie aus.

Im ersten Jahre des Glaubenskrieges, der nun an der Nordsee begann (1233), erschlugen die Stedinger den gegen sie zu Felde ziehenden Grafen von Oldenburg nebst 200 Rittern, die von der Fremde her als Kreuzfahrer sich zu ihm gesellt hatten. Nun begannen die erbitterten Mönche eine neue und heftigere Kreuzpredigt gegen sie und im nächsten Jahre strömten über 40,000 Streiter unter dem Herzog von Brabant und unter den Grafen von Holland, von Cleve, von der Mark und von Oldenburg herbei. Gegen ihre Uebermacht erhob sich im Stedinger Lande alles, was mannbar war und 11,000 Bauern zogen zur Vertheidigung ihrer Freiheit und ihres heimathlichen Bodens aus. An ihrer Spitze standen als Führer Bolcke von Bardenfleet, Tammo von Huntdorpe und Detmar von Damme, drei Männer, die so gut wie ein Arnold Winkelried im Andenken der Nation unsterblich sein sollten. Mit einem Muthe, den die Gegner Wahnsinn genannt haben, boten diese 11,000 Stedinger, deren jeder mit einem kurzen Schwert und einem fünf Fuß langen, vorn zum Stoß, hinten zum Hieb eingerichteten Speer versehen war und die keine anderen Schutzwaffen hatten, als einen sehr leichten Panzerrock, einen kleinen Schild und eine unbedeutende Kopfbedeckung, bei Alteneschi dem viermal so starken Heere ihrer Feinde ein Treffen an (1234.) Sie fochten wie Helden,

tödteten den Grafen von Oldenburg und mehrere andere Fürsten nebst 4000 Reisigen; aber das Schlachtfeld war der berittenen Ritterschaft günstiger, als den leicht bewaffneten Stedinger Bauern, welchen nicht, wie in den folgenden Zeiten bei ähnlichem Kampfe den Schweizern, das Gebirge ein Bollwerk und der enge Weg eine Festung war. Von allen Seiten her umritten, erlagen sie der Uebermacht der feindlichen Waffen und mehr als die Hälfte von ihnen fand den Tod in der Schlacht oder in der Weser. Die Uebrigen flüchteten sich zu den Rüstringern und einten sich völlig mit ihnen; ihr Land aber fiel in die Gewalt des Erzbischofs von Bremen.

Dies geschah um dieselbe Zeit, als im mittleren Deutschland der erste Versuch, die Inquisition im Reiche einzuführen, scheiterte. Hier war der von Gregor IX. mit der Verfolgung der Ketzer beauftragte und bevollmächtigte Dominikanermönch, Konrad von Marburg, in Thüringen, in Hessen und am Rhein umhergezogen und hatte auf eine wahrhaft unsinnige Weise seine geistliche Gewalt mißbraucht. Ein sittenloses Weib und ein gemeiner Mensch dienten ihm, um die Ketzer aufzuspüren und anzuklagen und jeder, der von ihm der Ketzerei beschuldigt ward, verlor entweder auf das bloße Zeugniß solcher Leute hin das Leben, oder er wurde, wenn er sich schuldig bekannte, mit der schimpflichen Abscheerung des Kopfhaares und mit schwerer Buße bestraft, so daß also bei Konrad nur Lügen und entehrende Strafe gegen Tod auf dem Scheiterhaufen schützten. Der Ketzerrichter beschränkte seine Verfolgungen bald nicht mehr auf Menschen von geringem Stande, sondern er lud auch Edelleute und Grafen vor sich und verurtheilte sie ohne Recht und Gericht. Endlich wandte sich ein Graf von Sayn, welchem Konrad das Haar hatte scheeren lassen, klagend an Kaiser und Reich und auf einer Reichsversammlung zu Frankfurt ward Konrad der Ungerechtigkeit und Grausamkeit schuldig befunden, die bestehende Form des Rechtes aber feierlich gewahrt und in Schutz genommen. Kaum war dies unter Mitwirkung der angesehensten Geistlichen des Reiches geschehen, als Konrad in der Nähe von Marburg durch einige Edelleute erschlagen wurde (1233). Mit dem Tode des wüthenden Pfaffen hörte das Unwesen der Inquisition in Deutschland für immer auf. Wäre Konrad etwas vorsichtiger gewesen, so hätte es nachher im deutschen Reiche der Justinianeischen Rechtslehrer nicht bedurft, um alle Freiheit zu ersticken; die Mönche würden dies schon allein zu Stande gebracht haben. Aber Konrad verdarb sich und seines Gleichen das Spiel. Sein tolles Treiben hatte sowohl den Klerus als die Laien gegen die Ketzermacherei erbittert und nach seinem Tode wagte es keiner mehr, das Amt eines Ketzerrichters in Deutschland zu übernehmen.

3. Deutsche Geschichte von der letzten Zeit Friedrich's II. bis auf die Erwählung Rudolf's von Habsburg.

Es ist schon oben angegeben worden, wie kurz nach der Zeit, in welche die so eben erzählten Begebenheiten fallen, Kaiser Friedrich II. nach Deutschland zurückkehrte, und aller Bemühungen des Papstes ungeachtet die Absetzung seines ältesten Sohnes Heinrich, sowie die Erwählung seines zweiten Sohnes, Konrad IV., zum deutschen König erlangte. Hier ist noch hinzuzufügen, daß des Kaisers häufige Abwesenheit und sein bekannter Grundsatz, Deutschland als Mittel für seine italienischen Zwecke zu gebrauchen, die unseligsten Folgen für das Vaterland hatte. Nicht als hätte es an geschriebenem Rechte gefehlt; im Gegentheil, dieses Recht, der Feind des ewigen und ungeschriebenen Rechts, welcher die mit der Nation gleich alten und vom Vater auf den Sohn überlieferten Rechtsgewohnheiten vertilgte, drang vielmehr gerade damals unwiderstehlich ein. Ja, das Aufschreiben lag sogar im Geiste der Zeit; denn in das 13. Jahrhundert fallen unter Andern jene beiden Sammlungen deutscher Landrechte, welche unter dem Namen Sachsenspiegel und Schwabenspiegel berühmt sind. Die erstgenannte ist ihrem Ursprung nach eine Privat-Arbeit; Eike von Repgowe, ein Gerichtsschöff aus dem Anhaltischen, stellte sie aus Reichsgesetzen und Rechtsbräuchen zuerst in lateinischer Sprache zusammen; er übertrug sie sodann (vor 1235) auf den Wunsch eines Grafen von Falkenstein ins Deutsche und versah sie mit einer gereimten Vorrede. Der Schwabenspiegel, welchem dieser nicht ganz passende Name erst im 17. Jahrhundert beigelegt wurde, benutzt eine weit größere Anzahl von schriftlichen Vorlagen; dieses Buch, welches das oberdeutsche Land- und Lehenrecht in sehr weitem Sinn umfaßt, liegt in mehreren Bearbeitungen vor, von denen man die verbreitetste in die Zeit nach 1270 zu versetzen pflegt; es wurde in die niederdeutsche Sprache, aber auch ins Böhmische, Französische und Lateinische übersetzt.*) Zudem ließ Gregor IX. im Jahre 1234 eine Samm-

*) Ueber die deutsche Königswahl heißt es im Schwabenspiegel: „Den künic sullen drî phafen fürsten unde vier leien fürsten kiesen. Der bischof von Mênze ist kanzler ze diutschen landen; der hat die ersten stimme an der kür. Der bischof von Triere ist kanzler über das künicrîch Arel (Arelat, Burgund): der hat die andern stimme an der kür. Der bischof von Kollen, der ist kanzler ze Lamparten (Lombardei) unde hat die dritten stimme an der kür. Daz sint driu fürsten ampt; diu hoerent ze der kür. Under den leien fürsten so hat der phalenzgrave von Rîne die ersten stimme an der kür: der ist des rîches truhsaeze undo er sol dem künige die ersten scüzel tragen. Der herzoge von Sahsen hat die andern stimme an

lung päpstlicher Verordnungen verfertigen und bekannt machen, durch die das neue Kirchenrecht ungefähr ebenso festgestellt ward, wie einst durch Justinian's Gesetzbuch das neue Fürstenrecht; im 13. Jahrhundert endlich lebten und schrieben zu gleicher Zeit die Erfinder philosophischer Systeme und Lehrbücher und die Verfasser großer Encyclopädieen, ein Albertus Magnus, ein Thomas von Aquino, ein Bonaventura, ein Vincent von Beauvais und Andere. Es fehlte also weder an geschriebenen Rechten, noch an wissenschaftlicher Behandlung derselben; was konnte dies aber helfen, da es an der Hauptsache, an der Ausübung des Rechtes, fehlte? Der Richter mochte immerhin entscheiden, kein Arm verschaffte seinem Spruche Ansehen und Gehorsam. Friedrich selbst, weil er die deutschen Herren zu seinen Zwecken in Italien brauchte, ertheilte bei seiner Anwesenheit in Deutschland eine Menge Privilegien, die den losen Reichsverband immer lockerer machen mußten. Als er hierauf nach Italien zurückkehrte, hinterließ er seinem Sohne zu geringe Streitkräfte, als daß dieser das kaiserliche Ansehen überall hätte aufrecht erhalten können. Vergebens flehten daher die Böhmen und Ungarn, als die Tataren in ihr Land einbrachen, inständig um die Hülfe des Reichs. Konrad nahm freilich das Kreuz gegen die Barbaren und rief die deutschen Fürsten feierlich genug zusammen; von einer Ausführung war aber keine Spur zu sehen und Friedrich verfolgte seine Pläne in Italien, ohne sich um die Noth an der Ostgrenze seines Reiches zu bekümmern.

Weit ehrenvoller benahmen sich die deutschen Stände bei den wiederholten Aufforderungen des Papstes, ihrem Kaiser untreu zu werden. Gregor IX. konnte, so lange er lebte, auf die Briefe, in welchen er ihnen die Absetzung ihres Kaisers verkündigte, nie eine andere Antwort erhalten, als: der Papst habe nicht das Recht, Kaiser zu machen, sondern nur den von den Fürsten erwählten Kaiser zu krönen. Auch Innocenz IV. fand anfangs wenig Gehör. Auf seinem Concil zu Lyon erschienen nur wenige deutsche Geistliche und diese hörten mehr auf die Rechtfertigungsgründe des kaiserlichen Gesandten, Thaddäus

der kür under den leien: der ist des küniges marschalc unde sol dem künige sîn swert tragen. Der marcgrave von Brandenburc, der hat die dritten stimme an der kür unde ist des riches kamerer unde sol dem künige wazer geben. Der herzoge von Beiern hat die vierden stimme an der kür unde ist des riches schenke unde sol dem künige den ersten becher tragen. Dise vier sullen tiutsche man sîn von vater unde von muoter oder von eintwederme (einem von beiden). Unde swenne (so oft) si wellent kiesen, so sullen si gebieten eine sprache ze Frankenfurt." — Baiern hatte übrigens nur vorübergehend (zu Rudolf's I. Zeit) die Kurwürde und das Schenkenamt, welches eigentlich Böhmen zustand.

von Suessa, als auf die allerdings nicht ungegründeten und unter vielen Thränen vorgebrachten Beschuldigungen des Papstes. Im folgenden Jahre (1246) wurden jedoch viele der vornehmsten Geistlichen des Reiches vom Papste umgestimmt oder durch Versprechungen und Geschenke gewonnen, und um das Volk auf eine neue Königswahl vorzubereiten, brachte man unter den Deutschen die gehässigsten Gerüchte von Friedrich's Unglauben in Umlauf, besonders die bekannte Anekdote von seinem Ausspruche über Moses, Mohammed und Christus. Der Kaiser wurde bald von vielen Deutschen als ein Frevler verspottet, der weder Eid noch Treue halte und mit den Ungläubigen eine gottlose Gemeinschaft habe. Doch widersetzten sich der Wahl eines Gegenkaisers die Markgrafen von Meißen und Brandenburg, die Herzoge von Baiern, Brabant, Braunschweig und Sachsen und der König von Böhmen, so sehr auch Innocenz diese Fürsten mit seinen Briefen bestürmte. Endlich wußten die deutschen Pfaffen zu helfen und trotz des Widerstrebens der weltlichen Großen eine neue Königswahl zu Stande zu bringen. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln nämlich, als die beiden Häupter der deutschen Geistlichkeit, schrieben eigenmächtig eine Versammlung nach Würzburg aus, wo sich dann nur geistliche Herren, ihre Creaturen und Vasallen, einfanden, und ein Dominikaner mußte ihnen behülflich sein, um einen der weltlichen Fürsten zur Annahme der gefährlichen Würde eines Gegenkönigs zu bewegen. Man hatte dazu den Landgrafen **Heinrich** von Thüringen und Hessen ausersehen, der vielleicht von einem seiner Wohnsitze, der Burg Raspenberg, den Beinamen **Raspe** führte; dieser hatte aber, obgleich er als Herr von zwei Ländern hinreichende Macht besaß, seither Bedenken getragen, sich zu den Zwecken des Papstes gebrauchen zu lassen, weil er nicht reich genug war, um die Kosten eines Krieges mit Friedrich bestreiten zu können; auch weil er nicht mehr jung war und nicht zu den vornehmsten Fürsten des Reiches gehörte. Das erstere Bedenken hob der Papst durch Uebersendung einer Summe von 25,000 Mark Silbers, mit der man bei dem damaligen Zustande Deutschlands Truppen genug werben konnte; die beiden anderen Hindernisse aber und alle Gewissensbedenklichkeiten Heinrich's beseitigte sein Beichtvater, der Dominikaner Elger von Honstein, der den abergläubigen Mann ganz beherrschte und in Friedrich den grausamen Verfolger seines Ordens haßte. So ward Heinrich Raspe, der Sohn des Landgrafen Hermann, dazu gebracht, wider denselben Mann als Gegenkönig aufzutreten, den einst sein Vater hatte erheben helfen. Er ließ sich im Mai 1246 auf der Versammlung zu Veitshöchheim bei Würzburg zum deutschen König ausrufen, erhielt aber beim Volke sogleich den Spottnamen des Pfaffenkönigs, weil fast nur Geistliche ihn ge-

wählt hatten. Er wurde anfangs vom Schicksal begünstigt; denn als König Konrad einen von Heinrich nach Frankfurt ausgeschriebenen Reichstag zu hindern suchte, ward er in der Nähe dieser Stadt von dem Gegenkaiser geschlagen, und da er sich gleich nachher auch von seinen Schwaben, denen er die erlittene Niederlage zuschrieb, verlassen sah, so konnte ihn Heinrich sogar in dem Stammlande der Hohenstaufen selbst angreifen. Hier wandte sich aber das Glück von dem neuen König: er mußte die begonnene Belagerung von Ulm wegen einfallender großer Kälte bald wieder aufheben und war von dort kaum nach Thüringen zurückgekehrt, als er starb (Februar 1247). Da er von keiner seiner drei Gemahlinnen Nachkommenschaft besaß, so erlosch mit ihm der Mannsstamm des thüringischen Landgrafenhauses, das mit dem fränkischen Königshaus eines Ursprungs war, so daß um Thüringen ein Erbfolgestreit entstand.

Der Erzbischof von Mainz, Siegfried, war zwar schon vor Heinrich Raspe gestorben; es gab aber geistliche und weltliche Fürsten genug, die einen neuen Schattenkaiser zu ihrem und des Papstes Werkzeug zu machen wünschten. Selbst der König von Böhmen, der Herzog von Brabant und andere Fürsten, die sich früher der Wahl Heinrich's widersetzt hatten, waren jetzt anderes Sinnes geworden. Doch waren die Päpstler in Verlegenheit, weil sich eine Zeit lang Niemand fand, der die gefährliche und leere Würde von ihnen hätte annehmen wollen. Endlich empfahl ihnen der Herzog von Brabant, der sich selbst die bedenkliche Ehre verbat, seinen Schwestersohn, den Grafen Wilhelm von Holland und dieser wurde dann im September 1247 unter Leitung eines päpstlichen Legaten auf einer Versammlung in Neuß, die überwiegend aus Geistlichen bestand, zum König erwählt. Die Würde des Reiches, die Bedeutung der Zeit und die Ehre der Person wurde von den Päpstlern bei dieser Wahl wenig beachtet, da Wilhelm noch nicht einmal den Ritterschlag erhalten hatte und das Volk so wenig von ihm wissen wollte, daß die Bürger von Aachen, wo er gekrönt werden sollte, ihm über ein Jahr lang die Thore ihrer Stadt verschlossen hielten. Auch in den übrigen Theilen des Reiches, abgesehen vom Niederrhein, erlangte Wilhelm weder das Ansehen noch die Macht eines Königs. Nur in Schwaben hatte er einen Anhang, weil man sich dort freute, durch Konrad's Verdrängung der herzoglichen Gewalt entledigt zu sein, und außerdem verschaffte er sich durch seine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs von Braunschweig, Otto's des Kindes, noch in Niedersachsen einigen Einfluß.

Mit dieser Theilung und Auflösung der kaiserlichen Gewalt beginnen die unglücklichen Zeiten Deutschlands, wo das Oberhaupt der

Nation die Kaiserwürde als ein Mittel zu seinem Zwecke, die Fürsten und Ritter aber den Reichsverband als ein Sklavenjoch ansahen, wo jeder, der sich seiner Haut nicht wehren konnte, Pfaffen oder Raubrittern dienstbar ward, wo diese an Flüssen und Wegen Burgen bauten, um Zoll und Geleite zu erzwingen und dagegen die Städte, durch ein gemeinsames Interesse verbunden, sich zu einer bis dahin nicht gekannten Freiheit erhoben. Am ärgsten war die Verwilderung und Unordnung in Schwaben, in den angrenzenden Strichen von Baiern, in Thüringen, im Hessischen, in der Pfalz und im ganzen nachherigen ober- und niederrheinischen Kreise. Da weder Wilhelm noch die größeren Landherren dieser Gegenden dem Unfuge der rohen Junker, die nur bei den Damen fein waren, zu steuern vermochten, so schloß ein großer Theil der dortigen Städte und Fürsten eine Verbindung, die man den rheinischen Bund nannte und deren Zweck die Vernichtung der Raubschlösser und Zölle und die Beschützung des Handels gegen die Straßenräuberei der Junker war. Dieser Bund, dessen Gründung von den Mainzern unter besonderer Mitwirkung des trefflichen Bürgers Arnold Waltpod ausging, veranstaltete 1254 einen Tag zu Worms und ward 1255 durch den Kaiser Wilhelm bestätigt. Er umfaßte Basel, Freiburg, Kolmar, Speier, Worms, Oppenheim, Mainz, Boppard, Bonn, Köln, Trier, Metz, Fulda, Frankfurt, Gelnhausen, die Herzoge und Grafen von Baiern, Würtemberg, der Pfalz und Thüringen, sowie viele andere Städte und Herren. Die Verbündeten stellten mit Wilhelm's Erlaubniß eine gemeinschaftliche Bundesmiliz auf, ernannten Befehlshaber derselben und ordneten Bundestage an, welche regelmäßig alle Monate gehalten werden sollten. Indessen bestand der Bund kaum neun Jahre lang in voller Kraft; denn die demselben beigetretenen Ritter und Fürsten konnten unmöglich mit den Städtern auf die Dauer verbunden bleiben, weil sie, wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sich ausdrückt, zu sehr zum Raube geneigt waren und es ihren Standesbegriffen nach schimpflich fanden, daß Kaufleute über Männer von Ehre und Adel zu befehlen haben sollten. Ganz anders verhielt es sich mit einer anderen Städteverbindung, welche um dieselbe Zeit in Norddeutschland geschlossen wurde und Jahrhunderte lang fortbestand, weil sie nur aus gleichartigen Gliedern zusammengesetzt war. Dieser nachher unter dem Namen der Hanse berühmt gewordene Bund wird von dem Vertrage hergeleitet, welchen Hamburg 1241 zur Sicherung des gegenseitigen Verkehrs mit Lübeck schloß, nachdem die nämliche Stadt schon zwei Jahre früher zur Beschützung ihrer Schiffahrt auf der Elbe ein Bündniß mit den Hadelern und Westfriesen errichtet hatte. Lübeck hatte in den letzten Jahrzehenden ein hohes Ansehen gewonnen, wozu namentlich einer jener ausgezeich-

neten Bürger beitrug, deren Namen in Deutschland weit weniger berühmt sind, als sie es dem Verdienste nach sein sollten: Alexander von Soltwedel, der schon bei Bornhövde (1227) mitgekämpft hatte und der später (1234) die Unabhängigkeit der Vaterstadt gegen ihren früheren Freund Adolf IV. von Holstein und ihren alten Gegner Waldemar II. von Dänemark behauptete; als Orlogshauptmann erfocht er damals den ersten deutschen Seesieg an der Mündung der Warnow. Der Verbindung von Hamburg und Lübeck trat zuerst 1247 die Stadt Braunschweig bei, die ihren welfischen Herzogen nur Ehrenrechte zuerkannte und zu denjenigen Handelsplätzen gehörte, welche die in Niedersachsen erzeugten Producte nach dem Norden ausführten; nach und nach schlossen sich auch die anderen norddeutschen Städte an den Bund an. Die europäische Bedeutung der Hanse begann jedoch erst im folgenden Jahrhundert. Wie nöthig übrigens Verbindungen, wie der rheinische und hanseatische Bund, in jenen Zeiten waren, kann man aus einer unter Wilhelm's Regierung zwischen dem Herzog Albrecht von Braunschweig und dem Erzbischof Gerhard von Mainz, also zwischen zweien der ersten Stände des Reichs, ausgebrochenen Fehde erkennen. Albrecht war mit der Belagerung einer Burg beschäftigt, als ihm der Erzbischof Gerhard und der Graf von Eberstein ins Land fielen und, statt ihn selbst aufzusuchen, die Gegend von Göttingen wie rohe Barbaren verwüsteten. Nach diesen Heldenthaten zogen sie ins Gothaische, um sich im Kloster Volkenroda gütlich zu thun. Hier überraschte sie Albrecht's Vogt, der über das Göttingische gesetzt war und nahm sie gefangen. Albrecht war über die von ihnen in seinem Lande verübten Greuel so erbittert, daß er den Ebersteiner bei den Füßen aufhängen ließ und den Erzbischof lange gefangen hielt.

Wilhelm von Holland war als Kaiser und als tapferer Ritter vorzugsweise am Niederrhein, in Westphalen und in den Niederlanden beschäftigt; er erfuhr aber am Niederrhein von den Bürgern der Städte und von seinen eigenen Freunden, den Erzbischöfen, beleidigenden Widerstand, sobald er ihnen nicht zu Gefallen handelte, hatte in seinem eigenen Gebiete seine Noth mit den Westfriesen und Flamändern und war selten von zahlreicher Kriegsmacht begleitet. Nichtsdestoweniger würde er vielleicht, bei seinen unleugbaren Talenten, wenigstens in einem Theile des Reiches die Ordnung wieder hergestellt haben, wenn nicht die Streitigkeiten mit den Nachbarn seines Stammlandes ihn zu sehr in Anspruch genommen und seinen frühen Tod herbeigeführt hätten. Die wichtigste von diesen Streitigkeiten hängt ihrem Ursprunge nach mit der Entstehung des lateinischen Kaiserthums in Constantinopel zusammen. Balduin von Flandern, der erste Kaiser dieses Reiches, hatte bei seiner Erhebung auf den griechischen Thron (1204)

Flandern und Hennegau seinen beiden Töchtern überlassen, von welchen die eine, Johanna, 1244 kinderlos starb und die andere, Margaretha, dann das Ganze erbte. Die Letztere hatte sich 1212 mit Bourchard von Avesnes vermählt und demselben zwei Söhne, Johann und Balduin, geboren. Da Bourchard früher die niedere Priesterweihe erhalten hatte und nachher in den geistlichen Stand zurücktrat, so war diese Ehe von dem Papste für ungültig und die in ihr geborenen Söhne für unehelich erklärt worden; dagegen hatte Margaretha diese Söhne vom Kaiser Friedrich II. als rechtmäßig und der Nachfolge fähig anerkennen lassen. Später lernte sie den Grafen Wilhelm von Dampierre kennen, vermählte sich mit ihm und erklärte, als sie auch aus dieser zweiten Ehe Söhne erhalten hatte, ihre erste Ehe für ungesetzlich und die Kinder aus derselben für unfähig, das mütterliche Land zu ererben. Darüber entstand zwischen ihr und ihren Söhnen erster Ehe ein langwieriger Streit, in welchen Wilhelm als Graf von Holland, als Schwager Johann's und nachher auch als Kaiser verwickelt wurde. Noch vor Wilhelm's Erwählung zum deutschen Kaiser war eine Uebereinkunft geschlossen worden, nach welcher die Söhne zweiter Ehe einst Flandern erben, Johann und Balduin aber mit Hennegau abgefunden werden sollten. Dagegen erhob sich jedoch Wilhelm, welcher gerade damals seine Schwester mit Johann vermählte und diesem als seinem treuesten Kriegsgefährten Dank schuldig war. Er nahm von dem Umstande, daß Margarethe ihm als deutschem Könige die Huldigung verweigerte, Veranlassung, sie ihrer Reichslehen verlustig zu erklären und diese an Johann zu übertragen. Nun griff Margarethe den Kaiser in seinen eigenen Landen an und rief gegen ihren Sohn die Franzosen ins Hennegau. Wilhelm dagegen hatte an den Westfriesen tüchtige Bundesgenossen und schlug mit ihrer Hülfe die Flamänder, als sie 1253 in Seeland erschienen, so völlig, daß sie der Sage nach an 30,000 Mann an Todten zurückließen und Wilhelm ihre Gefangenen zum Schimpf und Spott nackt nach Hause schickte. So wacker die Westfriesen damals gestritten hatten, so wenig glaubten sie sich verbunden, dem König Wilhelm nach Deutschland oder gar auf dem italienischen Zuge, den er im Sinne hatte, zu folgen; er aber, rüstig, ritterlich und glücklich wie er war, hielt sich für mächtig genug, das Bauernvolk zur Heeresfolge zu zwingen. Die Westfriesen waren damals, wie ihre Brüder, die Ostfriesen und Rüstringer, in Gaue und Geschlechter getheilt und standen theils unter eingeborenen Häuptlingen, theils hatten sie ihre republikanischen Obrigkeiten und Volksgerichte; doch galt auch bei den letzteren oft eine derbe Faust und ein nerviger Arm mehr, als das beste Recht. Die Gaue und Geschlechter der Westfriesen waren unter einander in steter Fehde und selbst in den einzelnen Gauen rief

die Ausführung der Gerichtssprüche häufigen Streit hervor. Es war daher für eine Anzahl rüstiger Ritter nicht schwer, die Westfriesen im offenen Kampfe zu besiegen; allein sie dauernd und völlig zu unterwerfen, würde wegen der Beschaffenheit ihres Landes nicht einmal stehenden und besoldeten Heeren, geschweige denn ritterlichen Schaaren, möglich gewesen sein. Wilhelm bedachte dies nicht und verlor darüber sein Leben. Er griff im Herbst 1255 die Westfriesen an, schlug sie und durchzog einen bedeutenden Theil ihres Landes. Dann wollte er im Winter, als die Moore und Sümpfe hart zugefroren waren, die Unterwerfung desselben vollenden. Der Anfang war glücklich; denn die Dregterländer wurden völlig besiegt. Als Wilhelm aber eines Tages selbst ausritt, um für sein Fußvolk einen Weg über die Eisdecke eines Morastes zu suchen, brach er mit seinem schwer gepanzerten Streitroß im Eise ein und nun stürzten die Friesen, welche hinter hohem Schilf lauernd versteckt waren, schnell herbei und erschlugen ihn, ehe die Seinigen zu Hülfe eilen konnten (Januar 1256).

Ein charakteristischer Zug der Regierung dieses deutschen Königs war, daß er, nachdem Friedrich II. die Bürgerfreiheit den größten Theil seiner Regierung hindurch unterdrückt hatte, das entgegengesetzte Verfahren einschlug und die Städte nicht nur in Hinsicht ihrer Freiheiten förderte, sondern sogar ihre Verbindungen mit einander duldete und unterstützte. Er bestätigte um dieselbe Zeit, als die Hanse entstand und ein Theil der niedersächsischen Städte ein freies Gemeinwesen erhielt, nicht nur den rheinischen Bund, sondern hob, besonders in seinem eigenen Lande, die Städte durch Freibriefe.

Bei der Wiederbesetzung des durch Wilhelm's Tod erledigten deutschen Thrones sehen wir aufs neue eine Art Kurfürsten-Recht von den drei ersten Bischöfen des deutschen Reiches ausgeübt und es wird zugleich ein sogenanntes Kur-Collegium erkennbar, da die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln und die Beherrscher von Sachsen, Brandenburg, Böhmen und Pfalz zum ersten Male als die alleinigen Wähler erscheinen. Von jenen Bischöfen saß der eine, Gerhard von Mainz, noch im Braunschweigischen gefangen, und die Leitung des Wahlgeschäftes war also den beiden anderen Erzbischöfen, Konrad von Köln und Arnold von Trier, überlassen. Beide faßten Ausländer ins Auge: Konrad bestimmte, von den nächsten Freunden des verstorbenen Wilhelm, besonders von Johann von Avesnes geleitet, den reichsten Prinzen jener Zeit, den Grafen Richard von Cornwallis, einen Bruder des englischen Königs Heinrich III., zum künftigen Oberhaupte des Reiches; Arnold von Trier dagegen dachte an den König Alfons X. von Castilien, welcher, gleichviel mit welchem Rechte, für den mächtigsten und weisesten König seiner Zeit galt

und der durch seine Mutter ein Enkel des staufischen Kaisers Philipp war. Richard stand jedoch mit Deutschland in leichter und ununterbrochener Berührung, Alfons nicht. Der Erzbischof von Trier hatte sich freilich in dem herkömmlichen Wahlort Frankfurt festgesetzt, versprach den Wählern in Alfons' Namen eine bedeutende Summe Geldes und gab vor, auch von Sachsen, Brandenburg und Böhmen Vollmacht zu haben; allein Richard von Cornwallis kaufte den Erzbischof von Mainz los und machte den Wählern entweder sogleich bedeutende Geschenke oder zeigte sie ihnen doch in naher Zukunft. Das war mehr als die kahlen Versprechungen des Castilianers; Richard wurde daher von dem Mainzer und Kölner Erzbischof und dem Pfalzgrafen am Rhein auf einem Felde vor Frankfurt zum König ausgerufen (Januar 1257), und auch Ottokar II. von Böhmen erklärte sich gleich nachher für ihn. Arnold ließ sich freilich dadurch nicht irre machen und erwählte (April 1257) in seinem Namen und im angeblichen Auftrag der Fürsten von Sachsen, Brandenburg und Böhmen seinen Candidaten zum deutschen Könige; dieser hat aber nie den Boden von Deutschland betreten, während Richard sich nicht nur gleich nach seiner Erwählung mit seiner Gemahlin in Köln krönen ließ, sondern auch nachher noch mehrere Male in Deutschland erschien und dort beständig Regentenhandlungen ausübte. Bei Gelegenheit seiner ersten Reise nach Deutschland hat ein Zeitgenosse, der ein wahrer Freund seines Vaterlandes gewesen zu sein scheint, bitteren Hohn über die Wähler und den Gewählten ausgegossen, indem er eine spöttische Anekdote erzählt, die man zwar nicht als Geschichte, wohl aber als das Urtheil eines Biedermannes über die Geschichte gelten lassen wird. Ein anonymer Chronikschreiber jener Zeit beschreibt nämlich Richard's erste Reise mit folgenden Worten: „Richard erschien nach seiner Erwählung in Deutschland, zahlte seinen Wählern und anderen deutschen Bischöfen und Fürsten viel Geld und wurde, da er sehr reich war, durch die deutschen Fürsten in die einzelnen Städte und Länder am Rhein geleitet, wo man ihn aus Hochachtung gegen die begleitenden Fürsten ehrenvoll aufnahm. Als er aber bis nach Basel gekommen war, ging ihm das Geld aus und nun verließen ihn die deutschen Fürsten, indem sie sagten, sie hätten ihn nicht wegen seiner Person, sondern nur wegen seiner Schätze gewählt; er selbst aber kehrte auf einem anderen Wege in seine Heimath zurück." Es ist schon nach dem, was vorher über Richard und Alfons gesagt wurde, kaum nöthig zu bemerken, daß diese Angaben nicht richtig sein können; überdies traf Richard wieder aus England in Deutschland ein und war hier weder das erste Mal, noch auch später verlassen. Dagegen zeigen aber die von ihm ausgestellten Diplome und die Berichte von seinen Reisen

in Deutschland, wie wahr die Behauptung ist, daß er sich blos durch Geld und durch reichlich ausgetheilte Privilegien einen Anhang verschaffte. Den Wormsern bezahlte er auf seiner ersten Reise die Aufnahme in ihre Stadt mit baaren tausend Mark und als er bei seiner zweiten Ankunft die Städte Worms und Oppenheim mit den Herren von Stein und von Guntheim in Fehde traf, fand er die Letzteren mit 200 Mark seines eigenen Geldes ab, damit er nur mit einigem Recht und Glück den Schiedsrichter machen könnte. Uebrigens wurden von ihm besonders die wetterauischen Reichsstädte, d. i. Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar bedacht. Nach seiner Vermählung mit der schönen Beatrix von Falkenstein (1269) schuf er den Verwandten derselben zu Gefallen am Rhein und in der Wetterau Vogteien, die von den Städten und Herren der Umgegend sehr ungern gesehen wurden. Die Vermählung selbst feierte er in Friedrich Barbarossa's Palast zu Kaiserslautern, den er dazu wieder herstellen und ausschmücken ließ und zwar unter Festlichkeiten, welche jenes Kaisers Krontage ins Gedächtniß zurückriefen.

Der Papst suchte die geschehene Doppelwahl zu benutzen, um seine Gewalt geltend zu machen, und lud die beiden Prätendenten der deutschen Krone, Alfons und Richard, vor sich; doch war dies vergeblich und seine Geschäftigkeit hatte fast eine lächerliche Seite, da Richard im wirklichen Besitz der Krone war und blieb. Für Deutschland war die Regierung Richard's aus verschiedenen Gründen eine jammervolle Zeit. Das hohenstaufische Haus verlor durch nothgedrungene Verkäufe seiner Güter, sowie durch das Verfahren Richard's, welcher gleich seinem Vorgänger den letzten Sprößling desselben nicht einmal mehr als Herzog von Schwaben anerkannte, alles Ansehen und ging schon vor Konradin's Zug nach Italien unter. Dagegen erhoben sich in Schwaben die Grafen von Württemberg durch Gewalt und Raub. Von Recht und Gericht schrieb und sammelte man in Deutschland zwar fortwährend viel; aber beides waren bloße Wörter, welche der Starke mißbrauchte und die nur den Schwachen schreckten. Ueberall schalteten und walteten die Ritter und Herren nach Willkür, besonders gegen die Städte, die zwar nicht eigentlich frei, aber doch größtentheils kaiserlich und also von den Reichsfürsten unabhängig waren; und in Thüringen, in der Wetterau, an der Lahn, am Rhein, in Schwaben und in den burgundischen Landen gab es eine ebenso große Menge von Burgen, als in Italien, wo z. B. in dem zwischen den Flüssen Dora Baltea und Po gelegenen Ländchen Canavese sich nicht weniger als 2000 Burgen fanden. Was half es, daß nach der Auflösung des rheinischen Bundes, welcher so zu sagen schon in der Geburt erstickte, in Quedlinburg (1270) ein neuer Bund zur Aufrechthaltung

des Landfriedens geschlossen ward? Das Reich schien in sich selbst zu zerfallen, und von Osten her drohte noch dazu Ottokar II. von Böhmen, slavische Herrschaft über einen Theil desselben zu bringen; denn er hatte nicht nur Mähren, Oestreich und Steiermark mit seinem Erbreich verbunden, sondern auch sogar in Baiern schon festen Fuß gefaßt, und plünderte dieses Land in regelmäßig wiederholten Zügen systematisch aus.

Das Verlangen, die höchste weltliche Würde in unbestrittenem Besitz eines tüchtigen Mannes zu sehen, wurde bei den verwirrten Zuständen so allgemein, daß ihm nicht mehr zu widerstehen war. Auch der wohlgesinnte Papst Gregor X., der das Uebergewicht der Franzosen zu fürchten begann, forderte in sehr bestimmten, ja drohenden Ausdrücken die deutschen Fürsten zur Einsetzung eines Kaisers auf, nachdem Richard (1272) in England gestorben war; auf Alfons von Castilien wurde keine Rücksicht genommen. Bei der nun eingeleiteten Wahl erscheinen die sieben größten deutschen Fürsten als eigentliche Kurfürsten oder als diejenigen Landherren, welche die ganze Nation repräsentiren. Einer von ihnen, der Mainzer Erzbischof Werner von Eppenstein (Epstein im Taunus), glaubte ebenso, wie früher der Kölnische, Konrad von Hochstaden, das Recht zu haben, dem Reiche ein Oberhaupt zu geben; und er konnte dies um so mehr denken, als ihn dabei blos Dankbarkeit und Ueberzeugung leiteten, während sein Mitbruder von Köln bei Richard's Erwählung sich nur durch Geld hatte bestimmen lassen. Rudolf von Habsburg, ein in der nördlichen Schweiz begüterter Graf, hatte den Erzbischof Werner einst auf der Reise nach Rom, wo derselbe sich das Pallium holte, sowie bei der Rückkehr von dort sicher über die Alpen geleitet und dieser hielt sich dafür zu lebenslänglichem Danke verpflichtet. Als daher nach Richard's Tode die Wahlfürsten über die Ernennung eines neuen Königs berathschlagten, empfahl ihnen Werner den Grafen Rudolf aufs nachdrücklichste. Außer ihm war auch Rudolf's Schwager, der Burggraf zu Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, sehr thätig für dessen Erwählung; er leitete besonders die Unterhandlungen, durch welche der Herzog Ludwig II. von Baiern gewonnen wurde, der einer Stütze gegen Ottokar von Böhmen und andere Feinde bedurfte. Den böhmischen König schloß man von der Theilnahme an der Wahl ganz aus. Auf die übrigen Wahlfürsten hatten hauptsächlich zwei Umstände Einfluß. Der vorgeschlagene Kaiser hatte sechs Töchter und gewährte dadurch den noch unvermählten Fürsten von Sachsen und Brandenburg, sowie dem verwittweten Herzog Ludwig von Baiern die Aussicht, mit dem vorgeschlagenen Kaiser in eine Heirathsverbindung zu treten und sich seiner zu ihren Zwecken zu bedienen. Rudolf

hatte ferner, was bei der herrschenden Eifersucht auf die Städte nicht unwichtig war, seither in seinen heimathlichen Gegenden die Kriege der Ritterschaft gegen die Bürger der Städte geführt, wiewohl er mitunter auch einmal, nach der Weise der späteren italienischen Condottieri oder Söldnerhäuptlinge, den Städten in ihren Fehden behülflich gewesen war. Man würde übrigens sehr irren, wenn man sich durch den bloßen Grafentitel und durch die aus der Einfalt jener Zeit zu erklärende Geldarmuth und Prachtlosigkeit Rudolf's auf den Gedanken leiten ließe, daß er einer der unbedeutenderen Herren des Reiches gewesen sei. Er hatte von seinem Vater und von seiner Mutter, einer Gräfin von Kyburg, nicht blos die Grafschaften Habsburg, Kyburg und Lenzburg geerbt, sondern er besaß auch viele andere Striche in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß.*) Außerdem hatten Uri, Schwyz und Unterwalden ihn, wie einst seinen Großvater, als ihren Schutzvogt angenommen, Zürich aber und Freiburg im Uechtlande dienten unter seiner Anführung. Endlich war er auch Schutzvogt vieler Klöster, Stifter und Bisthümer und hatte sich als Unternehmer freiwilliger Kriegszüge an der Spitze einer bedeutenden, ihm ganz ergebenen abenteuernden Ritterschaft, die er nicht durch Raub und Greuel an sich fesselte, sondern an strenge Disciplin und patriarchalische Enthaltsamkeit gewöhnte, großen Ruhm erworben. Er war gerade auf einem der Kriegszüge, die er oft in Anderer Sold unternahm, begriffen und mit der Belagerung von Basel beschäftigt, als er die Nachricht erhielt, daß er am 29. September 1273 in Frankfurt zum deutschen König erwählt worden sei. Schon im October ward er in Aachen feierlich gekrönt und vermählte bei diesem Feste zwei seiner Töchter mit den Herzogen Ludwig von Baiern und Albrecht von Sachsen.

4. Baiern und Oestreich in der letzten Zeit vor der Erwählung Rudolf's von Habsburg.

Die Zeit vor Rudolf's Regierungsantritt nennt man gewöhnlich das Interregnum oder Zwischenreich; einige zählen dasselbe von Friedrich's II., andere von Konrad's IV. Tode (1254); wieder andere von der Doppelwahl an, die nach Wilhelm's von Holland Tode

*) Der Name der Habsburg ist wohl von Hab abzuleiten, welches, wie das niederdeutsche Haff, eine Bucht bedeutet, nämlich diejenige, die nahe dem Zusammenfluß von Aar, Limmat und Reuß sich bildete; um 1030 hatte der Straßburger Bischof Werner die Burg erbauen lassen. Albrecht von Habsburg, ein staufisch gesinnter Herr, war mit Heilwig, einer Tochter des Grafen von Kyburg, vermählt; ihr ältester Sohn, der spätere König Rudolf, wurde geboren am 1. Mai 1218 auf Schloß Limburg im Breisgau.

(1256) stattfand, so daß die „kaiserlose Zeit" 17 Jahre gedauert hätte. Rudolf selbst hielt dieses Zwischenreich so sehr für eine Zeit der Gesetzlosigkeit und Verwirrung, daß er alle in derselben erlassenen Verordnungen als null und nichtig ansah. In diese Jahre fallen einige für die folgende Geschichte wichtige Veränderungen in den Herzogthümern Baiern und Oestreich, die auf Rudolf's Herrschaft schon vom ersten Anfang an einen großen Einfluß haben; daher ist es nöthig, einen kurzen Bericht über sie vorauszuschicken.

Das Herzogthum Baiern war, als Friedrich Barbarossa die Macht Heinrich's des Löwen brach, dem Grafen Otto von Wittelsbach oder von Scheyern gegeben worden, der sich um diesen Kaiser große Verdienste erworben hatte. Der Sohn und Nachfolger Otto's, **Ludwig I.** (1183—1231), stiftete eine Heirath zwischen seinem Sohne, **Otto dem Erlauchten**, und einer Tochter von Heinrich's des Löwen ältestem Sohne, dem Pfalzgrafen Heinrich, und brachte dadurch beim Tode des Letzteren, welcher keine Söhne hatte, auch die **Pfalz** an sein Haus. Otto der Erlauchte (1231—1253), welcher auf diese Weise die zwei bedeutendsten Erbländer vereinigte, war beim Zwiste zwischen Friedrich II. und dessen ältestem Sohne Heinrich gegen den Kaiser aufgetreten und dafür von diesem verfolgt worden; nachher söhnte er sich aber wieder mit ihm aus und ward von ihm begünstigt. Er zerfiel jedoch nicht lange darauf noch einmal mit Friedrich, nahm die Legaten des Papstes, welche gegen den Kaiser Mord und Brand predigten, in seinem Lande auf und gerieth darüber mit seinem Nachbar, dem Herzog von Meran, der es mit Friedrich hielt, in eine blutige Fehde. Später ward er wieder anderen Sinnes, widersetzte sich den Pfaffen, welche einen Gegenkönig aufstellen wollten, und trat für Friedrich II. und Konrad IV. auf. Diese Aenderung ward besonders durch die baierischen Bischöfe bewirkt, welche, im Gegensatz gegen ihre Amtsbrüder im übrigen Deutschland, ihren Herzog vom Papste abzogen und ihn sogar bewogen, seine Tochter Elisabeth, die nachherige Mutter des unglücklichen Konradin, mit Konrad IV. zu vermählen (1246). Otto gewährte dem Letzteren, als er sich vor Wilhelm und seiner Partei aus Schwaben zu ihm flüchten mußte, Aufnahme und Schutz, und jagte dagegen die Legaten des Papstes davon oder ging, wenn sie sich nicht von freien Stücken fortmachten, sehr hart mit ihnen um. Dies erbitterte dann den päpstlichen Anhang aufs heftigste gegen Otto. Die Wuth der Feinde Konrad's gegen diesen ging übrigens damals so weit, daß man sogar kurz vor seinem Zuge nach Italien einen Mordanfall auf ihn machte, den der Bischof von Regensburg anstiftete. Einige Leute des Bischofs schlichen sich, unter der Führung Konrad's von Hohenfels, bei Nacht

in das Kloster St. Emmeran, wo der König schlief, tödteten mehrere Diener desselben und würden auch den König selbst ermordet haben, wenn dieser nicht wunderbarer Weise noch Zeit gefunden hätte, sich vor ihnen zu verstecken. Die Feindschaft Otto's und seiner hohenstaufisch gesinnten Geistlichen mit dem Papste und seinen Anhängern ward von dem böhmischen König Wenzel oder Wenceslaus I. und seinem Sohne Ottokar benutzt, um ihre Habgier und Zerstörungslust auf Kosten der Baiern zu befriedigen. Wenzel und Ottokar hatten sich schon längst mit dem Papste verbündet, sie fielen von jetzt an zu wiederholten Malen in Baiern ein, unterstützten die von Otto vertriebenen Bischöfe und verheerten das Land.

Als Otto 1253 starb, ward sein Land unter seine beiden Söhne, Ludwig II. und Heinrich, getheilt. Ludwig, der in der Geschichte den Beinamen des Strengen trägt, erhielt die Pfalz und ganz Oberbaiern mit den Hauptorten Amberg, Regensburg und München, Heinrich Niederbaiern mit den Hauptorten Straubing, Dingelfingen und Landshut. Beide führten die Wahlstimme bei der Besetzung des deutschen Königsthrones gemeinschaftlich. Sie mußten sich fortwährend gegen Ottok[illegible] schützen, der sich ihres Nachbarlandes Oestreich bemächtigt hatte, [illegible] ließen sich daher durch den Burggrafen von Nürnberg bewegen, für Rudolf von Habsburg zu stimmen. Ludwig soll dabei außerdem noch durch einen besonderen persönlichen Grund geleitet worden sein. Er hatte nämlich auf einen bloßen Verdacht hin seine unschuldige Gemahlin Maria von Brabant nebst einige ihrer Kammerfrauen zu Donauwörth enthaupten und sogar die Freunde derselben tödten lassen und hoffte, wie es hieß, durch die Heirath einer Tochter Rudolf's der Strafe zu entgehen. Dies ist jedoch sehr unwahrscheinlich, denn jene Bluthandlung war über sechzehn Jahre vorher begangen worden, und Ludwig hatte seitdem mit einer zweiten Gemahlin in guter Ehe gelebt; aber auch diese war bereits gestorben und der Herzog hoffte vielleicht, durch gutes Einvernehmen mit dem neu zu wählenden Kaiser die Kurfürstenwürde und die ehemals Konradin'schen Güter zu behalten. Mag dies nun richtig sein oder nicht, jedenfalls verstand sich Rudolf trotz aller seiner Biederkeit und Rechtlichkeit dazu, ganz im Geiste der neueren Zeit der Politik ein Opfer zu bringen und einem halben Barbaren, als welcher Ludwig sich damals erwiesen, eine seiner Töchter als dritte Gemahlin in die Arme zu geben.

In Oestreich herrschte seit dem Jahre 1230 der uns schon aus der Geschichte der Tataren und des Kaisers Friedrich II. bekannte Friedrich der Streitbare, der letzte Herzog aus dem babenbergischen Stamme. Der soeben genannte Kaiser und sein Kanzler

Peter a Vineis haben diesen Herzog in ihren Schriften mit solchen Vorwürfen überschüttet, daß er, wenn auch nur der kleinste Theil derselben wahr wäre, einen ganz anderen Beinamen, als den des Streibaren, verdient hätte. Er befehdete das deutsche Reich und den Kaiser auf jede Weise; so lange sich aber der Letztere nicht durch seine italienischen Pläne in ein Labyrinth von unüberwindlichen Schwierigkeiten verwickelt hatte, war er für den Herzog ein furchtbarer Feind. Er ächtete ihn 1236, zog sein Land als ein verfallenes Reichslehen ein und machte die Hauptstadt Wien zu einer freien Reichsstadt. Der vertriebene Herzog kehrte jedoch bald wieder erobernd in sein Land zurück, und die italienischen Angelegenheiten nöthigten den Kaiser schon im Jahre 1239, ihm den Besitz desselben wieder zuzugestehen. Gleich nachher erwarb sich Friedrich der Streitbare durch seinen Kampf mit den Tataren ein wirkliches Verdienst um das deutsche Reich. Alle seine übrigen Kriege waren nur Raubzüge und sein ganzes Leben überhaupt eine fortwährende unruhige Bewegung; als aber die Mongolen an den Grenzen Oestreichs erschienen, ward sein wilder Sinn und das Zutrauen seiner ebenso rüstigen als rohen Ritterschaaren zu ihm ein Bollwerk für Deutschland. Durch den Schrecken deutscher Rüstungen und deutscher Ritterlichkeit wehrte Friedrich nicht nur den beabsichtigten Angriff der Tataren auf Wien und Neustadt ab, sondern er zog auch in Verbindung mit dem Könige von Böhmen, dem Patriarchen von Aquileja, dem Herzog von Kärnthen und dem Markgrafen von Baden sogar ungereizt gegen sie zu Felde, richtete unter den fliehenden Schaaren eine große Niederlage an und blieb noch das folgende Jahr hindurch mit seinen Schaaren an der Grenze liegen. Er verdiente dadurch unstreitig die Auszeichnung, welche ihm Friedrich II. 1245 bei einer Zusammenkunft in Verona aus ganz anderen Gründen widerfahren ließ. Der Kaiser bestätigte nämlich nicht nur das 1156 von Friedrich Barbarossa an Heinrich Jasomirgott verliehene Privilegium, nach welchem unter Anderm das Herzogthum Oestreich beim Aussterben des Mannesstammes der Babenberger auf die Tochter des letzten Erblassers oder, wenn dieser gar keine Kinder habe, auf den von ihm ernannten Erben übergehen sollte, sondern er gewährte ihm auch noch mehrere andere Vorrechte und ging sogar mit dem Gedanken um, Friedrich den Streitbaren dadurch, daß er ihm den Königstitel ertheilte, dem Herzoge von Böhmen gleich zu machen. Unmittelbar nachher begann der Herzog Friedrich sein altes Handwerk wieder. Er griff die Salzburger, die Baiern und die Ungarn an, ward aber, als er dem König der Letzteren, Bela IV., an der Leitha ein entscheidendes Treffen lieferte, im Gewühle des Kampfes von dem dalmatischen Anführer Frangipani erschlagen (1246).

Da Friedrich der Streitbare, der nur 35 Jahre alt wurde, weder Kinder hinterließ, noch auch einen Erben ernannt hatte, so zog der Kaiser das Herzogthum Oestreich als Reichslehen ein und schickte den Grafen Otto von Eberstein ab, um als kaiserlicher Stellvertreter dasselbe in Besitz zu nehmen. Allein die östreichischen Stände wollten von einem Heimfall an das Reich nichts wissen; sie beschlossen einen Fürsten ihres alten Herrscherhauses als Herzog einzusetzen, und ersahen sich dazu einen der beiden Söhne von Friedrich's des Streitbaren Schwester Constantia, welche mit Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen, vermählt gewesen und einige Jahre vorher gestorben war. Ehe sie jedoch noch eine Gesandtschaft an ihn abgeordnet hatten, war der Markgraf Hermann von Baden in Oestreich erschienen und hatte, um einen Anspruch an das Land zu erhalten, Friedrich's des Streitbaren Bruderstochter, Gertraud, geheirathet, welche vorher mit Ottokar's II. Bruder, dem Markgrafen Wladislav von Mähren, vermählt gewesen und seit kurzem verwittwet war. Hermann setzte sich sogleich in Besitz und vertheidigte das Land sowohl gegen den kaiserlichen Statthalter, als auch gegen Bela IV. von Ungarn, der sich dasselbe dem sonderbaren Gebrauch jener Zeiten gemäß vom Papste hatte schenken lassen. Auch Otto von Baiern nahm einen Theil des Herzogthums Oestreich ein, weil dieses früher mit Baiern Ein Land gebildet habe. Im Jahre 1250 starb Hermann von Baden mit Hinterlassung eines einzigen noch ganz jungen Sohnes, des später als Unglücksgefährte Konradin's berühmt gewordenen Friedrich von Baden. Vergebens suchte Gertraud diesem das Herzogthum zu verschaffen; sie mußte sogar für sich selbst bei dem rohen Ungarn-König, der die ärgsten Greuel im Lande übte, Schutz suchen und ließ sich von demselben bewegen, ihm ihre Rechte an Oestreich abzutreten. Die östreichischen Stände dagegen wandten sich, nachdem die Verwirrung fünf Jahre gedauert hatte (1251), an Heinrich den Erlauchten von Meißen. Ihre Gesandtschaft ward aber unterwegs von dem böhmischen König Wenzel aufgehalten und kehrte auf dessen Antrieb nach Hause zurück, um den Ständen seinen Sohn, Ottokar II., dem er nach langem Zwiste mit ihm die Markgrafschaft Mähren eingeräumt hatte, zu empfehlen. Die Oestreicher entschlossen sich wirklich, den böhmischen Prinzen zu ihrem Herzoge zu ernennen und dieser heirathete, um sich einen scheinbaren Rechtsgrund zu verschaffen, die zweite Schwester Friedrich des Streitbaren, Margaretha, welche früher mit des Kaisers Friedrich II. ältestem Sohne, dem unglücklichen König Heinrich, vermählt gewesen war und nachher als Wittwe in einem Kloster gelebt hatte. Diese Frau, welche doppelt so alt war als ihr zweiter Gemahl, diente nur als Mittel zu seinem Zwecke;

um wegen Verwandtschaft mit ihr den päpstlichen Dispens zu erhalten, leistete er Innocenz IV. den Schwur, dem König Wilhelm von Holland treu zu bleiben, so lange dieser der römischen Kirche treu bleibe. Seine Gemahlin behielt er nun so lange, als er im Besitz von Oestreich noch nicht ganz sicher war, an seinem Hofe, verstieß sie aber, als er nach neun Jahren ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte, und es hieß sogar, sie sei auf sein Geheiß vergiftet worden. Im Jahre 1253 folgte Ottokar seinem Vater auch in Böhmen. Er ließ sich durch Richard von Cornwallis förmlich mit Oestreich und Steiermark belehnen, nachdem er in Folge eines glänzenden Sieges auf dem Marchfelde (1260) die Ungarn aus dem letzteren Lande verdrängt hatte und machte dann stete Raub- und Verwüstungszüge nach Baiern. Besonders war Heinrich von Niederbaiern seinen Angriffen ausgesetzt. Im Jahre 1267 söhnte er sich jedoch mit demselben aus, und als beim Tode Richard's Ottokar wegen seiner undeutschen Abkunft von der Theilnahme an der Königswahl ausgeschlossen worden, bewog er Heinrich, der bereits für Rudolf gestimmt hatte, nicht nur zu einem gemeinschaftlichen Widerspruch gegen dessen Erwählung, sondern auch zur Theilnahme an seinen Raubzügen in den Ländern seines Bruders Ludwig von Pfalz-Baiern. Jener Widerspruch war von Heinrich's Seite ebenso unverständig als ungegründet; Ottokar dagegen hatte nicht allein wegen seiner Ausschließung von der Wahl gerechte Ursache dazu, sondern er wußte auch, daß Rudolf den König Richard nie als rechtmäßigen Beherrscher von Deutschland anerkannt habe und also auch dessen Vergabung von Oestreich nicht anerkennen werde. Damals stand Ottokar's Macht auf der Höhe; die Unterstützung, die er persönlich den deutschen Rittern in ihrem Kampfe gegen die Preußen lieh, hatte sein Ansehen gehoben und dieselben gaben der Stadt, welche nahe den Resten des Heidentempels zu Romove errichtet wurde, dem Böhmenkönig zu Ehren den Namen Königsberg. Zudem hatte er den Herzog Ulrich von Kärnthen vermocht, kurz vor seinem Tode, der 1269 eintrat, in Podiebrad in Anwesenheit vieler Edlen ihm Kärnthen und Krain durch eine testamentarische Verfügung zu überlassen. Bei allen diesen Erwerbungen nahm er auf das Reich, selbst auf den von ihm anerkannten Kaiser Richard, sehr wenig Rücksicht, desto mehr auf ein gutes Einvernehmen mit dem römischen Stuhle. Seine staatsmännische Tüchtigkeit zeigte er besonders in der Art, wie er dem mächtigen Adel Schranken setzte und dem Burgenbau zu wehren wußte. Zudem war er auf Sicherung der Nachfolge bedacht und hatte sich zu diesem Zweck nach der erzwungenen Scheidung von der alten Margaretha schon 1262 mit Kunigunde, einer Enkelin König Bela's IV. von Ungarn, vermählt.

5. Die Regierung Rudolf's von Habsburg.

Rudolf zeigt uns vom ersten Augenblick seiner Thronbesteigung an in seiner Person, Geschichte, Familie und Haushaltung den Charakter einer wilden, rohen, oft sogar gottlosen und brutalen, aber nicht entnervten und verweichlichten Zeit von der besseren und edleren Seite. Die rein persönlichen Eigenschaften der Tapferkeit, Großmuth, Einfalt, Religiosität und einer mäßigen Klugheit machten den Stammvater der Habsburger größer, als alle Jesuiten, alle Tücken der Minister, ja, das Schicksal selbst, das sie im Trüben fischen ließ, je seine Nachkommen gemacht haben; seine Armuth und die Einfachheit seines Hauswesens aber führen uns auf eine würdige Weise in die Homerischen Zeiten oder zu Cincinnatus Pflug zurück. Er war und blieb einfach in seiner Lebensweise, bieder in seiner Gesinnung, wahr und freundlich im Benehmen, und seine Gemahlin, Gertrud von Hohenberg, war häuslicher, als heut zu Tage deutsche Bürgersweiber zu sein pflegen.

Rudolf fand, als er kaum deutscher König geworden war, an Ottokar von Böhmen einen mächtigen Feind, dessen Besiegung durchaus nöthig war, wenn er sich in seiner neuen Würde behaupten wollte. Die Art, wie er dies erreichte, gibt uns den besten Beweis, daß in jener Zeit ein Mann ohne großen Landesbesitz durch Freunde und Anhang den mächtigsten Regenten gleich werden konnte, während Ludwig der Strenge von Pfalz-Baiern durch sein Anschließen an ihn uns zeigt, daß jeder auch noch so mächtige Fürst damals wenig kriegerische Macht hatte, wenn ihm nicht die Ritterschaft seines Landes und die Bürger seiner Städte freiwillig folgten. Rudolf hatte außer seiner eigenen Sache noch einen besonderen Grund, die Reichsjustiz gegen Ottokar aufzubieten; denn Ottokar hatte 1270 in Folge jenes Vermächtnisses die Länder Herzog Ulrich's von Kärnthen und Krain in Besitz genommen und Ulrich's Bruder Philipp rief gegen ihn die Hülfe des neuen Königs an. Nichtsdestoweniger war aber Rudolf zu klug, um den böhmischen König eher anzugreifen, als bis er sichernde Bündnisse geschlossen hatte. Er vermählte zu diesem Zweck gleich nach seiner Krönung eine seiner sechs Töchter mit Ludwig von Pfalz-Baiern und eine andere mit Albrecht von Sachsen; er belohnte zu gleicher Zeit seinen nahen Anverwandten, den Burggrafen Friedrich von Zollern oder Hohenzollern durch die Anerkennung der Erblichkeit des Burggrafthums Nürnberg und der Herrschaft über Ansbach und Baireuth in seiner Familie; und endlich suchte er sich auch mit dem Papste so bald als möglich abzufinden. Gregor X. war ein edler und frommer Mann; seine Denkungsart, freilich auch durch seine Lage unterstützt, gibt sich aufs Schönste in einem gleichzeitigen Erlaß an die

Florentiner kund (1273), worin er sagt: „Der Ghibelline ist ein Christ, ein Mitbürger, ist euer Nächster. Sollen diese vielfachen kräftigen Ansprüche der Freundschaft der einen Bezeichnung als Ghibelline nachstehen? Soll dieser eine leere Name, von dem keiner recht weiß, was er bedeutet, mehr zum Hasse vermögen, als jene so deutlichen und entschiedenen Namen zur Liebe? Weil Ihr jedoch erklärt, daß ihr diese Parteistellung nur den römischen Päpsten zu Gunsten ihren Feinden gegenüber einnehmet, so vernehmet: ich, der römische Papst, habe diese Eure Mitbürger, obwohl sie bisher Anstoß gegeben, zur Rückkehr in meinen Schoß aufgenommen, erlasse ihnen ihre Beleidigungen und nehme sie zu Söhnen an." Gregor forderte von Rudolf nicht, wie später Nikolaus III., daß er wohlbegründete kaiserliche Rechte in Italien aufopfere, und da er überdies damals einer Stütze gegen Karl I. von Anjou bedurfte, so kam zwischen ihm und dem neuen deutschen König leicht ein Verständniß zu Stande. Auf der schon oben erwähnten Kirchenversammlung zu Lyon (1274) wurden die deutschen Angelegenheiten, soweit sie den Papst berührten, ohne Schwierigkeiten geordnet. Dort erschienen alle deutschen Erzbischöfe außer dem von Salzburg und Rudolf schickte seinen Kanzler, den Propst Otto von Speier und zwei weltliche Bevollmächtigte, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und den Grafen Gottfried von Sayn, welche Letztere jedoch weder lesen noch schreiben konnten und auch die lateinische Sprache, in der Alles verhandelt wurde, nicht verstanden. Auch von Ottokar und dem Titularkaiser Alfons, der seine Ansprüche an die deutsche Krone geltend machen wollte, kamen Gesandte nach Lyon. Gregor gab indessen keinem von Beiden Gehör, sondern erkannte Rudolf feierlich an und bewog nicht nur den König von Castilien bald nachher zum Aufgeben der deutschen Kaiserrechte, sondern er mahnte auch, was für Rudolf viel wesentlicher war, den Böhmen mit eindringenden Worten von seiner Widersetzlichkeit gegen Rudolf ab und erklärte ihm, daß er auf seine Unterstützung nicht rechnen dürfe. Dafür verpflichtete sich Rudolf gegen den römischen Stuhl zu allem dem, was einst Otto IV. und Friedrich II. dem herrschsüchtigen Innocenz III. versprochen hatten, der Eine, als er des Papstes Unterstützung gegen Philipp von Schwaben suchte, der Andere, da er als Knabe und ohne Heer einen furchtbaren Gegner vom Kaiserthrone stürzen wollte. Ein Jahr nach dem Concilium hatten Papst und Kaiser zu Lausanne eine persönliche Zusammenkunft, auf welcher das gute Einvernehmen bestärkt wurde und auch von einem Kreuzzug die Rede war, an dessen Ausführung Rudolf schwerlich jemals dachte, denn gerade die Unterlassung der Fahrten nach Jerusalem wie nach Rom ist bezeichnend für seine Regierungsweise, welche, bei allem

12*

Unternehmungsgeiste nüchtern und praktisch, die fruchtlos erstrebten Ideale zur Seite ließ. Bei dem Zerfall des Kaiserthumes, das den Sonderbestrebungen in Deutschland und den lebenskräftigen Staatenbildungen dem Auslande gegenüber zwar die Namenshoheit, aber nicht die frühere Kraft behielt, tritt nun in der Reichsgeschichte das Streben des Oberhauptes, eine Hausmacht zu erwerben, in den Vordergrund.

Der Kampf mit Ottokar, durch welchen der neue Kaiser zur Ehre der Nation und zu seinem eigenen Vortheil die bedeutendste Provinz im Osten des Reiches den Händen eines Gewaltherrschers entreißen wollte, konnte nur dann glücklich sein, wenn Rudolf die Zuneigung des Volkes besaß, und war je ein Regent von Deutschland ihrer würdig, so war er es gewiß in vielen Dingen. Religion ohne Aberglauben, große Achtung gegen würdige Diener derselben, Ernst und Eifer für die Wiederherstellung des alten Gebrauches, wie des alten Gesetzes und Rechtes zeichneten ihn unter seinen Zeitgenossen aus. Er zwang mit gewaffneter Faust die Landherren und Ritter, Anderer Freiheit zu achten und deutete ebenso auch den Städten an, daß mit ihren Ansprüchen und ihrem Erwerbe auch ihre Bereitwilligkeit, für das allgemeine Beste Opfer zu bringen, zunehmen müsse, weil er sonst im Fall der Noth sein altes Kaiserrecht gebrauchen und sie verpfänden werde. Die Persönlichkeit des hochgewachsenen rüstigen alten Ritters, das Kluge, Treffende seiner Redeweise, sein Sinn für Ordnung und Wohlfahrt machten ihn volksthümlich und von keinem deutschen Kaiser, etwa Maximilian I. ausgenommen, haben sich so viele glückliche Aeußerungen und ansprechende Geschichten erhalten, als von ihm. Daß er den demokratischen Regungen des Bürgerthums abgeneigt war, wurde darüber vergessen; ein Zug, der bei manchen späteren Habsburgern schlimmer als bei ihm hervortrat, indem sie, der Volksfreiheit in tiefster Seele feind, doch im äußeren Auftreten ein gemüthliches und bürgerfreundliches Wesen anzunehmen wußten. Da Rudolf stets den böhmischen Krieg im Auge hatte und das Raubvolk der Ritterschaft sich mit den Fürsten gegen ihn und gegen die Gerechtigkeit verbündete, so mußte er diesen freilich am Anfange nachsehen; die Reihe kam aber später doch auch an sie. Nach langer Zeit sah Deutschland endlich einmal wieder zahlreich besuchte vom Kaiser selbst gehaltene Rechts-, Gerichts- und Reichstage und in Aachen, Köln und Speier, wo Rudolf sie zuerst hielt, war weniger von Ottokar und seinem Genossen, dem Baiern-Fürsten Heinrich, als von durchaus nöthigen allgemeinen Dingen die Rede. Erst als man in Deutschland erfahren hatte, daß wieder ein wahrer Regent und kein Schattenkönig im Lande sei, ward Ottokar feierlich vor Kaiser und Reich beschieden. Rudolf entbot ihn

auf einen glänzenden Reichstag, der im November 1274 zu Nürnberg gehalten wurde, und als Ottokar sich hier nicht stellte, erkannten die versammelten Fürsten zu Recht, daß er zum zweiten Male unter Bedrohung vorgeladen werde. Ottokar erschien wieder nicht und nun ward gegen ihn und Heinrich von Baiern ein harter Spruch gefällt; doch wurden sie dem Recht nach noch einmal unbedingt und drohend nach Augsburg entboten. Hier erschienen endlich Bevollmächtigte von Beiden, allein nicht um über den Widerspruch gegen Rudolf's Wahl und über die Besetzung deutscher Lande Rechenschaft abzulegen, sondern nur um Oel ins Feuer zu gießen. Bald nachher (Juni 1276) ward mit Zustimmung der Fürsten gegen Ottokar die Acht ausgesprochen; den Herzog Heinrich von Baiern hatte Rudolf von ihm abzuziehen und für sich zu gewinnen gewußt.

Um Gregor X. ganz auf seine Seite zu ziehen, hatte Rudolf die erwähnte persönliche Zusammenkunft mit ihm in Lausanne veranstaltet (Oct. 1275). Hier arbeitete Rudolf's Freund, der Franziskaner Heinrich von Isny (einer kleinen Reichsstadt im schwäbischen Donaukreise), dem er dafür zum Bisthum Basel und später zum Erzbisthum Mainz verhalf, sehr geschickt für ihn. Dieser Unterhändler Rudolf's war mehr Weltmann und Diplomat, als Mönch und Geistlicher; er machte sich sogar, obgleich er als eines Zimmermanns Sohn von plebejischer Herkunft war, durch seine unverhohlene Zuneigung zu der Ritterschaft und durch seine mitunter sehr derb ausgedrückte Verachtung gegen die Geistlichen berühmt und ward wegen seines Aufzuges in der mit dem Strick umgürteten Kutte gewöhnlich nur Heinrich Knoderer oder Gürtelknopf genannt. Gregor beauftragte ihn als päpstlichen Legaten mit dem Einsammeln des Zehntens der Geistlichkeit und Heinrich wußte es dahin zu bringen, daß der Papst aus diesen Geldern einen sehr bedeutenden Vorschuß zu Rudolf's Krieg gegen Ottokar gab, wahrscheinlich, weil Rudolf einen Kreuzzug gelobt hatte. Freilich mußte der Letztere dafür dann seinerseits in den Streitigkeiten mit Frankreich und Savoyen, sowie in allen italienischen Angelegenheiten dem Papste nachgeben. Gregor scheint damals eine aufrichtige Freundschaft für Rudolf und für dessen fromme und häusliche Gemahlin gefaßt zu haben; er schrieb ihm wenigstens bald darauf, als eine tödtliche Krankheit ihn an sein Lager gefesselt hielt, einen sehr freundschaftlichen Brief. Uebrigens starb Gregor schon im Januar des nächsten Jahres (1276).

Seit der Zusammenkunft mit dem Papste leitete Rudolf Alles zum Kriegszuge gegen Ottokar ein. Zuerst zog er den Bischof Bernhard von Seckau, welcher nicht nur auf dem Reichstage zu Augsburg als Ottokar's Bevollmächtigter dessen Sache geführt, sondern auch durch

heftige Schmähschriften Rudolf und seine Freunde angegriffen hatte, von seinem bisherigen Schützer ab. Dann gewann er, wie bemerkt, den Herzog Heinrich von Baiern für sich. Der Letztere benahm sich bei dieser Gelegenheit sehr zweideutig; denn obgleich er darauf einging, daß Rudolf seinem Sohne Otto die Hand seiner Tochter Katharina gewährte und ihm als Heirathsgut im Fall der Besiegung Ottokar's das Land ob der Enns versprach, so nahm er doch auch von Ottokar, der damals mehrere Fürsten durch Bestechung zur Neutralität zu bewegen suchte, böhmisches Geld an und hielt bei Rudolf's Durchmarsch durch sein Herzogthum dessen Heer so viel er konnte auf. Die politischen Anstalten Rudolf's waren übrigens bedeutender, als die militärischen. Selbst die mailändische Familie della Torre, besonders Raimund della Torre, Patriarch von Aquileja, nahm daran Antheil; auch der König Ladislaus IV. von Ungarn ward von Rudolf gewonnen; und der Graf Meinhard von Tyrol, dessen Tochter sich mit Rudolf's Sohn, Albrecht, vermählte, sollte in Kärnthen und Krain eindringen. An Macht war Ottokar seinem Gegner unstreitig überlegen; allein Rudolf gewann durch sein freundliches Wesen alle Herzen und Ottokar reizte seine Vasallen in Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain durch seine Härte so sehr gegen sich, daß sie heimlich Abgeordnete an Rudolf sendeten, um seinen Beistand anzurufen. Ein undeutscher Mann war er von Geburt; seine erste Gemahlin, die Schwester Friedrich's des Streitbaren, hatte er verstoßen und durch seine Vermählung mit einer ungarischen Prinzessin war er den Deutschen nicht näher gekommen. Ebenso wenig konnte er seine deutschen Vasallen dadurch, daß er sie Geiseln der Treue stellen ließ, an sich fesseln. Selbst die Böhmen waren ihm nicht gewogen; denn auch gegen sie hatte er Raub und Gewalt geübt. Endlich traf er, die Macht des Königs und seiner großentheils geistlichen Verbündeten allzu gering anschlagend, nicht die nöthigen militärischen Anstalten gegen den drohenden Angriff. Rudolf hatte also im Kampfe mit Ottokar gar viele Vortheile für sich.

Im September 1276 zog Rudolf die Donau hinab nach Oestreich, während zugleich Meinhard von Tyrol in Kärnthen, Krain und Steiermark einfiel. Beide wurden überall von den Vasallen Ottokar's, die sich durch Geistliche im Namen des Papstes von ihrem Lehenseide entbinden ließen, als Freunde und Retter aufgenommen. Nur die Stadt Wien, deren Bürgermeister dem böhmischen König ergeben war, schien einen hartnäckigen Widerstand bieten zu wollen; aber die Wiener Bürger zwangen nach einer fünfwöchentlichen Belagerung ihren Bürgermeister, die Stadt an Rudolf zu übergeben. Hierauf schlug Rudolf zu Ottokar's Erstaunen schnell eine Brücke über die Donau, um Ottokar in seinem Stammlande Böhmen zu bedrohen.

Dies setzte seinen Gegner so sehr in Schrecken, daß er um Frieden bat. Man kam überein, den Bischöfen von Würzburg und Olmütz, dem Markgrafen von Brandenburg und dem Pfalzgrafen Ludwig als Schiedsrichtern die Aufstellung der Friedensbedingungen zu überlassen. Diese setzten folgende Punkte fest: Ottokar solle dem Könige Rudolf als Reichsvasall huldigen, auf Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und auf die von ihm ebenfalls besetzte Reichsstadt Eger Verzicht leisten und dagegen von Rudolf mit Böhmen und Mähren belehnt werden; außerdem solle eine künftige Wechselheirath zwischen einem Sohne Rudolf's und einer Tochter Ottokar's und zwischen einer Tochter des Ersteren und dem minderjährigen Sohne des Letzteren, Wenzel II., beschlossen werden, Rudolf aber seinen Kindern von dem ihm abgetretenen Lande Oestreich ein bestimmtes Heirathsgut mitgeben und als Unterpfand desselben den im Norden der Donau gelegenen Strich des Oestreichischen in Ottokar's Händen lassen.

Ottokar empfing die Belehnung, betrachtete aber den geschlossenen Frieden nur als einen Waffenstillstand und traf sogleich Anstalten zur Wiedereroberung des Verlorenen. Er sah mit Vergnügen, daß ein Theil der Reichsvasallen mit ihren Truppen sogleich nach Hause zurückkehrten und daß Rudolf, um die bei ihm gebliebenen Fürsten befriedigen und ihre Leute ernähren zu können, in Oestreich Steuern ausschreiben und sogar die Bischöfe des Landes um einen Beitrag angehen mußte. Er erkaufte in Meißen, Thüringen, Schlesien und Polen, ja sogar von den Tataren Hülfstruppen und bald waren seine Anstalten so furchtbar, daß Rudolf seine Eroberung in Gefahr sah und sich deshalb zu einem neuen Kriege rüstete. Er hatte früher seine Anhänger in Franken, in Schwaben und am Rhein reichlich begabt und nach seinem Grundsatz, alle Verfügungen während des Interregnums als nicht geschehen zu betrachten, ihnen alles dasjenige, was sie in dieser Zeit schuldig geworden waren oder von den Reichsgütern an sich gerissen hatten, als Eigenthum zuerkannt. An diese reich belohnten Freunde wandte er sich jetzt; allein sie übereilten sich durchaus nicht mit ihrem Beistande und erschienen auf seine Bitte in so geringer Zahl, daß z. B. aus Schwaben nur drei seiner Freunde sich bei ihm einstellten. Dagegen führte ihm Heinrich Knoderer, Bischof von Basel, allein hundert Ritter zu und hätte gern persönlich am Kampfe Antheil genommen, wenn Rudolf es zugegeben hätte. Auch von den übrigen Fürsten des Reiches kamen blos einige wenige. Doch vertraute Rudolf nachher der kleinen Schaar seiner Freunde mehr, als seinem ganzen zahlreichen Heere. Auch der Ungarn-König, Ladislaus IV., ward zur Theilnahme am Kriege gewonnen und schickte eine Schaar seiner Ungarn und Kumanen, von denen die Letzteren

nie etwas vom Christenthum gewußt, die Anderen es fast wieder vergessen hatten. Doch mußte Rudolf die Hülfe der rohen Barbaren sehr theuer erkaufen; denn er nahm den König von Ungarn an Kindesstatt an und verlobte dem Bruder desselben, dem Herzog Andreas von Slavonien, eine seiner Töchter. Dies war die fünfte Tochter Rudolf's, die als Stufe des Thrones hingelegt ward. Die eine war Ludwig dem Strengen von Pfalz-Baiern, eine andere dem Herzog Albrecht von Sachsen, eine dritte dem jungen Otto von Niederbaiern gegeben worden, die vierte hatte der Vater dem Sohne des furchtbaren Ottokar versprochen, mit der fünften ward gewissermaaßen Handel getrieben. Zuerst hatte sie Rudolf einem Sohne des neapolitanischen Königs Karl II. von Anjou verlobt; dann brach er diese Verbindung ab, um die arme deutsche Prinzessin dem Herzog von Slavonien zu versprechen, und als dieser zum Glück für sie bald nachher starb, ward aus Politik die Verbindung mit dem Neapolitaner wieder angeknüpft und endlich (1281) wirklich vollzogen.

Rudolf überschritt bei Haimburg die Donau, rückte längs der March dem König Ottokar entgegen und traf einige Stunden von Wien, auf dem sogenannten Marchfeld, mit dem feindlichen Heere zusammen. In der entscheidenden Schlacht, welche hier am 26. August 1278 geliefert wurde, bildeten Unchristen und Halbbarbaren auf beiden Seiten den einen Flügel, wenn auch auf der kaiserlichen Seite „Christus" das Feldgeschrei war; Ottokar's Fußvolk bestand aus Stockböhmen und Polen, denen Rudolf die wilden Kumanen und Ungarn entgegenstellte. Der Ausgang konnte eine Zeit lang zweifelhaft sein; auf der einen Seite war große Zahl und blinde Wuth, auf der andern mehr Ordnung, bewußte Kraft und ritterlicher Heldenmuth, der sich in Kampfspielen und unaufhörlichen Fehden geübt hatte. Außerdem hatte Rudolf seine Kriegsgenossen durch brüderliche, selbst auf Unkosten der Gerechtigkeit gepflegte Liebe an sich gefesselt; Ottokar dagegen ward von vielen seiner Vasallen gehaßt und erhielt vielleicht von einem derselben den Todesstreich. Die Deutschen erfochten nach einem hartnäckigen Kampfe einen vollständigen Sieg, das böhmische Heer wurde theils getödtet, theils in verwirrte Flucht getrieben und Ottokar verlor entweder in der Schlacht selbst, oder nachdem er bereits gefangen genommen war, das Leben. Der Sieg der Deutschen und der Tod des Gegners schien auch Böhmen in die Hände Rudolf's zu liefern, welcher gleich nach der Schlacht über Mähren gegen dieses Land vordrang; allein ein Heer jener Zeiten konnte von seinem Feldherrn nicht auf die Art benutzt werden, wie die bezahlten und stehenden Truppen unserer Tage, und Ottokar's Schwestersohn, der Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, nahm sogleich als Vormund

seines jungen Vetters, Wenzel II., die Schätze und die Verwaltung Böhmens in Besitz und erschien gegen Rudolf im Felde. Mit ihm knüpfte der Letztere, um neues Blutvergießen zu verhüten, alsbald Friedensunterhandlungen an. In Folge derselben wurde der alte Vertrag und die in demselben beschlossene Doppelheirath erneuert; doch erhielt Rudolf außerdem noch als Ersatz für die Kriegskosten die Markgrafschaft Mähren auf fünf Jahre. Die eroberten Länder Oestreich und Steiermark nebst Krain verlieh Rudolf seinen beiden Söhnen Albrecht und Rudolf; Kärnthen aber überließ er, wiewohl erst nach einigen Jahren, dem Grafen Meinhard von Tyrol, dem dasselbe früher versprochen worden war und der ihm im Kriege mit Ottokar die kräftigste Hülfe geleistet hatte. Daß er übrigens jene Länder nicht einem, sondern zweien seiner Söhne zusammen übertrug, geschah aus dem Grunde, weil er sie dadurch sicherer bei seinem Hause zu erhalten hoffte; die Einwilligung der Fürsten zu dieser Verleihung eines sehr bedeutenden Reichslehens erlangte er durch freundliche Unterhandlungen.

Seitdem Rudolf Oestreich an sein Haus gebracht hatte, stand er zwar furchtbar da; es fehlte aber viel daran, daß er seine oberstrichterliche Gewalt auch nur im Süden von Deutschland hätte geltend machen können. Zwei Jahre lang konnte er seinem Schwiegersohn, Ludwig von Baiern, gegen dessen Bruder Heinrich, welcher wieder die alten Feindseligkeiten begann, nur mit tröstenden Worten, nicht aber mit der That helfen. Auch dem Bischof von Trient, der mit Meinhard von Tyrol in Fehde war, wußte er keinen anderen Trost zu gewähren, als daß er ihn aufforderte, sich in die Zeit zu schicken. Der Graf Eberhard II. von Würtemberg, einer der grausamsten und trotzigsten kleinen Raubtyrannen im Reiche, der sich selbst einen Freund Gottes und Feind aller Menschen nannte, fragte nach keinem Gesetz und keiner Ordnung und weigerte sich sogar, Rudolf als König anzuerkennen; ihn konnte Rudolf erst acht Jahre nach Ottokar's Besiegung zur Unterwerfung und zur Ruhe bringen. Dies geschah 1287 durch die sogenannte Eßlinger Sühne; doch hatte sich in diesen Kämpfen gezeigt, daß die Wiederherstellung des alten Herzogthums Schwaben nicht mehr thunlich war, obwohl ein Sohn und sogar noch ein Enkel Rudolf's den Herzogsnamen erhielt. Der Graf von Savoyen, der Graf von Pfirt und der Herzog von Burgund trotzten im Vertrauen auf Frankreich noch länger, bis sie sich endlich nach Rudolf's Willen bequemten; obwohl der Kaiser, um den Reichsverband mit Burgund zu festigen, in hohem Alter noch eine zweite Ehe mit einer schönen jungen Prinzessin von Burgund geschlossen hatte, bestand das Ergebniß der Kämpfe doch nur in einer vorübergehenden

Anerkennung der deutschen Lehenshoheit. Der Erzbischof von Trier, der mit seiner ganzen Ritterschaft und mit der Stadt Koblenz in Fehde war und diese Stadt zur Uebergabe zwang, lachte des Kaisers, als derselbe ihn abmahnte und Rudolf mußte sich zuletzt bei ihm bittweise für die armen Koblenzer verwenden. Im Mainzischen ging es ebenso, wie im Trierschen. Der Erzbischof von Mainz gerieth mit dem Grafen Johann von Sponheim über den Besitz der Burg Böckelheim in Streit, lieferte bei Sprendlingen unweit Kreuznach dem Grafen und der mit ihm verbundenen Ritterschaft ein blutiges Treffen und schlug sie, ohne sie jedoch zu besiegen. Nun mischten sich auch die Mainzer Bürger in die Sache und Rudolf hatte große Mühe, diesen blutigen Händeln zu steuern. Hätte er so verfahren dürfen, wie sein Schwiegersohn Wenzel, der in Böhmen die Ungehorsamen durch Hängen, Enthaupten und Rädern, sowie durch die Zerstörung ihrer Burgen und durch die Einäscherung ganzer Städte unter seinen Willen zwang, dann wäre freilich wohl Ruhe in Deutschland geworden; aber sie wäre doch auf solche Weise zu theuer erkauft gewesen. Aus der Geschichte der Züge, welche Rudolf im Reiche machte, um Recht und Gerechtigkeit zu üben, geht indessen allerdings hervor, daß in denselben nur dann rechter Nachdruck offenbar ward, wenn er zugleich eine Privatsache dabei zu betreiben hatte. Dann halfen ihm gewöhnlich seine Schwaben und Schweizer und zwar nicht etwa blos die Ritterschaft, sondern auch die Bauern und Hirten der kleinen Kantone, welche gern und zahlreich mit ihm zogen, sobald er es wünschte. So folgten ihm z. B. auf dem Zuge gegen den Herzog von Burgund und den Grafen von Pfirt allein 1200 Hirten aus den Alpen. Keiner unter allen deutschen Kaisern verknüpfte freilich auch die Aeußerlichkeiten eines demokratischen Anführers mit dem Schimmer der Monarchie, je nach den verschiedenen Zeiten und Umständen, auf so verständige Weise als Rudolf. Er flickte z. B. im Kriege mit eigener Hand seinen Wamms, setzte sich einst, als seine Truppen keine Lebensmittel hatten, auf einen Acker nieder, um mit ihnen Rüben zu essen, verkehrte aufs freundschaftlichste mit Jedermann ohne Unterschied des Standes und verwies es eines Tages seinen Rittern sehr hart, als sie einigen gemeinen Leuten den Zutritt zu ihm verwehren wollten; andererseits zeigte er aber auch wieder eine Art von Pomp, welche die kaiserliche Würde erhalten und stützen konnte, ohne irgend Jemand zu beleidigen. So ließ er z. B. beim Tode seiner ersten Gemahlin die Gebeine derselben mit einem ansehnlichen Gefolge nach Basel bringen und daselbst mit solchem Gepränge beisetzen, daß der Leichenzug aus nicht weniger als 1200 Menschen bestand, welche Alle Kerzen trugen. Die größeren Herren suchte er zur Einsicht ihres wahren Nutzens zu bringen und leider gestand er ihnen, um sie aus

Rücksicht auf ihr eigenes Interesse an sich zu fesseln, eine Art kaiserlichen Rechtes in ihren Ländern zu; gegen die kleineren bediente er sich der Reichstage, auf denen er sie durch Eidschwüre zur Beobachtung des Landfriedens verpflichtete.

So wohlthätig Rudolf's Verwaltung auch war, so lebte dennoch das Andenken der Hohenstaufen und besonders an ihr standhaftes Ankämpfen gegen die verweltlichte Kirche im Volke fort; es bildete sich sogar die Sage, daß Friedrich II. wieder aus dem Grabe kommen und als Reformator der verdorbenen Religion auftreten werde. Viele Betrüger benutzten dies, um sich für den wieder auferstandenen Kaiser auszugeben. Unter den 20 oder 30 Leuten, welche auf diese Weise eine Rolle zu spielen versuchten, ward nur Einer so bedeutend, daß Rudolf selbst für nöthig fand, ihn zu bekämpfen. Auch bei dieser Gelegenheit benahm sich Rudolf mit seiner gewohnten Mäßigung, Ruhe und Weisheit. Tile Kolup oder Holzschuh — so hieß der Betrüger — war ein bloßer Bauer aus der Gegend von Köln, wußte aber einen solchen Eindruck zu machen, daß er eine Zeit lang zu Neuß förmlich Hof hielt; es hieß, daß die Juden ihn mit Geld unterstützten. Auch die Hoffnung, daß er kräftig gegen die Pfaffheit auftreten werde, verschaffte ihm Anhang und es scheint, daß er bald bis nach Mainz herauf Bürger und Bauern und sogar Viele von der Ritterschaft für sich gewann; in den oberrheinischen Städten herrschte bereits Unzufriedenheit wegen der Steuer des dreißigsten Pfennigs, die der Kaiser damals einfordern ließ. Die Leute ließen sich leicht täuschen, weil sie über das Treiben der Pfaffen aufgebracht waren und weil noch gar Viele lebten, die sich als Soldaten Friedrich's II. in Italien bereichert hatten. Rudolf mußte selbst nach jenen Gegenden ziehen, um der Sache ein Ende zu machen. Er erschien plötzlich vor Wetzlar, wo Tile Kolup Aufnahme gefunden hatte. Als die Bürger seine Auslieferung verweigerten, entschloß sich Rudolf nur sehr ungern zu einer Belagerung der Stadt. Er ließ sich sogar zu einem Versuche, die Anhänger des falschen Kaisers aus ihrem Irrthum zu reißen, herab. Der Burggraf von Nürnberg und der Graf von Katzenellenbogen sollen sich bemüht haben, aus dem Aussehen das Alter des Mannes und aus diesem die Unmöglichkeit nachzuweisen, daß er Friedrich II. sei; denn letzterer hätte damals (1285) schon etwas über 90 Jahre alt sein müssen. Soviel scheint festzustehen, daß der Stadtrath von Wetzlar ihn schließlich auslieferte; er ward, nachdem vorher der Reichsmarschall den Zauber von ihm gebannt hatte, als Zauberer gerichtet und verbrannt.*)

*) Einige wollen in Dietrich Holzschuh und Tile Kolup zwei verschiedene Persönlichkeiten sehen; doch geht der Name Dietrich oft in Thile über, und auch die



Zu derselben Zeit, als der König diese Unruhen dämpfte, war sein Sohn Albrecht mit den östreichischen Vasallen und ihren Helfershelfern, dem Erzbischof von Salzburg und dem Herzog von Bayern, im Krieg, und am ganzen Niederrhein walteten Raub, Verheerung und blutiger Kampf. Hier geriethen nämlich der Herzog von Brabant und der Graf von Geldern über den Besitz des Herzogthums Limburg in Streit, griffen, statt sich der Reichsjustiz zu unterwerfen, zu den Waffen und bildeten Bündnisse. In einer Schlacht, die sie einander 1288 bei Woringen, zwischen Köln und Neuß, lieferten, verloren über tausend Ritter das Leben, unter ihnen auch Graf Heinrich von Luxemburg, der Vater des nachherigen Kaisers Heinrich VII.; der Erzbischof Siegfried von Köln, der auf Seiten des besiegten Grafen von Geldern gestanden hatte, wurde nebst mehr als tausend Rittern gefangen genommen, und da die Kölner Bürger für den Herzog von Brabant gekämpft hatten, belegte er sie nach seiner gegen schweres Lösegeld erfolgten Freilassung mit dem Banne und ließ bedeutende Festungswerke gegen ihre Stadt errichten. Der eigentliche Held der Schlacht bei Woringen war Herzog Johann I. von Brabant, der nun Limburg mit seinem Lande vereinigte und demselben eine erhöhte Selbstständigkeit erwarb. Diese Händel mußte Rudolf, wenn er sein Ansehen nicht scheitern sehen wollte, ganz ihrem eigenen Gange überlassen. Dagegen halfen ihm seine Freunde und ihre Schwerter in Thüringen und Meißen einen Landfrieden stiften.

Thüringen und Meißen oder der ganze südliche Theil des nachherigen obersächsischen Kreises waren schon in sehr frühen Zeiten mit Raubnestern angefüllt und die Ordnung hatte dort nie erhalten werden können, weil die Landgrafen von Thüringen und die Markgrafen von Meißen nur eine sehr geringe eigene Macht besaßen. Nach dem Tode des deutschen Königs Heinrich Raspe, mit welchem das Haus der Ersteren männlicher Seits erlosch, ging vollends alle Ordnung unter. Der Markgraf von Meißen nämlich, Heinrich der Erlauchte, ein Schwager Heinrich Raspe's, riß damals Thüringen an sich, während eine Nichte des Letzteren, welche mit dem Herzog von Brabant vermählt war, Sophia, die Tochter des Landgrafen Ludwig und der heiligen Elisabeth, für ihren Sohn, Heinrich das Kind, das Land Hessen besetzte. Da jedoch Sophia auch noch Thüringen ganz oder theilweise in Anspruch nahm, so hatten die Vasallen dieses Landes, wenn sie mit dem einen Herrn nicht zufrieden waren, stets einen Vorwand, sich dem anderen zuzuwenden. Die Verwirrung

beiden anderen Namen sucht man durch eine dem Griechischen entnommene Ableitung einander zu nähern.

nahm noch mehr zu, als Heinrich's des Erlauchten ältester Sohn, Albrecht der Unartige (d. i. der Entartete), dem der Vater Thüringen gegeben hatte, durch eine Liebesgeschichte einen blutigen Kampf in seinem Hause erregte. Albrecht war mit des Kaisers Friedrich II. Tochter, Margaretha, vermählt und hatte mit ihr drei Söhne, Heinrich, Friedrich mit der gebissenen Wange*) und Dietzmann, erhalten. Später verliebte er sich in das Kammerfräulein seiner Gemahlin, vernachlässigte diese erst und behandelte sie nachher so schändlich, daß sie sogar, um einem gewaltsamen Tode zu entgehen, insgeheim entfliehen mußte. Sie biß damals im krampfhaften Schmerze des Abschieds ihren Sohn Friedrich, welcher davon seinen Beinamen erhalten haben soll, in die Wange und rettete sich nach Frankfurt, wo sie bald nachher, vermuthlich im Weißfrauenkloster, vor Gram starb (1270). Albrecht aber vermählte sich mit seiner Geliebten, Katharina von Isenburg oder Eisenberg und wollte jetzt auch seine Söhne erster Ehe zu Gunsten eines dritten, Albrecht oder Apitz, den ihm Kunigunde geboren, in ihrem Erbe beeinträchtigen. Dadurch entstand ein unnatürlicher blutiger Krieg zwischen den Söhnen Margaretha's und dem Vater. Die Ritterschaft von Thüringen theilte sich bei diesem Kampfe ebenfalls und nun waren Mord, Raub und Brand an der Tagesordnung, Bürger und Bauern schienen nur zu leben und zu arbeiten, um ausgeplündert zu werden, und Thüringen war zugleich als eine einzige Räuberhöhle und als ein großes Schlachtfeld anzusehen. Heinrich Knoderer, der Erzbischof von Mainz, der die Besitzungen des Mainzer Sprengels in jenen Gegenden nicht zu schützen vermochte, bemühte sich um Frieden, doch mit geringem Erfolg. Im Anfang des Jahres 1288 starb der alte Markgraf von Meißen, Heinrich der Erlauchte; durch den Streit um sein Erbe brach der Krieg von neuem aus und das Uebel wurde noch ärger als vorher. Albrecht der Unartige gerieth in die Gefangenschaft seines Sohnes Friedrich, der ihn nur gegen bedeutende Zugeständnisse wieder frei ließ und seit der Zeit überstieg der Unfug alle Grenzen. Jetzt (Ende 1289) ging Rudolf nach Thüringen und hielt in Erfurt einen zahlreich besuchten Reichstag. Sein Aufenthalt in dieser Stadt währte ein volles Jahr und zeigt uns den König ungeachtet seines hohen Alters in der Fülle seiner Thätigkeit. Namentlich bestrafte er die ritterlichen Frevler mit unerbittlicher Strenge. Während seine Reisigen im Land umherzogen und 66 Raubschlösser zerstörten, saß er in Erfurt über die von ihnen

*) Bei den Zeitgenossen hieß er im Mannesalter der Freidige, d. i. etwa der Energische, Rücksichtslose, Schreckliche; der Beiname Admorsus, der Gebissene, findet sich erst viel später, so daß man auch bei dieser Begebenheit Ausschmückungen vermuthet.

eingefangenen adelichen Räuber zu Gericht. Er verfuhr mit ihnen ganz nach gemeinem Rechte, ließ sie enthaupten und stellte so durch den Schrecken seines Schwertes Ruhe und Frieden wieder her. Auf die nämliche Weise verfuhr er in Schwaben und Franken, wo er über 70 Schlösser zerstörte, sowie am Rhein, wo er ebenfalls ohne Rücksicht auf Geburt und Stand räuberische Ritter gleich gemeinen Verbrechern hinrichten ließ.

In Hinsicht auf Italien befolgte Rudolf gerade das entgegengesetzte System, als die Hohenstaufen: er opferte dieses Land dem deutschen Interesse auf. Bei der Zusammenkunft mit Gregor X. in Lausanne räumte er nicht nur ein, daß Sicilien nie zum deutschen Reich gehört habe, sondern er gestand auch dem Papste den unabhängigen Besitz der Mathildischen Güter und der Romagna zu. Unter Nikolaus III., der sich seiner bald gegen Karl I. von Anjou, bald gegen die Städte des oberen Italiens bediente, ging er, wie bereits erwähnt worden ist, noch weiter. Nach einem gleichzeitigen päpstlichen Schriftsteller verabredete er mit diesem Papste sogar einen Plan, das heilige römische Reich in vier Theile zu zerstückeln und aus dem deutschen Stücke ein Erbreich seiner Familie zu machen; von den anderen drei Theilen sollte der eine, Burgund, unter die Herrschaft eines anderen Zweiges seiner Nachkommen kommen, der dritte und vierte aber oder die Lombardei und Toscana zwei neue Königreiche unter einer italienischen Dynastie bilden. Dies ließe sich allenfalls entschuldigen; dagegen ist aber die Nachgiebigkeit, welche Rudolf auf dem Würzburger Reichstag dem päpstlichen Legaten zeigte, durchaus nicht zu rechtfertigen. Auf diesem Reichstag, welcher zugleich Synode war (1287), verlangte der Legat des Papstes Honorius IV. vom deutschen Klerus einen ungeheuren jährlichen Tribut; Rudolf unterstützte ihn und niemand wagte zu widersprechen, bis sich endlich der Bischof Probus von Toul, ein Schwabe aus Tübingen, gegen die päpstliche Zumuthung erhob und durch ihn ermuthigt auch der übrige Klerus einstimmig protestirte. Jetzt ward freilich aus der ganzen Sache nichts; der päpstliche Hof verfolgte aber alle die Patrioten, welche gegen seine Anmaaßung aufgetreten waren und Niemand nahm sich ihrer an. Uebrigens hütete sich Rudolf wohl, nach Italien zu ziehen; er dachte in dieser Hinsicht gerade so wie Konrad III. und soll einst geäußert haben, Italien sei der Löwenhöhle in der Fabel zu vergleichen, bei der man nur Fußtapfen von solchen sehe, die hineingegangen, nicht aber von solchen, die wieder herausgekommen wären.

In seiner Familie war Rudolf, zum Theil durch seine eigene Schuld, in manchem Betracht unglücklich. Der zweite von seinen drei Söhnen, Hartmann, den er am meisten liebte und zum König des

Reiches Burgund ausersehen hatte, ward ihm durch einen frühzeitigen Tod entrissen; der junge Mann ertrank mit elf Gefährten bei einer Lustfahrt, die er auf dem Rhein machte (1281). Seinen dritten Sohn, Rudolf, der mit einer Tochter König Ottokar's verlobt war und dem der Vater nach Hartmann's Tode die Nachfolge im Reich zugedacht hatte, verlor er 1290; derselbe hinterließ einen jungen Knaben, Johann, der später durch eine verhängnißvolle Frevelthat allbekannt wurde. Der älteste Sohn, Albrecht, war dem Vater in jeder Hinsicht unähnlich und Rudolf erlitt den Schmerz, daß sein Wunsch, ihn noch bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger im Reiche ernannt zu sehen, 1291 von den in Frankfurt zusammengekommenen Kurfürsten zurückgewiesen ward. Den Vorwand zur Verweigerung nahmen die geistlichen Kurfürsten von dem Mangel der eigentlichen Kaiserkrönung, die dem König Rudolf sonst nie nachtheilig gewesen war; der wirkliche Grund lag aber darin, daß Albrecht wegen mancher Dinge, unter Andern auch wegen seines durch den Mangel eines Auges finsteren Gesichtes, den Freunden von Rudolf's Offenheit zuwider war und sich durch sein strenges Verfahren in Oestreich viel zu sehr in Streitigkeiten verwickelt hatte, als daß man nicht hätte Bedenken tragen dürfen, ihm Deutschland zu übergeben. Hierzu kam, daß der dem alten König so treu ergebene Mainzer Erzbischof, Heinrich von Isny, 1288 gestorben war und sein hochmüthiger Nachfolger, Gerhard von Eppenstein, andere Grundsätze befolgte.

Nach diesem gescheiterten Versuche reiste Rudolf, bereits ein Greis und sich krank fühlend, von Frankfurt in den Elsaß und vereinigte hier noch einmal seine Familie um sich. Dann fuhr er, obgleich er kränker geworden war, wieder den Rhein herunter bis nach Germersheim. Hier erkrankt, begab er sich noch nach Speier, wo er am 15. Juli 1291 starb und seinem ausgesprochenen Wunsche nach in der Nähe Kaiser Philipp's des Hohenstaufen begraben wurde. Kaum zwei Monate vor seinem Tode hatten die Christen im gelobten Lande Ptolemais verloren, womit die Periode der Kreuzzüge ihre Endschaft fand.

6. Adolf von Nassau und Albrecht I. von Oestreich.

Rudolf's Sohn, Albrecht, dessen Bruder und Mitherzog in Oestreich, Rudolf, schon 1290 gestorben war, hatte sich bisher nur durch Habgier und Härte ausgezeichnet und seine Vasallen auf so schroffe Weise behandelt, daß sie laut über die Beeinträchtigung ihrer Rechte und Freiheiten, über die Bevorzugung der Schwaben in ihrem Lande und über den Steuerdruck ihres Herzogs klagten. Alles dies konnte ihn den deutschen Wahlfürsten um so weniger empfehlen, da er über-

dies wegen seines despotischen Sinnes, seines kräftigen Wesens und seiner rastlosen Thätigkeit ihre Furcht erweckte. Im Allgemeinen hat die bisherige Geschichtschreibung ihn allzusehr von der ungünstigen Seite betrachtet und die Sage hat nicht wenig dazu beigetragen durch die Rolle, die sie ihm in den Fabeln von der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft anwies. Er war ein staatskluger, unternehmender Fürst, der die Wichtigkeit des aufstrebenden Bürgerthums nicht verkannte und oft genug die Bedrückten, z. B. die rheinischen Juden, in Schutz nahm. Er glaubte der Nachfolge im Reich gewiß zu sein und verließ sich darauf, daß keiner der mächtigeren Fürsten die deutsche Krone annehmen werde. Er bemächtigte sich daher zwar eines Theiles der Reichskleinodien mit Gewalt, that aber keinen Schritt zur Bewerbung um die Krone und fuhr fort, seine Vasallen in Oestreich zu bedrücken. Dies benutzte der schlaue Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, um die Königswahl nach seinem Sinne zu lenken. Er bearbeitete die Kurfürsten, welche in Frankfurt zusammengekommen waren und nicht einig werden konnten, bewirkte auf kluge Weise, daß sie ihm ihre Stimmen überließen und ernannte dann zu aller Erstaunen seinen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau, zum König (Mai 1292). Albrecht von Oestreich, obgleich getäuscht, fügte sich nach der Wahl in das Geschehene und erkannte, wiewohl nicht ohne Zögern, den Gewählten als König an.

Adolf war der Sohn Walram's II., welcher mit seinem Bruder Otto 1255 die Grafschaft Nassau getheilt hatte und so der Stifter der älteren oder Walramischen Linie von Nassau geworden war, die das Land auf der linken Seite der Lahn (Wiesbaden, Weilburg und Idstein) besaß, während die jüngere oder Ottonische Linie auf der rechten Seite (in Dillenburg, Beilstein und Siegen) herrschte. Der neue König hatte also nur die Hälfte einer an sich schon kleinen Grafschaft, und war weder, wie Rudolf von Habsburg, Anführer der Ritterschaft eines ganzen ausgedehnten Landstriches, noch besaß er dessen Sparsamkeit und häusliche Ordnung und ebenso wenig bot ihm der Zustand des Reiches eine leichte Gelegenheit dar, sich im Nothfall Unterstützung und Geld zu verschaffen, obgleich sonst nicht zu leugnen ist, daß er sich gleich seinem Vorgänger durch ritterlichen Sinn, durch persönliche Tapferkeit und durch große Körperstärke auszeichnete. Er konnte nicht einmal den Frankfurter Bürgern die Summe bezahlen, die sie ihm zur Bestreitung der bei seiner Erwählung gemachten Kosten vorgestreckt hatten und mußte sich dazu erst von dem Mainzer Erzbischof Geld verschaffen. Unter diesen Umständen beschloß er das Nämliche zu versuchen, was seinem Vorgänger gelungen war, er scheiterte aber an demselben Strande, an welchem dieser sein Schiff sicher vor

Anker gelegt hatte. Zuerst erhob er den neuen Herrn von Hessen, Heinrich das Kind, zur Würde eines Reichsfürsten. Hierauf verband er sich mit dem Hause Baiern, indem er seine Tochter mit Rudolf, dem Sohne des Pfalzgrafen Ludwig, verlobte. Dann zog er, um seine kaiserlichen Rechte mit gewaffneter Hand geltend zu machen, in den Elsaß und züchtigte den tyrannischen Stadtschultheißen von Kolmar und einige Städte an der Westgrenze des Reiches. Zuletzt wollte er sich wie Rudolf ein Erbland erwerben, grub sich aber dadurch selbst sein Grab; denn die deutschen Stände, welche nicht erwartet hatten, daß ein so kleiner, armer Fürst mit solcher Kraft auftreten würde, ergriffen diese Gelegenheit, um das Reich zur Empörung gegen ihn aufzureizen. Es waren dieselben eigennützigen Fürsten, welche, mit dem schlau berechnenden Gerhard von Mainz an ihrer Spitze, ihn als ihre Creatur erwählt hatten und der Grund der von ihnen zuletzt ausgesprochenen Absetzung Adolf's würde uns kaum begreiflich scheinen, wenn ihn nicht alle Chroniken einstimmig angäben: Adolf nahm von einem fremden Könige Hülfsgelder, eine Sache, die für einen abenteuernden Grafen passend, für einen römischen König aber entehrend schien. Der Zusammenhang dieser Begebenheit verdient eine nähere Erläuterung.

Die Könige von Frankreich und England standen in so verwickelten Verhältnissen zu einander, daß alle ihre Friedensschlüsse nichts als bloße Waffenstillstände waren, und daß die Feindseligkeiten immer wieder mit verdoppelter Wuth ausbrachen. So war auch bald nach Adolf's Erwählung ein heftiger Krieg zwischen Eduard I. von England und Philipp IV. von Frankreich entstanden. In diesem Kriege suchte der Erstere überall Verbündete, um das französische Reich nicht nur im Westen von Guyenne aus, sondern auch im Norden und Osten von Flandern und Deutschland her anzugreifen. Der Graf von Flandern war schon seit längerer Zeit an das englische Interesse geknüpft; in Deutschland aber gewann Eduard den König Adolf dadurch, daß er ihm 100,000 Mark versprach, von welchen 30,000 auch wirklich ausgezahlt wurden. Adolf leistete schmählicher Weise die zugesagte Hülfe nicht, sondern verwandte die Subsidien für seinen Privatnutzen. Er ließ nur eine Kriegserklärung oder eine kurze Herausforderung an Philipp ergehen, welche dieser jedoch blos mit der Erwiderung beantwortete, daß er seine Herausforderung, deren Echtheit er fast bezweifeln möchte, richtig empfangen habe. Mit dem englischen Gelde warb Adolf ein Heer, um die Länder Thüringen und Meißen ihren rechtmäßigen Besitzern zu entreißen.

Der Streit Albrecht's des Unartigen mit seinen Söhnen, von welchen damals nur noch zwei, Friedrich mit der gebissenen Wange

und Diezmann, am Leben waren, hatte zuletzt einen solchen Grad von Heftigkeit und Bitterkeit angenommen, daß Albrecht sein Land auf jede Weise an seinen Sohn zweiter Ehe zu bringen suchte. Als dies theils an der Macht seiner beiden anderen Söhne, welche unterdessen von ihrem Vetter einen Theil der meißnischen Lande geerbt hatten, theils an der Widersetzlichkeit der Landstände scheiterte, bot er seine Ansprüche an die meißnische Erbschaft und wahrscheinlich auch die Erbfolge in Thüringen zum Kauf aus. Adolf kaufte für 12,000 Mark, was Albrecht zu veräußern kein Recht hatte, und da sowohl die thüringischen Stände, als die beiden Söhne Albrecht's diesen Handel nicht anerkennen wollten, so warb er in den an Räubern, die sich Adeliche nannten, so reichen Gegenden des Rheines und der Wetterau ein starkes Miethsheer, um sich gewaltsam in Besitz zu setzen. Diese Schaaren bestanden aus dem verruchtesten Gesindel jener Zeit und verübten die schändlichsten Unthaten gegen Männer und Weiber, gegen Klöster und Kirchen, gegen Städte und Dörfer, gegen Saaten und Heerden. Friedrich und Diezmann mußten der Uebermacht weichen; sie warteten daher, bis sich Adolf's Raubhorden verlaufen hatten und der Grimm der gepeinigten Thüringer aufs höchste gestiegen war; dann überfielen sie ihn in Mühlhausen, wo Adolf kaum ihren Händen und dem Tode entrann. Im nächsten Jahre kam er mit neuen Schaaren zurück, drang nun auch in Meißen ein und hauste dort nicht besser, als vorher in Thüringen. Kaum war er wieder abgezogen, als Friedrich und sein Bruder, welche eines und desselben Schlages mit Adolf waren, aufs neue erschienen. Dies wiederholte sich jedes Mal und der blutige Kampf ward fünf Jahre hindurch jedes Jahr wieder erneuert.

Diese Kriege gaben dem Erzbischof von Mainz, dem Herzog von Sachsen, dem Markgrafen von Brandenburg, dem König Wenzel II. von Böhmen und Anderen, die sich in ihrer Erwartung von Adolf getäuscht sahen, Gelegenheit und Vorwand, seine Absetzung zu betreiben. Sie wandten sich an Albrecht von Oestreich, schlossen 1297 bei Gelegenheit von Wenzel's II. Krönung in Prag einen Bund gegen Adolf und entwarfen den Plan, diesen abzusetzen und Albrecht an seine Stelle zu erheben. So ward damals zum ersten Male der seit Karl's des Dicken Zeit herrschend gewordene Grundsatz verletzt, nach welchem ein deutscher König in göttlichen Rechten regierte, und nur dann, wenn er sich gegen die Religion und ihre Diener vergangen hatte, und zwar auf Veranlassung des Statthalters Christi, abgesetzt werden konnte. Daß dabei jene Fürsten dem ritterlichen Adolf einen Tyrannen, wofür doch Albrecht galt, entgegensetzen konnten, läßt sich nur aus Privatabsichten erklären; ein gefügiges Werkzeug konnten sie

gleichwohl an ihm nicht erwarten. Albrecht hatte in Oestreich beständig Streit mit seinen Nachbarn gehabt, die Steiermärker in ihren Privilegien gekränkt, den Wienern, nachdem er sie Monate lang belagert hatte, ihren Freiheitsbrief vernichtet, der Ritterschaft von Oestreich alle die Vorrechte geraubt, die seinem Interesse nicht angemessen schienen, und große Summen, die er in Oestreich erpreßte, außer Landes geschickt, um mit ihnen in Schwaben und in der Schweiz Schlösser und Güter zu erkaufen. Dies Alles war ihm durch die vielen Schwaben und Schweizer möglich geworden, die er für Geld in seinen Diensten zurückhielt, denen er die besten Stellen des Landes zutheilte und die sich um die Rechte der Oestreicher nicht im geringsten bekümmerten. Nach solchem Vorgehen im eigenen Lande machte er in Verbindung mit den genannten Fürsten eine Verschwörung gegen seinen König. Was in Prag angefangen worden war, ward 1298 zu Wien bei der Verlobung des böhmischen Prinzen mit einer ungarischen Prinzessin weiter gesponnen. Drei Wahlfürsten des Reiches, Böhmen, Sachsen und Brandenburg, außerordentlich viele Bischöfe, geistliche und weltliche Ritter, Grafen und Herzoge nebst Schaaren von Ungarn und Orangutang-ähnlichen Kumanen fanden sich zu diesem Feste ein, und Albrecht bewog, nachdem eine förmliche Empörung gegen Adolf verabredet worden, eine große Zahl der anwesenden Herren und Ritter, mit ihm an den Rhein zu ziehen. Auch schickte er einen Gesandten mit Geld nach Rom, um in seinem und der mitverbündeten Kurfürsten Namen vom päpstlichen Stuhle eine Vollmacht für das hochverrätherische Beginnen zu erwirken. Papst war damals der herrschsüchtige, habgierige und jähzornige Bonifacius VIII. Dieser nahm das Geld und gewährte, was man wünschte, erlaubte sich jedoch nachher, als auch von Adolf Boten in Rom erschienen und ihm Geld gaben, geradezu abzuleugnen, daß die von ihm an dessen Gegner ausgestellten, mit seinem Siegel und seiner Unterschrift versehenen Schreiben von ihm herrührten.

Im März 1298 brach Albrecht mit seinen Truppen gegen Adolf auf. Ehe er noch den Rhein erreichte, hatte Adolf, unterstützt von den baierischen Herzogen, ein mächtiges Heer gerüstet, und Albrecht konnte anfangs ebensowenig mit seinen Waffen, als der Erzbischof Gerhard von Mainz im Rathe seine Absicht erreichen. Dreimal nach einander mußte der Letztere die Wahlherren einladen, ehe er eine Versammlung halten konnte, Albrecht mußte sogar vor Adolf's Heer zurückweichen, und als endlich jene Versammlung zu Stande kam, konnte er ihr nicht beiwohnen. Die Kurfürsten von Mainz, Brandenburg und Sachsen waren es, welche um Johanni 1298 diese hochverrätherische Zusammenkunft in Mainz hielten; um aber nicht von den Bür-

gern aus der Stadt verjagt zu werden, beriefen sie diese in den Dom und trugen ihnen eine ganze Reihe von Beschwerden gegen Adolf vor. Sie erklärten: er sei dem Reiche nicht nur unnütz, sondern auch ungetreu, weil er sich um die Kaiserkrone und um Italien nicht bekümmere; er störe den Reichsfrieden, statt ihn zu schützen; er erschöpfe das Reich durch Reichsversammlungen und durch den Rechtsgang, den er streng einhalten lasse, sowie dadurch, daß er die Ritterschaft nicht in bereichernde Kriege führe, sondern zu Recht und Gerechtigkeit zwinge, d. h. also dadurch, daß er Kraft und Nerv zeige; er bedrücke aus Habsucht das Volk mit ungewohnten und unerträglichen Erpressungen; er verachte die Reichsfürsten, halte den Adel nicht in Ehren, verwalte die Reichsangelegenheiten nicht nach dem Rathe der Fürsten, sondern nach seinem eigenen Kopfe, und folge mit Uebergehung der Fürsten den Rathschlägen unadelicher Leute; er habe große Summen Geldes vom englischen Könige genommen und dabei sein Wort gebrochen; er erfülle endlich das Reich mit Räubern und dulde, daß die vom König Rudolf zerstörten Burgen und Schlupfwinkel zum Verderben des Staates wieder aufgebaut würden. Nachdem diese Art von Gericht über Adolf gehalten worden war, erklärten die Verschworenen ihn der königlichen Würde verlustig und wählten der Abrede gemäß auf dem freien Felde vor Mainz den Herzog Albrecht von Oestreich an seine Stelle.

In dem Kriege, der jetzt zwischen Adolf und Albrecht geführt wurde, zeigten sich die Bürger der rheinischen Städte, wie immer, wenn Adel und Fürsten abfielen, ihrem Könige treu; denn Albrecht suchte vergebens in Freiburg um Aufnahme nach, und als er seinem Feinde im Elsaß gegenüber lag, konnte er für Geld nirgends Lebensmittel erhalten, während die Städte sie an Adolf umsonst lieferten. Der Letztere hatte überdies ein zahlreiches Heer, da der Pfalzgraf Rudolf, der Herzog Ludwig von Baiern, der Graf von Hessen, die Städte Worms, Speier, Frankfurt, Gelnhausen und Oppenheim, sowie mehrere andere Städte und Herren ihm ihre Truppen geschickt hatten. Dagegen war Adolf sowohl in Bezug auf die Ausrüstung seiner Streiter, als auch in der Kriegskunst seinem Gegner und dessen Leuten nicht gewachsen. Die Oestreicher waren mit vollständiger italienischer Rüstung versehen und ihrer Pferde Meister, und Tausende von Ungarn und Kumanen bildeten als treffliche Bogenschützen eine Art leichter Truppen, denen Adolf nichts entgegenzusetzen hatte, weil seine Reisigen auf schwer geharnischten und deshalb unbeholfenen Streitrossen saßen und ungemein schlecht gerüstet waren. Im Elsaß bedrängt, machte Albrecht eine geschickte Bewegung, um in die Gegenden von Mainz und Zweibrücken zu kommen, wo er die Hülfs-

truppen seiner Mitverschworenen, der Bischöfe von Mainz, Köln, Straßburg und Constanz, der Grafen von Lichtenberg, Ochsenstein, Zweibrücken und Leiningen und mehrerer anderer Fürsten, fand. Adolf folgte ihm, zog in der Pfalz seinem Feinde entgegen und würde ihn gewiß besiegt haben, wenn er bis zur Ankunft seiner übrigen Freunde gewartet hätte. Aber voll Ungeduld, die Sache zur Entscheidung zu bringen, wartete er nur zehn Tage, und lieferte dann in der Ebene, die sich von Worms aus bei dem Dorfe Göllheim ins Gebirge zieht, zwischen diesem Dorfe und dem Kloster Rosenthal ein Treffen (2. Juli 1298). Drei unglückliche Zufälle raubten ihm in diesem Kampfe den Sieg. Die unbehülflichen Rosse der Baiern und Pfälzer wurden von den Oestreichern, deren Degen ausdrücklich, gegen die Sitte, zum Stechen eingerichtet waren, niedergestoßen und bildeten bald mit ihren Leibern einen Wall auf dem Schlachtfelde, wodurch Albrecht's leichte Reiter den Vortheil über ihre schwerfälligen Gegner erhielten. Um in diesem Theile seines Heeres die Ordnung wieder herzustellen, eilte Adolf herbei und ward dadurch vom eigentlichen Schlachtfelde hinweggezogen. Durch einen dritten Unglücksfall beraubte ihn gleich darauf ein gefährlicher Sturz vom Pferde, gerade als es galt, seiner gewohnten Stärke und Besonnenheit. Fast ohne Besinnung, vereinzelt und nicht im Stande, den Helm zu tragen, kämpfte Adolf gleichwohl tapfer gegen eine Menge von Feinden, unter welchen Albrecht selbst war, erlag der Uebermacht und fiel durch eine unbekannte Hand. Eine unverbürgte Nachricht sagt, daß Albrecht seinen Gegner mit einem Hieb auf die Stirn getroffen habe; er selbst leugnete es stets. Auch die baierischen Herzoge waren verwundet worden, und zogen sich aus der Schlacht nach Heidelberg zurück; Albrecht konnte aber ungeachtet seines Sieges nicht einmal Oppenheim einnehmen. Er mußte sich sogar entschließen, um nach einstimmiger Wahl König von Deutschland zu sein, die Königswürde der Form nach niederzulegen, wodurch er sich gewissermaaßen selbst anklagte.

Albrecht wurde am 27. Juli auf einem Wahltage in Frankfurt neu gewählt und darauf in Aachen gekrönt, so verbreitet auch in Deutschland der Unwille gegen den ländergierigen Mann war. In seiner näheren Umgebung freilich, vor Allem in seiner zahlreichen Familie (seine Gemahlin, Elisabeth von Görz-Tyrol gebar ihm 21 Kinder, von denen ihn zehn überlebten) genoß er einer lebhaften Anhänglichkeit; auch können wir ihm die durchgreifende Energie, womit er die Kaisergewalt gegen die rheinischen Kurfürsten vertheidigte, nur zum Ruhm anrechnen und es beklagen, daß er die Rechte des Reiches nicht ebenso folgerecht gegen Frankreich und gegen die römische Curie vertrat. Ungeachtet des Rufes, der ihm von den östreichischen Ländern

her voranging, scheinen sich doch seine Wähler über das, was sie von ihm zu erwarten hatten, nicht ganz klar gewesen zu sein. Selbst der Pfalzgraf gab ihm seine Stimme, nachdem Albrecht zu ihm gereist war und sich wegen des Geschehenen entschuldigt hatte. Nur der Papst Bonifacius VIII., der aus dem Streite der beiden Gegenkönige einen langen Proceß vor seinem Richterstuhle und manchen Geldvortheil gehofft hatte, versagte ihm seine Anerkennung, suchte den Zwist zu erhalten und Adolf's Familie gegen Albrecht zu gebrauchen. Gleich im folgenden Jahre und zwar absichtlich zum Verdruß Albrecht's ernannte er Adolf's Bruder, Diether, welcher weder gewählt noch postulirt war, zum Erzbischof von Trier. Er hatte es aber diesmal mit einem Manne zu thun, der ihm an Herrschsucht und Rücksichtslosigkeit gleich war und seiner Arglist die derbe Faust entgegensetzte. Bonifacius erklärte dem König Albrecht, als dieser eine Gesandtschaft an ihn schickte, in seinem Antwortschreiben geradezu, daß, wer seinen Herrn erschlagen habe, des Reiches nicht werth sei; Albrecht dagegen mit der Krone auf dem Haupt und dem Schwert in der Hand sprach laut zu den Fürsten des Reiches: „Was schadet es, daß der Papst mir seine Krone versagt? Durch die Wahl der Fürsten bin ich König, also auch Kaiser." Als Bonifacius sah, daß Albrecht sich nicht um ihn bekümmere, wurde er heftiger, sprach sich öffentlich gegen ihn aus und lud ihn später sogar zur Verantwortung vor sich; Albrecht aber suchte sich gegen ihn durch ein Bündniß mit dem König Philipp IV. von Frankreich zu schützen, mit welchem der Papst ebenfalls in Feindschaft stand.

Wenn man nach bloßen Gesetzen, Verordnungen und schriftlichen Einrichtungen über den Zustand einer Zeit und über den Charakter der Herrscher urtheilen dürfte, so wäre Niemand vortrefflicher gewesen als Albrecht; denn er begann seine Regierung mit einem der glänzendsten Reichstage, welche seit langer Zeit in Deutschland gehalten worden waren und ließ dort (zu Nürnberg) die alten Verordnungen wegen des Reichsfriedens erneuen. Die Ausführung derselben fand aber große Hindernisse. Die Sitten waren zu jener Zeit in eben dem Grade gesunken, als sich die städtischen Gewerbe gehoben hatten, und die Handelsleute in den Städten zu großem Wohlstande und bedeutender Macht gekommen waren. Die Quelle dieses Wohlstandes und der überhand nehmenden Laster war damals ebenso Italien, wie gegenwärtig London und Paris; die Verbindung Italiens mit Deutschland aber wurde in dieser Zeit, wie wir annehmen können, vorzugsweise durch die schwäbischen und elsässischen Städte erhalten, während sie in Baiern und über Nürnberg hin abgebrochen war. Die Ritterschaft konnte dem Glanze der Bürger kaum gleich kommen und suchte sich durch Beraubung der Handelsleute und durch Bedrückung der Bauern

zu helfen. Albrecht machte z. B. einmal, was sonst nur sehr selten der Fall war, den Rheinstrom von allen Abgaben frei; kaum war er aber nach Hause zurückgekehrt, als die Ritter denselben wieder überall sperrten und kein Kaufmann mehr ihn zu befahren wagte. Wenn Albrecht auf diese Weise sein kaiserliches Ansehen zu Gunsten der Bürger anwandte, so that er dagegen nichts gegen die Mißhandlung der Bauern, sondern er verband sich vielmehr sogar mit ihren Blutsaugern. Einer seiner nächsten Verwandten, der als Landvogt des Elsasses eine ganz übertriebene Pracht zeigte, plagte Bürger und Bauern und durchzog das Land mit einem Hut und mit einem Gürtel, welche beide mit Gold, Silber und Edelsteinen überdeckt waren und deren Werth man auf eine sehr hohe Summe schätzte: der Aufzug seiner Gemahlin war wahrhaft königlich. Damit solcher Aufwand der Herren bestritten werden könnte, ließ sich Albrecht, seiner gewohnten Handlungsweise zuwider, zur Erlassung von Verordnungen bewegen, durch welche nicht blos die Bauern, sondern auch die außerhalb der Städte wohnenden Bürger dem Drucke der Gutsherren unterworfen und sogar solche Abgaben gebilligt wurden, die nicht viel besser waren, als eine förmliche Beraubung.

Auch der durch Adolf's Mord erkaufte Friede im Reich war nicht von langer Dauer; denn unter den Theilnehmern an einem Verbrechen ist kein dauernder Friede. Einige Zeit waren Albrecht und Gerhard von Mainz die besten Freunde; sobald sich aber der König auf dem Thron sicher glaubte, bezahlte er ihm und den anderen Verräthern ihre eigennützige Freundschaft mit gleicher Münze. Ein Theil der Fürsten, besonders Gerhard, hatte sich von Adolf mit Reichsgütern beschenken lassen; schon im Jahre 1300 verlangte Albrecht diese zurück. Außerdem verlangte er die Abschaffung aller seit Beginn des Zwischenreiches eingeführten Zölle. Das war besonders für die rheinischen Kurfürsten und für den Pfalzgrafen, Adolf's Schwiegersohn, ein harter Schlag. Dazu kam noch, daß Albrecht den Erzbischof Gerhard schon vorher bei Gelegenheit der Abschließung des französischen Bündnisses bitter gekränkt hatte. Als nämlich 1299 zwischen Albrecht und Philipp von Frankreich ein, wie es hieß, zur Vertheidigung der Ehre ihrer Kronen geschlossener Vertrag, sowie die Verlobung von Philipp's Schwester Blanca mit Albrecht's ältestem Sohne, Rudolf, zu Stande gebracht worden war, hielten beide Könige zu Quatrevaux zwischen Tours und Vaucouleurs (nach damaliger deutscher Auffassung Grenze des Reiches) eine Zusammenkunft, bei welcher Albrecht von Gerhard und vielen anderen deutschen Fürsten begleitet war. Gerhard machte dort, damit sein König recht glänzend erscheine, einen großen Aufwand, der ihn in bedeutende Schulden stürzte; er rechnete aber

darauf, daß Albrecht am Ende Alles bezahlen werde. Als dieser jedoch auf Philipp's Rath die ihn begleitenden Fürsten zu bewegen suchte, seinen Sohn noch während seines Lebens zum Nachfolger im Reiche zu erwählen, widersprach Gerhard nicht nur für sich selbst, sondern hielt auch die Anderen ab, auf den Antrag einzugehen und nun löste Albrecht die Geiseln, welche Gerhard der herrschenden Sitte gemäß zur Sicherheit seiner Wirthe gestellt hatte, nicht aus, während er allen anderen Fürsten ihre Schulden tilgte. Gerhard mußte daher die Zeche selbst zahlen. Er war darüber so sehr ergrimmt, daß er schon damals laut äußerte, er habe in seiner Jagdtasche so viele Könige, als er nur wolle. Als nun Albrecht im nächsten Jahre ihn und andere rheinische Fürsten gar mit dem Verluste des von Adolf erschlichenen Gemeinguts bedrohte, zettelte Gerhard eine förmliche Verschwörung an. Er gewann die beiden anderen geistlichen Kurfürsten nebst dem Pfalzgrafen; der Letztere ward aufgefordert, er solle, so widersinnig dies auch war, sein Reichsrichteramt gegen den König selbst gebrauchen. Auch der Papst Bonifacius trat mit den Verschworenen in Verbindung und beschied damals Albrecht, zur Verantwortung wegen der Ermordung Adolf's und wegen der Uebernahme der deutschen Krone, vor seinen Richterstuhl. Albrecht ließ jedoch seinen Feinden nicht Zeit, ihren Plan auszuführen. Er verband sich mit den rheinischen Bürgerschaften, die er geradezu aufforderte, die von ihm nicht bestätigten Zölle zu verweigern; er sammelte (1301) in Schwaben und Elsaß ein starkes Heer von raublustigen Soldaten, fiel zuerst in die Pfalz ein, zog, nachdem er diese schrecklich verwüstet hatte, rheinabwärts gegen Gerhard von Mainz und verfuhr in dessen Bisthum auf die nämliche Weise. Hier zeigt sich uns indessen recht deutlich, wie nützlich die Mauern, mit welchen selbst kleine Städte, ja sogar Dörfer sich umgeben hatten, in jener Zeit waren, wo Fehden und Kriege wie Gewitterschauer plötzlich heranzogen. Von Weißenburg an bis nach Alzei zogen Albrecht und seine Schaaren ohne Hinderniß zerstörend und verwüstend herab; von dem kleinen Adolfsheim aber mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen, weil es befestigt war, und Bingen, damals nächst Köln der festeste Ort am Rhein, fiel erst nach einer langen Belagerung in seine Gewalt. Gerhard sah sich bald genöthigt, den König um Frieden zu bitten. Er erhielt ihn nur unter sehr harten Bedingungen; denn er mußte nicht allein Bingen und einige andere Städte dem Könige überlassen, sondern auch alles Reichsgut herausgeben, alle angemaaßten Reichszölle wieder der kaiserlichen Kammer überlassen und folglich, was dem Habgierigen immer am schmerzlichsten ist, alles Gewonnene zerrinnen sehen. Auch seine Verbündeten wurden auf gleiche Weise gezüchtigt. Gegen die Bischöfe von Köln und Trier

gebrauchte Albrecht ein ganz eigenes Mittel, um sie zu einem schnellen Frieden zu zwingen; er erklärte alle ihre Besitzungen und Lehen außer dem Schutze des Reiches, oder mit anderen Worten, er ertheilte der Ritterschaft Kaperbriefe gegen ihre Güter, worauf dann jeder besetzte, was ihm gelegen war, und eine schreckliche Verwirrung entstand. Albrecht erreichte dadurch seinen Zweck: nicht blos die beiden Bischöfe, sowie der Pfalzgraf, den er durch die Schwaben bekriegen ließ, unterwarfen sich schnell, sondern auch ihr Schützer und Aufstifter, Papst Bonifacius, sah sich genöthigt, seinen Zwist mit dem deutschen Könige beizulegen. Bonifacius trat mit diesem in Unterhandlung; Albrecht verstand sich zu einem Rechtfertigungsschreiben und zu manchen Zugeständnissen in Italien, wenn auch nicht zum Verzicht auf die Reichsrechte in Toscana; und der Papst erklärte endlich denselben Mann, den er vorher so heftig verworfen hatte, für einen nach Gebühr gewählten römischen König. Wer übrigens staunt, daß Albrecht auf einmal so mächtig auftrat, der möge bedenken, daß er von jeher nur an Krieg und Gewalt Gefallen hatte und dies in Worten und Benehmen zeigte.

Ganz anders, als der Krieg mit den rheinischen Kurfürsten, endete ein Unternehmen, welches Albrecht unmittelbar vorher gegen den Grafen von Hennegau, Johann von Avesnes, gemacht hatte. Johann von Avesnes, der Sohn des oben erwähnten Schwagers und Waffengefährten des Königs Wilhelm von Holland, hatte die Grafschaft Holland, deren Fürstenhaus 1299 mit Wilhelm's Enkel ausgestorben war, als nächster Anverwandter von weiblicher Seite in Besitz genommen, ohne das Reich zu fragen. Albrecht zog 1300 an der Spitze eines Heeres gegen ihn, um die Rechte des Reiches geltend zu machen, und stand bereits bei Nymwegen dem feindlichen Heere gegenüber, als er sich durch eine von Johann angezettelte Verschwörung kleinerer Fürsten genöthigt sah, seine Absicht wieder aufzugeben. Er zog nach Hause zurück, nachdem er durch Vermittelung des Erzbischofs von Köln sich mit Johann verständigt und demselben Holland als Reichslehen überlassen hatte.

Sobald Albrecht am Rhein fertig war und sich mit dem Papste ausgesöhnt hatte, ergriff er begierig die von diesem ihm dargebotene Gelegenheit, seine Miethlinge in Ungarn und Böhmen zu beschäftigen. Böhmen war nach Ottokar's II. Tod anfangs ganz heruntergesunken; denn es litt damals zugleich durch ansteckende Krankheiten, durch Hungersnoth, durch grausame innere Fehden und durch die drückende Verwaltung des eigennützigen Markgrafen von Brandenburg. Unter Albrecht's Schwager, Wenzel II., hob es sich wieder und man entdeckt in jener Zeit sogar hier und da Spuren des Verkehrs

mit Italien und des Einflusses der italienischen Künste. Ungarn war in einer ähnlichen Lage und beide Länder kamen überdies damals mit den halbwilden Polen in eine Verbindung, welche Beiden nur zu großem Nachtheile gereichen konnte. Bela IV. hatte sich nach den mongolischen Verheerungen bald wieder erholt; er begünstigte die städtischen Gewerbe, hob insbesondere den Bergbau, aber auch das Heerwesen und konnte es sogar mit Friedrich dem Streitbaren aufnehmen, der in einem Treffen gegen ihn blieb. Nach dessen Tode besetzte er Steiermark, ward aber schon nach sechs Jahren von Ottokar II. wieder aus dem Lande vertrieben. Hierauf gerieth Bela mit seinem eigenen Sohne, Stephan V., in einen langwierigen blutigen Streit, weil er denselben, nachdem er ihn schon als seinen künftigen Nachfolger hatte krönen lassen, mit Siebenbürgen und dem Kumanen-Lande abfinden und die Krone von Ungarn seinem zweiten Sohne geben wollte. Ein päpstlicher Legat vermittelte endlich einen Frieden, der jüngere Sohn starb und Stephan folgte 1270 seinem Vater in der Herrschaft nach. Bezeichnend ist es für den Zustand des Landes, daß Bela IV. ebenso im Tode, wie im Leben blutige Scenen erregte; bei seiner Beerdigung entstand nämlich ein so heftiger Streit zwischen den Franziskanern und dem ersten Bischof des Reiches, daß das Leichenbegängniß sich in eine Schlacht verwandelte, in der Kirche selbst ein förmliches Blutbad entstand und sehr viele Menschen das Leben verloren. Stephan's kurze Regierung (bis 1272) ward hauptsächlich durch einen Krieg mit Ottokar ausgefüllt, in welchem Ungarn und Böhmen auf eine scheußliche Weise verwüstet wurden. Obgleich zuletzt Frieden geschlossen wurde, so mischte sich doch Ottokar nach Stephan's Tode wieder in die ungarischen Reichsangelegenheiten. Er suchte Stephan's 10jährigen Sohn, Ladislaus IV., vom Throne zu verdrängen und dagegen den jüngeren Bruder desselben, Andreas, an seine Stelle zu erheben; doch gelang ihm dies nicht. Dagegen benutzte Rudolf von Habsburg Ottokar's Feindschaft mit Ladislaus, um sich des Letzteren, dessen Bruder damals mit einer Tochter Rudolf's verlobt ward, gegen Ottokar zu bedienen. Ladislaus selbst, der sich in allen Dingen vorzugsweise auf die Kumanen stützte, trieb mit diesen eine so üble Wirthschaft in Ungarn, daß die Großen, an deren Spitze Iwan oder Johann von Güssingen stand, sich gegen ihn erhoben und ihn sogar zweimal gefangen nahmen. Der Papst, der sich in die Sache mischte, verschaffte ihm zwar die Freiheit wieder, die Großen blieben ihm aber überlegen, und Ladislaus wandte sich deshalb an Albrecht, welcher damals nur noch Herzog von Oestreich war, um Hülfe. Albrecht erschien mit seinen Truppen, schlug Iwan und richtete entsetzliche Verheerungen im Lande an. Gleich nachher starb Ladislaus. Er hatte

sein Unwesen so weit getrieben, daß er sogar seine Helfershelfer, die Kumanen, gegen sich erbitterte und auf Anstiften einer eifersüchtigen Geliebten von ihnen erschlagen ward (1290).

Da Ladislaus weder Brüder noch Kinder hinterließ, so erklärte Rudolf das Land Ungarn für ein erledigtes Reichslehen und gab es seinem Sohne Albrecht. Doch lebte noch ein männlicher Sprößling des Arpadischen Königstammes, Andreas der Venetianer oder Andreas von Este und diesen wählten die Ungarn 18 Tage nach Ladislaus' Beerdigung zu ihrem König. Andreas' Vater, Stephan, war ein Sohn des Königs Andreas II. aus dessen (dritter) Ehe mit Beatrice von Este; er war erst nach seines Vaters Tod geboren und von Bela IV. nie als Bruder anerkannt worden. In Venedig, wohin er sich während der bürgerlichen Unruhen in Ungarn geflüchtet, hatte er eine Tochter des venetianischen Nobile Morosini geheirathet und dieser Ehe entsproßte Andreas der Venetianer. Derselbe hatte schon unter Ladislaus seine Rechte geltend zu machen gesucht und damals bei Albrecht Schutz gefunden, war aber nachher in Vergessenheit gerathen und in die äußerste Armuth gesunken. Verkleidet führten ihn die Ungarn gleich nach Ladislaus' Tode aus Wien nach Ofen und riefen ihn zu ihrem König aus. Er heirathete eine polnische Prinzessin und hatte nicht nur mit Albrecht von Oestreich, sondern auch mit seinen eigenen Unterthanen unaufhörlich Krieg zu führen, bis er sich endlich mit jenem verständigte und nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Albrecht's Tochter, die fromme Agnes, heirathete. Agnes brachte Frieden und Frömmigkeit ins Land und Ungarn würde jetzt wieder eine Zeit lang Ruhe gehabt haben, wenn nicht der Papst Bonifacius VIII. es in seinem Interesse gefunden hätte, neuen Hader zu stiften. Bonifacius war nicht gewohnt, die Ausbreitung religiöser Gesinnung einem politischen Vortheil oder dem Gewinn von baarem Gelde vorzuziehen; er verschonte daher auch den fromm gewordenen König Andreas und seine frömmere Gemahlin nicht, sondern unterstützte gegen sie einen Prätendenten der ungarischen Krone. Dieser Prätendent war Karl Robert, ein Enkel Karl's II. von Neapel und der Schwester Ladislaus' IV., der nach Ungarn gekommen war und dort, wo ihn anfangs Iwan von Güssingen unterstützt, einen großen Anhang gefunden hatte. Der Papst that alles Mögliche, um ihm zur Vertreibung des Königs Andreas und seiner frommen Gemahlin behülflich zu sein. Es gelang ihm jedoch nicht; Andreas behauptete sich und als er 1301 starb, verschmähten die Ungarn den päpstlichen Schützling. Der Legat des Papstes hatte zwar die Dreistigkeit, Karl Robert in Gran krönen zu lassen, ohne die Nation zu fragen; er vermehrte aber dadurch nur die Abneigung gegen diesen und die unga-

rischen Großen boten, so heftig auch Bonifacius gegen sie eiferte, ihre Krone dem böhmischen König Wenzel II. an. Dieser nahm das Anerbieten für seinen Sohn, Wenzel III., an, der mit einer Tochter des Königs Andreas verlobt war. Da der König Wenzel II. mit seiner zweiten Gemahlin, einer polnischen Prinzessin, die er nach dem Tode seiner deutschen Gemahlin genommen, auch die Krone von Großpolen erheirathet hatte, so konnte Albrecht von Oestreich, der sich nicht lange vorher mit dem Papste ausgesöhnt hatte, es unmöglich ruhig mit ansehen, daß jetzt noch dazu Ungarn mit Böhmen vereinigt werde. Albrecht ward bei seinem Streben, dies zu verhindern, noch durch einen besonderen Umstand begünstigt. Wenzel II. ließ sich nämlich dadurch, daß er den Papst als Schiedsrichter in der ungarischen Sache anerkannte, in eine Falle locken, da Bonifacius, wie vorauszusehen war, seinen Spruch zu Gunsten Karl Robert's that. Albrecht nahm sich des Letzteren an, der junge Wenzel ward aus Ungarn gejagt und der deutsche König drang, durch ein Heer der rohen Kumanen verstärkt, über Regensburg in Böhmen ein, während sein Sohn Rudolf durch Mähren zog. Die beiden östreichischen Heere brachten ihre Vereinigung glücklich zu Stande und lagerten sich bei Kuttenberg dem böhmischen Könige gegenüber, der für Geld aus Sachsen, Brandenburg und anderen Gegenden Deutschlands eine bedeutende Truppenmasse herbeigezogen hatte. Nach sechs Wochen ging indessen dem deutschen Könige das Geld aus, seine nur um Lohn dienenden Ritter zogen heim und die Bergleute um Kuttenberg vergifteten den durch sein Lager fließenden Bach; Albrecht mußte daher unverrichteter Sache nach Oestreich zurückkehren.

Im folgenden Jahre (1305) starb Wenzel II., und sein junger Sohn sah sich außer Stande, die drei ererbten Kronen zu gleicher Zeit zu vertheidigen. Er schloß also schon wenige Monate nach seines Vaters Tode einen Frieden, in welchem er dem deutschen Könige die Stadt Eger und seine Ansprüche an Meißen überließ, Polen und Böhmen von ihm zu Lehen nahm und Ungarn ganz aufgab. Jetzt trat der Herzog Otto von Niederbaiern, dessen Mutter eine Tochter Bela's IV. gewesen war, als Prätendent von Ungarn auf, ohne zu bedenken, daß sich nicht einmal Wenzel mit der ganzen böhmischen und polnischen Macht hatte behaupten können und daß bis dahin sehr wenige ungarische Könige auf dem Throne ruhige Tage gehabt hatten. Er zog im Vertrauen auf einige wenige zuverlässige Freunde nach Ungarn, trieb sich dort lange umher und mußte nach mancherlei Abenteuern zuletzt unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren. Hier war unterdessen die größte Verwirrung entstanden und die Herren und Städte des Landes benutzten die Geldverlegenheit, in welche sein

ungarisches Unternehmen ihn stürzte, um von ihm die berühmte Handveste über eine Veränderung der inneren Verfassung oder jenen ersten baierischen Freiheitsbrief zu erlangen, der je nach der verschiedenen Grundansicht eine ganz verschiedene Beurtheilung zuläßt. 70 reiche Adelsfamilien und 19 Städte des Landes erkauften nämlich von ihrem verschuldeten Herzog das Recht der niedern Gerichtsbarkeit, die Städte mit ihrem eigenen Gelde, die 70 Geschlechter aber mit dem Schweiße ihrer armen Bauern und Hörigen, welche, wie ein wackerer deutscher Geschichtschreiber des 16. Jahrhunderts sagt, nicht den mindesten Vortheil davon hatten und doch durch Abgaben, die von jedem Stücke ihres Hausrathes und ihres Viehstandes dreimal hinter einander erhoben wurden, die ganze Summe aufbringen mußten. Da auch Albrecht viel zu sehr mit anderen Angelegenheiten beschäftigt war, um gegen Ungarn etwas unternehmen zu können, so gewann Karl Robert festen Fuß im Lande. Er ward 1309 allgemein als König anerkannt und bald darauf mit der echten Stephanskrone, die ihm seine Gegner bisher vorenthalten hatten, endgültig gekrönt; mit ihm stieg das Haus Anjou als ein Nebensproß des ausgestorbenen Arpadischen Königsstammes auf den ungarischen Thron.

In Böhmen war unterdessen eine Umwälzung auf die andere gefolgt. Wenzel II. hatte bis zu seinem Tode den polnischen Thron gegen seinen Nebenbuhler Ladislav Loktiek (d. i. den Ellenlangen) behauptet; kaum war er aber gestorben, als dieser sich in den Besitz des Landes setzte. Wenzel III. behielt fast nichts als Krakau. Er war durch Trunk und Ausschweifung tief gesunken und hatte sich einer so thörichten Verschwendungssucht ergeben, daß er z. B. zu seiner Krönung 38 Fürsten und mehr als 16,000 Fremde mit 140,000 Pferden herbeizog. Nichtsdestoweniger dachte er an einen Eroberungszug nach Polen. Er hatte schon ein Heer zu demselben gerüstet, als er durch den thüringischen Ritter Konrad von Pottenstein ermordet ward (1306). Da er bei seinen Unterthanen sehr verhaßt war, so hat man nicht ohne Grund die böhmischen Großen angeklagt, daß sie jenen Ritter zu Wenzel's Ermordung bewogen und, damit die Sache verborgen bliebe, unmittelbar nach der That niedergehauen hätten; König Albrecht aber, dem man alles Schlimme seiner Zeit zuschrieb, wird gewiß mit Unrecht der Anstiftung dieses Mordes beschuldigt. Mit Wenzel III. starb der Mannesstamm der böhmischen Dynastie aus. Ein Theil der Großen des Landes erhob den Herzog Heinrich von Kärnthen, den Gemahl der Schwester Wenzel's III., auf den Thron; Albrecht aber, obgleich er den Mord des Königs nicht veranlaßt hatte, suchte doch so viel Vortheil als möglich daraus zu ziehen und wandte sich daher mit dem ansehnlichen Heere, welches er damals gerade

gegen Thüringen führte, nach Böhmen, um Heinrich zu verdrängen. Er erreichte seine Absicht. Die Böhmen, um einem langen Kriege zu entgehen, vermählten Wenzel's II. Wittwe, die polnische Prinzessin Elisabeth, mit Albrecht's Sohn Rudolf und erkannten diesen als ihren König an.

In Thüringen, wohin Albrecht von Böhmen aus zog, um auch dieses Land an sich zu reißen, hatte sich ein Theil der in Adolf's Namen herrschenden Landvögte gegen Albrecht den Unartigen und seine Söhne behauptet und nach dem Tode ihres Herrn unmittelbar an das Reich angeschlossen; auch Eisenach und einige andere Städte, welche von dem alten Landgrafen Albrecht ihre Freiheit theuer erkauft hatten und jetzt von ihm und seinem Sohne Friedrich mit der gebissenen Wange hart bedrängt wurden, wollten kaiserliche freie Städte werden. Die Landvögte und Städte riefen daher gegen den Landgrafen und seinen Sohn die Hülfe des Königs Albrecht an. Dieser erklärte den von Adolf's Landvögten besetzten Theil des Landes für ein Reichsgut und verhandelte mit dem alten Landgrafen, den er nach Fulda vor sich beschieden hatte, über die thüringischen Angelegenheiten, ward aber gleich darauf durch Wenzel's Tod veranlaßt, nach Böhmen zu gehen und richtete auch nach seiner Rückkehr von dort nichts aus. Jetzt suchten sich die Bürger von Eisenach selbst zu helfen. Sie schlossen den Landgrafen in der Wartburg ein und erbauten auf dem Eisenach-Berge eine neue Burg. Nun aber, wo es die Unterdrückung der Bürger galt, halfen dieselben Söhne, die den Vater ihr ganzes Leben hindurch bekriegt hatten, ihm aus der Noth. Sie entsetzten die Wartburg und hetzten ihre theueren Freunde, die zahlreichen Raubritter Thüringens, die sich vom Gute der Städter auf den Landstraßen nährten, gegen die Habe aller der Bürgerschaften auf, welche ihre erkauften Freiheiten behaupten wollten. Die Städte wandten sich daher aufs neue an den deutschen König; zu ihrem Unglücke fiel aber ihr Hülfegesuch gerade in die Zeit, wo das Maaß dieses Gewaltherrschers voll war und die Gottheit ihn mit einem Schlage nach dem anderen traf, ehe sie ihn völlig stürzte. Albrecht schickte ihnen zuerst einen Herrn von Wildenau mit Truppen zu Hülfe, dieser verlor eine Schlacht und ward gefangen; dann sandte er gegen die thüringischen Raubritter seine schwäbischen Räuber und diese erlitten bei Lucka, in der Nähe von Altenburg (1307), eine solche Niederlage, daß ihr Schicksal unter den Thüringern zum Sprichworte geworden ist („es wird dir glücken wie den Schwaben bei Lücken"). Die Städte mußten sich darauf dem Landgrafen Friedrich unterwerfen und König Albrecht konnte an kein neues Unternehmen in Thüringen denken.

Zu derselben Zeit, als Albrecht seine Macht in Thüringen ver-

nichtet sah, starb sein Sohn Rudolf und an seiner Stelle setzten die Böhmen den Herzog von Kärnthen als König ein. Albrecht brach zwar sogleich in Böhmen ein, mußte aber bald wieder umkehren und hatte nur den einen Vortheil von seinem Zuge, daß mittlerweile einer seiner steierischen Grafen das Herzogthum Kärnthen ihm eroberte. Um die nämliche Zeit waren die Einwohner der Schweizer Berge und Thäler bemüht, ihre Gerechtsame dem Hause Habsburg gegenüber aufrecht zu erhalten; die Verabredungen, welche Uri, Schwyz und Nidwalden unmittelbar nach dem Tode Rudolf's von Habsburg getroffen hatten, waren, wie wir annehmen können, bereits auf Befreiung von der Obmacht des allzuhoch steigenden Geschlechtes gerichtet. Als Kaiser bestätigte Albrecht weder den Urnern noch den Schwyzern die Reichsunmittelbarkeit, wie sie ihnen in einer Urkunde Friedrich's II. zugesichert war; er nahm öfter die Abteien gegen Eingriffe der Bauernschaften in Schutz; doch ist von weiteren Gewaltschritten gegen die Letzteren, namentlich von Einsetzung eines ständigen Vogtes in Uri urkundlich nichts bekannt. Auch steht nicht fest, daß Albrecht's letzter Aufenthalt auf dem Stammschlosse Habsburg mit den Angelegenheiten der Waldstädte in Beziehung stand. Johann, manchmal „von Schwaben" genannt, der den Kaiser am 1. Mai 1308 im Verein mit mehreren Genossen tödtete, war, wie oben angegeben, von Seiten seines Vaters ein Enkel Rudolf's I., von Seiten seiner Mutter Agnes ein Enkel Ottokar's. Die Bildung der schweizerischen Eidgenossenschaft ist für die allgemeine Geschichte von Europa unter anderen auch wegen des Umstandes wichtig, daß sich damals in der Schweiz ein treffliches Fußvolk zu bilden begann, welches nachher im Solde anderer Länder großen Einfluß auf das Schicksal derselben erhielt. Der Bericht über das Unternehmen der Schweizer gehört daher nebst der Erzählung von Albrecht's Ende an die Spitze der deutschen Begebenheiten der folgenden Periode.

3. Geschichte der Reiche England und Schottland bis auf den schottischen König Johann Baliol.

Der englische König Heinrich III., dessen Geschichte oben bis auf das Jahr 1220 geführt worden ist, hatte bei dem Tode seines wackeren Vormundes, Wilhelm von Pembroke, noch nicht das zur Führung der Regierung erforderliche Alter erreicht und unglücklicher Weise fand sich kein Mann, der die Reichsangelegenheiten oder auch nur den damals erst zwölf Jahre alten König verständig hätte leiten können. Beides fiel an zwei Leute, welche zu den Helfershelfern Johann's ohne Land gehört hatten. Diese Männer waren: Hubert von Burgh, Oberrichter von England und zu Johann's Zeit Anführer

der zu dessen Schutz gegen die Barone ausgerüsteten Seemacht, und der Bischof von Winchester, Peter des Roches, der in Poitou gebürtig und folglich kein Engländer war, wenn auch das Land an der unteren Loire und Garonne, als Rest des ehemaligen Besitzes auf dem Festland, noch unter englischer Herrschaft stand. Die Großen waren damals noch immer im Besitz der königlichen Burgen und standen also des Friedens ungeachtet ihrem Könige als Macht gegenüber, statt daß sie sich als Vasallen unter ihn hätten fügen sollen. Sie hatten versprochen, die Burgen dem Könige bei seiner Volljährigkeit zurückzugeben; Hubert ließ deßhalb seinen Mündel schon 1224 durch den Papst für volljährig erklären, allein die Barone behaupteten, der Papst habe sich in ihre Reichssachen nicht zu mischen, und selbst als sie zwei Jahre später die Volljährigkeit des Königs anerkannten, mußten sie mit Waffengewalt zur Herausgabe der Burgen gezwungen werden.

Eine Regierung, welche auf diese Weise angefangen worden war, hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; denn Mißtrauen und Zwietracht waren die natürliche Folge jenes Schrittes. Hubert, der zur Gewalt gerathen und die Sache durchgesetzt hatte, war seit der Zeit verhaßt; der junge König aber ward durch den guten Anfang gereizt, Gewalt und Druck auch ferner anzuwenden und hütete sich bei seinem Regierungsantritt, dem Gesetze gemäß den großen Freiheitsbrief zu bestätigen. Da er jedoch wegen eines Krieges mit Frankreich, der ihn mit dem Verluste seiner Länder Guyenne und Poitou bedrohte, der Beisteuer des englischen Volkes bedurfte, so sah er sich bald genöthigt, diese Bestätigung von freien Stücken zu gewähren. Bei dieser Gelegenheit ward er von den jagdliebenden Baronen gezwungen, auch die Jagd- und Forstrechte, welche sich die Krone seit Heinrich II. angemaaßt hatte, wieder aufzugeben und hierüber einen besonderen Freiheitsbrief (charta forestarum) auszustellen. Auf solche Weise war freilich die Bestätigung der Freiheiten ohne bürgerlichen Krieg erfolgt und Alles schien auf den constitutionellen Weg geleitet zu sein; allein die durch die Verfassungsveränderung unter Johann herbeigeführte Ordnung war noch so neu, daß man sowohl von Seiten der königlichen Minister, als von Seiten der Unterthanen es für eine rühmliche und ehrliche Sache hielt, sich so viel als möglich einander zu entreißen und an sich zu ziehen. Nach diesen Grundsätzen verfuhr besonders Hubert von Burgh, ein Mann, welcher Gewaltthätigkeit mit Consequenz und Festigkeit mit Klugheit verband. Er erlaubte sich jedes Mittel, um die königlichen Kassen zu füllen und reizte dadurch namentlich die Bürgerschaft von London auf, die bei allen inneren Streitigkeiten ein Hauptgewicht in die Schale des Kampfes warf; er

bewog den König, sich von den durch die Bestätigung der beiden großen Freiheitsbriefe eingegangenen Verpflichtungen dadurch zu lösen, daß er sie wegen seiner damaligen Minderjährigkeit für eine dem Rechte nach ungültige Sache erklärte, und wer besondere Freibriefe hatte, mußte sie mit schwerem Gelde neu bestätigen lassen; sich selbst aber ließ Hubert Privilegien ertheilen, die mit den Rechten Anderer unverträglich waren. Er entzweite ferner den König sogar mit seinem eigenen Bruder, dem nachherigen deutschen Kaiser Richard von Cornwallis, dem er ein zu seiner Grafschaft gehöriges Stück Land entriß. Er trieb endlich den Druck der schon von den Großen und Geistlichen mißhandelten Unterthanen so weit, daß er zuerst den fünfzehnten und dann noch den vierzigsten Theil ihrer fahrenden Habe erheben ließ. Auch den Bischof von Winchester und seinen Anhang verdrängte Hubert vom Hofe. Wäre Heinrich mit großen Anlagen geboren gewesen oder hätte er kriegerische Talente besessen, so würde ihm in einer Zeit, wo die Faust das Recht gab, ein solcher Minister vielleicht zur Wiedererlangung der eigenmächtigen Gewalt verholfen haben; er zeigte aber schon bei dem Zwist mit seinem Bruder den schwachen und weichen und dabei eigensinnigen Charakter, der seine Regierungszeit zu einer der unglücklichsten in der englischen Geschichte gemacht hat. Er gewährte nämlich die gerichtliche Entscheidung, welche Richard wegen des ihm geraubten Grundstückes verlangte, durchaus nicht, gestand aber nachher, als sein Bruder die Waffen ergriff, der unrechtmäßigen Gewalt zu, was er der rechtmäßigen Forderung verweigert hatte und behielt nichtsdestoweniger seinen Oberrichter Hubert bei, der an der ganzen Sache schuld war. Auch Hubert gab manche Blößen und zeigte namentlich einen Mangel an militärischen Eigenschaften, die doch einem Minister jener Zeiten durchaus unentbehrlich waren. Dagegen bewies er eine verständige Politik, als er den jungen König abhielt, sich durch die Lockungen der Normannen zu einem Kriege mit Frankreich hinreißen zu lassen, obgleich die Umstände im höchsten Grade günstig schienen. Ludwig der Heilige war als elfjähriger Knabe König von Frankreich geworden, viele französische Großen suchten diese Gelegenheit zu benutzen, um sich auf Unkosten des Reiches und ihrer Nebenvasallen zu bereichern und die Normannen, welche der französischen Herrschaft überdrüssig waren, riefen den englischen König herbei; Heinrich folgte aber dem verständigen Rathe seines Oberrichters. Dagegen wollte er nachher, als die günstige Gelegenheit vorüber war, durchaus einen Krieg mit Frankreich unternehmen und war nicht wenig aufgebracht, als Hubert die Ausrüstung von Transportschiffen absichtlich unterließ und dadurch die Ausführung seines Vorhabens unmöglich machte.

Mit dem Papste standen sich der König und sein Minister ganz vortrefflich; es ward sogar eine enge Verbindung mit ihm geschlossen und der Papst that das Seinige, um durch Erlasse an die englischen Bischöfe die Großen des Reiches in Gehorsam gegen ihren König zu erhalten. Dafür wurde England von der römischen Habsucht noch weit härter gedrückt, als selbst die zum Theil von geistlichen Fürsten beherrschte deutsche Nation. Gregor IX. und Innocenz IV. erpreßten in England unter dem Titel von Lehenszins, Peterspfennig und anderen Beisteuern den größten Theil der Summen, die sie zum Kampfe mit den Hohenstaufen nöthig hatten, und die Schamlosigkeit der päpstlichen Legaten ging so weit, daß sie sogar verlangten, man solle in jedem Kloster und Stifte eine der einträglicheren Stellen dem Papste vorbehalten. In Folge dessen wurden sie freilich mitunter, wenn sie den Steuerdruck zu weit getrieben hatten, überfallen und des zusammengebrachten Geldes beraubt. Sie fanden aber ein Mittel, der Ausplünderung künftig zu entgehen. Sie zogen nämlich ihre erfinderischen Landsleute, die sich bereits im übrigen Europa als Wechsler und Wucherer furchtbar gemacht hatten, nach England und ließen ihr Geld, statt es mit sich herumzuschleppen, durch dieselben nach Rom übermachen. Diese italienischen Geldhändler, welche die seither in England angesiedelten flandrischen verdrängten, zogen dann durch ihren Wucher den Engländern auch noch das aus der Tasche, was die offene Habsucht ihnen gelassen hatte; zugleich brachten sie aber auch Wechselwesen und Wechselrecht nach England.

Im Jahre 1232 kehrte Hubert's Feind, der Bischof Peter von Winchester, der nach seinem Sturze eine Pilgerfahrt ins gelobte Land gemacht hatte, nach England zurück und bereitete seinem Gegner dasselbe Schicksal, das dieser einst ihm selbst bereitet hatte. Er bearbeitete in Verbindung mit seinen anderen Landsleuten, die am englischen Hofe lebten, den jungen König und bewog ihn, Hubert plötzlich abzusetzen. Dieser flüchtete sich, um der Verfolgung seiner Feinde zu entgehen, in eine Kirche. Hier ließ ihn der König ohne Rücksicht auf das Asylrecht und auf die Magna Charta gewaltsam festnehmen; er scheute sich bei der Gelegenheit sogar nicht, den Lord Mayor von London mit einer zahlreichen bewaffneten Bürgermacht dem Verfolgten auf den Leib zu hetzen. Als man ihn vor den Folgen eines solchen revolutionären Schrittes warnte, rief er freilich dieses Heer wieder zurück; dagegen wurde Hubert in einer anderen Kirche, in die er sich seitdem geflüchtet hatte, von einem königlichen Anführer mit 200 Bewaffneten förmlich belagert, gefangen genommen und in Fesseln nach dem Tower gebracht. Zwar ertrotzten ihn die Geistlichen, die ihr Asyl nicht verletzt haben wollten, wieder zurück; aber der König ließ ihn noch ein-

mal greifen und auf ein festes Schloß bringen. Hier befreiten ihn seine Freunde, darunter Richard Pembroke, der Sohn des hochverdienten Regenten William, mit Gewalt und ein halbes Jahr später begnadigte ihn der launenhafte König ebenso willkürlich, als er ihn vorher mit Härte verfolgt hatte; doch hütete sich Hubert, an den Hof zurückzukehren. Das ganze Verfahren gegen Hubert zeigt uns einen Zustand des Reiches, welcher unmöglich lange fortdauern konnte, da die Gewalt, nicht Recht und Gerechtigkeit, das Scepter führte. Auch die Herrschaft Peter's von Winchester hatte diesen Charakter; ja, die Regierung wurde unter ihm sogar noch tyrannischer. Er brachte seine Creaturen in alle Aemter und wählte zu Creaturen nur seine Landsleute; bald waren selbst die höchsten Beamten Ausländer und es wurden noch dazu 2000 Ritter aus der Bretagne und aus Poitou herbeigezogen, um aus ihnen die Besatzungen der königlichen Burgen zu bilden. Diesen fremden Streitern gab man dann englische Grafschaften und Baronieen, ihre Töchter wurden den reichen Engländern, die es nicht mit dem Hofe verderben wollten, als Gemahlinnen aufgedrungen, sie selbst aber erhielten Wittwen und Erbtöchter des Landes, welche zur Heirath gezwungen wurden. Auf solche Weise bildete man eine geschlossene Macht oder eine Art stehenden Heeres, mit dem alle Widerspenstigen zu Boden geschlagen werden sollten. Vergebens machten Pembroke und seine Freunde dem Könige Vorstellungen, vergebens verschwendete der Albertus Magnus von England, Roger Baco, der beredteste und witzigste Mann seiner Zeit, seine Redekunst und seinen Witz an Heinrich; dieser hielt fest an seinen neuen Lieblingen und wollte durchaus ohne die Nation über die Nation herrschen. Alle Engländer von einiger Bedeutung verließen den Hof und es schien zugleich ein System des ärgsten Druckes und völlige Anarchie herrschend zu werden. Das Reich zerfiel förmlich in zwei Theile; auf der einen Seite standen der König und seine Leute und unterdrückten ohne Rücksicht auf Recht jeden, den sie überwältigen konnten; auf der anderen wurden die Regierenden und ihre Freunde von dem Adel und den Bürgerschaften beraubt. Dieser Zustand konnte indessen nicht lange bestehen bleiben. Heinrich mußte zuletzt der Stimme seines Volkes nachgeben und die Fremden dem Nationalunwillen opfern; Peter von Winchester wurde in sein Bisthum verwiesen, die Aemter den Fremden entrissen und diese nach Frankreich zurückgeschickt (1234). Es ward jedoch dadurch nicht besser; denn der König, auf dessen Persönlichkeit Alles ankam, ward zu jedem ernsten Geschäfte untauglich und machte sich verächtlich. Er schloß schimpfliche Verträge; er gab den Verwandten seiner Gemahlin, Eleonore von Provence, die wichtigsten Stellen des Landes; er vermählte 1235 seine Schwester Isabella

mit dem Kaiser Friedrich II. und schien in dessen System gegen den römischen Stuhl einzugehen, gestattete dann aber nichtsdestoweniger dem Papste die Plünderung der englischen Kirche und gab zu, daß die italienischen Wucherer sein Reich aussogen; er erbettelte, so oft er in Geldnoth war, von den versammelten Reichsständen neue Steuern, indem er sich dabei öffentlich der Pflichtvergessenheit beschuldigte und die härtesten Vorwürfe entgegennahm; er gab endlich der Geistlichkeit, in deren Gewalt er war, unerhörte, mit der ganzen sächsisch-normannischen Verfassung unverträgliche Vorrechte.

Um das Unglück voll zu machen, fehlte nur noch ein Zwiespalt in der königlichen Familie selbst. Auch dieser brach bald nachher aus. Die Veranlassung dazu gab wieder ein aus Frankreich gekommener Liebling Heinrich's. Dieser Liebling war der jüngere Simon von Montfort, ein Sohn des Helden der Albigenser-Kriege. Er besaß die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters in weit höherem Grade als der ältere Bruder Amalarich (Amaury). Simon war kaum nach England gekommen, als er, wie früher Hubert von Burgh und Peter von Winchester, die wandelbare und meist übertriebene Gunst des Königs erlangte. Dieser gab ihm sogar seine Schwester Eleonore zur Gemahlin und war dabei unvorsichtig genug, ihn ohne Beachtung eines von ihr früher abgelegten Gelübdes in der Kapelle seines Palastes trauen zu lassen (1238). Simon's großer Einfluß machte bald des Königs Bruder, Richard von Cornwallis, eifersüchtig; dieser trat an die Spitze der Mißvergnügten und der schwache König ließ seinen neuen Günstling ebenso fallen, wie Hubert und Peter. Simon reiste nach Rom und verschaffte sich hier durch Geldversprechungen eine Bekräftigung seiner Ehe, welche man zwar nicht von kirchlicher, wohl aber von politischer Seite her mit Recht angegriffen hatte. Als er nach England zurückkam, war er dem König wieder neu, ward von ihm mit vollem Jubel empfangen und (1239) förmlich mit der Grafschaft Leicester belehnt, auf welche schon sein Vater Erbansprüche hatte; somit trat Simon von Montfort der Jüngere in die Reihe der mächtigsten englischen Barone ein. Schon im folgenden Jahr aber zerfiel er wieder mit dem König, vielleicht weil Simon dem Papste das versprochene Geld nicht bezahlt hatte und dafür in den Bann gethan worden war. Er mußte mit Schimpf und Schande den Hof verlassen, erklärte darauf einen Kreuzzug unternehmen zu wollen und gebrauchte dies als einen Vorwand, um von seinen englischen Vasallen Beisteuern erheben zu dürfen und ohne Aufsehen Güter und Wälder veräußern zu können.

Da in dieser Zeit keine äußeren Kriege das Volk beschäftigten und der König das, was er erpreßte, sogleich wieder verschwendete, so stieg

der Luxus in England ungeheuer hoch; fremde Waaren wurden tägliches Bedürfniß und wir finden ebensowohl bei Geistlichen, als bei der Bürgerschaft eine auffallende Menge von goldenen und silbernen Gefäßen; von dem Adel aber wird uns nicht nur berichtet, daß Einzelne ihre Streitrosse von Italien her kommen ließen, sondern einmal erschienen sogar bei einem Hoffeste 1000 Ritter an dem einen Tage in seidenen Gewändern und am folgenden in anderen Prunkkleidern. Um so fühlbarer und verwirrender waren unter diesen Umständen die Erpressungen des Papstes. Die Italiener sogen das Land aus, und da es an einem die Metalle ersetzenden Mittel des Tauschwerthes fehlte, so störte der Abfluß des Geldes nach Rom den ganzen Verkehr und brachte auch die Maschine der Staatsverwaltung in Verwirrung. Man würde indessen ungerecht sein, wenn man nicht hinzufügte, daß dieselben Verhältnisse, welche die Verwaltung schwierig machten und die Betriebsamkeit in vielen Stücken hemmten, den Künsten und noch mehr den Wissenschaften in hohem Grade förderlich waren; denn für diese begann damals, wie durch Albertus Magnus in Deutschland und durch die Pariser Universität in Frankreich, in England eine ganz neue und bedeutende Periode, und Männer wie Roger Baco gaben, bei dem Mangel an Büchern und bei der darauf beruhenden Wichtigkeit der Universitäten, dem Geiste der Nation eine neue Richtung.

Die Erpressungen des Papstes versetzten endlich sogar den König in Unwillen und Zorn; er benahm sich aber auch in dieser Sache ebenso übereilt, heftig, inconsequent und schwach, als in allen anderen Dingen. Er berief 1246 die Reichsstände zu einer glänzenden Versammlung, ließ, auf ihren Ausspruch gestützt, den Befehl ausgehen, daß Niemand sich ferner unterstehen solle, zu einer päpstlichen Steuer beizutragen oder nur das geringste Geld nach Rom zu senden; der Papst gewann aber den Bruder Heinrich's und einige Bischöfe für sich, und nun wich der schwache König ebenso schnell und feige zurück, als er die Sache hitzig und trotzig angefangen hatte. Die Nation ward durch diese Aufopferung ihres Vortheiles in ihrem Widerwillen gegen die Regierung Heinrich's bestärkt und zugleich durch die von ihm gezeigte Schwäche zu nachdrücklicherem Widerstreben ermuthigt. Als daher Heinrich 1248 bei einer großen Geldverlegenheit die geistlichen und weltlichen Stände, für welche damals bereits der Name „Parlament" aufkam, wieder zusammenrief, um von ihnen eine Beisteuer zu erbitten, brach der Sturm los und er mußte sich alle Fehler seiner Regierung auf einmal vorwerfen lassen. Man stellte ihn mit harten Worten darüber zur Rede, daß er die erledigten Bisthümer und Abteien unbesetzt lasse, um sie ausplündern zu können, daß er

jeden Tag die Rechte der Nation verletze, daß er keinen verantwortlichen Oberrichter, Schatzmeister und Kanzler habe und also seine Minister nicht als Beamte der Nation, sondern als Diener seiner eigenen Person betrachte, daß er alle Polizei im Reiche habe untergehen lassen und sein Richter- und Strafamt als eine Quelle des Einkommens benutze. Das letztere war wirklich in unerhörtem Grade der Fall; denn die Unsicherheit der Straßen war damals in England fast noch größer, als in Deutschland, und der König befand sich seiner steten Geldverlegenheiten wegen so sehr in der Gewalt der Wucherer, daß er z. B. einmal einen reichen Juden, der der Falschmünzerei und der Schriftverfälschung überführt war, zuerst gegen eine ungeheure Summe von der Haft entließ und nachher für eine noch größere Summe ganz freisprach. Die Reichsstände schlugen dem König diesmal jede neue Beisteuer ab. Er sah sich daher genöthigt, sein ganzes Silbergeräthe zu verkaufen, erbettelte unter dem Vorwande, einen Kreuzzug machen zu wollen, von den Bürgern von London klagend und mit dem Versprechen der Besserung eine Summe Geldes, und ließ sich alles, was von der Regierung abhing, abkaufen. Seine Umgebung, welche größtentheils aus einer stets zunehmenden Menge von französischen Rittern bestand, lebte sogar förmlich vom Raube. Unter diesen Fremden waren seine vier Halbbrüder, die Söhne des Grafen von la Marche, mit dem sich seine Mutter Isabella, Gemahlin Johann's ohne Land, in zweiter Ehe vermählt hatte, die habgierigsten und wildesten. Sie verfuhren ohne die mindeste Rücksicht, jagten in den Wäldern der Großen und Bischöfe und nahmen in London Waaren und Lebensmittel ohne weiteres weg. Nichts beweist jedoch den unbegreiflichen Unverstand des Königs mehr, als daß er unter solchen Umständen sich durch den Papst bewegen ließ, das Königreich Sicilien, welches der hohenstaufischen Familie entrissen werden sollte, für seinen Sohn Edmund zu kaufen, oder vielmehr, daß er sich durch die Aussicht auf den Besitz desselben verlocken ließ, in die Falle zu gehen, die ihm der Betrug des Papstes stellte; denn offenbar wollte man in Rom vorerst ihn und sein Land ausbeuten. Von den päpstlichen Legaten getäuscht, leerte er seine ganze Kasse aus, borgte und raubte eine Summe nach der anderen und häufte zuletzt eine Schuldenlast von 350,000 Mark auf. Endlich schuf sich Heinrich auch noch einen furchtbaren Feind an seinem Schwager, Simon von Leicester und Montfort, und gab zugleich durch sein Verhalten gegen ihn aller Welt seine Schwäche recht deutlich zu erkennen. Simon hatte sich nach seinem Sturze auf seine französischen Güter begeben, einige Jahre nachher wieder Gnade vor des Königs Augen gefunden und dann als Statthalter in Guyenne mit Tüchtigkeit, aber auch mit sol-

cher Strenge gewaltet, daß die Bewohner dieses Landes (1252) eine drohende Deputation an den König sandten. Jetzt wollte dieser ihn aufopfern; allein Simon lachte seines Zornes, er schalt ihn vor Richard und anderen englischen Großen ins Gesicht einen Lügner und Unchristen, und der König fand keinen Menschen, der die zur Wahrung seiner Ehre erlassenen Befehle gegen Simon hätte ausführen wollen. Dieser behielt sogar noch eine Zeit lang seine Statthalterschaft. Bemerkenswerth ist, daß man damals meinte, die Gascogne würde sich am liebsten ganz von England trennen, wenn sie dieses Landes nicht als eines Marktes für ihre Weine bedürfte. Als Simon später nach England zurückkehrte, gerieth er mit dem schwachen König aufs neue in einen heftigen Streit.

Diese neue Feindschaft zwischen Simon und dem König ward dem Letzteren verderblich, als endlich das Uebermaaß der römischen Erpressungen und die zunehmenden Frevelthaten von Heinrich's Halbbrüdern den Ausbruch einer Revolution herbeiführten. Eine neue Geldverlegenheit nöthigte den König, im Jahre 1258 die Großen zu einem Parlament nach Westminster zu berufen; diese erschienen bewaffnet und führten eine so heftige Sprache, daß Heinrich sie gleich anfangs wieder entließ und zu einer neuen Versammlung in Oxford beschied. Die Barone, an deren Spitze Simon trat, nahmen in der Zwischenzeit ihre Maaßregeln; sie hielten die Lage der Dinge für eine gute Gelegenheit, das Mark des Landes, welches die Fremden und der Papst aussogen, selbst zu verzehren und faßten den Beschluß, eine oligarchische Regierung einzurichten und den König nöthigenfalls sogar mit Waffengewalt unter ihren Willen zu beugen. Am 11. Juni 1258 erschienen sie mit Roß und Mann zu der Oxforder Versammlung, welche nachher von der königlichen Partei den Namen des tollen Parlaments erhalten hat, und zwangen den König nicht nur zur Entlassung der Fremden seiner Umgebung, sondern auch zur Anerkennung einer ganz neuen Regierungsform. 24 Große des Reiches wurden zur einen Hälfte vom König, zur anderen vom Adel ernannt, um die nöthigen Reformen im Reiche vorzunehmen und bis zur Beendigung ihres Geschäftes mit der Regierungsgewalt bekleidet. Diese bewirkten zunächst die Einsetzung neuer Kronbeamten, namentlich eines Großrichters, eines Schatzmeisters und eines Siegelbewahrers, und faßten dann die sogenannten Oxforder Provisionen ab, durch welche die Monarchie in eine förmliche Oligarchie umgewandelt ward. Die Magna Charta wurde wieder in Kraft gesetzt, das Gerichtswesen und die ganze Verwaltung neu geordnet, durch einen Ausschuß der Vierundzwanzig ein Staatsrath von 15 Personen erwählt, damit jeder Schritt des Königs von den Oligarchen bewacht

werden könne, ferner in jeder Grafschaft eine Commission von vier Rittern zur Untersuchung aller Beschwerden bestellt, und endlich in Betreff der Parlamente beschlossen, daß dieselben nicht mehr nach dem Belieben des Königs, sondern regelmäßig jedes Jahr dreimal gehalten werden sollten. Der König mußte mit seiner ganzen Familie die neue Verfassung unterschreiben und sogar in den drei am Hofe, bei Gericht und im gemeinen Leben gebräuchlichen Sprachen (Französisch, Lateinisch und Englisch) als aus seinem eigenen Willen hervorgegangen bekannt machen.

Daß bei dem Uebergewicht, den im Mittelalter der Ritterstand über das Volk hatte, diese oligarchische Regierungsveränderung im Allgemeinen und auf die Dauer heilsam für das Land gewesen wäre, wird niemand zu behaupten wagen; daß sie aber das einzige Mittel zur Wiederherstellung der mit Füßen getretenen Verfassung war, wird ein Blick auf das, was durch sie geschah, zeigen. Alle alten Beschwerden wurden gehört und abgestellt, das alte Gesetz- und Gerichtswesen nach langer Störung erneut, die Beamten wieder unter die Aufsicht der Nation gebracht und verantwortlich gemacht und endlich die alte Ordnung des Staates überhaupt wiederhergestellt. Auch betrachtete das Volk und namentlich die Bürgerschaft von London die neue Einrichtung als ein sehr erfreuliches Ereigniß. Halten konnte sich gleichwohl diese Reform aus dem doppelten Grunde nicht, weil sie die königliche Familie fast von allem Einflusse ausschloß und dem hohen Adel eine vorwiegende Gewalt gab. Aus beiden Quellen entstanden bald neue Bewegungen und Unruhen. Einerseits erhoben sich die Halbbrüder des Königs und Richard von Cornwallis, der im vorhergehenden Jahre zum deutschen Kaiser gewählt worden war, schon nach kurzer Zeit dagegen, der König selbst verschaffte sich Hülfsgelder von Frankreich, wofür er sein Anrecht auf die westfranzösischen Provinzen förmlich aufgab und sich nur noch Bordeaux, Bayonne und die Gascogne, sowie die Städte Limoges, Cahors und Perigord in der Weise vorbehielt, daß er für dieselben als französischer Pair Huldigung leiste. Ferner ließ er sich (1261) durch den Papst von dem seinen Unterthanen geleisteten Eid entbinden. Andererseits trat eine Spaltung zwischen dem hohen und niederen Adel ein, weil der letztere lieber Einen König, als 24 haben wollte. Endlich arbeitete auch Simon von Leicester, welcher offenbar durch eine Revolution seinen Kindern den Thron zu verschaffen suchte, der Herstellung des Friedens entgegen und der Umstand, daß Richard von Cornwallis als deutscher Kaiser sich öfters aus England entfernte, erleichterte ihm sein Spiel. Es brachen zu wiederholten Malen Empörungen und offene Bürgerkriege aus und zweimal ließ sich der König von neuem zur Beschwö-

rung der Oxforder Artikel zwingen. Endlich verständigte er sich mit den Großen dahin, daß Ludwig der Heilige als Schiedsrichter entscheiden solle. Ludwig that im Januar 1264 einen unparteiischen, beiden Theilen günstigen Spruch; allein dies führte zu nichts, weil auch damals, wie in allen bedeutenden bürgerlichen Streitigkeiten, keine andere Entscheidung, als durch die Besiegung und Vertilgung der einen Partei möglich war. Die Engländer verwarfen den Spruch Ludwig's als das Urtheil eines Königs für einen König; der Krieg brach von neuem aus, und es wurden von beiden Seiten die größten Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen geübt. Endlich kam es zu blutigen Kämpfen und im Mai 1264 bei Lewes zu einer großen und entscheidenden Schlacht. In dieser hatte der König zwar den Vortheil, daß die Zahl der Ritter in seinem Heere größer war, als auf Simon's Seite; allein Simon war ein Feldherr und der Einzige von des Königs Anhängern, der eine Schlacht zu leiten verstand, sein Sohn und Thronerbe, Eduard I., ließ sich aus Haß gegen die Londoner Bürger, die den einen Flügel von Simon's Heer bildeten und bald die Flucht ergriffen, zu einer unbedachtsamen Verfolgung derselben verleiten. Nach seiner Entfernung gewann Simon nicht allein die Schlacht, sondern er nahm auch den König und seinen Bruder, Richard von Cornwallis, den deutschen Kaiser, gefangen. Ja, selbst Eduard mußte sich, als er zu spät zurückgekehrt war, dem Sieger ergeben. Dagegen retteten sich die Königin und ihr zweiter Sohn, Edmund, nach Guyenne und Poitou, wo sie sogleich Soldtruppen und Schiffe zu einer Landung in England sammelten.

Jetzt war Simon der eigentliche Regent von England; er zwang den gefangenen König, alles zu unterzeichnen, was er ihm vorlegte und erließ auf diese Weise eine ganze Reihe von Verordnungen über die Uebergabe der königlichen Burgen und der sogenannten fünf Häfen (cinque ports) oder der fünf Haupt-Seeplätze der Insel *) an die Verbündeten, über Veränderungen in der Verfassung und ganz besonders über Vorrechte und Begünstigungen für Simon selbst. Der Papst schleuderte freilich einen Bannfluch gegen diesen; darum kümmerte sich aber Simon nicht, sondern er ließ die päpstliche Bulle ins Meer werfen und nöthigte die Geistlichkeit, den Kirchenzehnten an ihn zu entrichten. Die Unternehmung der Königin vereitelte er mit leichter Mühe, da die Truppen derselben schlecht bezahlt wurden, und um künftige Landungen zu verhindern, erlaubte er den Bürgern der fünf

*) Dover, Sandwich, Romney, Hythe und Hastings; später kamen noch Winchelsea und Rye hinzu. Die Stelle eines Lord Warden of the Cinque Ports, einst von Wichtigkeit, ist jetzt eine mit Ehrenrechten verbundene Sinecure.

Häfen das Kapern aller Schiffe der Provinzen Guyenne und Poitou, von denen aus ein starker Handel nach England getrieben ward. Dadurch erzeugte er freilich manche Verstimmung, indem sich die Folgen des gestörten Handels bald empfindlich genug zeigten; auch die Großen brachte er durch seine Tyrannei, seinen Stolz und seine Anmaaßung gegen sich auf und selbst der wichtigste Mann seiner Partei, Gilbert von Gloecester, zerfiel mit ihm, während zugleich die Anhänger des königlichen Hauses sich an den Grenzen von Wales sammelten und in dem tapferen Roger Mortimer einen entschlossenen Führer erhielten. Nichtsdestoweniger behauptete sich Simon über ein Jahr lang im Besitze der Gewalt. Seine Hauptstütze war das Volk, welches er durch eine für die Entwickelung der englischen Verfassung höchst wichtige Maaßregel in sein Interesse zog. Er berief nämlich in das Parlament nicht blos die geistlichen und weltlichen Großen, sondern auch zwei Deputirte des niederen Adels aus jeder Grafschaft und eine Anzahl Abgeordnete aus den Städten, so daß damals die ganze Form der späteren Parlamente zum ersten Male sichtbar wurde; denn bis zu dieser Zeit war in dem englischen Parlamente nur der Klerus und der höhere Theil des Adels vertreten gewesen. Inzwischen machte das rohe und übermüthige Verfahren von Simon's Söhnen ihn selbst in ähnlicher Weise verhaßt, wie früher das wilde Treiben der Halbbrüder Heinrich's diesen verhaßt gemacht hatte. Außerdem entkam der Prinz Eduard, welcher Alles durch seine Leutseligkeit gewann, aus der Gefangenschaft und die englische Nation, welche stets König und Volk für unzertrennlich gehalten hat und an einen sicheren und bestimmten Gang der öffentlichen Geschäfte gewöhnt war, fühlte das Bedürfniß des königlichen Ansehens noch weit lebhafter, als zu derselben Zeit die deutsche Nation. Eduard rief das Volk zu den Waffen, um seinen König zu befreien und dieses folgte in großer Zahl seiner Aufforderung, obgleich Simon den gefangenen Heinrich zur Unterschreibung von Manifesten gegen seinen eigenen Sohn zwang. In dem Kriege, welcher jetzt entstand, suchte Simon es so bald als nur möglich zu einem entscheidenden Treffen zu bringen, weil er Mortimer, Gilbert und Eduard als junge hitzige Ritter kannte und sich ihnen im Kampf auf offenem Felde durch Talent und Erfahrung überlegen fühlte; allein Eduard war durch das bei Lewes erlittene Unglück behutsamer geworden und ließ sich, selbst als Simon ihn durch einen Rückzug sicher zu machen suchte, nicht zu einer Schlacht verlocken. Er eilte vielmehr einem Sohne Simon's entgegen, den der Vater herbeigerufen hatte, um sich mit ihm zu vereinigen, brachte den unvorsichtigen und verwegenen jungen Mann zu einer Schlacht und schloß, nachdem er das Heer desselben vernichtet

hatte, den alten Simon rundum ein. Dieser wußte nichts von dem Unglücke seines Sohnes, er erkannte aber aus der Erscheinung der ganzen Macht Eduard's das, was geschehen war und ahnte ebenso, wie einst Hannibal aus dem Haupte Hasdrubal's das Schicksal Karthagos geahnt hatte, aus der Niederlage seines Sohnes seine eigene. Er entschloß sich zu einer Schlacht, nicht sowohl weil er den Sieg hoffte, als weil er mit Ehren untergehen wollte (August 1265). Er zeigte sich an diesem letzten seiner Tage als Feldherr und als Ritter seines Vaters würdig, stritt wie ein Held und fand den Tod, dem er nicht auswich. Der König Heinrich dagegen, den er mit in den Kampf genommen hatte, bewies sich bei dieser Gelegenheit feige.

Mit dieser Schlacht, welche bei Evesham geliefert wurde, nahm auch die von Simon eingeführte neue Verfassung ein Ende. Eduard und Gilbert von Glocester waren schon früher übereingekommen, daß man nur die alte Constitution und das alte Recht wiederherstellen wolle und daß deshalb, sowie der König seine und seiner Vorfahren bekannte, in den Freibriefen bezeichnete Usurpation aufgeben müsse, ebenso auch die neuen Beschränkungen des königlichen Ansehens aufgehoben werden sollten. In der That sorgte Eduard dafür, daß sein Vater Wort hielt und daß die Fremden sich nicht sogleich wieder herbeidrängten. Auch die Gegenwirkung, die bei keinem Bürgerkrieg auszubleiben pflegt, ward in mäßigen Schranken gehalten, wenn man auch auf dem Schlachtfelde selbst Simon's Leiche zerstückelt hatte. Jedoch die Familie des großen Staatslenkers und Parteiführers, sowie der Fürst von Wales und die Bürger von London mußten ihre Verbindung mit Simon schwer büßen. Die Familie ward vertrieben, der Fürst von Wales aber mußte 32,000 und die Stadt London 20,000 Mark Strafe zahlen.

Kaum waren Ruhe und Gesetzlichkeit in England wieder hergestellt und die Folgen des Bürgerkrieges einigermaaßen ausgeglichen, als Eduard's Theilnahme an dem zweiten Kreuzzuge Ludwig's des Heiligen die alten finanziellen Verlegenheiten und Bedrückungen aufs neue hervorrief. Man schrieb, um dem Prinzen die nöthige Summe zu verschaffen, einen Zwanzigsten aller fahrenden Habe aus und diese an sich schon drückende Steuer ward es noch mehr durch die Art, wie sie erhoben wurde. Man hatte von einem Abgabensystem und von einer geordneten Erhebung der Steuern keinen Begriff und obgleich es in England auch damals an politischer und staatsrechtlicher Weisheit keineswegs fehlte, so zeigt sich doch bei dieser Gelegenheit ein auffallender Mangel aller Einsicht in die Staatshaushaltung. Man brauchte z. B. ein ganzes Jahr, um die fahrende Habe der Unterthanen zu schätzen, und erhob also die Abgabe erst dann, als sich die ihr zu

Grunde liegende Schätzung wieder wesentlich geändert hatte; außerdem war die Erhebung mit solchen Schwierigkeiten und Unkosten verbunden, daß nur ein geringer Theil der den Unterthanen abgenommenen Summe übrig blieb. Ebenso zeigt sich in dem, was Heinrich über den Verkehr mit den Hauptorten des rheinischen und hanseatischen Städtebundes verordnete, die mangelnde Erkenntniß des Unterschiedes zwischen einer Verwaltung nach Grundsätzen und nach Launen oder Privat-Rücksichten. Heinrich gewährte nämlich ohne irgend einen anderen Grund, als weil sein Bruder, der deutsche König Richard, sich dafür verwendete, den Kölnern und Lübeckern eine sogenannte Hansa oder Guild d. i. eine Zunft und ein Zunfthaus in London und da in Folge davon Niemand in das, was jene Fremden im Lande trieben, eingreifen durfte, so stiftete er durch diese Vergünstigung einen Staat im Staate. Schon im 11. Jahrhundert hatten „des Kaisers Leute", wie man die deutschen, insbesondere die rheinischen Handelsleute nannte, in London bestimmte Vorrechte und Ehrenpflichten; sie entrichteten einen Zoll und überbrachten alljährlich Geschenke, die in grauem und braunem Tuch, dazu fünf Paar Handschuhen und einem bestimmten Maaße von Pfeffer und Essig bestanden. Bald wurde der Stahlhof, an der Strandseite der City neben dem ältesten Hafenthor, der Mittelpunkt des Handelsverkehrs. Zur Blüthezeit der Hansa waren die deutschen Kaufleute in London, dem Geiste der Zeit gemäß, in eine feste Corporation geeinigt, die einem Orden nicht unähnlich war; sie blieben während ihres dortigen Aufenthaltes unvermählt und übernahmen die Fürsorge für eines der Stadtthore. Der Stahlhof bezeichnet im Westen wie die deutsche Factorei zu Bergen im Norden und der Petershof zu Nowgorod im Nordosten die Ausdehnung der hanseatischen Macht.

Heinrich starb 1272 nach einer 56jährigen Regierung, während sein Sohn und Nachfolger, Eduard I., noch auf der Rückreise von Palästina begriffen war, wo er das Andenken an Richard Löwenherz erneuert hatte. Eduard beeilte sich nicht, nach England zurückkommen; er verweilte eine Zeit lang in Italien, besonders in Padua und Mailand, dann in Paris, blieb fast ein Jahr in Gascogne, wo er eine Fehde mit Gaston von Bearn beendigte, wohnte hierauf einem Turniere in Chalons bei, blos um seiner Lust an ritterlichen Kämpfen zu fröhnen und kam erst im Sommer des Jahres 1274 nach England. Hier fand er die königlichen Finanzen etwas besser, als sie vorher gewesen waren; er hielt weiter strenge Ordnung, namentlich im Münzwesen ein und ließ einmal sämmtliche Goldarbeiter und Wechsler von London verhaften, dazu mehrere hundert Juden zum Tode verurtheilen. Bei verminderter Geldnoth hielt er es nicht für nöthig, die Freiheitsbriefe

der Nation gleich bei seiner Thronbesteigung zu bestätigen. Er that dies erst 25 Jahre später und würde es vielleicht niemals gethan haben, wenn er nicht zu seinen kriegerischen Plänen der bereitwilligen Mitwirkung aller Stände bedürft hätte. Mit Eduard I. beginnt die kriegerische Kraft der Nation sich nach außen zu wenden; nachdem die Grundlage der bürgerlichen Freiheit gesichert war, gewann die Ritterlichkeit und Fehdelust ein neues Gebiet und neue Ziele jenseits der Grenze, so daß im 14. Jahrhundert der erste große europäische Nationalkrieg sich entwickeln konnte.

Eduard fand für seinen ritterlichen und streitlustigen Sinn hinreichende Beschäftigung, als der unvorsichtige Fürst von Wales, Lewellyn, ihm einen gerecht scheinenden Vorwand gab, dieses der englischen Krone schon längst unterworfene Bergland und seine altbritische Bevölkerung zu bezwingen. Llewellyn war ein treuer Anhänger Simon's von Montfort gewesen, hatte mit seinen rohen und räuberischen Walisern, welche damals noch nicht einmal das Brod kannten, die Unruhen zu Heinrich's III. Zeit benutzt, um die englischen Grenzstriche auszuplündern, und war dafür nach Simon's Untergang mit einer Geldbuße bestraft worden. Gleich nach Heinrich's Tode begann er seine Raubzüge wieder und machte Schwierigkeiten wegen der Huldigung. Eduard zog daher 1277 mit einem Heere, bei dem sich auch der vertriebene Bruder Llewellyn's, David, befand, gegen ihn zu Felde, schloß sein Land, welches keinen Getreidebau hatte, von allen Seiten ein und nöthigte ihn durch Hunger und Mangel bald, alle Bedingungen einzugehen, die er vorzuschreiben für gut fand. Einige Jahre nachher (1282) erhoben sich jedoch die Waliser gegen die harte englische Oberherrschaft aufs neue und auch David, welcher Eduard's Absichten ahnte, stand diesmal seinem Bruder treulich bei. Eduard zog gegen die Empörten und zwar mit dem festen Vorsatz, die herrschende Familie in Wales völlig auszurotten und das Land in eine englische Provinz zu verwandeln. Er selbst war in diesem zweiten Kriege nicht sehr glücklich. Allein sein Freund Edmund Mortimer stieß an einem für den Kampf roher Gebirgsbewohner sehr ungünstigen Orte auf die Hauptmacht der Waliser, schlug sie völlig und tödtete den König Llewellyn, dessen Haupt, zum Spott bekränzt, in London öffentlich aufgesteckt ward. Jetzt stand das Land den Engländern offen und in kurzer Zeit ward es völlig unterworfen. Den Bruder des letzten Fürsten verfolgte Eduard wie ein wildes Thier. Ueberall aufgesucht, rettete sich David in eine morastige Gegend, ward dort nebst seiner Familie von einem bestochenen Landsmann verrathen, in England vor das Gericht der Pairs gestellt und nach ihrem Ausspruche als Räuber, Rebell und Hochverräther geviertheilt (1283).

Eduard gab vielen Engländern Lehen im Waliser-Lande, stellte dasselbe unter die Herrschaft englischer Gesetze und Beamten und ließ von den einheimischen Sitten und Rechten nur so viel übrig, als sich mit der englischen Verwaltung vertrug. Natürlich rief diese Behandlung der Waliser noch oft Bewegungen hervor; diese wurden aber leicht wieder unterdrückt. Einige Zeit nach der Unterwerfung der Waliser verlieh Eduard das Land seinem ältesten Sohne und ertheilte demselben den Titel eines Prinzen von Wales, welcher seitdem für den jedesmaligen englischen Thronerben gebräuchlich geblieben ist.*)

Neben dem offenen Kriege mit den Walisern führte Eduard einen unrühmlichen inneren Krieg mit den Juden seines Reiches, welche schon sein Vater und sein Großvater wie Säugschwämme, die man nach Gefallen ausdrückt, behandelt hatten. Er verfolgte sie mit barbarischer Härte, um sich an den von ihnen aufgehäuften Reichthümern zu erholen; doch ist es ausgemacht, daß Manche unter ihnen damals das Kippen und Wippen des Geldes und sogar die Falschmünzerei als Gewerbe trieben. Sie wurden von Eduard zuerst gebrandschatzt und dann (1290) insgesammt, über 16,000 an der Zahl, aus England gejagt, nachdem er sich vorher ihrer Habe bemächtigt hatte. Er gewann durch diese Maaßregel eine viel größere Summe baaren Geldes, als durch die zahlreichen Processe, die er mit weltlichen und geistlichen Großen begann, um ihnen die königlichen Güter und Rechte, die sie in den unruhigen Zeiten an sich gerissen hatten, wieder zu entziehen; denn es kam bei den hierüber angestellten gerichtlichen Untersuchungen wenig heraus.

In Betreff der inneren Geschichte von England ist Eduard's Regierung besonders durch den Umstand wichtig, daß er als König die von Simon eingerichtete Form der Parlamente annahm und also dem Volke einen Antheil an der Verwaltung gab, der demselben nachher geblieben ist. Er berief nämlich 1283 zu dem in Shrewsbury versammelten Parlament nicht blos die geistlichen und weltlichen Großen, sondern auch gewählte Deputirte der Städte und Grafschaften, weil eine solche Versammlung wegen des Gegengewichts, das die Letzteren gegen den hohen Adel bildeten, viel leichter zu leiten war, als ein blos aus Großen zusammengesetztes Parlament. Es entstand auf diese Weise zu Eduard's Zeit ein Haus der Gemeinen neben dem der Lords. Doch dauerte es noch Jahrhunderte, bis jenes Haus der Gemeinen als der eigentliche Repräsentant der Nation angesehen wurde. Eduard

*) Beliebt ist die Erzählung, Eduard habe seine Gemahlin eine Zeit lang auf dem wälischen Schlosse Caernarvon wohnen lassen, wo sie ihren ersten Sohn gebar (1285), so daß er den wälischen Häuptlingen diesen Prinzen als einen Landsmann bezeichnen konnte.



selbst ertheilte den Gemeinen zwar zum Ersatz für das viele Geld, das er von ihnen forderte, auch das Recht, Beschwerden ihrer Mitbürger anzunehmen und darauf bezügliche Vorstellungen an den König zu richten; allein sie setzten damit nur dann etwas durch, wenn zugleich die Barone sich regten. Auch hielt Eduard seine Berathungen ganz allein mit den Letzteren und versammelte die Deputirten des Volkes nur, um Steuern von ihnen zu fordern. Außerdem ließ er sie zehn Jahre hindurch nicht zusammenkommen und berief bald mehr, bald weniger Deputirte. Ja, er schrieb sogar ohne Vorberathung und Zustimmung des Parlaments Steuern aus und erhob von Bürgern und Freibauern ganz willkürlich die Summen, welche die Barone ihm nicht gewähren wollten. Ueberhaupt erschöpfte er, wie Philipp IV. von Frankreich, alle bei dem Feudalsystem möglichen Mittel der Erpressung, um die Gelder zu erhalten, welche die glänzende und kostspielige Regierung eines despotischen, energischen und stets auf Krieg und Turniere bedachten Ritters bedurfte. Er erhöhte unter Andern die Abgabe von der Wolle, dem damaligen Haupt-Handelsproduct der Engländer, bis auf das Zehnfache ihres früheren Betrags und ließ einst bei einem Kriegszuge alles nöthige Korn und Vieh in den Grafschaften geradezu wegnehmen. Auch in anderen Dingen bewies er sich als einen energischen und rücksichtslosen Despoten; er bestrafte Vergehungen mit großer Härte und auf ungesetzliche Weise, erhielt durch bloße Polizeigewalt, welche Schuldige und Unschuldige ins Gefängniß stürzte oder dem Tode opferte, Ruhe und Sicherheit im Lande und that überhaupt Dinge, welche damals ein Regent in Deutschland schwerlich hätte wagen dürfen. Es würde ihm übrigens höchstwahrscheinlich gelungen sein, jede Fessel der Freiheitsbriefe abzuwerfen und die monarchische Gewalt in ihrer ganzen Ausdehnung wieder herzustellen, wenn er nicht zuletzt auch die großen Gutsbesitzer zur Verzweiflung gebracht und dadurch eine Verbindung derselben mit dem Volke gegen sich hervorgerufen hätte. Er ward, wie wir weiter unten zeigen werden, gezwungen, nicht nur die Freiheitsbriefe der Nation feierlich und förmlich zu bestätigen, sondern auch in einer besonderen neuen Urkunde allen Bedrückungen zu entsagen und das Versprechen zu geben, daß er in Zukunft nur solche Abgaben erheben wolle, die ihm das Parlament bewilligt habe.

Im Jahre 1290 ward Eduard durch das Aussterben des schottischen Königshauses in weit aussehende Händel mit Schottland verwickelt. Dieses Land, dessen Geschichte sogar noch bis gegen das 12. Jahrhundert hin in den Nebel der Sage eingehüllt ist, ward schon früh in die englischen Angelegenheiten verwickelt, weil seine Könige als Besitzer von Cumberland und Northumberland Lehensträger der

englischen Krone waren. Im Jahre 1175 mußte der König Wilhelm der Löwe von Schottland, der von Malcolm III. Canmore, dem Sohne Duncan's, abstammte (Bd. IV, S. 287), dem englischen König sogar für Schottland selbst den Vasallen-Eid leisten; doch hob Richard Löwenherz 1189 dieses Lehensverhältniß wieder auf und die schottischen Könige blieben nur wegen ihrer Besitzungen in England Vasallen ihres Nachbarstaates. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts geriethen die Schotten auch mit den Königen von Norwegen in Streit, weil sie die um Schottland herumliegenden Inselgruppen, deren Häuptlinge den Norwegern unterworfen waren, wieder an sich bringen wollten. Dieser Streit ward 1266 durch einen Frieden beigelegt, in welchem der König von Norwegen, Magnus VII., dem schottischen König, Alexander III., gegen einen jährlichen Zins von 100 Mark einen Theil jener Inseln abtrat. Magnus und Alexander, welche beide als Gesetzgeber in ihren Landen berühmt geworden sind, blieben nachher in einer innigen Verbindung mit einander und knüpften diese durch eine schon früher verabredete Heirath zwischen Erich II., dem Sohn und Nachfolger des norwegischen, und Margaretha, der Tochter des schottischen Königs, noch enger. Im Jahre 1286 starb Alexander III., indem er bei einem Ritt in dunkler Nacht von einem Uferfelsen stürzte; ein für Schottland verhängnißvolles Ereigniß, denn mit ihm erlosch der Mannsstamm des schottischen Herrscherhauses, da seine zwei Söhne früh verschieden und zwei Jahre vor dem Vater auch Margaretha gestorben war. Nun ward ihre erst drei Jahre alte gleichnamige Tochter, welche gewöhnlich das Mädchen von Norwegen heißt, von den schottischen Ständen als Königin ausgerufen und eine vormundschaftliche Regierung eingerichtet. Diese jüngere Margaretha verlobte Eduard I. von England, der sich schon längst um Erich's Gunst beworben hatte, mit seinem Sohne und Erben, Eduard II.; sie starb aber, als sie ihres zarten Alters ungeachtet von Norwegen nach England gebracht wurde, auf der Ueberfahrt (1290) und nun meldete sich eine Menge Prätendenten, 12 oder 13, zu der schottischen Krone. Von diesen wurden nur zwei als diejenigen angesehen, welche berücksichtigt werden könnten, Johann Baliol und Robert Bruce. Beide stammten von Töchtern eines Bruders des oben erwähnten Königs Wilhelm's des Löwen ab; Johann Baliol war der Enkel einer älteren, Robert Bruce der Sohn einer jüngeren Nichte Wilhelm's; der Erstere hatte aber nicht blos den Vortheil, daß er von der älteren Schwester abstammte, sondern seine Mutter lebte auch bei Margaretha's Tode noch und war dem königlichen Hause ebenso nahe verwandt, als Bruce. Das schottische Parlament über-

trug die schiedsrichterliche Entscheidung über die Ansprüche Beider dem englischen König Eduard, ohne das Bedenkliche eines Schrittes zu ahnen, den man in einer gebildeten Zeit, wo man die Folgen beachtet, gewiß nicht vornehmen würde. Der schlaue Eduard benutzte die Sache, um die Schotten in seine Falle zu locken und das alte Oberlehensrecht wiederherzustellen. Er ließ die Versammlung, auf welcher die Ansprüche der beiden Prätendenten geprüft und entschieden werden sollten, nicht auf schottischem Grund und Boden, sondern auf englischem Gebiete, in Norham, halten und die Schotten gaben dies zu, weil noch mehrere Prätendenten erschienen waren und die Sache sich in die Länge zu ziehen schien. Er nahm ferner zu Beisitzern seines Gerichts zwölf Schotten und ebenso viele Engländer, verzögerte die Entscheidung bis in den Frühling des folgenden Jahres und ließ nicht nur durch rabulistische englische Juristen die Sache noch verwickelter machen, als sie an sich war, sondern einer dieser Leute, den er zum Präsidenten des Schiedsgerichts ernannt hatte, mußte auch in seiner Rede auf eine recht verschmitzte Weise hervorheben, daß der englische König seit undenklichen Zeiten Oberherr von Schottland gewesen sei. Endlich sorgte Eduard noch dafür, daß eine von seinen Creaturen das Protokoll der gerichtlichen Verhandlung führte und durch Verdrehung einen offenbar falschen Bericht hineinschob. Die schottischen Großen, unter sich entzweit und durch wechselseitige Eifersucht gegen einander erbittert, ließen sich dies Alles gefallen; ja, sie gaben sogar die Festungen ihres Landes in die Hände des englischen Königs, damit er im Stande sei, seinem Spruche Nachdruck zu verleihen und demjenigen, dem er das Reich zuerkenne, dasselbe auch zu übergeben. Das Geschwornengericht unter Eduard's Einfluß entschied zu Gunsten Baliol's (1292). Derselbe wurde alsbald in Scone auf den umrahmten Stein gesetzt, welcher den Thron von Schottland vorstellte; Eduard übergab dem neuen König mit anscheinender Großmuth sogleich die ihm selbst vor Kurzem anvertrauten Festungen und Güter, ließ sich aber von ihm schriftlich und mündlich huldigen, veranlaßte bald nachher, daß man klagend gegen Baliol auftrat, und lud ihn unter den sonderbarsten Anschuldigungen nach London vor, damit er dort gerichtet werde. Baliol war nicht im Stande, den Unzufriedenen im Inneren und dem englischen Könige zu gleicher Zeit zu begegnen; er wollte sich daher durch seinen Staatsanwalt vertheidigen lassen, ward aber gezwungen, persönlich zu erscheinen und erlitt eine so kränkende Demüthigung, daß er den kurz vorher zwischen Frankreich und England ausgebrochenen Krieg als eine willkommene Gelegenheit zur Rache benutzte und ein Bündniß mit dem französischen König, Philipp IV.,

schloß (1295). Diese Verbindung zwischen Frankreich und Schottland, welche dem letzteren Reiche großes Unglück brachte, macht es nöthig, vorerst den Verlauf der französischen Geschichte von Philipp August's Tode an bis auf jenen Krieg darzustellen.

4. Frankreich von Ludwig VIII. bis auf Philipp's IV. Regierungsantritt.

Philipp August, bis zu dessen Ende oben die Geschichte von Frankreich geführt worden ist, hatte 1223 seinen ihm ziemlich ähnlichen ältesten Sohn, Ludwig VIII., zum Nachfolger. Ludwig VIII. regierte zwar nur drei Jahre, seine Regierung ist aber nichtsdestoweniger durch drei Umstände für die Entwickelung der Macht des französischen Reiches sehr wichtig geworden. Diese Umstände sind: Ludwig's Verhältniß zu England, seine Erwerbungen aus Anlaß des Albigenser-Krieges und sein Verfahren in Bezug auf Flandern. Ludwig hatte in dem 1217 mit Heinrich's III. Vormund abgeschossenen Vertrag außer dem bereits oben Angegebenen noch die Verpflichtung übernommen, alle englischen Provinzen in Frankreich, welche sein Vater eingezogen hatte, wieder herauszugeben; er weigerte sich aber nachher nicht nur, dies zu thun, sondern er suchte auch noch das, was den Engländern übrig geblieben war, an sich zu reißen. Vergebens schickte Heinrich Heer und Flotte nach Frankreich; ein großer Theil der Ritter in den englisch-französischen Provinzen war insgeheim mit Ludwig einverstanden und unterwarf sich, sobald derselbe erschien, Andere wurden von ihm gewaltsam dazu gezwungen. Der französische König würde seine Eroberungen sogar noch weiter ausgedehnt haben, wenn er nicht gerade damals das den Albigensern entrissene Land an sich gekauft hätte und dadurch genöthigt worden wäre, seine Unternehmungen im Westen einzustellen, um sich des im Süden gemachten Raubes zu versichern. Die Art, wie er dies ausführte, ist bereits früher dargestellt worden. Was sein Verhältniß zu Flandern betrifft, so befolgte er hierbei ebenso, wie in allen anderen Dingen, die Politik seines Vaters. Dieser hatte nach der Schlacht bei Bouvines die Gefangennehmung vieler Herren und Ritter des feindlichen Heeres blos als eine Erwerbsquelle betrachtet und sich ungeheure Lösegelder zahlen lassen; bei seinem Tode befand sich der mächtigste von diesen Gefangenen, der Graf von Flandern, noch in französischer Haft und Ludwig gab ihn nicht eher frei, als bis seine Gemahlin Johanna ihn mit ganz außerordentlichen Opfern losgekauft hatte. Der Graf von Flandern mußte nach einem 1225 zu Melün geschlossenen Vertrage ein ungeheures Lösegeld bezahlen, zum Unterpfand desselben drei

seiner besten Städte hergeben, sich förmlich als Vasallen der französischen Krone bekennen und für den Fall, daß er den Vertrag nicht halte, alle seine Vasallen und Stadtgemeinden im Voraus verpflichten, dem Könige von Frankreich gegen ihn selbst beizustehen.

Im Jahre 1226 folgte dem König Ludwig VIII. sein Sohn, Ludwig IX. oder der Heilige, dessen Charakter uns bereits aus der Darstellung seiner beiden Kreuzzüge, sowie aus der Geschichte des Kampfes der letzten Hohenstaufen mit den Päpsten bekannt ist. Er war bei seinem Regierungsantritt noch minderjährig und dies gab sogleich Anlaß zu bedenklichen Bewegungen. Die Großen wollten gern das alte Recht, nach welchem Frankreich eigentlich ein Wahlreich war und wenigstens die Einsetzung einer Regentschaft in Gemeinschaft mit den Ständen hätte vorgenommen werden sollen, geltend machen und hofften dabei zugleich der Fortdauer der von den beiden letzten Königen eingeführten neuen Regierungsweise zu steuern. Die Mutter des jungen Königs aber, die fromme Blanca von Castilien, und der eifrige Kardinal Romanus von St. Angelo, von dem sie sich ganz und gar leiten ließ, ordneten schnell eine vormundschaftliche Regentschaft an, ohne vorher die Stände zu berufen. Die Bischöfe von Sens, Chartres und Beauvais gaben sich dazu her, einen Eid zu schwören, daß der verstorbene König auf dem Sterbebette seine Gemahlin zur Vormünderin und Regentin bestellt habe, und Blanca, der es bei aller ihrer Frömmigkeit keineswegs an Festigkeit fehlte, ließ ihren Sohn sogleich zum Ritter schlagen und unmittelbar darauf zum König salben. Die Großen verharrten jedoch auf ihrem Sinne und beschlossen um so mehr Gewalt zu gebrauchen, als Blanca's Verhältniß zu dem Kardinal Romanus ihnen zu große Bedenklichkeiten erweckte; denn Romanus gab der Königin lauter solche Maaßregeln an, welche die königliche Allgewalt und den päpstlichen Einfluß vermehren mußten. Einige der mächtigsten Fürsten des Reiches verbanden sich gegen Blanca und ihren Freund, sie scheiterten aber an der Verschlagenheit des Kardinals, an der Gewandtheit der Königin und an ihrer eigenen Unsicherheit im Berathen und Handeln; selbst eine Verbindung mit dem englischen Könige half ihnen nichts. Doch dauerte der Kampf mit ihnen nicht nur während der ganzen Zeit der Regentschaft, sondern sogar in der ersten Zeit der Regierung Ludwig's fort.

Der junge König, welcher 1236 volljährig ward, blieb auch nachher noch in den Händen seiner Mutter. Diese war aus übertriebener Frömmigkeit so einseitig und schwach, daß sie z. B. einst beim Verluste eines Nagels vom heiligen Kreuze Maaßregeln ergriff, als wenn es das Palladium des Reiches gelte. Sie erfüllte daher auch ihren

Sohn mit einer ängstlichen Sorge für mechanischen Gottesdienst; da sie selbst aber gewohnt war, über der Frömmigkeit den weltlichen Vortheil nicht zu übersehen, und Ludwig von Geburt aus einen recht gesunden Verstand besaß, so wurde der junge König seiner eigentlichen Lebensaufgabe nicht entfremdet. Ueberdies heilte damals der praktische Sinn, der gerade in Zeiten der Einfachheit sich am meisten erhält, die theoretischen Irrthümer des Verstandes stets ebenso wie die christliche Demuth den herrschenden Stolz der Gewaltigen linderte. Ludwig war ein zugleich wahrhaft frommer und praktisch verständiger Fürst und zeichnete sich durch echten Seelenadel, durch wahre Tugend und durch ein Rechtlichkeitsgefühl aus, das ihn zu dem gerechtesten unter den Königen machte.

Mit dem englischen König Heinrich III. gerieth Ludwig 1242 in einen Krieg, welcher überraschend schnell und glücklich endete. Heinrich hatte früher bei der Empörung der Großen gegen Blanca den günstigsten Augenblick zum Kriege auf Anrathen seines Leiters Hubert von Burgh unbenutzt gelassen; auch 1241, als ihn der rebellische Graf von Marche um seinen Beistand bat, zauderte er, bis dieser fast völlig unterdrückt war. Dann erschien er mit einem nicht unbedeutende.. Heere an der Charente, ward aber an der Brücke bei Taillebourg von Ludwig in einem blutigen Treffen geschlagen. Ein fünfjähriger Waffenstillstand war die Folge dieses Sieges, welchen Ludwig um so weniger zum Nachtheil seines Gegners benutzte, als er sogar über den Besitz der von seinem Großvater eingenommenen englisch-französischen Provinzen heftige Gewissenspein fühlte. Einige Jahre nachher unternahm Ludwig aus übel verstandener Frömmigkeit den Kreuzzug nach Aegypten und Syrien, dessen Geschichte oben erzählt worden ist. Wenn er dadurch seinem Lande Wunden schlug, so heilte diese nach seiner Zurückkunft (1254) sein heiliges Leben und seine unwandelbare Gerechtigkeit. Sein einfaches Haus- und Hofwesen erforderte so wenig Aufwand, daß er leicht die Summen wieder ersparte, die er auf seinem Kreuzzuge gebraucht hatte. Doch war die Einrichtung seines Hofes keineswegs auf Kargheit gegründet, sondern das Nöthige geschah stets und nur das Uebermaaß ward vermieden. Auch seine Staatshaushaltung war so verständig geordnet, daß unter ihm die Einkünfte von den Domänen auf das Doppelte stiegen, und daß er nicht, wie Heinrich III. von England, ewig der Stände bedurfte, um neue Steuern zu erheben. Ganz besonders machte sich Ludwig durch das, was er für die Rechtspflege that, um sein Volk verdient.. Er begann zuerst in Frankreich dem grausamen Faustrechte, welches damals ganz Europa gewissermaaßen zu einem Schlachtfelde machte, eine Schranke

zu setzen, indem er die Berechtigung zur Privatfehde zu beseitigen wußte; Frankreich lernte unter ihm, was Deutschland zu der nämlichen Zeit ganz vergaß, daß der König der gerechteste Richter, sowie der beste und mächtigste Schützer des Volkes gegen den Uebermuth und Frevel der Reichen und Stolzen sei. Da Ludwig als gewissenhafter und kluger Mann nur solche Leute in seine Gerichte aufnahm, die das Vertrauen ihrer Mitbürger und die nöthige Geschicklichkeit besaßen, so waren seine Gerichte die gerechtesten, verständigsten und kräftigsten, und seine unbestechliche bürgerliche Rechtlichkeit, welche nie durch Staatsklugheit bestimmt wurde, war so allgemein anerkannt, daß selbst die größeren Vasallen in ihren blutigen Fehden sich an ihn als Schiedsrichter wandten und daß sein gerechter Ausspruch, dem die königliche Macht Nachdruck gab, sehr oft dem Blutvergießen steuerte. Auf diese Weise erhielt er immer mehr Gelegenheit, die Territorialgerichtsbarkeit zu beschränken und dagegen den Wirkungskreis des königlichen Gerichtshofes auszudehnen. Auch wußte er, des Widerspruchs der Bischöfe ungeachtet, die Gerichte der geistlichen Obergewalt zu entziehen. In seinen Kronlanden verbot er, obgleich er sonst ängstlich auf Sitte und Gebrauch hielt, den gerichtlichen Zweikampf. Berühmt endlich sind seine sogenannten Plaids de la porte oder Billigkeitsgerichte, zu deren Beisitzern er nicht eigentliche Richter, sondern nur rechtliche Leute wählte. Er hielt sie im Sommer unter einer lange Zeit hindurch verehrten Eiche zu Vincennes und in seinem Garten zu Paris, wo Alle ohne Unterschied Zutritt zu ihm hatten. Für die Wissenschaften that er ungemein viel. Seine Frömmigkeit hinderte ihn nicht, auch das Studium und den Einfluß des Aristoteles zu dulden, während der Papst und die Kirche nachdrücklich dagegen arbeiteten; er nahm sogar an den mohammedanischen Fürsten, deren Büchersammlungen er auf seinem ersten Kreuzzuge kennen gelernt hatte, ein Beispiel, um den Grund zu einer Bibliothek zu legen, welche nicht blos, wie die meisten anderen des Mittelalters, geistliche Bücher enthalten sollte. Unter ihm stiftete der königliche Kaplan Robert von Sorbon das nach ihm genannte Collegium (die Sorbonne), welches anfangs nur ein Verein von 16 gelehrten Geistlichen war, bald aber solches Ansehen erlangte, daß sein Name auf die ganze theologische Facultät von Paris überging.

Frei von Schwächen war freilich Ludwig nicht; er zeigte sich vielmehr, da er eine tiefe Seele und sanftes Gefühl mit großem Ernste verband, mitunter als ein recht schwacher Mensch. So in der heftigen Strenge, mit welcher er sogar bloße Worte bestrafte; denn er ließ manchmal Leute wegen einer Blasphemie verstümmeln oder töd-

ten, und selbst der Papst glaubte ihn bitten zu müssen, in solchen Fällen nicht zu strenge zu sein. Seine Freigebigkeit für fromme Zwecke, namentlich für kirchliche Bauten, gereicht ihm zur Ehre, da sie aus aufrichtiger Sinnesart hervorging; zu seinen Schöpfungen gehört die vielgenannte Heilige Kapelle (Sainte Chapelle), welche zur Aufbewahrung der von König Balduin erkauften Dornenkrone errichtet wurde. Dagegen ging er offenbar zu weit in seiner Zuneigung zu den Dominikanern und Franziskanern, die sich damals, wie die Jesuiten im 17. Jahrhundert, in alle weltlichen und geistlichen, gelehrten und politischen, diplomatischen und Familien-Angelegenheiten eindrängten und sich überall der Wissenschaften und Lehrstühle bemächtigten. Er begünstigte diese Geistlichen, weil er zu viel aufs Aeußere sah und die Bettelmönche, welche den Wolf unter dem Schafpelze vortrefflich zu verbergen verstanden, allein unter allen Geistlichen jener Zeit den ersten Predigern des Evangeliums äußerlich glichen. Auch beschuldigte man ihn, daß er zu viele Zeit mit Beten und mit dem Besuchen der Messe verliere; er selbst hat sich aber gegen diesen Vorwurf am besten gerechtfertigt, indem er seinen Tadlern einst eine Antwort gab, die zugleich seine Menschenkenntniß und seinen klaren Begriff von den Pflichten des Regenten beweist. Er sagte nämlich: „Wenn ich doppelt so viel Zeit auf das Würfelspiel, auf die Jagd und auf den Vogelfang verwendete, so würde mich Niemand darüber tadeln." Die beste Antwort wäre eigentlich eine Hinweisung auf den Charakter und das Leben seines Bruders Karl von Anjou gewesen, dem man das viele Beten nie vorwerfen konnte. Daß Ludwig die Grenze zwischen dem, wozu ihn sein Gefühl hinriß, und dem, was sein Verstand ihn lehrte, genau kannte und da, wo es nöthig war, einzuhalten wußte, bewies er durch zwei höchst wichtige allgemeine Verordnungen, die er gerade in der Zeit erließ, wo er seinen allerdings unnützen zweiten Kreuzzug gegen die Ungläubigen rüstete. Zuerst gab er 1269 die berühmte pragmatische Sanction, durch welche er den Mißbräuchen in der Besetzung geistlicher Stellen und den Anmaaßungen des römischen Stuhles steuerte, alle Gelderhebungen von Seiten Roms, zu denen nicht der König seine besondere Einwilligung ertheilte, streng verbot, und die Privilegien der französischen Kirche aufs neue bekräftigte, ohne daß der Papst es wagen konnte oder durfte, sich dagegen zu erheben. Ein Jahr später ließ er die unter dem Namen Etablissements de St. Louis bekannte Sammlung von Rechtsgewohnheiten und Gesetzen, die man durch neue Verordnungen ergänzt hatte, bekannt machen; durch diese Sammlung gründete er auf das Herkommen und das alte Recht eine neue Rechts-

verfassung Frankreichs, welche das Unklare bestimmte und das Harte milderte.

Dies sind die wichtigsten Anordnungen, welche Ludwig der Heilige für die inneren Angelegenheiten und Verhältnisse seines Reiches traf. In Frankreich und unter der Waltung Ludwig's IX. hat sich der Beruf der Monarchie klar kundgethan, das Abendland aus der rechthaberischen Verwirrung der Ritterzeit zur Herrschaft des Gesetzes und zur Staatseinheit hinüberzuleiten. Wären seine Nachfolger nur einigermaaßen in seine Spuren getreten, so würde in Frankreich die eigentliche Monarchie viel früher und auf eine weit edlere Weise gegründet und eingerichtet worden sein, als nachher unter Ludwig XI. geschah. Auch in den Verhältnissen zu anderen Staaten blieb der fromme, edle und rechtliche König stets seinem Charakter getreu. Er ward ein Wohlthäter des unglücklichen Landes, das in Folge des Albigenser-Krieges noch während seiner Minderjährigkeit an Frankreich kam. Er bewährte seine wahrhaft fromme und rechtliche Gesinnung und zugleich seinen verständigen Sinn in dem Streite zwischen dem weltlichen und geistlichen Oberhaupte der abendländischen Christenheit, sowie bei dem Raube, der von Seiten des Letzteren an dem Erbe der Hohenstaufen begangen ward. Er schloß mit seinen Nachbarn im Westen und Norden Frieden auf billige Bedingungen, um gemeinschaftlich mit ihnen die Feinde aller Christen bekämpfen zu können, 1258 mit dem Könige von Aragonien, der seit langer Zeit gewisser Ansprüche wegen Frankreich bekriegte, und im folgenden Jahre mit Heinrich III. von England. In Betreff des Letzteren besonders war er weit entfernt, aus den damaligen Unruhen in England Vortheil ziehen zu wollen; er schloß vielmehr gegen den ausdrücklichen Willen der französischen Großen einen Frieden, welcher beiden Theilen vortheilhaft war. England behielt damals von seinen früheren Besitzungen in Frankreich eine Anzahl von Städten und einen Theil des Landes Saintonge als französisches Kronlehen. Endlich zwang der gerechte Ludwig seinen habsüchtigen Bruder Karl, der beim Streite Johann's von Avesnes mit den Brüdern Dampierre das ganze Hennegau an sich gerissen hatte, seinen Raub wieder herauszugeben.

Als Ludwig aus Frömmigkeit einen zweiten Kreuzzug beschloß, zeigten die französischen Großen und Ritter durchaus keine Lust, ihn zu begleiten; er gewann aber die meisten seiner Freunde durch Freundlichkeit und Liebe, sowie viele Andere durch die Erinnerung an die Schmach, in einer Sache, wo es Glauben und Ehre galt, ihren ritterlichen König im Stiche gelassen zu haben. Ehe übrigens Ludwig abreiste, beschäftigte er sich zwei Jahre lang mit den Anordnungen

für sein Reich, damit dasselbe auch während seiner Abwesenheit in seinem Sinne regiert werde. Seiner Gemahlin Margaretha, einer Tochter Raimund Berengar's von Provence, gab er keinen Antheil an der Regentschaft, obgleich ihr derselbe dem Herkommen nach gebührt hätte, sowie er sie denn überhaupt während seines ganzen Lebens stets mit Strenge, ja mit einer Art von Mißtrauen behandelte. Der Grund, warum Ludwig seinen Zug gegen Tunis richtete und der unglückliche Ausgang dieses Zuges ist bereits früher berichtet worden. Zu den Tausenden, welche dabei den pestartigen Wirkungen des Klimas, des Wassermangels und der Entbehrung erlagen, gehörte der fromme König selbst: er starb am 25. August 1270.

Sein Sohn und Nachfolger, Philipp III. der Kühne, welcher mit dem Vater nach Tunis gezogen war, setzte den eigentlich zur Wiedereroberung des heiligen Grabes unternommenen Kreuzzug nicht fort, sondern kehrte, nachdem er mit dem Beherrscher von Tunis Frieden geschlossen hatte, nach Frankreich zurück. Er war hier kaum angelangt, als er durch den Tod seines Oheims Alfons von Poitiers (1271) Erbe aller der Güter ward, welche dieser theils als eigene Besitzung, theils als Eigenthum seiner Gemahlin vereinigt hatte. Philipp erhielt damals die Länder Toulouse, Rouerge, Agenois, Quercy, Venaissin, Aunis, sowie Theile von Albigeois, Poitou, Auvergne und Saintonge. Von diesen Erwerbungen trat er nachher (1279), in Gemäßheit des zwischen seinem Vater und Heinrich III. geschlossenen Vertrags, Agenois an den englischen König Eduard I. ab, sowie 1274 das im Norden der Dürance und im Osten der Rhone gelegene Ländchen Venaissin an den päpstlichen Stuhl, welcher Ansprüche an dasselbe hatte und in dessen Besitz es bis zum Jahre 1791 geblieben ist. Obgleich die von Alfons ererbten Länder, welche einen großen Theil von Südfrankreich umfaßten, anfangs unter eine besondere Verwaltung gestellt und erst 1361 dem Reiche ganz einverleibt wurden, so erlitten sie doch durch die Vereinigung mit dem übrigen Frankreich wesentliche Veränderungen. Ihre Bewohner hatten bisher bedeutende Freiheiten und Rechte besessen, und durch Alfons und seine Gemahlin war zuletzt noch sehr viel zur Vermehrung des Wohlstandes und zur Hebung des Verkehrs geschehen; das änderte sich, sobald das Land unter die Verwaltung und Justiz des französischen Königs kam, obgleich Philipp die Privilegien und Gewohnheitsrechte seiner neuen Unterthanen anerkannte und die Begründung eines besonderen Parlamentes in Toulouse dem Süden zum Vortheil gereichte. Auch der benachbarte Graf von Foix empfand bald, daß ein anderer Herr in seiner Nähe gebiete. Er hatte eine

Fehde mit dem Herrn von Casaubon, ward, als dieser französische Hülfe anrief, von Philipp besiegt und mußte seine Streitsucht im Kerker büßen.

Nicht lange nachher bot sich dem Könige Philipp eine Gelegenheit zur Erweiterung seiner Macht im Westen dar. Das spanische Königreich Navarra war 1234 dadurch, daß der Graf Thibaut III. von Champagne, ein französischer Vasall, die Erbin desselben geheirathet hatte, in eine innige Beziehung zu Frankreich gekommen. Der Enkel Thibaut's, Heinrich I., hinterließ bei seinem Tode (1274) nur eine Tochter, Johanna, und hatte ausdrücklich verfügt, daß dieselbe unter französischer Vormundschaft erzogen und mit einem französischen Prinzen vermählt werden sollte. Dies mißfiel den Ständen von Navarra; sie empörten sich und nöthigten Johanna mit ihrer Mutter zur Flucht; die Könige von Aragonien und Castilien aber suchten die Gelegenheit zur Vergrößerung ihres Reiches zu benutzen. Philipp verlobte nun Johanna mit seinem Sohne und Nachfolger, Philipp IV., und schritt mit bewaffneter Hand ein. Es gelang dem von ihm zum Statthalter von Navarra ernannten Eustache von Beaumarchais, das Land unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Dieser erlaubte sich aber sogleich Eingriffe in die Rechte des Landes, was in jenen Zeiten, wo man an dem Hergebrachten festhielt, eine doppelt große Unvorsichtigkeit war, und mußte deshalb das Land bald wieder räumen. Darauf erschien ein neues französisches Heer in Navarra, nahm die Hauptstadt Pampeluna mit Sturm und schreckte durch arge Greuel die anderen Städte und die Vasallen des Landes zum Gehorsam. Als auf diese Weise Navarra unter die französische Vormundschaft gebeugt worden war, wandte sich Philipp gegen Castilien. Hier hatte Alfons X. (derselbe, der den deutschen Kaisertitel trug) nach dem Tode seines ältesten Sohnes Ferdinand (1275) den zweiten, Sancho, zum Nachfolger ernannt, obwohl der erstere zwei Söhne hatte. Die Wittwe Ferdinand's, Blanca, wandte sich daher an ihren Bruder, den König von Frankreich, und dieser bereitete sich zum Einschreiten vor. Der Papst that jedoch Einsprache und Philipp mußte sich zu Unterhandlungen bequemen. Diese führten zwar zu keiner Entscheidung, hatten aber den Erfolg, daß Philipp die castilianische Sache ruhen ließ, um sich anderen Dingen zuzuwenden. Gleich darauf ließ er sich vom Papste, welcher Aragonien seinem Sohne, Karl von Valois, schenkte, in einen Krieg mit diesem Staate verwickeln, dessen bereits oben gedacht worden ist. Die Eroberung von Gerona war Philipp's einzige Waffenthat in diesem Kriege; der große sicilische Admiral Loria, der damals für Peter von Aragonien kämpfte, schlug die französische Flotte.

Wenige Wochen nachher starb Philipp III. zu Perpignan (1285), und sein ältester Sohn, Philipp IV., mit dem Beinamen des Schönen, folgte ihm in der Regierung.

5. Philipp IV. von Frankreich und Eduard I. von England bis zum Anfang des Streites zwischen Philipp und dem Papst Bonifacius VIII.

Philipp IV., der bei seiner Thronbesteigung im 17. Lebensjahre stand, mußte zugleich mit der Krone den von seinem Vater begonnenen Krieg mit Aragonien übernehmen, war aber darin nicht glücklicher als dieser und verstand sich daher bald zu den bereits früher erwähnten Friedensunterhandlungen. In diesen Unterhandlungen spielte Eduard I. von England, welcher kurz vorher (1286) dem Könige von Frankreich ohne Weigerung den Vasalleneid geleistet und sogar einen Vertrag mit ihm unterzeichnet hatte, als Vermittler eine sehr verdächtige Rolle. Man warf ihm in Frankreich allgemein vor, daß er nicht aufrichtig sei und unter dem Schein der Vermittelung ein geheimes Einverständniß mit den Feinden des Königs verberge, und in der That unterhielt Eduard viele und zweideutige Verbindungen mit Aragonien und Castilien. Den Unwillen seiner Landsleute gegen Eduard und die Engländer suchte Philipp zu benutzen, um das, was er jenseits der Pyrenäen nicht hatte erwerben können, diesseits zu erlangen und die Engländer ganz aus Frankreich zu verdrängen. Ein Vorwand zum Kriege war leicht gefunden; Streitigkeiten zwischen den Seefahrern der beiden Nationen, bei welchen es zu förmlichen Treffen kam, gaben die Veranlassung. Im Jahre 1293 begannen die Franzosen ihren Angriff auf die englischen Besitzungen in Frankreich. Die Umstände waren für Philipp sehr günstig; denn Eduard hatte sich so tief in die schottischen Angelegenheiten verwickelt, daß er nicht mehr zurückgehen konnte, die Bewohner von Wales empörten sich aufs neue gegen ihn und die Schotten traten mit den Franzosen in Verbindung. Eduard sah sich daher genöthigt, gleich anfangs Unterhandlungen anzubieten. Er schickte seinen Bruder Edmund nach Frankreich und es ward 1294 eine Uebereinkunft abgeschlossen, vermöge deren Philipp auf friedlichem Wege zum Besitze dessen kam, was er mit den Waffen in der Hand schwerlich erlangt haben würde, weil Eduard's Statthalter in den englisch-französischen Landen die tapferste Gegenwehr gerüstet hatte. Der englische König, der sich vielleicht seinen unruhigen Unterthanen in Frankreich gegenüber auf diese Weise besser stellen zu können glaubte, ging die sonderbare Bedingung ein, daß er als eine Art von Genugthuung für Philipp viele feste Städte von

Guyenne zum Schein in dessen Hände übergeben wolle, welche dann von Philipp wieder geräumt werden sollten. Eduard erfüllte getreulich die übernommene Verpflichtung; Philipp dagegen, der herrschsüchtigste und habgierigste aller Könige, brach sein Wort und gab das besetzte Land nicht wieder heraus. Natürlich hatte dies einen neuen Krieg mit England zur Folge. Eduard ließ dem treulosen Philipp sogleich die Freundschaft und die Lehenspflicht aufkündigen, wozu er sich zweier Doctoren der Theologie vom Dominikaner- und Franziskaner-Orden bediente, ein neuer Beweis, daß damals die Bettelorden ebenso dem Kabinet der Könige, wie dem Bauernhause die Rathgeber und Aushelfer lieferten.

Beide Theile suchten sich durch Bundesgenossen zu verstärken und Eduard erwarb sich dieselben ganz nach neuerer Weise durch Subsidien. Er gewann den deutschen König Adolf von Nassau, der nachher die empfangenen Gelder für seine eigenen Bedürfnisse verwendete und sich dadurch den Tadel der Deutschen, wie den Spott der Franzosen zuzog. Außerdem schloß er mit den Holländern und Seeländern, mit den Grafen von Bar, von Brabant und von Geldern Bündnisse; auch die Grafen von Savoyen und Burgund nahmen Geld von ihm, leisteten jedoch nichts dafür. Selbst der Graf von Flandern, Veit oder Guido von Dampierre, ließ sich mit Eduard in eine geheime Verbindung ein und ward deshalb nebst seiner Tochter, die er dem englischen Könige zu verloben gedachte, von Philipp festgenommen. Auf Seiten Frankreichs erscheinen als Verbündete der schottische König Baliol, Herzog Albrecht von Oestreich, Graf Humbert von Vienne oder Dauphiné, die Herren von Longwy und Chatillon, ja sogar einige Städte Castiliens und die Communen von St. Sebastian und Fontarabia. Das für den Krieg nöthige Geld ließ Philipp ohne Rücksicht auf Murren und Unzufriedenheit vom Volke beitreiben. Ebenso machte es Eduard, der übrigens den Vortheil hatte, daß die Engländer seine Sache anfangs als Nationalsache ansahen. Doch begnügte sich der Letztere nicht mit den Anstrengungen des Patriotismus, sondern er requirirte ohne Rücksicht auf Privilegien das Fehlende militärisch und plünderte unter Anderm sogar alle Klöster seines Landes aus. Sein entschiedenster Bundesgenosse im Kriege war der Graf von Flandern. Philipp hatte diesen bald nach seiner Verhaftung wieder freigelassen, seine Tochter aber, damit der Vater sie nicht ohne Einwilligung seines Lehensherrn verheirathe, in Paris zurückgehalten. Veit sah dies als eine freventliche Vernichtung des Lehensbandes an, kündigte dem Könige die Vasallenschaft auf, schloß einen förmlichen Allianz-Vertrag mit Eduard und erließ eine Kriegserklärung gegen

Frankreich. Dies mußte ohne Eduard's kräftige Unterstützung die gefährlichsten Folgen für Flandern haben; Eduard schloß aber, um sich gegen die Schotten wenden zu können, damals (1296) schon einen Waffenstillstand mit Frankreich, den er im folgenden Jahre, nachdem seine Truppen in Schottland von dem tapferen Wallace besiegt worden, erneuerte; aus diesem Waffenstillstand entwickelte sich 1299 der einstweilige Friede von Chartres und 1303 ein sogenannter ewiger Friede, in welchem Eduard Guyenne zurückerhielt, eine Vermählung mit Philipp's Schwester einging und den Grafen von Flandern aufopferte. Auf diese Weise ward dann zu derselben Zeit, als Eduard einen Vernichtungskrieg gegen die Schotten führte, der Graf Veit von Philipp mit seiner ganzen Macht bekriegt.

Beide Könige trachteten die von ihnen angegriffenen Länder ihrem Reiche einzuverleiben; Philipp fand aber in Flandern eine französische Partei, die man die Partei der Lilie nannte und hatte an ihr eine bessere Stütze, als Eduard an den wenigen Schotten, die sich ihm verkauft hatten. Philipp rüstete 1297 seine ganze Volks- und Lehensmacht und diese brach unter seiner eigenen und des Grafen Robert von Artois' Führung von zwei Seiten her in Flandern ein. Bei Furnes traf der Graf von Artois mit dem flandrischen Heere zusammen, brachte ihm eine Niederlage bei und nöthigte dadurch die von Philipp belagerte Stadt Lille, sich zu ergeben. Gerade damals kam Eduard nach Flandern. Er hatte den deutschen König Adolf, den Grafen Heinrich von Bar und andere Verbündete anzutreffen gehofft, sah sich aber getäuscht. Auch erfuhr er, daß die flandrischen Städte Damme, Brügge und Gent, die bedeutendsten Fabrik- und Handelsorte der damaligen Welt mit Ausnahme der italienischen, sich mit den Franzosen eingelassen hätten. Außerdem erhoben sich auch, als er kaum in Flandern angekommen war, die so eben erst unterworfenen Schotten aufs neue. Er fand daher die Lage seines Bundesgenossen so bedenklich und seine eigene Anwesenheit in England so nöthig, daß er damals die erwähnte Erneuung des Waffenstillstandes beschloß (1297). Dieser zweijährige Waffenstillstand, in welchen auch der Graf von Flandern mit aufgenommen wurde, ließ die bedeutendsten Städte des Landes, wie Lille, Brügge und Courtray (Kortryk), in den Händen der Franzosen. Nach Ablauf desselben (Ende 1299) rückte Philipp's Bruder, der unter dem Namen des Königs ohne Land bekannte Karl von Valois, in Flandern ein, eroberte mehrere Städte und erfocht bei Damme einen entscheidenden Sieg über Veit's ältesten Sohn, Robert. Eduard konnte damals nicht nach Flandern kommen, weil er selbst mit den schottischen Angelegenheiten beschäftigt war, seine

Leute aber ihm theils über seine ewigen Feldzüge und die dadurch herbeigeführten Willkürlichkeiten zürnten, theils zu wenig geneigt waren, ihr von schottischen Verheerungen bedrohtes Land zu verlassen und über das Meer zu ziehen. Er schloß daher nach jenem Siege Karl's von Valois Frieden mit Frankreich und überließ den Grafen von Flandern seinem Schicksal. Dieser verzagte jetzt und erbot sich gegen Karl, sich unter bestimmten Bedingungen zu unterwerfen, seine festen Plätze den Franzosen zu öffnen und sich seinem Lehensherrn in Paris zu stellen. Karl ging diese Bedingungen ein und im Vertrauen auf sein Wort begab sich Veit mit seinen zwei ältesten Söhnen nach Paris. Hier ward er von Philipp aufs rauheste behandelt, von seinen Söhnen getrennt und ebenso, wie diese, gefangen gesetzt. Außerdem entriß ihm Philipp sein Land, zog es als ein der Krone anheim gefallenes Lehen ein und ließ es durch seine Beamten verwalten. Das Schicksal des Grafen Veit, der schon gleich nach seiner Freilassung aus der ersten Haft sich seiner Tochter wegen an den Papst Bonifacius VIII. gewendet hatte, trug nicht wenig zur Entwickelung des Zwistes bei, der zwischen Bonifacius und Philipp entstand. Dieser Zwist eines tyrannischen, habgierigen und ungerechten Königs mit einem ihm völlig gleichen Papste gab nachher den Anlaß zur festeren Begründung der französischen Kirchenfreiheiten; denn Philipp hatte feste Ziele vor Augen und verfuhr mit ebensoviel Staatsklugheit als Energie, wobei er noch den ungemeinen Vortheil hatte, sich mit der großen Mehrheit seines Volkes eins zu wissen. Alle europäischen Regenten hätten daraus lernen können, wie sie es anfangen müßten, um Religion und Kirche aus den Klauen der ungläubigen Italiener, die sich Kardinäle und Päpste nannten, zu erretten. Der Zwist steht aber in engem Zusammenhange mit den Begebenheiten des folgenden Jahrhunderts und kann daher erst später dargestellt werden.

Was Eduard und die schottischen Angelegenheiten betrifft, so hatte Johann Baliol, um der völligen Unterdrückung durch Eduard zu entgehen, 1295 einen geheimen Vertrag mit dem französischen König geschlossen. Das konnte dem König Eduard nicht unbekannt bleiben, er nahm deßhalb seine Maaßregeln. Um gewiß zu sein, wie er mit Schottland eigentlich daran sei, forderte Eduard Johann Baliol zuerst auf, allen Verkehr mit Frankreich einzustellen und verlangte dann die Herausgabe der drei bedeutendsten schottischen Festungen als Unterpfänder seiner Treue. Diese konnte Johann Baliol unmöglich in die Hände eines Nachbarn geben, dessen eigentliche Absichten ihm längst kein Geheimniß mehr waren. Eduard zog darauf ein Heer zusammen und setzte sich gegen Schottland in Bewegung, war aber in nicht

geringer Verlegenheit, weil er der Sitte und dem Rechte jener Zeit gemäß einen Vasallen nicht bekriegen durfte, ohne ihn vorher in den gehörigen Terminen vorgeladen und vor ein Gericht der Pairs gestellt zu haben; die Schotten und Johann selbst halfen ihm jedoch heraus. Die Ersteren begannen durch Ueberrumpelung und Tödtung einer englischen Schaar die Feindseligkeiten zuerst und der Letztere entband dadurch, daß er seine Lehensverbindlichkeit dem englischen Könige schriftlich aufkündigte, die Engländer von jeder Scheu vor der Verletzung heiliger Rechte. Nach dem Einfall der Engländer in Schottland war der Krieg schneller entschieden, als Eduard selbst hatte erwarten können, da die Feigheit und Ungeschicklichkeit des schottischen Königs, sowie die Uneinigkeit und die schlechten Maaßregeln der Nation sich gewissermaaßen vereinigten, um den Untergang des Landes herbeizuführen. Der ehemalige Mitbewerber Johann Baliol's, Robert Bruce, schloß sich mit einigen Anderen an die Engländer an, während die ganze übrige Nation den Streit als eine gemeinschaftliche Sache ansah und ihrem Könige in der Person von zwanzig weltlichen Großen und vier Bischöfen eine Art von Vormundschaft bestellte. Die Schotten waren bereits in Cumberland eingedrungen, mußten sich aber bald gegen Eduard wenden, der vor Dunbar stand. Bei dieser Stadt lieferten sie den Engländern eine Schlacht; sie trafen aber ihre Anordnungen für dieselbe sehr schlecht und wurden mit großem Verluste geschlagen; dazu zeigte sich der König feige, indem er nach dieser einzigen Schlacht an seiner und seines Landes Rettung verzweifelte, von allen seinen Großen begleitet freiwillig in das englische Lager ging, seine Reue aussprach, sich gefangen gab und seinem Reiche entsagte (1296). Selbst die Hochländer unterwarfen sich und Eduard ward innerhalb sechs Monaten Herr vom ganzen Lande. Er hielt einen Mann, der eine Rolle gespielt hatte, wie sie Johann vom ersten Anfange an spielte, höchstwahrscheinlich für sehr unbedeutend; er entließ ihn daher auch wieder aus der Haft, und Johann, welcher in der That alle Lust König zu sein verloren hatte, trat für immer in den Privatstand zurück. Er begab sich in die Normandie, woher seine Familie stammte, wo sie bedeutende Güter besaß und wo sie sich bis in die neueren Zeiten erhalten hat. Eduard vernichtete vor seiner Rückkehr nach England alle Zeichen der Unabhängigkeit Schottlands und nahm den Königsstein von Scone mit sich, der noch jetzt in der Westminster-Abtei steht.

Nachdem Eduard den schottischen Krieg unerwartet schnell und glücklich beendet hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Wiedereroberung der französisch-englischen Lande. Ein Krieg jenseits des Meeres konnte jedoch ohne Geld nicht geführt werden, Geld war aber

ohne Umgehung der Verfassung nicht zu erlangen, und die Engländer hatten unter der Regierung Heinrich's III. zu gut auf die Umstände merken gelernt, als daß sie sich in der damaligen Lage der Dinge eine willkürliche Besteuerung ungestraft hätten gefallen lassen. Eduard versuchte sich zuerst an der Geistlichkeit; als diese nichts zahlen wollte, entzog er ihr seinen richterlichen Schutz, wodurch sie der raubgierigen Ritterschaft preisgegeben wurde. Dies beugte den Stolz der Geistlichen, sie zahlten den fünften Theil ihrer Einkünfte und von allen verharrte nur der Erzbischof von Canterbury bei seiner Weigerung; Eduard ließ dafür seine Güter einziehen, der Erzbischof aber war von der Zeit an der Mittelpunkt aller Verbindungen gegen den König. Nachdem auf diese Weise der Klerus besteuert worden war, faßte Eduard auch den Bürgerstand an; er erhob von ihm eine sehr beträchtliche Abgabe, die auf das Hauptproduct Englands, die Wolle, gelegt ward. Endlich suchte er seine größeren Vasallen zum Kriegsdienste zu zwingen. Dies mißlang gänzlich und als er hierauf die kleinen Lehensleute nöthigen wollte, den Zug über das Meer in seinem Solde mit zu machen, brach ein Sturm los, den er nur durch große Aufopferungen beschwichtigen konnte (1297). Die größeren Vasallen überreichten ihm, als er nach Flandern übersetzen wollte, eine schriftliche Vorstellung, in welcher sie sich nicht nur über die bisherigen Eingriffe in die Verfassung beschwerten, und drohend die Bestätigung der unter Heinrich III. ertrotzten Privilegien forderten, sondern auch ihren ernsten Tadel aussprachen, daß er in einer Zeit, wo die Schotten unter einem tapferen Führer gegen die Nordgrenze vordrangen, einen Zug über das Meer unternehmen wolle. Eduard wich einer bestimmten Erklärung aus und antwortete: da seine Staatsräthe bereits nach Flandern abgegangen seien, so könne er in dieser Sache noch keinen Beschluß fassen. Doch versprach er die Privilegien bestätigen und die Beschwerden abstellen zu wollen. Kaum war er aber nach Flandern abgesegelt, als die Großen sich mit den unzufriedenen Bürgern von London verbanden und aufs nachdrücklichste ihre Forderungen wiederholten. So mußte denn die Regentschaft, die Eduard seinem gleichnamigen Sohn zur Seite gestellt hatte, ein Parlament ausschreiben, welches im October 1297 zu Westminster zusammentrat. Dieses erpreßte vom König eine Urkunde, in welcher er förmlich und feierlich die Magna Charta und die von Heinrich III. gewährte Forsten-Charta bestätigte und die Verpflichtung einging, künftighin ohne Zustimmung des Parlaments keine Abgaben mehr zu erheben.

In Flandern sah sich Eduard von den Verbündeten, auf deren Beistand er gehofft hatte, getäuscht und erfuhr zugleich, daß in Schott-

land eine allgemeine Empörung ausgebrochen sei. Er gab daher den Grafen Veit auf, schloß einen Waffenstillstand mit Philipp IV. und eilte nach England zurück. Unter den Schotten war ein junger Mann von geringer Herkunft, Wilhelm Wallace, den man schon oft mit dem Lusitanier Viriathus verglichen hat, aufgetreten und hatte eine immer wachsende Anzahl seiner Landsleute um sich vereinigt, mit der er dann nicht nur die englischen Truppen aus seinem Vaterland vertrieb, sondern auch bis tief in England hinein schwere Verwüstungen ausübte. Da er jedoch als Sohn eines Ritters von geringem Ansehen keine Familienverbindungen hatte und keine Clienten durch die Bande des Lehens an ihn gefesselt waren, so folgten ihm die Leute von Familie nur zögernd, und es war also an Einheit der Maaßregeln nicht zu denken. Gleichwohl besiegte er im September 1297 die Engländer in einem glänzenden Treffen bei Stirling und schlug sie über den Tweed zurück. In Folge dessen bot Eduard gleich nach seiner Rückkehr die ganze Kriegsmacht von England auf, drängte Wallace und seine Schotten zurück und brachte ihnen in der Schlacht bei Falkirk eine völlige Niederlage bei (Juli 1298). Die Zahl der dabei gebliebenen Schotten wird auf nicht weniger als 20,000 angegeben, und wenn man bedenkt, daß Eduard den rohen Haufen, die Wallace befehligte, seinerseits eine zahlreiche und vorzügliche Reiterei entgegen führte und daß dieser gegen dieselbe keine besseren Anstalten zu treffen wußte, als die Errichtung eines aus Pfählen und Seilen bestehenden Zaunwerkes zwischen beiden Heeren, so wird man sich weder über diese Zahl, noch über den unglücklichen Ausgang des Treffens überhaupt verwundern. Wallace flüchtete nach Frankreich; Eduard aber konnte seinen Sieg nicht zu einer vollständigen Unterwerfung benutzen, weil sich damals der Erzbischof von Canterbury, der Papst und die englischen Großen gegen ihn erhoben. Während er nämlich unter barbarischen Verwüstungen und Grausamkeiten den Schotten bis in die unzugänglichen Gegenden ihres Landes nachsetzte und diese ihn von der Verbindung mit England fast ganz abschnitten, versammelten sich (1299) in London die noch immer unzufriedenen Großen; der rachgierige Erzbischof von Canterbury eilte, obgleich die Schotten jeden Engländer, der nicht unter starker Bedeckung reiste, niederhieben, nach Schottland, um als Legat des Papstes dem König ein Schreiben desselben zu überbringen, in welchem sich Bonifacius VIII. zum Richter in den Angelegenheiten Englands und Schottlands aufwarf. Dieser Schritt des Papstes war um so überraschender, als Bonifacius früher ebenso, wie Philipp IV., den König Johann Baliol seinem Schicksal überlassen hatte, ungeachtet der päpstliche Stuhl

schon bei der ersten Mißhandlung Baliol's durch Eduard um Hülfe angerufen worden war. Eduard suchte vor allen Dingen seine Barone zu beschwichtigen; er bequemte sich nicht allein, ihre Privilegien nochmals, selbst ohne die anfangs von ihm eingeschobene Clausel „unbeschadet der Rechte der Krone" zu bestätigen, sondern er willigte auch ein, daß ganz besondere Maaßregeln zur Aufrechthaltung derselben und als Gegenmittel gegen die möglichen Eingriffe der Regierung getroffen würden. Gegen den Papst half er sich, von den Schotten überall bedrängt, dadurch, daß er ihn zuerst eine Zeit lang hinhielt, dann in seiner Antwort die schottische Sache für eine von dem Parlament zu verhandelnde Reichsangelegenheit der Engländer erklärte, hierauf den schottischen Krieg für einige Zeit aufgab, sein ganzes Heer entließ und die englischen Großen, denen er durch neue Willkürlichkeiten schon wieder Anlaß zu Beschwerden gegeben hatte, nicht nur beruhigte, sondern auch zu gemeinschaftlichen Schritten gegen den Papst bewog. Die englischen Stände schickten 1301 von Lincoln aus, wo Eduard sie versammelt hatte, an Bonifacius ein von 104 Herren unterzeichnetes Schreiben, in welchem sie jede Einmischung desselben in die Angelegenheiten Englands und Schottlands mit recht derben Worten zurückwiesen.

Nachdem sich Eduard auf diese Weise mit seinen Unterthanen und mit dem Papste auseinandergesetzt hatte, bestätigte er das gute Einvernehmen mit Frankreich, indem er selbst Margaretha, die Schwester Philipp's des Schönen, heirathete und seinen Sohn Eduard II. mit Isabella, der Tochter desselben Königs, verlobte; das letztere Bündniß wurde durch die Schicksale, welche nach einander das französische Herrscherhaus trafen, ungemein folgenschwer. So von allen Seiten gesichert, zog Eduard aufs neue gegen die Schotten zu Felde (1303). Von diesen hatte unterdessen ein Theil die Partei des englischen Königs genommen, der heimgekehrte Wallace aber an der Spitze der Uebrigen die im Lande zurückgebliebenen Engländer mit Glück bekämpft. Als endlich Eduard wieder in Schottland erschien, erbot sich auch die letztere Partei zur Unterwerfung, wenn nur wieder ein eigener König im Lande eingesetzt würde. Eduard ging aber nicht hierauf ein und der Zerstörungskrieg dauerte fort. Wallace traf jetzt ganz andere Maaßregeln, als früher. Er richtete den Krieg auf die Art ein, wie er der Eigenthümlichkeit des Landes und den leichten schottischen Waffen angemessen war, mied jede offene Feldschlacht und suchte dagegen durch Hin- und Herzüge, durch Ueberfälle, Hinterhalte und kleine Gefechte den Engländern zu schaden. Auch tödtete er ihnen so viele Leute, daß sie noch einmal das Land räumen mußten.

Er bewährte damals sein Feldherrn-Talent aufs glänzendste; denn er wußte den geschwächten Muth seiner Landsleute stets neu zu beleben, mit unermüdetem Eifer das Verlorene jedes Mal dem Feinde wieder zu entreißen, immer neue Heere zu schaffen und stets den letzten entscheidenden Vortheil zu behaupten. Eduard zeigte daher auch jetzt größeren Ernst, als jemals zuvor; doch hatte er schon vorher die Gerichte des Kingsbench und des Exchequer, welche von der Person des Königs unzertrennlich waren, von London nach York verlegt, weil er entschlossen war, eher seine gewöhnliche Residenz, als seinen Eroberungsplatz gegen Schottland aufzugeben. Endlich unterwarf sich ihm ein großer Theil der aristokratischen Familien unter Führung des Lord Comyn, den diese früher zum Regenten ernannt hatten, weil sie sich unter die Leitung eines Mannes von geringer Herkunft nicht hatten stellen wollen. Nicht lange nachher wurde auch die ganze übrige Nation bis auf einen geringen Ueberrest unter die englische Herrschaft gebeugt (1304). Auch Wallace fiel in die Gewalt Eduard's, jedoch nicht durch seine eigene Schuld, sondern, wie einst Viriathus, durch den Verrath seiner Landsleute. Treulose Freunde verkauften den flüchtigen Helden an die Engländer. Eduard befleckte seinen Sieg nicht nur, wie bei jedem früheren Einfall, durch schändliche Grausamkeiten und Verheerungen, sondern auch durch schmähliche Ungerechtigkeit gegen den schottischen Helden. Er ließ ihn in Ketten nach London bringen, dort von einem englischen Gerichte, das selbst nach englischem Rechte für Verbrechen, die von Schotten in Schottland begangen wurden, nicht competent war, zum Tode verurtheilen und auf eine empörend grausame Weise hinrichten; er wurde am Schweif eines Pferdes zum Galgen geschleift und sein in mehrere Stücke zertheilter Körper in den größten Städten des Reichs zur Schau aufgehängt. Eine solche unvernünftige Grausamkeit hatte in Schottland dieselben Folgen, die sie überall zu haben pflegt, wo aus innerer Bewegung gegen äußere Gewalt gestritten wird: sie erbitterte die Gegner der neuen Herrschaft und machte sie zu unversöhnlichen Feinden derselben. Bald trat an die Spitze der Schotten ein Mann, der das, was Wallace gesäet hatte, zu pflegen und zur gedeihlichen Ernte zu bringen verstand.

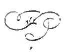
Dieser neue Anführer der Schotten war der jüngere Robert Bruce, der Sohn des gleichnamigen Nebenbuhlers von Johann Baliol. Schon sein Vater war, nachdem er lange im englischen Heer gegen Wallace gefochten hatte, bei einer zufälligen Zusammenkunft mit diesem für die schottische Sache gewonnen worden und insgeheim mit seinen Landsleuten in Unterhandlung getreten, bald nachher aber

gestorben. Er selbst ward, als er diese Unterhandlungen fortsetzte, durch Comyn verrathen und entging nur mit genauer Noth der Verhaftung. Er floh 1306 von Eduard's Hofe unmittelbar nach Schottland, durchbohrte hier den Verräther Comyn mit eigener Hand und ließ sich dann zu Scone an der Stelle, wo früher der alte Königstein gestanden hatte, auf die alte Weise zum König krönen. Auch er war jedoch dem englischen Könige im Kampf nicht gewachsen und würde ebenfalls unterlegen sein, wenn dieser nicht durch die Grausamkeit, mit der er seine Siege befleckte, das schottische Volk aufs heftigste gegen sich erbittert hätte. Eduard wüthete auf seine gewöhnliche Weise im Lande und ließ nicht nur alle Großen, die in seine Hände fielen, einkerkern und tödten, sondern mißhandelte selbst die patriotischen Frauen. So ließ er z. B. die Gräfin von Buchan, die bei Robert Bruce's Krönung das Erbamt ihres abwesenden Bruders geübt und dem neuen Könige die Krone aufgesetzt hatte, in einen Käfig einsperren und auf der Mauer von Berwick dem Anblick des Volkes preisgeben. Bei Gelegenheit dieser Bestrafung gibt uns übrigens der Berichterstatter eine deutliche Beschreibung von dem, was man im Mittelalter unter der Strafe des Käfigs verstand; diese Art von Gefängniß war, wie derselbe sagt, eine kleine hölzerne (wohl auch mit Eisenstangen vergitterte) Hütte, welche in diesem Falle auf der Mauer errichtet wurde. Robert Bruce gewann sich durch mehrere Vortheile, die er erfocht, das Zutrauen seiner Landsleute, zog sich stets in sumpfige Gegenden zurück und unternahm von da aus unaufhörlich Züge. So oft er auch von Eduard geschlagen ward, so sammelte sich doch immer wieder das Volk um ihn; auf diesem beruhte aber damals das ganze Schicksal des Kampfes, weil die Großen und der wohlhabende Theil des niederen Adels durch die englischen Verheerungen einen großen Theil ihrer Bedeutung verloren hatten. Die Abenteuer, welche Robert auf seinen Wanderzügen gehabt haben soll, erinnern lebhaft an die Züge, womit man im Volke das Leben flüchtiger Nationalhelden der verschiedensten Zeiten, des Messeniers Aristomenes wie des Schweden Gustav Wasa, schmückt; auch gaben sie der einheimischen Balladendichtung manchen Stoff. Eduard war indessen ebenso unermüdet im Zerstören der schottischen Macht, als Robert im Aufbauen derselben. Er ließ, als es diesem endlich gelang, die Engländer noch einmal zu verdrängen, ein allgemeines Aufgebot ergehen und faßte ungeachtet seines Alters und seiner geschwächten Gesundheit den Entschluß, in eigener Person einen neuen und furchtbaren Zug gegen Schottland zu unternehmen. Auch hatte er bereits den größten Theil seines Heeres an der schottischen Grenze gesammelt, als er die Annäherung des Todes fühlte. Doch wollte er

die Freude haben, auf schottischer Erde zu sterben, und ließ sich daher über die Grenze tragen. In seiner Grabschrift heißt er „Eduard der Lange, der Schottenhammer". Als stattlicher Kriegsmann, heiter und ritterlich bis ins hohe Alter, und als ein Regent, der den neuen Erfordernissen des Staates wohl zögernd, aber doch mit richtiger Einsicht nachzugeben wußte, ist er ungeachtet mancher Härten in gutem Andenken geblieben. Sein Tod (1307) bahnte dem König Robert Bruce den Weg zum ruhigen Besitz des schottischen Thrones.

Geschichte des Mittelalters.

IV. Die letzten Zeiten des Mittelalters.



I. Französische und englische Geschichte vom Beginn des Streites zwischen Philipp IV. und Bonifacius VIII. bis auf das Ende Karl's IV. und Eduard's II.

---

1. Philipp IV. der Schöne.

Zu derselben Zeit, als Philipp IV. von Frankreich seinen Vernichtungskrieg gegen den Grafen von Flandern führte, entspann sich auch die Feindschaft zwischen ihm und dem Papst Bonifacius VIII., welche sehr bald in einen Kampf auf Tod und Leben überging und für Frankreich wie für die römische Kirche die wichtigsten Folgen nach sich zog. Im Januar 1296 erließ nämlich Bonifacius die berühmte Bulle, in welcher den Geistlichen jede Entrichtung von Geld an eine weltliche Obrigkeit untersagt wurde. Philipp setzte derselben eine Verordnung entgegen, in der er, wiewohl ohne ausdrückliche Beziehung auf den Papst, die Ausfuhr von Waffen, Pferden, gemünzten und ungemünzten Metallen, ja sogar die Ausstellung von Wechseln über französisches Geld an Ausländer bei schwerer Strafe verbot. Von diesem Augenblick an war zwischen dem Oberhaupte der Kirche und dem französischen Könige heftiger Zwist, und der Papst hatte dabei gleich anfangs den Nachtheil, daß ganz Italien gegen ihn schrie, weil die Handelsleute in ihrem Gewerbe und die mit französischen Pfründen Begabten im Genusse derselben gestört wurden. Bonifacius versuchte schon damals das Aeußerste. Er erwiderte Philipp's Verordnung durch eine neue Bulle, in welcher er nicht nur die Besteuerung des Klerus noch einmal verbot, sondern auch aus dem Streite Philipp's mit Eduard I. von England und mit dem deutschen König Adolf Anlaß zu heftigen Vorwürfen nahm. Philipp ließ sich jedoch nicht schrecken. Er rechtfertigte in einer öffentlichen Erklärung sein Verhältniß zu England und Deutschland und wies zugleich die Anmaaßungen der Geistlichkeit und ihres Hauptes in die gehörigen Schranken zurück. In letzterer Hinsicht bediente er sich desselben Vor-

wurfs der Entartung und Ueppigkeit, den man damals überall im Volke der Geistlichkeit machte und den er selbst nachher auf so geschickte Weise gegen die Tempelherren benutzte. Er fragt: „Besteht die christliche Kirche etwa blos aus Geistlichen? Geben die Freiheiten, welche diese voraus haben, ihnen etwa das Recht, den Herrschern die Mittel zur Regierung und Vertheidigung ihrer Reiche zu entziehen? und sollen die Pfaffen befugt sein, in Ueppigkeit und in ärgerlichem Aufwande zu schwelgen, wenn das Vaterland zu seiner Erhaltung ihres Geldes bedarf?"

Diesmal mußte der Papst in der That auch nachgeben; er nahm 1297 seine Forderung durch die Erklärung zurück, daß seine Bulle über die Besteuerung des Klerus sich nicht auf Frankreich beziehe und Philipp ließ sich dagegen nachher seine schiedsrichterliche Einmischung in den Streit mit England und Flandern gefallen. Auch daß der Papst um jene Zeit die Kanonisation Ludwig's IX. vornahm, konnte mindestens als ein Zeichen seiner Werthschätzung Frankreichs gelten. Es dauerte aber nicht lange, bis der Zwist von neuem ausbrach. Die Art, wie Bonifacius in jenem Streit entschied, erbitterte den König von Frankreich, welcher weit davon entfernt war, etwas, das er in seiner Gewalt hatte, aus irgend einem Grunde wieder fahren zu lassen; der heftige und jähzornige Papst aber ließ sich durch Leidenschaft zu übereilten Schritten fortreißen und glaubte bei dem neu ausbrechenden Zwiste um so hartnäckiger sein zu können, als derselbe eine rein kirchliche Sache zu betreffen schien. Einer der Vorgänger des Bonifacius hatte nämlich, ohne den König von Frankreich zu fragen, den Bezirk der Stadt Pamiers von dem Bisthum Toulouse getrennt und für ein besonderes Bisthum erklärt, und Bonifacius führte diesen Beschluß schon wenige Monate nach seiner Aussöhnung mit Philipp aus. Er ernannte einen Bischof von Pamiers und wählte dazu einen ihm ganz ergebenen, dem Könige aber verhaßten Mann, Bernard de Saissett, welcher jede Rücksicht auf die der weltlichen Obrigkeit schuldige Achtung bei Seite setzte und alsbald den König selbst beleidigte. Auch dieser neue Zwist wurde zwar wieder beigelegt; allein der Papst schickte 1301 denselben heftigen und unbeugsamen Bischof, ungeachtet ihn Philipp bitter haßte, als seinen Legaten an den französischen Hof; Bernard verlangte vom König mit trotzigen und fast drohenden Worten die Freilassung des Grafen von Flandern und nun ging der alte Groll zwischen Philipp und Bonifacius in unversöhnliche Feindschaft über.

Beide Männer waren einander völlig gewachsen; denn was auch in unseren Zeiten geistreiche und sophistische Vertheidiger des hierarchischen Systems oder mild und freundlich gesinnte Geschichtschreiber,

welche die Wahrheit auf der gewöhnlichen Mittelstraße der Mehrzahl suchen, zu Gunsten des Papstes gesagt haben mögen, Bonifacius war seinem Gegner an Hochmuth, Herrschsucht und Habgier gleich und ebenso wenig als dieser über die Wahl der Mittel zum Zwecke bedenklich. Doch trug Philipp zuletzt den Sieg davon, weil er, während Bonifacius sich zur Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ, mit jener sonst den Päpsten eigenen Klugheit nicht nur die Formeln und Kniffe der gelehrten Juristen für sich benutzte, sondern auch den Klerus und die weltlichen Stände seines Reiches in die Sache hineinzuziehen wußte. Er wies gleich anfangs den Bischof von Pamiers, welcher als päpstlicher Legat bei seiner Audienz eine übermüthige Rede zu halten wagte, mit Schimpf und Schande vom Hofe und ließ ihn dann der Majestäts-Beleidigung und anderer Verbrechen anklagen. Dabei leisteten ihm jene spitzfindigen Künste, durch welche die Juristen das Recht schon damals zu einem Mittel der Politik umgestaltet hatten, vortreffliche Dienste; denn Philipp machte es in seiner Regierung überhaupt ganz so, wie die besten und verschlagensten Minister der neueren Zeit: er benutzte von den seit seines Großvaters Tagen in Frankreich blühenden Wissenschaften alles, was Geldgewinn bringen oder unmittelbar praktisch brauchbar sein konnte, wobei dann freilich nicht zu leugnen ist, daß dadurch auch die Wissenschaft an und für sich selbst gewann und daß damals auf der Schule von Paris ein wissenschaftlicher Sinn und eine Bildung herrschten, welche dem Könige auf die Länge ebenso wenig behagen konnte, als dem römischen Stuhle. Philipp zog von den Gelehrten seines Landes besonders Peter Flotte und Wilhelm Nogaret hervor, weil der Erstere namentlich die Kunst, die königliche Kammer zu bereichern, praktisch und wissenschaftlich betrieb und der Letztere mit seinen großen Kenntnissen und Talenten die Gewalt in das Gewand des Rechtes zu kleiden verstand. Nogaret ist noch besonders deshalb merkwürdig, weil er zu den wenigen Gelehrten des Mittelalters gehörte, welche der Baronen-Aristokratie auf dieselbe Weise einverleibt wurden, wie in unseren Tagen so manche Rechtsgelehrte und Professoren sich mit Leib und Seele dem Adel hingeben. Er war Professor der Rechte in Montpellier, wurde vom König Philipp für die Dienste, die er in dessen erstem Streit mit Bonifacius geleistet hatte, zum Ritter gemacht, erhielt für seinen Beistand während der Jahre 1301—1303 eine Baronie und zwei Herrschaften und ward 1307 Kanzler des Reiches. Bei der Anklage des Bischofs von Pamiers bewiesen Peter Flotte und Wilhelm Nogaret, welche in dieser ganzen Sache die Feder führten, ihre Geschicklichkeit in der Benutzung des byzantinisch-römischen Rechtes für Regierungszwecke auf eine recht glänzende Weise. Sie brachten

ein stattliches Sündenregister gegen den Angeklagten zusammen, wiesen das Ansinnen des Papstes, der als oberster geistlicher Richter die Sache vor sein Tribunal ziehen wollte, zurück, und begannen ihr gerichtliches Verfahren mit der Execution, da sie den Bischof seiner zuständigen Behörde entzogen und sogar, noch ehe er gehört worden war, als förmlichen Verbrecher unter militärischer Bedeckung nach Paris bringen ließen.

Jetzt ließ sich der Papst zu leidenschaftlichen Schritten hinreißen, welche doppelt unvorsichtig waren, da er auch in Italien verhaßt war. Er schickte im December 1301 eine Bulle nach Frankreich, in welcher er die Behauptung aussprach, daß der Papst nicht blos in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen der höchste Richter sei.*) Dieser bereits früher aufgestellte Satz, welchen später Dante in einem eigenen Buche widerlegte, hatte in Italien schon längst Alles gegen Bonifacius empört. Jetzt erhoben sich Peter Flotte, Wilhelm Nogaret und Andere, deren Rechtgläubigkeit niemand bezweifelte, mit Gründen des geistlichen und weltlichen Rechtes dagegen und da die Bulle dem französischen Könige alle die Vorrechte entriß, auf welche die Franzosen stolz waren und die ihrem Reiche durch Urkunden früherer Päpste förmlich zugesichert worden, so gewährte sie dem Könige den Vortheil, daß sein Streit mit Bonifacius sich gleich anfangs zu einer Nationalangelegenheit machen ließ. Er erklärte die päpstliche Bulle für eine gegen die Rechte der Nation und gegen das Königreich gerichtete Schrift und ließ sie als solche schon im Februar 1302 zu Paris öffentlich verbrennen. Da er jedoch wegen seines Charakters als gesalbter König und Regent von Gottes Gnaden sein Regierungsrecht auch auf die göttliche Autorität, deren irdischer Repräsentant der Papst war, gegründet und sich deßhalb an diesen gebunden sah, so mußte er, um den Kampf mit Bonifacius glücklich bestehen zu können, seine Gewalt auf die Rechte des Volkes stützen, die zwar seit undenklichen Zeiten nicht ausgeübt worden, darum aber keineswegs verjährt waren. Er berief daher im April 1302 nicht nur den Adel und Klerus, sondern auch die Bürgerschaft zu einer Reichsversammlung nach Paris und bediente sich dieser sogenannten États généraux, welche damals zum ersten Male als Repräsentanten der gesammten Nation versammelt wurden, ebenso gegen den Absolutismus des Papstthums, wie man sie 487 Jahre später gegen die absolute Gewalt des Königthums gebraucht hat. Die Versammlung fand im April in der Notre-

*) Bekanntlich werden die päpstlichen Bullen häufig nach den (lateinischen) Anfangsworten bezeichnet; die hier erwähnte ist unter dem Namen Ausculta fili (höre, o Sohn) eine der bekanntesten aus dem Mittelalter.



Dame-Kirche statt; die Einberufenen bestanden aus den weltlichen Großen, den Prälaten, den Abgeordneten der Kapitel und Universitäten, den sämmtlichen Aebten und je zwei Deputirten aus jeder Stadt des Reiches.*) Die Geistlichen krümmten und wanden sich zwar, um zu verhindern, daß die Versammlung eine Erklärung gegen den Papst ausgehen lasse; Peter Flotte wußte aber durch alle Mittel der Redekunst und Rechtswissenschaft den Zorn der Anderen gegen den Papst als einen Usurpator der Rechte Frankreichs zu erregen und die Geistlichkeit mußte sich wider Willen fügen, um nicht das Opfer des allgemeinen Unwillens zu werden. Sie schickte eine schriftliche Vorstellung an den Papst und suchte ihn in gemäßigten Ausdrücken zur Herstellung des Friedens zu bewegen, während zugleich von der Reichsversammlung Abgeordnete nach Rom gesandt wurden, welche von einem königlichen Bevollmächtigten begleitet waren und eine Protestation gegen das Verfahren des Papstes überreichten.**)

Bonifacius hatte unterdessen ein Concil der französischen Geistlichkeit zur Untersuchung der ihr Land angehenden Beschwerden nach Rom berufen und obgleich Philipp allen Franzosen die Reise dahin strenge verboten hatte, so fanden sich doch 40 französische Bischöfe dort ein; freilich bestanden diese nur aus solchen Geistlichen, welche, wie der Erzbischof Bertrand von Bordeaux, nicht unmittelbare Unterthanen des Königs Philipp, sondern des englischen Königs oder anderer Fürsten waren. Der Papst vergaß in seinen Erklärungen gegen Philipp und sein Reich allen Anstand und alle Würde; er nannte z. B. die französische Geistlichkeit seine rasend gewordene Tochter und Peter Flotte einen Ahitophel, Teufel und Belials-Buben; doch beantwortete er das Schreiben des Klerus mit besonnenen Worten und verfuhr mit großer Behutsamkeit gegen den König. Er leugnete, daß er behauptet habe, Frankreich sei ein Lehen des römischen Stuhls und sprach den Bann nicht etwa gegen den König, sondern nur in allgemeinen Ausdrücken gegen diejenigen aus, welche irgend einen Bischof an der Reise nach Rom hindern würden. Alle Verhandlungen zerschlugen sich natürlich und schon im November erließ Bonifacius die berühmte Bulle Unam sanctam, in welcher er gerade das, was er noch kurz vorher in Bezug auf Frankreich nicht wollte behauptet haben, urkund-

*) Für die Gesammtheit der bürgerlichen Abgeordneten kam bald die Bezeichnung als Tiers-état (Drittelstand, dritter Stand) auf.

**) Ein in manchen Geschichtsbüchern angeführtes, in sehr derben Ausdrücken gehaltenes Schreiben des Königs an den Papst, in welchem der Letztere sogar mit „Deine Abgeschmacktheit" (fatuitas tua) angeredet wird, ist vielleicht im Sinne der heftigsten Monarchisten niedergeschrieben, aber gewiß nicht an Bonifacius abgeschickt worden.

lich für alle Länder verordnete und dem römischen Stuhle die Verfügung über beide Schwerter, das weltliche wie das geistliche, gab. Diesem Schritte des Papstes und dem drohenden Bannfluche desselben setzte Philipp seine Juristen entgegen. Er hielt im Frühling des folgenden Jahres eine Versammlung der Barone und Bischöfe seines Reiches, bei welcher jedoch nur wenige der Letzteren erschienen, und hier trat Nogaret als Reichsanwalt mit den heftigsten Worten gegen Bonifacius auf. Nogaret appellirte, was in der Ordnung war, von einem zu erwartenden Bannfluche im Voraus an ein echtes allgemeines Concil; er klagte aber zugleich den Papst als Verbrecher vor einer Versammlung an, die unmöglich berechtigt sein konnte, über denselben Gericht zu halten und verlangte sogar, daß man den König zur Verhaftung des Papstes bevollmächtige. Die Versammlung bewilligte Nogaret's Forderungen.

Der Papst blieb nicht hinter dem Könige zurück. Er schritt vielmehr schon im April 1303 zum Aeußersten, indem er den Bann gegen den König schleuderte, seine Unterthanen vom Eide der Treue entband und abermals die französischen Bischöfe nach Rom vorlud. Philipp konnte seiner Geistlichkeit nicht ganz trauen, da sie nur eingeschreckt, keineswegs aber gewonnen war; er hielt daher für rathsam, ihr aufs neue die Nation und den Unwillen derselben über die vom Papste angedrohte Pfaffenherrschaft entgegenzustellen und berief zu diesem Zwecke eine neue Versammlung der weltlichen und geistlichen Großen nach Paris. Diese ward im Juni 1303 im Louvre gehalten und war etwas besser, als die vorige, von den Geistlichen besucht. Am entschiedensten und thätigsten traten die Herren aus Südfrankreich auf, in deren Heimath Ketzerverfolgung, Erfindung von Ketzereien und Inquisitions-Gerichte am besten bekannt und das Papstthum und Mönchswesen selbst beim gemeinen Volke verhaßt waren. Eine solche Versammlung, welche auf wahrhaft nationaler Grundlage beruhte, volksthümliche Elemente in sich schloß und in welcher zum Theil ein monarchisch gesinnter Beamtenstand das Wort führte, hatte den Hohenstaufen nie zur Seite gestanden. Vier Große, unter denen sich der Bruder des Königs befand, klagten den Papst vor der Versammlung der ärgsten Dinge an; freilich brachten sie mitunter die lächerlichsten, ganz offenbar erdichteten Beschuldigungen, wie die der Zauberei, gegen ihn vor. Die Versammlung beschloß, gegen Bonifacius als einen unrechtmäßigen Papst an ein unverzüglich zu haltendes Concil zu appelliren, und protestirte gegen alles, was derselbe wider das Reich und den König vorgenommen habe oder noch vornehmen werde. Dieser Beschluß ward der Nation auf feierliche Weise bekannt gemacht und man benutzte gleich nachher sogar den in unseren Tagen ganz ab-

genutzten Kunstgriff der Adressen zu dem beabsichtigten Zwecke; in wenigen Monaten wurden über 700 Beitrittserklärungen zu jener Appellation aus allen Gegenden Frankreichs an den König eingeschickt.

Philipp säumte nicht, von allen diesen Umständen Nutzen zu ziehen. Er hatte schon längst mit den Feinden des Papstes in Italien, besonders mit der römischen Familie der Colonna, einen Anschlag gegen die Person des Papstes verabredet und Wilhelm Nogaret mit großen Summen und bedeutenden Wechseln nach Italien geschickt. Nogaret und die Colonna trafen ihre Maaßregeln und drangen, von einigen hundert Bewaffneten begleitet, im September in des Papstes Vaterstadt Anagni ein, wo er sich gerade aufhielt. Sie traten mit entblößten Waffen in den Palast; der 80jährige Mann empfing sie als Kirchenfürst auf dem Throne sitzend, wurde jedoch von Nogaret und den Seinigen heftig geschmäht und bedroht. Man hielt ihn drei Tage lang in seiner eigenen Wohnung gefangen und er erlitt während derselben besonders von Sciarra Colonna eine so harte und unanständige Behandlung, daß sich sein Zorn bis zur Raserei steigerte; am dritten Tage aber gelang es einem der Kardinäle, die bei seiner Verhaftung entwischt waren, das Volk von Anagni gegen Colonna's und Nogaret's Leute in Bewegung zu bringen und diese aus der Stadt zu treiben. Bonifacius begab sich hierauf nach Rom, mußte sich aber hier, um den Colonna zu entgehen, in die Hände der Orsini geben, wurde von diesen im Vatikan gefangen gehalten und fiel darüber in wirkliche Raserei, in welcher er am 11. October 1303 sein unruhiges Leben endigte.*) Sein Nachfolger, Benedict XI., ein sanfter und frommer Dominikaner, bemühte sich sogleich, durch leises Auftreten und scheinbare Mäßigung die Wunden, welche Bonifacius im Streit mit Frankreich der Kirche geschlagen hatte, zu heilen und besonders die angedrohte Kirchenversammlung zu verhindern. Er nahm deshalb in sechs schnell hinter einander erlassenen Bullen alle übereilten Beschlüsse seines Vorgängers zurück, hob den Bann gegen Philipp auf, allerdings erst nachdem dieser sich durch eine Ehrengesandtschaft gegen jeden Antheil an dem Ueberfall von Anagni verwahrt hatte, und strich sogar aus den

*) Dante, der große Gegner der Idee von der Vereinigung beider Schwerter, der unerbittliche Tadler des Bonifacius, spricht doch mit der äußersten Entrüstung gegen die Unthat von Anagni; das einseitig gewaltsame Auftreten der rohen Macht gegen den Inhaber des ehrwürdigsten Amtes war nicht nach seinem Sinne. Er sagt (Purgatorio XX, 87):

Im Statthalter ward Christus selbst gebunden;
Zum zweiten Mal sah'n wir ihn Hohn erleiden,
Zum zweiten Mal ihn bittre Galle trinken,
Bei Schächern ihn zum zweiten Mal verscheiden.

officiellen Actenstücken des vorigen Papstes alles aus, was dem französischen Könige anstößig war. Doch suchte er durch alles dies sich nur gegen Philipp in Vortheil zu setzen und vergaß dabei nicht, sich seines Vorgängers anzunehmen. Er ließ die ärgerliche Bulle Unam sanctam in voller Kraft bestehen und schleuderte den Bannfluch gegen Nogaret, Sciarra Colonna und alle Anderen, welche an der Gefangennehmung und Mißhandlung des Papstes Bonifacius Antheil gehabt hatten. Dann befreite er sich mit Hülfe der Orsini aus der Gewalt der Parteien und ging nach Perugia. Hier starb er jedoch schon im Juli 1304 und zwar eines so plötzlichen Todes, daß man allgemein behauptete, er sei vergiftet worden.

Jetzt wurde von den Franzosen und ihren Anhängern alles Mögliche aufgeboten, um die Papstwahl, welche in Perugia vorgenommen ward, auf einen dem Könige Philipp günstigen Bischof zu lenken Die Wahl zog sich elf Monate lang hin, weil die 15 Kardinäle, die sich dazu eingefunden hatten, nicht einig werden konnten. Endlich schlossen die Bürger von Perugia, des langen Harrens müde, die Kardinäle durch eine förmliche Belagerung ein, nahmen sogar das Dach der Kirche, in welcher dieselben versammelt waren, ab, hinderten die Herbeischaffung von Lebensmitteln und bedrohten die Kardinäle mit noch ärgeren Dingen, wenn sie sich nicht sogleich über die Ernennung eines neuen Papstes vereinigten. Auf einen solchen Fall hatte der schlaue König von Frankreich gerechnet. Er wußte, daß man den Erzbischof Bertrand de Goth von Bordeaux, der im Streite mit Bonifacius für diesen Partei genommen hatte, als einen Feind der Franzosen ansehe, daß derselbe aber bei seinem großen Ehrgeize, wenn man ihm den Besitz der päpstlichen Würde in Aussicht stelle, zu Allem bereit sein würde; er ließ ihn also den Kardinälen empfehlen und außerdem Sorge tragen, daß die Nachricht von Bertrand's Erwählung nicht nach Bordeaux, sondern nach Paris gebracht werde, damit Bertrand sie nicht eher erhalte, als bis Philipp einen Vertrag mit ihm geschlossen habe. Die Kardinäle, die den eiteln Gascogner schlecht kannten, ließen sich täuschen und erwählten ihn zum Papste (1305). Philipp soll darauf sogleich eine geheime Zusammenkunft mit Bertrand in der Abtei St. Jean d'Angely (nach einem anderen vielverbreiteten Bericht in einem Walde bei dieser Abtei) gehalten und demselben erklärt haben, daß es in seiner Macht stehe, ihn auf den päpstlichen Stuhl zu erheben; dafür ließ er sich, wie es heißt, von Bertrand gewisse Punkte im Voraus eidlich versprechen. Diese bestanden hauptsächlich in der Zurücknahme aller gegen Philipp, seine Freunde, Beamten und Verbündeten ergangenen Beschlüsse, in der Verdammung des Papstes Bonifacius, in der Ueberlassung des Zehnten aller

geistlichen Güter in Frankreich an den König auf fünf Jahre und endlich, wie wenigstens die meisten Berichterstatter melden, in noch einem später zu eröffnenden Wunsche; Einige glaubten in diesem die Mitwirkung des Papstes zur Aufhebung des Tempelherrenordens vermuthen zu können, nach dessen Gütern der habsüchtige und schamlose König trachtete; Andere wollten später wissen, Philipp habe sich die Unterstützung seines Schützlings sichern wollen, um eine künftige deutsche Königswahl nach seinem Sinne zu lenken.

Bertrand, der als Papst den Namen Clemens V. führte, fand nicht rathsam, dem ihm in Italien drohenden Sturm entgegen zu gehen, sondern zog vor, den Pomp seiner neuen Würde im südlichen Frankreich zur Schau zu tragen. Er entbot sogleich die Kardinäle aus Italien zu sich, verweilte eine Zeit lang bald in der einen, bald in der anderen Stadt von Südfrankreich und schlug dann in der damals noch dem Könige von Neapel als Grafen der Provence gehörenden und unter der Oberhoheit des deutschen Kaisers stehenden Stadt Avignon, welche dem päpstlichen Stuhl erst 1348 durch Kauf überlassen wurde, seinen Wohnsitz auf (1308). Hier blieb der Sitz des Papstthums bis zum Jahre 1377 und da dieser Zeitraum der Zahl der Jahre nach mit der Dauer der Gefangenschaft des von Nebukadnezar nach Babylon versetzten israelitischen Volkes nahezu übereinstimmt, so hat man ihn das babylonische Exil der Päpste genannt. Clemens wurde im November 1305 zu Lyon in Gegenwart des französischen Königs feierlich gekrönt und gab schon hier aufs deutlichste zu erkennen, daß er ein bloßes Werkzeug der französischen Politik sei. Er setzte die von Bonifacius aus dem Kardinals-Collegium gestoßenen beiden Colonna wieder ein, ernannte nach Philipp's Willen und Vorschrift eine Anzahl neuer Kardinäle, erklärte die gegen denselben erlassenen Bullen für aufgehoben, sprach ihm öffentlich den einstweiligen Genuß des Zehnten aller geistlichen Güter in Frankreich zu und war sogar ungerecht genug, die Franzosen von einer entehrenden Belästigung zu befreien, die er zu gleicher Zeit anderen Völkern zumuthete; er erklärte nämlich, die Bestimmungen der Bulle Unam sanctam sollten zwar aufrecht erhalten, aber nicht auf Frankreich ausgedehnt werden. Im Mai des Jahres 1307 hielten Philipp und Clemens eine neue Zusammenkunft, um sich über zwei Punkte zu unterreden, welche vielleicht in St. Jean d'Angely der Hauptsache nach zwischen ihnen ausgemacht, aber einer nochmaligen Besprechung vorbehalten worden waren. Diese Punkte waren die Verdammung des Papstes Bonifacius und die Vernichtung der Tempelherren. Clemens half sich damit, daß er die Beendigung beider Angelegenheiten auf ein

Concil verschob; doch mußte er dem Könige zugestehen, daß dieser die Untersuchung gegen den Ritterorden einstweilen beginnen dürfe.

Philipp's Verfolgung der Tempelherren hatte einerlei Grund und Beschaffenheit mit seinen Maaßregeln gegen die Juden seines Reiches, welche er in demselben Jahre ebenfalls auf plötzliche und tumultuarische Weise ihrer Güter beraubte und aus dem Lande jagte und denen man acht Jahre später erlaubte, wieder zurückzukehren, um sie, sobald sie sich von neuem bereichert hatten, noch einmal auszuplündern. Die Tempelherren besaßen nämlich unermeßliche Reichthümer und bildeten sowohl deshalb, als auch wegen der Unabhängigkeit, welche ihr Orden erlangt hatte, eine für die königliche Gewalt gefährliche geistlich-ritterliche Republik; der habgierige und herrschsüchtige Philipp wollte daher jene Reichthümer an sich reißen und diese drohende Macht in seinem Reiche vernichten. Ein scheinbar rechtlicher Vorwand dazu war leicht gefunden. Die Reichthümer des Ordens dienten den Familien, deren Glieder zur Aufnahme in denselben berechtigt waren, zu übertriebener Pracht und zu schwelgerischem Genusse; der Krieg gegen die Ungläubigen, welchen die Deutschherren mit großem Eifer fortsetzten, ward von den Tempelherren sehr lau betrieben. Bei dem letzten Kampf um Ptolemais hatten sie sich noch sehr wacker betheiligt. Nachdem das heilige Land aufgegeben war, zogen sich die Johanniter nach Rhodus zurück, von wo sie unablässig gegen die Feinde des Christenthums kreuzten; die Tempelherren aber, die sich zu Limisso auf der Insel Cypern niederließen, machten verhältnißmäßig geringe Anstrengungen. Zudem war die Aufnahme in ihren Orden mit geheimen Weihen verbunden und das Gerücht erzählte viel von gotteslästerlichen Gebräuchen bei ihren Zusammenkünften. Man konnte ihnen also leicht eine Reihe von Verbrechen vorwerfen, welche die Auflösung des Ordens und die Vernichtung der demselben angehörenden Familien rechtfertigten. Dies that Philipp und er erreichte dabei seinen eigentlichen Zweck um so leichter, als die Entscheidungen des Papstes ganz von ihm abhingen, die Geistlichen auf den Orden neidisch und durch den Stolz desselben beleidigt waren und endlich dieselben Juristen, deren sich Philipp gegen Bonifacius bedient hatte, ihm auch bei der Verfolgung des Ordens mit ihren Künsten beistanden. Da der von Philipp veranstaltete Proceß gegen die Tempelherren auf eine solche Art geführt wurde, daß man den erpreßten Geständnissen der Angeklagten und den mit Lügen und Uebertreibungen angefüllten Actenstücken nicht unbedingt Glauben schenken kann, so ist es unmöglich zu bestimmen, was von den dem Orden gemachten Vorwürfen der Irreligiosität und Unsittlichkeit wahr oder falsch ist; doch zeigen sogar die Bildhauereien an den Ueberresten der Ordensgebäude, daß die Tempelherren schändliche

Symbole und Mysterien aus dem Orient mitgebracht hatten und wenn man überdies weiß, daß auch ein italienischer Ritterorden jener Zeit, der den Beinamen der lustigen Brüder (Frati gaudenti) erhielt, die ihm von der Kirche ertheilten Privilegien ganz öffentlich blos zu Schwelgereien und Ausschweifungen benutzte, so wird man manche Anklagen und Geständnisse der Tempelherren begreiflich und nicht ganz zweifelhaft finden. Eine sehr reich ausgestattete, größtentheils aus unverheiratheten jungen Männern und dienenden Brüdern bestehende ritterliche Gesellschaft, die zum Theil ihren Sitz in den an Schwelgerei gewöhnten und dem herrschenden Aberglauben schon längst feindlichen Ländern Südfrankreichs hatte: zu welchen Freveln mußte sie nicht durch Müßiggang und Ueppigkeit geleitet werden, wenn die Oberen die Laster der Mehrzahl theilten? Dazu kam, daß die Ritter im Orient mit den gottlosen Geheimlehren der kühneren Secten des Islams bekannt geworden waren. Es ist daher leicht möglich, daß sie, wenigstens im südlichen und mittleren Frankreich, bei ihren Lustbarkeiten den indischen und babylonischen, durch Symbolik veredelten Tempelunfug nachgeahmt, bei ihren Ordensversammlungen mystische Ceremonieen eingeführt und den Orden selbst in einen geheimen Bund verwandelt haben, in welchen man nur unter vielen aus dem Orient entlehnten Symbolen und Weihen Aufnahme und Zutritt fand. Was übrigens die ihnen schuld gegebenen Verbrechen im Einzelnen betrifft, so wurde ihnen nach den uns überlieferten Acten, welche freilich nichts weniger als zuverlässig sind, hauptsächlich vorgeworfen, daß die ärgsten Schwelgereien, auch unnatürliche Wollust in ihren Versammlungen an der Tagesordnung gewesen seien, daß man von den Aufzunehmenden die Verleugnung Christi und das Anspeien eines zugleich mit den Füßen zu tretenden Kreuzes gefordert habe, entweder um sich ihres unbedingten Gehorsams gegen die Oberen zu versichern oder weil der Orden wirklich einen mit dem Christenthum im Widerspruch stehenden Glauben hegte, daß ferner in den Versammlungen allerlei ärgerliche Gebräuche und abscheuliche Ceremonieen, ja sogar Opfer von Kindern vorgekommen wären, und daß endlich der Orden ein Götzenbild verehrt habe, welches Baffomet hieß und auf mannigfaltige Weise gedeutet wird. Wie es sich auch mit so abenteuerlichen Vorwürfen verhalten mag, gewiß ist, daß Philipp ebenso wenig durch sie, als durch die unter den Tempelherren wie in allen anderen Orden vorkommenden Laster zur Verfolgung bewogen wurde. Ihn leitete dabei nur seine Habgier und Herrschsucht.

Der Papst berief 1306 den Großmeister (damals Jakob von Molay, ein burgundischer Edelmann) aus Cypern nach Frankreich; derselbe kam mit 60 Begleitern und begab sich zunächst nach dem Temp-

lerhofe zu Paris, wo er einen Theil der Ordensschätze niederlegte. Clemens V. ließ sich gewiß höchst ungern in dieser Sache gebrauchen und ward lang vergebens von Philipp bestürmt; er war aber ganz in der Gewalt des französischen Königs und mußte daher nach einer Zusammenkunft in Poitiers (August 1307) seine Zustimmung zu einem förmlichen Proceß gegen die Tempelherren geben. Im September 1307 schickte Philipp an alle Oberbeamte seiner Provinzen geheime Schreiben, in welchen er ihnen gemäß der von seinem Inquisitions-Richter angestellten vorläufigen Untersuchung befahl, alle Tempelherren an einem und demselben Tage, den 13. October, gefänglich einzuziehen, bis dahin aber das größte Geheimniß zu bewahren. Der Befehl wurde pünktlich befolgt und die Ritter, ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt hätten, am bestimmten Tage verhaftet; in Paris allein brachte man 140 derselben, unter ihnen den Großmeister, in Gewahrsam. Zugleich ließ Philipp alle Güter des Ordens einziehen. Die Gefangenen wurden sogleich verhört. Man wendete dabei, den königlichen Befehlen gemäß, die Folter an und versprach allen denen, welche das, was man von ihnen wissen wolle, bekennen würden, Verzeihung, den Anderen aber drohte man mit grausamer Strafe. In jenen Schreiben des Königs waren den mit der Untersuchung beauftragten Beamten die Fragen über das, was man herausbringen wolle, mitgetheilt worden. So begann der Proceß auf eine Weise, welche nur nach dem byzantinisch-römischen Rechte der gelehrten Rathgeber des Königs oder nach den geistlichen Grundsätzen der Inquisitions-Gerichte zu rechtfertigen war, den angestammten Sitten und Gesetzen der germanischen Völker aber schlechterdings widersprach und auch nach den gegenwärtig unter uns anerkannten Rechtsgrundsätzen den ganzen Proceß von vorn herein unmöglich gemacht haben würde. Auch das weitere Verfahren bestand aus den größten Ungerechtigkeiten. Sowohl der König, als die Mönche, Domherren und Bischöfe, welche als Richter gebraucht wurden, waren Partei. Ersteren leitete dabei nur Habgier und Herrschsucht, die Letzteren aber hatten sich schon längst als Feinde des Ordens bekannt und waren zum Theil aufs höchste gegen ihn erbittert. Auch daß Nogaret, der doch selbst erst ganz vor kurzem des schwersten Bannfluches war entledigt worden, die Leitung der ganzen Untersuchung erhielt, war eine Ungerechtigkeit. Er und die anderen Rechtsgelehrten, welche in diesem Proceß ebenso, wie vorher gegen Bonifacius, bald öffentlich, bald hinter der Scene thätig waren, wurden dafür später mit Stellen, mit Gütern und mit den Insignien des höheren Adels belohnt. Der Widerspruch, den die pariser Universität zu erheben sich anschickte, verstummte bald. Der Papst widersetzte sich zwar anfangs einem gerichtlichen Verfahren,

durch welches die Privilegien des Ordens und selbst die Rechte der Kirche überhaupt gröblich verletzt wurden; er erlangte aber nichts weiter, als daß das Urtheil über die höchsten Beamten des Ordens ihm allein überlassen ward und mußte dafür an alle Herrscher des Abendlandes den Befehl ergehen lassen, daß sie ebenfalls die Tempelherren gefänglich einziehen sollten. In England, wo damals seit Kurzem Eduard II. regierte, geschah dies zuerst, wenn auch in minder harter Weise als in Frankreich. Philipp bediente sich, um den Papst auch in dieser Sache unter seinen Willen zu beugen, desselben Mittels, das er mit so gutem Erfolge gegen Bonifacius angewendet hatte: er gab sich den Schein, als gehorche er der Volksstimme, versammelte zu diesem Zweck im Mai 1308 400 Geistliche und Weltliche unter dem Namen der Stände in Tours, ließ ihnen die den Ordensbrüdern abgepreßten Geständnisse vorlesen und erlangte von ihnen, daß sie alles, was ihr König und seine Rechtsgelehrten ihnen vorzulegen für gut gefunden hatten, blindlings billigten. Philipp wollte durch diesen Schritt den Papst besonders zur Abhaltung des in Aussicht gehaltenen Conciliums nöthigen, auf welchem der Orden ganz vernichtet und zugleich Bonifacius verflucht werden sollte. Clemens gab nothgedrungen nach und berief ein Concil; doch kam dieses erst im October 1311 zusammen.

Unterdessen setzte der König die Untersuchung und Folterung der verhafteten Tempelherren fort und auch der Papst, dem die ersten Beamten des Ordens endlich ausgeliefert wurden, verfuhr gegen dieselben auf gleiche Weise. Nur ein elender, eitler und feiger Gascogner konnte als Papst und ein habsüchtiger Tyrann als König Maaßregeln billigen und befehlen, wie sie damals gegen Hunderte von Menschen, unter denen sich die angesehensten Leute des Reichs befanden, vorgenommen wurden. Beide ließen durch Kerker und Folter falsche Geständnisse erzwingen und häuften ganze Stöße von Protokollen mit erpreßten Zeugnissen auf. Noch ehe die Untersuchung geendigt war, schritt Philipp schon zur Execution. Er ließ 1309 bei Paris 54 Ritter, welche die ihnen abgezwungenen Geständnisse förmlich widerrufen hatten, als Rückfällige an langsamem Feuer zu Tode quälen und das gleiche Schicksal erlitten bald nachher viele Ritter in anderen Theilen des Reiches. Als das barbarische Verfahren allgemeinen Unwillen erregte, gab man sich das Ansehen, als wolle man den Anderen die gewöhnlichen Rechtswohlthaten zugestehen und gestattete 74 Verhafteten, die nach Paris gebracht worden waren, den Rechtsbeistand des Generalprokurators des Ordens, Peter's von Boulogne. Allein das war nur leerer Schein; denn wir gewahren auch in diesem Fall weder einen ordentlichen Proceßgang, noch hören wir

das Geringste von einer Berücksichtigung der drei Vertheidigungsschriften, welche Peter abfaßte.

Im October 1311 ward endlich das längst beabsichtigte Concilium zu Vienne gehalten. Alle Könige waren dazu eingeladen worden; es erschien aber außer Philipp keiner persönlich, die Anderen schickten nur Bevollmächtigte. Dagegen kamen so viele fremde Bischöfe, daß Philipp von den beiden Absichten, um derentwillen er dieses Concil veranstaltet hatte, die eine gar nicht, die andere nicht durch das Concil, sondern blos durch den seiner Gewalt unterworfenen Papst erreichte. Diese Absichten waren die Verdammung des Papstes Bonifacius, welche Clemens selbst zu hintertreiben suchte, und die Aufhebung des Tempelherren-Ordens. Uebrigens war das, was in dem Concil verhandelt wurde, von so schmählicher Art, daß selbst die Päpstler sich später der Sache geschämt und daher die Akten der Kirchenversammlung größtentheils vernichtet haben. Doch muß man zur Ehre der 140 Bischöfe, aus denen das Concil bestand, bemerken, daß sich unter ihnen nur vier feile Seelen fanden, welche unbedingt mit dem König und dem Papst stimmten; und es ist dies um so mehr zu rühmen, da der Letztere durch schlaue Mittel dafür gesorgt hatte, daß ein großer Theil derjenigen Bischöfe, von welchen Widerspruch zu fürchten war, zu Hause blieb. Vergebens forderten König und Papst die Versammlung zu wiederholten Malen auf, die Tempelherren ungehört zu verdammen; ihr Antrag wurde durch alle bis auf jene vier Stimmen zurückgewiesen. Nachdem bereits sechs Monate nutzlos verflossen waren, trafen Philipp und Clemens, am Concil verzweifelnd, das Uebereinkommen, daß dieser die Verdammung des Ordens für sich allein vornehme, wogegen er von jenem das Zugeständniß erhielt, daß durch das Concil der Papst Bonifacius für gerechtfertigt erklärt und nur diejenigen seiner Verordnungen, welche den Rechten der französischen Nation entgegen seien, aufgehoben werden sollten. Das Erstere ward am 2. Mai 1312 durch die Bulle Ad providam Christi vicarii ausgeführt und so der Tempelherren-Orden nicht durch den richterlichen Ausspruch einer Kirchenversammlung, sondern blos durch den Papst aufgehoben. Der ganze Inhalt dieser Bulle zeigt deutlich, daß es dem Papste dabei vorzugsweise darum zu thun war, die Güter des Ordens aus den Händen der weltlichen Macht zu retten. Doch wurde er auch hierin von dem schlauen Könige betrogen. Die Güter sollten nach der päpstlichen Verordnung dem Johanniter-Orden zufallen; Philipp trat sie demselben zwar ab, er hatte sie aber vorher mit so schweren Schulden belastet, daß, wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt, die Johanniter durch diese Schenkung nicht reicher, sondern ärmer wurden. Ueberdies blieb das baare Vermögen der

Tempelherren in Philipp's Händen; auch blieb das bekannte feste und weitläufige Quartier in Paris, das man vorzugsweise den Temple zu nennen pflegt, im Besitz der Krone. Die weitere Untersuchung und Entscheidung über die Tempelherren wurde den Concilien der einzelnen Reiche und Provinzen überlassen und der Orden in dem einen Lande früher und auf härtere Weise, in dem anderen später und mit mehr Milde unterdrückt. Die Bestimmungen, welche über die Güter der Tempelherren getroffen wurden, waren in den verschiedenen Ländern ganz verschieden; in England wurden zwei Drittel derselben ein Raub der Krone; in Deutschland vertheilte man sie zwischen den Johannitern und dem deutschen Orden; in Castilien nahm die Krone sie in Besitz; in Aragonien und Portugal wurden einheimische Ritterorden mit ihnen ausgestattet. Der letzte Großmeister der Tempelherren, Jakob de Molay, der vor dem Beginn der Untersuchung aus Cypern nach Frankreich gelockt worden war und seit 1307 im Kerker saß, wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, widerrief aber bei der öffentlichen Verlesung dieses Spruches, welche in Paris neben der Notre-Dame-Kirche stattfand, alle seine Geständnisse als erzwungen und protestirte gegen das ganze gerichtliche Verfahren; Philipp ließ dafür am folgenden Tage ihn und seinen Genossen Guido von Auvergne als Rückfällige in Paris auf der Seine-Insel langsam zu Tode brennen. Molay erlitt den ihm bereiteten qualvollen Tod mit Heldenmuth, betheuerte bis zum letzten Augenblick seine Unschuld und lud den König nebst seinem Verbündeten, den Papst, in Gegenwart einer zahlreich versammelten Volksmenge laut vor Gottes Gericht (März 1313). Auf das Volk machte es einen nicht geringen Eindruck, als Clemens V. und Philipp der Schöne beide im Laufe des folgenden Jahres starben, wenn auch nicht, wie Molay verkündet haben sollte, innerhalb Jahresfrist von seinem Todestag an.

Philipp hatte zwei Päpste und einen angesehenen Ritterorden auf ungerechte und tyrannische Weise behandelt; doch darf man dabei nicht übersehen, daß herrschender Aberglaube und seit Jahrhunderten eingewurzelte Mißbräuche sich nur durch Gewalt vertilgen lassen. Seine Willkür bahnte überhaupt den Fortschritten künftiger Generationen den Weg und die Regierung gewann durch die Aufhebung des Tempel-Ordens sehr viel an Ansehen und Macht. Schon unter Philipp wurden die königlichen Gerichte und Gesetze in Frankreich weit mehr geachtet und gefürchtet, als in den anderen europäischen Monarchieen, obgleich damals auch dort, wie überall, Recht und Gericht nur durch die Kraft eines mächtigen Armes aufrecht erhalten werden konnten. Ebenso, wie mit dem Verfahren gegen die Tempelherren, verhält es sich mit allen übrigen Handlungen Philipp's. Fast keine

einzige derselben kann rechtmäßig oder billig genannt werden, wenn man die Errichtung einiger Obergerichte ausnimmt. Dieser wird weiter unten ausführlicher gedacht werden; hier ist zunächst durch Thatsachen nachzuweisen, wie Philipp das königliche Ansehen und die Einheit der Regierung mit Unrecht und Gewalt an der Schelde, Garonne und Rhone befestigte und ausdehnte.

Philipp hatte den Grafen Veit von Flandern nebst den beiden älteren Söhnen desselben in den Kerker geworfen und sein Land zu einer Provinz gemacht; die französischen Beamten und Soldaten mißhandelten aber die des Druckes nicht gewohnte, reiche und zahlreiche Bevölkerung von Flandern so sehr, daß sich schon im Jahre 1302 die ganze Masse des Volkes gegen die fremde Herrschaft erhob. In Brügge brach die Empörung zuerst aus, und die Bürger dieser Stadt metzelten damals unter der Anführung des Wollenwebers Peter Koning mehrere tausend Franzosen nieder. Von dort verbreitete sich der Aufstand, an dessen Spitze bald nachher die jüngeren Söhne des gefangenen Grafen Veit traten, nach allen Seiten weiter aus, und es sollen sich in kurzer Zeit über 100,000 Menschen zum Kampfe gegen die fremde Herrschaft erhoben haben: eine Zahl, die man nicht gerade unwahrscheinlich finden wird, wenn man bedenkt, daß damals in und um Gent, Brügge, Ypern und andere Orte, deren Fabriken einen großen Theil von Europa mit Tüchern und Kleidern versorgten, Hunderttausende von dem täglichen Erwerb ihrer Hände lebten. Im Mai 1302 wurden zu Brügge und in anderen Städten alle Franzosen, deren man habhaft werden konnte, getödtet.*) Philipp schickte das aus 47,000 Mann bestehende Reichsheer gegen die empörten Fläminger; diese benutzten aber im Kampfe mit der französischen Ritterschaft die Gräben, Moräste und Sümpfe ihres vielfach durchschnittenen Landes auf dieselbe Weise und mit fast ebenso gutem Erfolge, wie früher die friesischen Völkerschaften die des ihrigen oder bald nachher die Schweizer ihre Schluchten und Berge gegen die schwerfällige Masse unbeholfener Streiter benutzten. Die Brügger Bürger, auf welche die Franzosen es besonders abgesehen hatten, zogen ihnen entgegen und besiegten sie bei Kortryk (Courtray) in einer der unglücklichsten Schlachten, die die französische Geschichte kennt (Juli 1302). Dieser Sieg ist nicht allein dem Muthe der ungeübten, aber erbitterten flandrischen Volksmasse und dem Vortheile,

*) Wie 20 Jahre vorher bei der sicilianischen Vesper die Aussprache des Wortes Ciceri den Franzosen kenntlich machen sollte, so ließ man bei diesem vlämischen Nationalmord jeden Unbekannten die Worte „Schild en Vriend" (Schild und Freund) aussprechen, an welchem Schiboleth sich freilich ein romanisches Organ leicht verräth.

den ihr die Bodenbeschaffenheit gewährte, sondern hauptsächlich auch dem Uebermuthe der 7000 Ritter des französischen Heeres, welche von ihren Feinden zu gering dachten und deshalb die Sache zu leicht nahmen, zuzuschreiben, sowie dem elenden Fußvolke, das sie mit sich geschleppt hatten, und welches, wenn einmal jene geschlagen waren, nur dazu dienen konnte, die Niederlage blutiger zu machen. Die vornehmsten und tapfersten Ritter der Franzosen und mit ihnen Tausende aus niederem Stande verloren unrühmlich ihr Leben und ganz Flandern ward von den Franzosen gesäubert. Ein neuer Feldzug, der gleich darauf unter Philipp's eigener Führung unternommen wurde, mißglückte ebenfalls. Die mächtigen Bürgerschaften der flandrischen Städte richteten in Verbindung mit der Ritterschaft ihres Landes eine gemeinschaftliche Verwaltung ein, die sie einem der Söhne des Grafen Veit übertrugen. Philipp machte einen Versuch, durch den gefangenen Grafen, den er auf Ehrenwort nach Flandern entließ, diese republikanische Verbindung mit französischer Hülfe zu trennen; Veit scheiterte aber in seinen Bemühungen und kehrte unverrichteter Dinge in die Gefangenschaft zurück, dem gegebenen Worte im Sinne des Ritterthums getreu, wie später Friedrich der Schöne von Oestreich und König Johann von Frankreich. Der französische König gab darum Flandern nicht auf; er wartete nur, bis er seinen Zwist mit Eduard I. von England beigelegt hatte. Dieser vermählte sich nicht nur mit Philipp's Schwester Margaretha, sondern huldigte auch dem französischen Könige für Guyenne und verschaffte ihm dadurch, daß jetzt die französischen Truppen aus den bisher besetzt gehaltenen Plätzen dieses Landes herausgezogen werden konnten, die Mittel zu einem neuen Zuge gegen Flandern. Ehe Philipp denselben unternahm, benutzte er die Winkelzüge und diplomatischen Künste seiner Juristen, um seine Macht auf Unkosten des unglücklichen Veit auch im Inneren von Frankreich zu vergrößern. Veit hatte von einem bei Kortryk gefallenen Anverwandten die Grafschaften Marche, Angouleme und Lusignan nebst der Herrschaft Fougères geerbt, Philipp und seine Juristen ließen aber durch eine Dame Ansprüche darauf erheben, und als ein parteiisches Gericht derselben den Besitz zugesprochen hatte, brachten jene Juristen einen Vertrag zu Stande, durch welchen die genannten Landstriche der französischen Krone überlassen wurden.

Unterdessen waren die unruhigen Fläminger mit den Holländern in Streit gerathen und diese hatten, unterstützt von Philipp, ihnen eine sehr bedeutende Niederlage zur See beigebracht. In dem neuen Feldzuge, welchen Philipp 1304 mit großen Kosten ausrüstete, erlangte er wenig Vortheil, aber desto mehr Ehre. Er stieß mit seinem aus 10,000 Reitern und 40,000 Mann gemischten Fußvolkes bestehen-

den Heere bei Mons en Puelle auf die Fläminger, deren Zahl 60,000 betragen haben soll, bestand mit ihnen einen hartnäckigen, lange zweifelhaften Kampf, und konnte sich zuletzt des Sieges rühmen; dieser war aber so wenig entscheidend, daß der schlaue König, dessen Finanzen durch den kostspieligen Krieg erschöpft waren, rathsam fand, vermittelst des gefangenen Grafen Unterhandlungen einleiten zu lassen. Diese Verhandlungen, deren Ende Veit nicht mehr erlebte, führten im Juni 1305 einen Frieden herbei und verschafften dem französischen Könige auf dem Wege des Vertrags, was er mit den Waffen vergebens zu erlangen gesucht hatte. Veit's ältester Sohn, Robert III., erhielt nebst den anderen gefangenen flandrischen Herren die Freiheit wieder und ward mit der Grafschaft Flandern belehnt, nachdem den Bewohnern derselben ihre alten Freiheiten und Privilegien aufs neue zugesichert worden waren; dagegen verloren die Fläminger einen Theil ihres Landes an Philipp, der diese Abtretung auf arglistige Weise unter die Form einer Verpfändung versteckte. Es hieß nämlich, die Fläminger müßten ihm die Kriegskosten ersetzen und, bis dieses geschehen sei, die Städte Lille, Douay, Orchies und Bethune als Unterpfand übergeben. Diese Bedingung wurde nachher geradezu abgeleugnet und die Fläminger begannen deshalb noch mehrere Male einen Krieg darüber, sie konnten aber die ihnen so schmählich entrissenen Städte nicht wieder erobern.

Wie im Norden, so erweiterte Philipp auch im Süden und Osten die Grenzen des Reiches auf Kosten seiner Nachbarn. Im Süden breitete er seine Herrschaft an der Rhone her und in Nieder-Languedoc durch Kauf, Gewalt und andere erlaubte oder unerlaubte Mittel aus. Namentlich machte er den Fürsten von Montpellier, einen Prinzen des aragonischen Hauses, zu seinem unmittelbaren Vasallen, und begründete dadurch die französische Herrschaft in einer Stadt, welche damals blühender als Lyon war und den ganzen Handel von Südfrankreich mit der Pflege der Wissenschaften jener Zeit, besonders der Medicin und der jüdischen und christlichen Schulgelehrsamkeit vereinigte. Schritt vor Schritt dehnte er so seine Herrschaft in den Landen des arelatischen oder burgundischen Reiches aus, in welchem die Macht der deutschen Kaiser seit hundert Jahren immer mehr beschränkt worden war. Die bedeutendste Eroberung, die er an der östlichen Grenze machte, war die der Stadt und Grafschaft Lyon. Friedrich Barbarossa, welcher seine oberherrlichen Rechte über Arelate im vollen Sinne des Wortes zu behaupten wußte (s. Th. V, S. 323), hatte den Erzbischöfen von Lyon auf ewige Zeiten das Exarchat oder Reichsvicariat der Grafschaft Lyon und zugleich alle Regalien oder kaiserlichen Rechte in der Stadt verliehen. Dies zog den Bischöfen Streitig-

keiten mit den Herren von Forez, die sich Grafen von Lyon nannten, sowie mit der Stadt selbst zu, und da die deutschen Kaiser ihnen keinen Beistand leisten konnten, so wandten sie sich an die Könige von Frankreich, welche auf solche Weise seit Philipp August's Zeit eine Art Schutzrecht über Lyon erhielten. Ein Streit zwischen dem Domkapitel und der Stadt gab am Ende von Ludwig's des Heiligen Regierung Anlaß und Gelegenheit, dieses Verhältniß in eine Art Oberherrschaft zu verwandeln. Ludwig setzte nämlich auf Ansuchen des Kapitels ein königliches Gericht ein, das bis zur Erwählung eines neuen Erzbischofs Recht sprechen sollte. Sein Sohn und Nachfolger, Philipp III., weigerte sich nachher, dem neuen Erzbischof die Gerichtsbarkeit eher wieder zu überlassen, als bis dieser ihm förmlich gehuldigt habe, und bei Gelegenheit der Krönung Clemens V. zu Lyon gab endlich ein neuer Streit dem herrschsüchtigen Philipp IV. die erwünschte Gelegenheit, das lose Band, welches die Stadt und Grafschaft Lyon an das deutsche Reich knüpfte, ganz zu zerreißen und der kaiserlichen Schattenherrschaft für immer ein Ende zu machen. Ein wilder Neffe des Papstes hatte nämlich durch sein wüstes Treiben in Lyon den Erzbischof genöthigt, ihn in der Stadt selbst mit Waffengewalt bekämpfen zu lassen, und war dabei ums Leben gekommen. Der Papst wurde deshalb ein Feind des Erzbischofs und dieser warf sich, um gegen den Zorn des Papstes geschützt zu sein, dem französischen König in die Arme. Er erkannte die oberrichterliche Gewalt Philipp's an, trennte sich auf diese Weise ganz vom deutschen Reiche und erhielt dagegen von Philipp für sich und für das Kapitel außerordentliche Vorrechte. Schon sein nächster Nachfolger aber fühlte sich nebst der Bürgerschaft durch die neue Oberherrschaft, welche nicht mehr wie die vorige eine bloße Schattengestalt war, gedrückt; er verweigerte die Huldigung und die Bürger zerstörten eine in der Nähe der Stadt gelegene königliche Burg, die ihren Verkehr hinderte und ihre Freiheit zu vernichten drohte. Nichts konnte einem Tyrannen wie Philipp erwünschter sein, um das, was er mit Arglist begonnen hatte, mit Gewalt zu vollenden. Er schickte seinen Sohn Ludwig mit einem Heere nach Lyon, und der Erzbischof wie die Bürgerschaft mußten sich gefallen lassen, was dieser im Namen seines Vaters vorschrieb. Man kam über gewisse Punkte überein, und die Stadt ward 1313 nebst der Grafschaft dem französischen Reiche völlig einverleibt.

Philipp's Regierung war eine harte Tyrannei; aber er suchte durch Leute von Talent und Kenntnissen, welche nicht zu den privilegirten Klassen gehörten, in seinem Reiche eine ganz andere Ordnung der Dinge, als irgendwo sonst in Europa zu finden war, zu begründen und dazu war, wie bei jeder Revolution, Gewalt und Tyrannei noth-

wendig. Philipp führte, wo und wann er nur immer konnte, seine königlichen Gerichte und Obergerichte und das monarchische byzantinisch-römische Recht ein und suchte, wie Justinian und einige andere Kaiser, die zahllosen und verschiedenen Rechtsgebräuche der Vorzeit durch Gesetze, die sich nach allen Richtungen durchkreuzten, seinem Zwecke anzupassen. Er betrat dabei schon den Weg, den man nachher bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich stets verfolgt hat, indem er das ganze Leben unter polizeiliche Aufsicht zu stellen suchte und z. B. selbst die Kleidungen und Vergnügungen der verschiedenen Stände durch Verordnungen bestimmte. Dies hatte, wie zu allen Zeiten, statt des beabsichtigten Zweckes nur Quälereien und Plackereien zur Folge. Dagegen wirkten andere durchgreifende despotische Maaßregeln Philipp's sehr wohlthätig. Besonders war dies mit seinen Verfügungen über das Gerichtswesen der Fall. Er verwandelte die Parlamente, welche seither zur Mitberathung über öffentliche Angelegenheiten gedient hatten, in Obergerichte oder königliche Gerichts-Commissionen und da nicht nur die Mitglieder derselben vom Herrscher ernannt, sondern außerdem auch die andern Gerichte des Landes in die Hände königlicher Beamten gebracht wurden, so kam unter Philipp die ganze Gerichtsbarkeit des Landes in die Gewalt der Krone. Auch durch andere Mittel verschaffte er der Regierung und Verwaltung größere Einheit und Kraft und wußte dazu die herrschende Stimmung gegen den Papst und die Geistlichkeit vortrefflich zu benutzen. Selbst die argen Betrügereien, die er sich in seinen Geldverlegenheiten erlaubte, dienten ihm zur Förderung dieses Zweckes. Er verfälschte zu wiederholten Malen die Münze, setzte dann die ausgegebenen schlechten Münzen im Werthe herab und richtete dadurch die Münzstätten aller Barone, Bischöfe und Städte, welche das Münzrecht hatten, zu Grunde. Das Letztere war dabei vom Könige sogar förmlich beabsichtigt und ward vollständig erreicht; denn da Philipp seine Münzen, welche beständig geändert wurden, bald gewaltsam in Umlauf setzte, bald wieder verrief, so konnte zuletzt niemand mehr Geld prägen, ohne sich den bedeutendsten Verlusten auszusetzen. Wie despotisch und betrügerisch er hierin verfuhr, mögen folgende Angaben zeigen. Er verbot alle Ausfuhr von Gold und Silber, zwang seine Unterthanen durch grausame Strafen, sein schlechtes Geld zu nehmen und nöthigte einmal Alle außer den Bischöfen und Baronen, die Hälfte ihres Silbergeräths in seine Münze zu liefern. Schon im Jahre 1295 waren die Münzen von ihm so oft geändert und verfälscht worden, daß er eine Maaßregel ergreifen mußte, um seinen Credit bei den Juden und italienischen Bankiers, in deren Händen damals das Geldwesen von ganz Europa lag, wiederherzustellen. Er versprach nämlich in offenen

Briefen, daß er Alle, welche seine schlechten Münzen nehmen würden, entschädigen wolle, verpfändete einen Theil der Domänen und stellte eine von ihm und seiner Gemahlin unterzeichnete Hypothek aus. Nichtsdestoweniger machte er schon in den nächsten Jahren wieder so viele Fälschungen, daß 1303 die Bischöfe des Reichs ihm zehn Procent ihrer jährlichen Einnahmen anboten, wenn er keine weiteren Münzveränderungen vornehmen wolle, worauf er jedoch nicht einging. Selbst als er sich nachher entschloß, einmal wieder besser zu münzen, machte er ein neues Mittel der Betrügerei daraus. Er behielt nämlich die vorhandene schlechtere Münze bei und machte seine Zahlungen mit derselben, während er dagegen alle Abgaben in gutem Gelde verlangte. Eine Maaßregel ähnlicher Art rief einst in Paris einen Aufstand hervor, in welchem das Haus seines Hauptrathgebers in diesen Dingen, des Münzmeisters Etienne Barbette, niedergerissen und dieser selbst vom Volke in einem Gebäude förmlich eingeschlossen und dem Hunger preisgegeben wurde. Philipp half sich durch Verstellung; er gab nach, vereinigte aber sogleich seine gedungenen Gendarmen und wüthete dann wie ein Barbar gegen das Volk. Er ließ die Anstifter des Aufruhrs aufknüpfen und zwar, um durch ein Abschreckungssystem ähnlichen Bewegungen vorzubeugen, an Galgen, die bei den Hauptthoren der Stadt eigens zu diesem Zwecke errichtet wurden. Man kann aus dieser Rohheit, mit welcher ein König zur Durchführung seiner Betrügereien verfuhr, ermessen, was von den Floskeln zu halten ist, mit denen die Romantiker der neuesten Zeit die Religiosität und Empfindsamkeit des Mittelalters preisen. Uebrigens schreckte der Pariser Aufstand den König nicht ab, den alten Weg aufs neue zu betreten. Er bediente sich bald nachher sogar der Stände, um auf scheinbar gesetzmäßige Weise betrügen zu können. Es ward nämlich beschlossen, eine neue bessere Münze zu schlagen und den Werth der alten Münzen gesetzlich herabzusetzen; der König schlug nun eine kleine Summe guten Geldes, tauschte die alten schlechten Münzen wohlfeil ein und ließ dann wieder neue schlechte Münzen machen. Diese wurden 1310 in Umlauf gebracht. Im Jahre 1314 schlug Philipp sogar noch schlechteres Geld, so daß damals überall Unruhen ausbrachen, welche nur mit den Waffen gedämpft werden konnten. Man wird übrigens bei der durch solche Willkürlichkeiten und Betrügereien entstandenen Unsicherheit leicht erkennen, warum im Mittelalter nur die Juden und die in alle Länder verbreiteten italienischen Bankiers, die man schlechtweg Lombarden nannte, Geldgeschäfte machen konnten. Ueberhaupt bereicherte die im Mittelalter oft wiederholte Maaßregel der Münzverfälschung nur die Wucherer und Spekulanten, das Volk selbst wurde dadurch ebenso ins Elend gestürzt, wie jetzt durch den

Handel mit Aktien und Staatspapieren und auch der König verlor dabei anstatt zu gewinnen, denn noch war die Zeit nicht reif für jene sogenannte Wissenschaft der Finanzen geworden, durch welche man auf systematische Weise den Armen das Geld entzieht, oder mit anderen Worten, der Handschuh war noch nicht erfunden, der die eiserne Faust der Gelderpressung in Sammt hüllt. Philipp's Kassen waren trotz aller jener Betrügereien immer leer und nur die Werkzeuge seiner Bedrückungen, sowie die Geldwechsler, bereicherten sich durch dieselben.

2. Frankreich unter Ludwig X., Philipp V. und Karl IV.

Philipp IV. starb 1314 zu Fontainebleau, gerade als sein despotischer Druck unter den Großen des Reiches eine so bedenkliche Stimmung erregt hatte, daß sie sogar bereits Zusammenkünfte und Berathschlagungen hielten. Es folgte ihm der älteste seiner drei Söhne, Ludwig X., welcher nur zwei Jahre regierte. Dieser beging gleich anfangs den Fehler, daß er diejenigen Maaßregeln seines Vaters zurücknahm, welche den Fortschritt mit der Zeit erleichterten und deren Härte bereits fast verschmerzt war. Er gab nämlich vielen Großen die ihnen von Philipp entrissene Gerichtsbarkeit zurück, erweiterte sogar in verschiedenen Provinzen die Feudalrechte des Ritterstandes und suchte den trotzigen Adel durch Zugeständnisse zu gewinnen. Auch entfernte er die erfahrenen Minister und Beamten seines Vaters, die sich freilich Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Nachlässigkeiten erlaubt hatten. Den klugen und energischen Vertreter der Monarchie, Enguerrand de Marigny, überließ er der Rache der Adelspartei; derselbe wurde für überführt erklärt, zwar nicht ein Staatsverbrechen, aber doch Zauberei geübt zu haben und starb am Galgen von Montfaucon. Zu seinem Unglück erbte Ludwig X., auch le Hutin (der Zänker) genannt, einen kurz vor Philipp's Tode ausgebrochenen Krieg mit Flandern und fand dabei die Kassen leer und alle Mittel der Gelderhebung erschöpft. Da nun eine neue Münzverfälschung weder rathsam noch möglich schien, so nahm Ludwig seine Zuflucht zu förmlichen Erpressungen. Er ließ durch Commissäre, die er in die Provinzen sandte, einzelne reiche Leute unter dem Vorwand des flandrischen Krieges zur Erlegung einer Summe Geldes zwingen, er suchte im südlichen Frankreich alte Rechte der früheren Landesherren wieder hervor, damit man sich durch Geld mit ihm abfinden müsse, er nöthigte jeden Notar im ganzen Reiche, ihm eine Mark Silber zu bezahlen. Eine der von ihm in der Geldverlegenheit ergriffenen Maaßregeln war dem Fortschritte der französischen Civilisation ebenso günstig, als vorher Philipp's Tyrannei. Der König erlaubte nämlich, wie schon sein Vater in Languedoc gethan hatte, den Leibeigenen der königlichen

Güter, sich für eine geringe Summe die Freiheit zu erkaufen, ja er ermunterte sie auf jede Weise dazu. Auch die Habgier der Juden und Lombarden diente ihm als Mittel der Bereicherung: den Ersteren gestattete er für schweres Geld die Rückkehr nach Frankreich, um das unglückliche Land, das ihrer erst kaum entledigt worden war, noch eifriger als vorher auszusaugen; die Letzteren aber, die sich bisher nur in einigen wenigen Städten von Südfrankreich hatten aufhalten dürfen, erkauften mit großen Summen das Recht, sich in allen größeren Orten des Landes niederzulassen. Nachdem Ludwig durch diese und ähnliche Mittel sich Geld verschafft hatte, trat er den Zug nach Flandern an, hier ward er aber durch Regengüsse und Mangel an Lebensmitteln bald wieder zur Rückkehr genöthigt. Sein Oheim, Karl von Valois und viele andere Großen suchten sich damals für die auf diesen Feldzug verwendeten Kosten dadurch zu entschädigen, daß sie ihre Unterthanen auf dieselbe betrügerische Weise um einen Theil ihres Vermögens brachten, wie vorher Philipp sie selbst und die ganze Nation beraubt hatte; sie ließen nämlich schlechtes Geld prägen, welches freilich außerhalb ihrer Gebiete durch den König verboten wurde, von den Bewohnern derselben aber angenommen werden mußte.

Auf Ludwig folgte 1316 sein Bruder Philipp V., der Lange, anfangs blos als Reichsverweser für den erst einige Monate nach Ludwig's Tod geborenen Sohn desselben und, als dieser schon nach vier Tagen starb,*) als König. So hatten die von ihm unter dem Namen eines Parlaments im alten Sinne des Wortes zusammengerufenen Grafen verfügt, ohne auf die von Ludwig aus erster Ehe hinterlassene Tochter Johanna Rücksicht zu nehmen, obgleich ein ausdrückliches Gesetz, welches die Weiber vom Thron ausschloß, nicht vorhanden war. Es wurde also auf einer Reichsversammlung im Jahre 1317 diejenige Bestimmung, welche den Weibern die Nachfolge auf den Thron verbietet, mit Beziehung auf einen Artikel der alten salischen Gesetze zum ersten Male für ein Reichsgrundgesetz erklärt und diese Erklärung von den Juristen der Universität unterstützt. Jene Gesetze sind aber so unbestimmt, als irgend ein in barbarischem Mönchslatein niedergeschriebener altgermanischer Brauch nur immer sein kann und es ließe sich sogar beweisen, daß jener Artikel derselben sich nicht im mindesten auf die Erbfolge in der Regierung bezieht. Nichtsdestoweniger bestieg und behauptete Philipp V. den Thron von Frankreich. Dagegen mußte er dem Besitze von Navarra, welches Ludwig X. von

*) Er hieß Johann, wird aber in der Regentenreihe meist nicht mitgezählt, wenn auch der spätere König Johann (1350—1364) sich mitunter als der Zweite dieses Namens bezeichnet findet.

seiner Mutter, Johanna I., ererbt hatte und das er ebenfalls in Anspruch nahm, entsagen; denn dieses wurde in Folge einer nachdrücklichen Verwendung mehrerer Glieder des königlichen Hauses der minderjährigen Tochter Ludwig's X., Johanna, die eben als Königin von Navarra die Zweite heißt, als Erbe zuerkannt. Doch verstand man sich dazu, es dem König auf Lebenszeit zu überlassen, und dieser sicherte es nachher der königlichen Familie dadurch, daß er Johanna mit Philipp von Evreux, einem Brudersſohne Philipp's IV., vermählte; die Länder Champagne und Brie, die eine Zeit lang mit Navarra verbunden waren, kamen bald unmittelbar an die Krone.

In Flandern war Philipp glücklicher, als sein Vorgänger, weil der Graf und die mächtigen Städte-Republiken des Landes unter sich uneinig waren und ganz verschiedene Interessen hatten. Diese Städte nannten freilich den Grafen von Flandern ebenso, wie die deutschen Reichsstädte den Kaiser, ihren Herrn, wollten aber auch nicht mehr Rücksicht auf ihn nehmen, als diese auf ihren Kaiser. Des Krieges müde, zwangen sie den Grafen Robert durch förmliche Befehdung zu einem Frieden, den ihre Bevollmächtigten in Paris unterhandelt hatten (1320). Dieser Friedensvertrag war für Frankreich vortheilhaft; allein Philipp selbst vermehrte damals die Macht der Grafen von Flandern dadurch, daß er eine seiner Töchter mit Robert's Enkel und Erben, Ludwig von Nevers, vermählte und ihr die Grafschaft Artois zur Ausstattung gab.

Philipp V. versuchte während seiner kurzen Regierung allerlei Verbesserungen durchzusetzen, aber er erfuhr bald, daß Corporationen wie der Adel und die Geistlichkeit nur durch die von seinen beiden Vorgängern angewandten Mittel der Furcht und des Schreckens gezwungen werden könnten, Freiheiten und Rechte aufzugeben, welche ihren Mitbürgern verderblich waren. Er wollte Gleichheit der Münze und des Gewichts im Reiche einführen und die Macht der Feudalherren durch die Einsetzung königlicher Generalcommandanten in den größeren Städten schwächen, scheiterte aber am Widerstand der geistlichen und weltlichen Herren und der Städte. Glücklicher war er bei seinem Bestreben, der unter den vorigen Königen sehr willkürlich geübten Rechtspflege abzuhelfen und die im südlichen Frankreich bestehenden Fabriken zu heben. Das Erstere ließ er durch besondere Commissäre, die er in alle Provinzen schickte, betreiben. Das Zweite bewirkte er dadurch, daß er auf Bitten des damaligen Beherrschers von Montpellier, eines aragonischen Fürsten, die ungemein bedeutenden Gold- und Silberfabriken dieser Stadt in Schutz nahm und zugleich die ansehnlichen Tuchfabriken in Carcassone, Narbonne und anderen Orten jener Gegenden unterstützte. Bei dem Letzteren leitete

ihn vielleicht der Gedanke, dadurch seinen Feinden, den Flämingern zu schaden; denn diese hatten damals gewissermaaßen das Monopol des Wollhandels und der Tuchbereitung in Europa, so daß selbst in Florenz, wo doch große Tuchfabriken bestanden, eine eigene Klasse reicher Kaufleute blos mit flandrischem Tuch handelte. Von Wichtigkeit war es ferner, daß er die Geistlichen von den Parlamenten ausschloß und daß er die Reichsstände öfter berief, in welchen bereits der Tiersétat merklich hervortrat.

Philipp's V. Bruder und Nachfolger, Karl IV. der Schöne (1322—1328), wiederholte die Gewaltthätigkeiten, welche sein Vater geübt hatte. Er behielt Navarra und Champagne in Besitz, obgleich der Erbin derselben, Johanna, durch einen Vertrag versprochen worden war, daß nach dem Tode Philipp's diese Länder ihr übergeben werden sollten. Er begann ferner seine Regierung mit Bedrückungen und Erpressungen, welche denen seines Vaters nicht im geringsten nachstanden. Er ließ nämlich, obgleich niemand als die Juden und Lombarden dadurch gewannen, wieder schlechte Münzen schlagen und entriß nachher mit Gewalt und Unrecht den Ersten den Vortheil, den sie daraus gezogen hatten, indem er ihnen eine schwere Abgabe, die einer Plünderung gleich kam, auferlegte und ihnen dann erlaubte, sich aus dem Reiche zu entfernen. Auch die Lombarden und die vom Mark des Landes sich nährenden italienischen Kaufleute wurden von ihm verjagt. Nur die Genuesen nahm er aus, weil sie die unentbehrlich gewordene Einfuhr von Lebensbedürfnissen betrieben; denn die Cultur des Bodens war damals in den südlichen Provinzen in solchem Grade vernachlässigt, daß z. B. die nachherigen Hauptproducte der Provence, Wein und Oel, kaum benutzt, geschweige denn ausgeführt werden konnten. Als Karl später mit England in Streit gerieth, mißhandelte er seine Unterthanen durch neue Maaßregeln der Härte. Erpressungen waren übrigens in jenen Zeiten, wo man von einer regelmäßigen Einrichtung des Steuerwesens keinen Begriff hatte, ganz unvermeidlich, sobald irgend ein Krieg oder eine andere große Unternehmung bedeutende Ausgaben erforderte. Karl ließ damals nicht blos von seinen unmittelbaren Unterthanen und Vasallen, sondern auch von den mittelbaren, besonders von der Geistlichkeit schwere Abgaben erheben. Die Letztere hatte doppelt zu leiden, weil zu gleicher Zeit auch der Papst Johann XXII. sie zu einer Abgabe an den römischen Stuhl zwang. Unmittelbar nachher wurde Karl aufs neue zu Bedrückungen genöthigt, weil ein Theil der Ritterschaft in Südfrankreich, die man wegen der Herkunft ihrer Mütter nicht für ebenbürtig erkennen, daher auch nicht zum Erbe ihrer Väter zulassen wollte, deshalb Unruhen erregte und die königlichen Burgen angriff. Die Friedensstörer wur-

den unterdrückt und Karl benutzte dann die ganze Sache als eine neue Erwerbsquelle; er ließ nämlich durch königliche Commissäre überall die Diplome, auf welchen die bestehenden Rechte beruhten, genau untersuchen und sich die Bestätigung dessen, was mangelhaft gefunden wurde, sehr theuer bezahlen. Selbst das Völkerrecht schützte damals gegen willkürliche Erpressungen ebenso wenig, wie das Privatrecht. Dies zeigte sich, als in Frankreich das ungegründete Gerücht verbreitet ward, Eduard II. von England habe alle Franzosen, die sich in England aufhielten, umgebracht; Karl ließ auf diese Nachricht hin alle Engländer in Frankreich verhaften und ihre Güter einziehen und gab nachher zwar die Gefangenen wieder frei, behielt aber, was er ihnen geraubt hatte. Der Krieg selbst, welchen Karl mit England führte, wird passender in der englischen Geschichte dargestellt werden.

Karl IV. hinterließ bei seinem Tode (1328) keinen Sohn und da man auch damals wieder mit Beziehung auf das salische Gesetz die Frauen des königlichen Hauses von der Erbfolge ausschloß, so ward Karl's nächster männlicher Anverwandter, Philipp VI., der Sohn von Philipp's IV. Bruder Karl von Valois, König von Frankreich. Mit diesem bestieg die zweite Linie des capetingischen Geschlechtes oder das Haus Valois den französischen Thron, den dasselbe bis zu seinem Aussterben im Jahre 1589 behielt.*)

3. England unter Eduard II.

Der Sohn des ritterlich kräftigen Königs Eduard I. von England, Eduard II., war ein kindisch schwacher, zur Regierung unfähiger Mann, der ganz von seinen Günstlingen und Lustgenossen abhing und noch dazu durch seine gasconischen Sitten den Engländern entfremdet war. Wenn man nun bedenkt, daß selbst sein energischer und rücksichtslos despotischer Vater der englischen Nation ihren Antheil an der Regierung hatte zugestehen müssen, so wird man leicht begreifen, in welche Gefahr das königliche Ansehen kommen mußte, als ein Mann von angenehmem Aeußeren, aber von schwachem Geiste, sich von dem ersten Augenblick seiner Regierung an nicht nur ganz und gar einem elenden Günstling hingab, sondern auch ihm zu Liebe die Rechte und Vorurtheile der Großen auf leichtsinnige Weise verhöhnte. Dieser Günstling Eduard's, Peter de Gaveston, war ein Junker

*) Dreimal trat in Frankreich der Fall ein, daß die Herrscherfamilie ausstarb, als ihr Bestand durch mehrere männliche Vertreter gesichert erschien. Die drei letzten Könige der älteren Linie Capet, deren Geschichte eben erzählt worden, waren Brüder (1314—1328); ebenso die drei letzten aus dem Hause Valois, welches kinderlos ausstarb (1589), und die drei letzten aus dem Hause Bourbon, nur daß von dem jüngsten derselben, dem 1830 vertriebenen Karl X., ein Enkel noch am Leben ist.



aus jenem Lande der Garonne, dessen Bewohner seit undenklichen Zeiten wegen ihrer Leichtfertigkeit, Eitelkeit, Prahlerei und Lügenhaftigkeit in übelm Rufe stehen und hatte als Jugendgespiele Eduard's die Thorheiten getheilt und gefördert, durch welche Eduard sich schon als Prinz von Wales verächtlich gemacht und seine Gesundheit untergraben hatte. Der verstorbene König hatte deshalb auch kurz vor seinem Tode diesen gascognischen Höfling aus England verbannt und sich von seinem Sohne durch ein öffentliches Actenstück förmlich versprechen lassen, daß er ihn nie wieder zurückrufen wolle. Kaum hatte aber Eduard I. die Augen geschlossen (1307), als der junge König Gaveston nicht blos zurückrief, sondern sogar noch vor der Bestattung seines Vaters mit der reichen, früher von dem deutschen König Richard besessenen Grafschaft Cornwallis, sowie mit vielen anderen Gütern und Rechten belehnte, und einen nur durch leichtsinnige Streiche bekannten Junker an die Spitze des höheren englischen Adels erhob. Ja, als Eduard ein halbes Jahr später nach Boulogne reiste, um wegen seiner Lehen in Frankreich dem König Philipp IV. zu huldigen und sich mit der Tochter desselben, Isabella, zu vermählen (1308), übertrug er ihm sogar die ganze Regierung während der Dauer seiner Abwesenheit. Ebenso unbesonnen und frevelhaft waren die anderen ersten Handlungen des jungen Königs. Er setzte die erfahrenen Räthe seines Vaters ab, ließ den Bischof von Lichfield, der ihm als Schatzmeister oft das Geld zu seinen Vergnügungen verweigert und manche derbe Ermahnung gegeben hatte, verhaften, hart behandeln und seiner Güter berauben, vernachlässigte seine junge Gemahlin bald nach der Vermählung und folgte in allen Dingen ganz und gar der Leitung Gaveston's. Er machte sich dadurch um so mehr verhaßt, als die Engländer wegen der vielen Franzosen und Gascogner am Hofe überdies schon unwillig waren. Der junge Günstling, der durch eine ganze Reihe von königlichen Gunstbriefen mit Gütern, Aemtern und Vorrechten überhäuft ward und überall den ersten Rang einnahm, beleidigte durch grenzenlosen Stolz alle älteren und würdigeren Großen und bewirkte auf diese Weise nicht nur, daß schon sieben Monate nach Eduard's Thronbesteigung dessen Vetter, Thomas von Lancaster, sich mit vielen anderen angesehenen Lords zur Verjagung des Fremdlings verbündete, sondern er gab auch die Veranlassung, daß man nachher die Erbärmlichkeit des von seinem Liebling getrennten Königs benutzte, um die Monarchie wesentlich einzuschränken, freilich zunächst zu Gunsten einer Oligarchie.

Jene Großen hatten ihre Verbindung im Februar 1308 geschlossen und schon im April ward Eduard durch das Parlament genöthigt, ihrer Forderung nachzugeben. Gaveston mußte einen Eid ablegen,

daß er England verlassen und nie wieder zurückkehren wolle, die Bischöfe bedrohten ihn, wenn er nicht gehorche, sogar mit dem Bannfluch und Eduard selbst mußte durch eine Urkunde alle Beschlüsse gegen Gaveston öffentlich bestätigen. Dies war im Mai geschehen; aber schon im Juni ernannte der leichtsinnige und schwachköpfige König den Vertriebenen zu seinem Statthalter in Irland und beschenkte ihn mit vielen Gütern in England und Guyenne, während er zugleich den französischen König, den Papst und die Kardinäle brieflich um ihren Beistand zur Aufhebung der gegen Gaveston gefaßten Beschlüsse ersuchte. Der Papst, Clemens V., gab sich in seiner Antwort vergebliche Mühe, den unbesonnenen König durch sehr verständigen und nicht blos moralisch, sondern auch politisch weisen Rath auf den rechten Weg zu lenken. Eduard hörte auf keine Vorstellungen: er fuhr im Gegentheil fort, seinem Liebling königliche Güter und Reichsdomänen zu schenken und durch Uebertragung von Vormundschaften die Beraubung von Mündeln, die der König hätte schützen sollen, zu gestatten. Endlich ließ ihn der König schon 1309 zu sich zurückkehren. Diese unbegreiflichen Thorheiten erzeugten und erhielten in England anderthalb Jahrzehnte hindurch dieselbe Verwirrung, dieselben Frevel einer in Anarchie aufgelösten Feudalherrschaft und dasselbe Unglück, welche das deutsche Reich seit Friedrich's II. Zeit getroffen hatten; sie trugen aber, wie früher das Benehmen Heinrich's III., andererseits auch zur Befestigung der den germanischen Völkern von Alters her eigenthümlichen Rechte bei, welche auf dem Festland bereits damals immer mehr beschränkt wurden. Schon im Mai 1309 benutzten die Gemeinen die allgemeine Unzufriedenheit und die Spannung des Königs mit den Großen, um zum ersten Male aus ihrer bisherigen demüthigen Stellung herauszutreten: sie forderten ganz trotzig die Abstellung der Mißbräuche, über welche sie sich mit Recht beschwerten und ließen sich vom Könige eine Urkunde darüber ausstellen. Im folgenden Jahre aber, als Eduard durch einen Einfall der Schotten zur Berufung eines Parlaments genöthigt wurde, ertrotzte dieses eine allgemeine Staats-Reform (1310). Es ward eine Commission von sieben Bischöfen, acht Grafen und sechs Baronen niedergesetzt, welche die Mängel der bisherigen Regierung untersuchen und Verbesserungsvorschläge machen sollte und der König mußte diese Commission, welche den Namen der Ordainers oder Ordner erhielt, nicht blos anerkennen, sondern auch für die Zeit ihres Bestehens mit einem Theile der königlichen Gewalt bekleiden. Während die Ordainers an der Reform des Staates arbeiteten und ein Statut entwarfen, durch welches dem Könige fast alle Rechte eines Feudalregenten geschmälert wurden, reiste dieser sorglos an die schottische Grenze, belustigte sich dort mit seinem Liebling und

gab ihm Gelegenheit, die ritterlichen Eigenschaften, an denen es ihm nicht fehlte, im Kampfe mit den Schotten zu beweisen.

Im October 1311 waren endlich die Ordainers mit ihrer Arbeit fertig geworden, die Barone und Bischöfe nahmen die von ihnen vorgeschlagenen Verfassungsbestimmungen an und der König mußte sich ihrem Willen unbedingt fügen. Ja, damit er um alles Ansehen gebracht werde, zwang man ihn sogar, in der Bekanntmachung dieser Reformen sich gewissermaaßen selbst für unmündig zu erklären. Die damals von dem König angenommenen Artikel, welche eine ganze Reihe von neuen Bestimmungen enthielten, veränderten die ganze Verfassung; es wurde unter Anderm die jährliche Zusammenberufung des Parlaments, die Zustimmung der Barone bei der Besetzung der höheren Stellen, sowie die Nothwendigkeit, zu jedem Heer-Aufgebot und Kriege die Erlaubniß des Parlaments einzuholen, festgesetzt und jede Vergebung königlicher Güter verboten, weil der König von dem Ertrage der Reichsdomänen- und seiner eigenen Güter leben sollte, damit die lästigen Zölle verringert und die außerordentlichen Steuern beseitigt würden. Man band also dem Könige die Hände und entzog ihm zu Gunsten der Barone namentlich ein Hauptvorrecht der Krone. Das einzige Mittel nämlich, durch welches im Mittelalter ein Fürst eine Militärmacht um sich sammeln und mächtigen Vasallen überlegen bleiben konnte, bestand darin, daß er militärische Dienste mit Lehen und Güterschenkungen belohnte und sich so unter den Mächtigen und Rüstigen Freunde machte. Dies ward dem König Eduard durch den zuletzt angeführten Artikel entzogen. Die Acte der Ordainers erklärte außerdem alle seitherigen Schenkungen und Vergebungen Eduard's für nichtig und gebot nicht allein Gaveston's Entfernung aus England, sondern belegte sogar auch alle diejenigen, die dem König und seinem Günstling in der letzten Zeit einige Aufmerksamkeit erwiesen hatten, ohne weiteres Gericht mit Strafen. Endlich mußte der König auch die Bankiers aus dem florentinischen Hause der Frescobaldi verfolgen, welche schon unter Eduard I. die Abgaben in England und Guyenne in Pacht gehabt und nachher Eduard's II. und Gaveston's schmutzige Geschäfte betrieben hatten. Man beschuldigte dieselben mit Recht, daß sie das große Vermögen des Günstlings außer Landes in Sicherheit gebracht und ihm auf Befehl des Königs Gelder, die dem Reiche gehörten, zugestellt hätten. Sie waren klug genug gewesen, sich bei Zeit aus England zu entfernen; doch ward der König durch die Barone gezwungen, sie sogar in Rom, wohin sich einige von ihnen begeben hatten, unter Anrufung des Papstes verfolgen zu lassen.

Schon im ersten Monate des nächsten Jahres (1312) rief Eduard seinen Liebling nach England zurück und forderte in einem königlichen

Rundschreiben, in welchem er das Verfahren gegen Gaveston für ungesetzlich erklärte, alle Sherifs des Reiches auf, denselben gegen die Verfolgung der Großen in Schutz zu nehmen. Auch gab er ihm durch eine besondere Urkunde alle früher bereits geschenkten Güter zurück. Der verblendete König und sein geächteter Liebling fanden aber nirgends im Lande Hülfe und Zuflucht. Doch schützte den König selbst noch die Meinung des Volkes, sowie die Achtung, welche der niedere Adel für seines Vaters Andenken hatte, so daß damals auch die Großen ihre Waffen nicht gegen ihn, sondern gegen Gaveston richteten und die Vertreibung des Letzteren als ihren alleinigen Zweck aussprachen. Nachdem Eduard's Feinde im Auftrag und Namen der Ordainers ihre Vasallen unter die Waffen gerufen und des Königs Vetter, den mächtigen Thomas von Lancaster, Leicester und Derby an die Spitze des Heeres gestellt hatten, zogen sie in mehrere Haufen getheilt gegen den König und seinen Liebling, welche damals in Scarborough waren. Noch vor ihrer Ankunft trennte sich Eduard von Gaveston, weil es in Scarborough an Waffen und Lebensmitteln fehlte. Jetzt wandte sich Lancaster mit dem Hauptheer gegen den König, während eine Abtheilung unter Pembroke Scarborough einschloß. Durch den Mangel an Lebensmitteln ward Gaveston bald zu einer Capitulation genöthigt; er ergab sich unter der Bedingung, daß ihm das Leben erhalten werde und ward gefangen auf ein Gut Pembroke's gebracht. Die Großen beschlossen ungeachtet des ihm gegebenen Versprechens seinen Tod, damit man dem schwachen, gleich einem Kinde der Leitung bedürfenden König einen anderen Gesellschafter gebe und ihn vermittelst desselben zum bloßen Werkzeug der übermüthigen Barone mache. Weil aber Pembroke an das gegebene Wort gebunden war, so mußte der Graf von Warwick Gaveston gewaltsam aus dessen Gewahrsam entführen und an einen Ort bringen, wo Lancaster die Gerichtsbarkeit hatte. Hier ließ ihn Warwick in Gegenwart Lancaster's, vor welchem Gaveston sich vergebens flehend auf die Kniee warf, hinrichten und sein Haupt öffentlich aufstecken (1312). Ob der hartherzige Lancaster, den man später zu einem Märtyrer und Wunderthäter gemacht hat, an der elenden Kabale Antheil hatte, ist unbekannt.

Die schändliche Art, wie sich die Großen Gaveston's entledigt hatten und die dem König dadurch widerfahrene Kränkung regte das Volk auf, das jetzt die Herrschaft übermüthiger und grausamer Barone nicht weniger fürchtete, als früher den Leichtsinn des Königs. Eduard konnte daher nach Gaveston's Tode seinen Feinden weit besser, als vorher, Widerstand leisten und der Streit zwischen beiden Theilen zog sich deshalb über ein Jahr lang hin. Erst im October 1313 kam

eine Aussöhnung zu Stande. Eduard gewährte dabei eine Amnestie, ließ sich die Schätze des verstorbenen Günstlings ausliefern und sprach Lancaster nebst 483 Herren von aller Verantwortung wegen der Ermordung Gaveston's frei. Doch entsagten Lancaster und einige andere Große darum ihrem Mißtrauen gegen Eduard nicht.

Es war übrigens hohe Zeit, daß der innere Zwist der Engländer, wenn auch nur vorübergehend, beigelegt wurde, weil von Schottland her eine große Gefahr drohte. Robert Bruce oder, wie er als König von Schottland heißt, Robert I. hatte während der in England herrschenden Verwirrung Eduard's Besatzungen aus dem größten Theile seines Vaterlandes vertrieben. Eduard bot jetzt die Volksmacht gegen ihn auf, er brachte auch ein sehr zahlreiches Heer zusammen, das aber großentheils aus ungeschickten Milizen bestand, da Lancaster und seine Partei nebst dem Kern der englischen Ritterschaft sich der Theilnahme am Krieg entzogen. Auch besaß Eduard keine einzige Eigenschaft eines Oberanführers. Unter diesen Umständen war das Schicksal des Krieges vorauszusehen. Die Engländer wurden 1314 in der Schlacht bei Bannockburn völlig geschlagen und die Schotten, unter denen sich besonders ein tapferer Führer, der schwarze Douglas, hervorthat, zerstreuten oder tödteten nicht blos das ganze Heer ihrer Gegner und eroberten das Gepäck und alle Kriegsvorräthe derselben, sondern Eduard hatte auch das Unglück, daß sich unter den Gebliebenen der Graf von Glocester befand, der einzige seiner Barone, der seit Gaveston's Tod immer treu zu ihm gehalten hatte und zugleich Freunde, Güter und Ansehen genug besaß, um einem Lancaster und anderen Gegnern gewachsen zu sein. Der Tod dieses Mannes vermehrte überdies den Haß der Feinde des Königs. Eduard hatte nämlich bald nach Gaveston's Ermordung wieder einen jungen Mann zu seinem Vertrauten gemacht, der ihn ebenso unbedingt beherrschte und von ihm ebenso unverständig begünstigt und beschenkt ward, als vorher Gaveston, der aber doch wenigstens ein Engländer und kein Fremder war. Dies war Hugo Spenser oder Despenser, der Schwager des Grafen von Glocester. Als der Letztere ohne männliche Erben gestorben war, gab Eduard nicht nur die großen Güter, sondern auch die ihm anheimgefallenen Kronlehen desselben dem jungen Spenser und den beiden anderen Schwägern Glocester's und bedachte dabei seinen Günstling am meisten, so daß dieser plötzlich ein großer Herr ward und den Neid der Großen erregte.

Die Schotten benutzten ihren Sieg zu Raubzügen und streiften bis in das Innere von England. Hier wurde zwar, um sie zurückzutreiben, die Geistlichkeit zu einer Steuer gezwungen und auch Lancaster's Partei zeigte sich zuletzt zur Theilnahme am Kriege bereit; allein eine zwei

Jahre lang dauernde Hungersnoth verhinderte den König, irgend etwas gegen die Schotten zu unternehmen. Diese Hungersnoth war so schrecklich, daß man, um die große Ausdehnung des Uebels begreiflich zu finden, sich an die schlechte Handelspolizei des Mittelalters erinnern muß. Selbst für die zahlreiche Hofhaltung des Königs konnte oft nur mit Mühe das nöthige Brod aufgetrieben werden und man sah sich genöthigt, durch eine eigene Verordnung zu bestimmen, wie viele Gerichte, welches Fleisch und welche Fische die verschiedenen Stände auf ihren Tisch bringen dürften. In dieser Verordnung ward zugleich ein höchster Preis für alle Lebensmittel festgesetzt, wodurch dann natürlich der Mangel nur noch mehr zunahm, so daß man auch die ganze Maaßregel bald wieder aufheben mußte. Die Lage Englands konnte kaum trauriger sein, als sie damals war. Ein schwachsinniger König, dessen stolzer Liebling mit den trotzigen Großen in stetem Streit war, stand an der Spitze der Regierung; Hunger, Unzufriedenheit und offene Zwietracht herrschten im Innern des Reiches; die Schotten plünderten die nördlichen Provinzen; in Wales brach ein Aufstand aus, der nur mit Mühe gedämpft wurde und in Irland waren die alten Einwohner mit den angesiedelten Engländern in einen blutigen Krieg gerathen, den der schottische König durch thätige Unterstützung der Ersteren zu unterhalten suchte. Außerdem entstand gerade damals eine neue unversöhnliche Feindschaft zwischen Eduard und dem Grafen von Lancaster. Die Gemahlin des Letzteren ließ sich nämlich auf eine Art, welche über sie wie über ihren Gemahl Schmach und Schande brachte, von einem Ritter entführen und man beschuldigte den König, an der Sache Theil genommen zu haben. Deshalb reizte Lancaster die Großen wider Eduard auf, verhinderte jede öffentliche Berathung und machte dadurch einen Zug gegen die Schotten unmöglich. Zwar wurde bald nachher unter päpstlicher Vermittelung ein Waffenstillstand geschlossen; die Schotten brachen ihn aber bald wieder und kümmerten sich nicht im geringsten um die Bannbulle, welche der Papst Johann XXII. deshalb gegen ihren König Robert schleuderte. Sie besetzten nach und nach alle bedeutenden Grenzplätze im nördlichen England und wären noch weiter vorgedrungen, wenn ihre Fortschritte nicht endlich eine neue Aussöhnung zwischen Eduard und den Großen zu Stande gebracht hätten. Der König mußte dabei versprechen, die Statuten der Ordainers pünktlich zu erfüllen oder mit anderen Worten sich der Herrschaft der Aristokratie zu unterwerfen. Jetzt erst konnte ein neuer Feldzug unternommen werden. Er hatte einen glücklichen Anfang; denn 5000 Schotten, welche Robert unter seinem Bruder Eduard Bruce nach Irland geschickt hatte, wurden nebst ihrem Anführer zusammengehauen und die Irländer darauf

wieder beruhigt. Man war damals verständig genug, die in Irland gegen die Eingebornen aufgestellten harten Gesetze zu mildern und die englische Herrschaft wurde dadurch besser gesichert, als durch die rohe Gewalt, welche man bis dahin allein angewendet hatte. Der Zug gegen den schottischen König selbst hatte nicht nur keinen Erfolg, sondern endigte auch für die Engländer mit einem großen Verlust, weil Lancaster und seine Freunde den König aufs neue verließen. Die Hauptursache dieser neuen Zwietracht zwischen Eduard und den Großen war die ausgezeichnete Begünstigung Hugo Spenser's und seines gleichnamigen Vaters, obgleich der junge Spenser seine Gunst anfangs viel vorsichtiger gebraucht hatte, als vorher Gaveston, und weil sein Vater einer der fähigsten, erfahrensten und in Geschäften tüchtigsten Männer war. Lancaster und sein Anhang verließen den König bei der Belagerung von Berwick, sobald sie erfahren hatten, daß Eduard diese Stadt nach ihrer Einnahme dem jungen Spenser übergeben wollte. Dadurch ward freilich der ganze Zug gegen die Schotten vereitelt, andererseits verloren aber Lancaster und die Ordainers durch ihr Betragen während desselben die Gunst des Volkes völlig. Man verbreitete sogar das Gerücht, daß Lancaster mit dem schottischen Könige in geheime Verbindungen getreten sei und, was aus sehr vielen Gründen unwahrscheinlich ist, von ihm bedeutende Summen angenommen habe. Uebrigens schloß Eduard nach Lancaster's Entfernung einen Waffenstillstand auf zwei Jahre und man kam dabei überein, daß während desselben über einen Frieden unterhandelt werden solle (1319).

Bald nachher begannen die inneren Unruhen wieder, welche dann fast ohne Unterbrechung bis zu Eduard's Tode fortdauerten. Die erste Bewegung ging diesmal nicht von Lancaster aus, sondern von dem Grafen von Hereford, den beiden Mortimer und einigen anderen Baronen, welche heftig gegen Hugo Spenser erbittert waren, weil dieser ihnen beim Kauf mehrerer benachbarten Güter zuvorgekommen war. Sie verwüsteten aus Rachgier die Besitzungen der beiden Spenser auf eine selbst im Mittelalter unerhörte Weise und traten dann, um der Strafe des königlichen Gerichts zu entgehen, mit Lancaster in Verbindung. Dieser forderte hierauf im Namen des ganzen höheren Adels die Vertreibung der Spenser, deren einziges Verbrechen in ihrer unbegrenzten Macht über den König und in dem hochmüthigen Betragen des jungen Spenser gegen Alle, welche an den Hof kamen, bestand. Offenbar war das Recht diesmal ganz auf der Seite des Königs; denn er verlangte, man solle die Spenser, wenn man sich über sie zu beschweren habe, gerichtlich belangen. Auch war, wie die Folge bewies, das Volk und die Mehrzahl der Geistlichen über das

Verfahren der Barone sehr aufgebracht. Dessen ungeachtet wagte der schwache König nicht, dem Sturm mit Festigkeit entgegen zu treten. Er ließ sich vielmehr bald eine Amnestie für alle von den Baronen begangenen Frevel abnöthigen und unterschrieb sogar eine Acte, durch welche die Spenser ungehört aus dem Reiche verbannt wurden, weil sie, ohne vom Parlament bestellt zu sein, dem König als Räthe zur Seite standen und also das Statut der Ordainers verletzt hätten. Nun kam die Regierung ganz in die Hände der rohen Barone. Die Art, wie diese ihre Gewalt gebrauchten, war jedoch keineswegs geeignet, das Volk für sie zu gewinnen; die Mehrzahl der Bischöfe hatte sogar schon im Augenblick der Verbannung der Spenser gegen diese Maaßregel protestirt und der ältere Spenser, ein 80jähriger erfahrener Staatsmann, gab auch aus der Ferne dem König weisen Rath und zeigte ihm, wie sich die Umstände zu seinem Vortheile benutzen ließen. Eduard zeigte sich schon wenige Monate nach dem Sturze der Spenser entschlossen, das ihm aufgelegte Joch abzuwerfen. Die unzufriedenen Barone blieben in den Waffen. Sie traten als Vertheidiger des Statuts der Ordainers auf, sie erlaubten sich aber dabei so willkürliche Gewaltthätigkeiten und einer von ihnen kränkte die Königin durch Verweigerung des Nachtlagers in einer ihm anvertrauten Burg auf so empörende Weise, daß das Volk, das sein Königthum beschimpft sah, und die niedere Ritterschaft, deren Galanterie die Beleidigung einer hohen Dame nicht ertragen konnte, sich dadurch verletzt fühlten und der König unmittelbar nachher an der Spitze eines ansehnlichen Heeres vom niederen Adel gegen die großen Herren ins Feld ziehen und bald darauf auch die beiden Spenser zurückrufen konnte.

Jetzt brach ein förmlicher Bürgerkrieg aus, weil sich Alle, welche die Rache des Königs und der Spenser zu fürchten hatten, an Lancaster anschlossen und andererseits die Bürger und der niedere Adel zu den Fahnen des Königs strömten. Eduard, welcher sein altes Ansehen ganz wieder erlangt hatte und unter der Leitung des alten Spenser kräftig zu behaupten suchte, versetzte seinen Gegnern gleich anfangs einen empfindlichen Schlag, indem er schlau genug war, in einer öffentlichen Erklärung zu versichern, daß er die von den Ordainers gemachten Ordnungen für ebenso verpflichtend halte, als die Magna Charta. Die Hauptanführer der Unzufriedenen sahen sich hierauf bald von ihren besten Freunden verlassen und kamen in ihrer Verlegenheit auf den unglücklichen Gedanken, eine Verbindung mit den Schotten einzugehen und diese zu einem Einfall in Northumberland zu bewegen. Robert Bruce sollte als König anerkannt werden, jedoch keine dauernden Eroberungen in England machen. Durch diese Verhandlungen gaben sie dem König das Recht, sie als Feinde des

Vaterlandes zu behandeln. Er erklärte sie in die Acht und forderte Jedermann auf, sie zu verhaften (März 1322). Dann erließ er ein allgemeines Aufgebot, zog nach Yorkshire, verfolgte die Truppen der verbündeten Barone und nahm, nach einem glücklichen Gefecht an der Ouse, Lancaster nebst 92 anderen Baronen gefangen; die Uebrigen retteten sich durch die Flucht aus England. Jetzt bestellte Eduard ein Blutgericht über alle Verfolger Gaveston's, die in seine Hände gefallen waren, übernahm aber, obgleich er doch Partei war, selbst den Vorsitz in demselben und ernannte zu Richtern seinen Bruder Edmund von Kent und sechs andere große Herren, welche nachher mit Lancaster's Gütern bereichert wurden. Dieses parteiische Gericht verurtheilte den Grafen Thomas von Lancaster zu einer ebenso schimpflichen als barbarischen Todesstrafe, welche von den englischen Gesetzen noch bis vor 100 Jahren gegen Hochverräther ausgesprochen wurde; es galt noch für Gnade, daß Eduard dieselbe in Enthauptung durch das Schwert umwandelte, in Anbetracht, daß in den Adern des Empörers königliches Blut floß. Die Hinrichtung wurde ohne weitere Rücksicht vollzogen, obgleich Lancaster wegen seiner Frömmigkeit und wegen seiner guten Eigenschaften als Privatmann in großer Achtung stand. 15 Anhänger des Grafen aber wurden gehängt oder von Pferden zerrissen. Die Güter der Verurtheilten fielen den Freunden des Königs zu. Das Volk, das den Sturz der Adelspartei mit Freuden begrüßt hatte, erwies dem hingerichteten Lancaster bald alle Theilnahme, die es dem Widerstande gegen die Regierungsgewalt so gerne spendet; man wallfahrtete zu seinem Grabe und der nächste König, Eduard III., hielt die Kapelle, wo man den Leichnam beigesetzt hatte, in hohen Ehren.

Hierauf, im Mai 1322, versammelte Eduard zu York ein Parlament um sich, ließ die Ordonnanzen einer Revision unterwerfen und alle Bestimmungen beseitigen, welche die königliche Macht allzu sehr einzuschränken schienen. Das Verfahren gegen die Spenser's aber erklärte er für ungültig, wozu er sich die Beistimmung des Papstes verschaffte. Aber das Glück des Königs und die Vernichtung seiner mächtigen Gegner schützte ihn nicht gegen einen neuen Zwist mit den Großen, und diesmal übernahm sogar Eduard's eigene Gemahlin die Rolle des hingerichteten Lancaster. Die Gunst der beiden Spenser, von welchen der Aeltere zum Grafen von Winchester, der Jüngere zum Grafen von Gloecster ernannt ward, blieb ein Anstoß für Alle, die sich zurückgesetzt oder durch den Stolz des Letzteren gekränkt fühlten. Die Folgen davon empfand Eduard schon im Jahre 1323, als er einen Zug gegen die Schotten machte; er wurde dabei von den Großen so schlecht unterstützt, daß er nicht allein mit Verlust zurück-

weichen mußte, sondern daß auch die Schotten ihre Verwüstungen im nördlichen England wiederholen konnten. Endlich nahm auch seine Gemahlin gegen ihn Partei. Die Königin Isabella, die seit ihrem zwölften Jahre, wo sie sich mit Eduard vermählte, nur wüstes Leben, Laster und Unfug aller Art um sich gesehen und mitgemacht hatte, war in Sitten und Charakter gesunken und, wie es scheint, ihres Gemahls überdrüssig geworden. Außerdem war sie eine erbitterte Feindin der Spenser und haßte dieselben jetzt noch weit mehr als früher, theils aus Herrschsucht, weil sie selbst nichts, die Spenser Alles vermochten, theils aus Furcht, weil sie den König vorher bewogen hatte, in die Verbannung seiner Lieblinge einzuwilligen. Sie ergriff mit Freuden eine sich darbietende Gelegenheit, an den Spensers sogar auf Kosten ihres eigenen Gemahls Rache zu nehmen und ihrer Herrschsucht die ersehnte Befriedigung zu gewähren. Diese Gelegenheit war ein Zwist Eduard's mit dem König Karl IV. von Frankreich.

Schon im Jahre 1322 hatte sich Eduard wegen seines Herzogthums Guyenne, eines französischen Lehens, und wegen der dem neuen König Karl als seinem Lehensherrn zu leistenden Huldigung mit diesem entzweit. Durch die Verhältnisse in England gehindert, einen Krieg jenseits des Meeres zu beginnen, hatte er seit der Zeit öftere Verhandlungen mit Karl gepflogen, in welchen er durch die Hinterlist und Schlauheit des französischen Kabinets aufs ärgste betrogen worden war. Die Feindschaft zwischen beiden Königen ward deshalb immer größer und es kam endlich dahin, daß aller Verkehr zwischen England und Frankreich abgebrochen, die englischen Waaren und Handelsleute in Frankreich nicht mehr zugelassen und alle Franzosen in England verhaftet oder aus dem Lande gejagt wurden. Ein Krieg schien daher jetzt unvermeidlich, zumal da die Franzosen sich bereits eines großen Theils der englischen Besitzungen in ihrem Lande bemächtigt hatten. Auch hatte Eduard im Jahre 1324 wirklich schon ein Heer und eine Flotte ausgerüstet. Allein der Haß gegen die Spenser war damals so allgemein geworden und hatte eine so große Gährung in England veranlaßt, daß Eduard es bedenklich fand, seine Kriegsmacht aus dem Reiche zu entfernen. Selbst das Volk und die Geistlichkeit theilten jetzt den Unwillen der Barone über die Spenser, weil alle jene Mißbräuche wiedergekehrt waren, denen das Statut der Ordainers ein Ende hatte machen sollen. Es kam sogar dahin, daß Thomas von Lancaster und die mit ihm Hingerichteten für Märtyrer gehalten wurden, daß man an seinem Grabe, sowie bei den Galgen, an denen die Skelette der Barone hingen, Wunder geschehen ließ, und daß die Regierung sich genöthigt sah, Wachen an Lancaster's Grabe aufzustellen und jene Skelette abnehmen zu lassen,

damit man nicht aus den Knochen Reliquien mache. Diese bedenkliche Lage der Dinge bewog den König Eduard, auf das Anerbieten neuer Unterhandlungen mit Frankreich einzugehen. Der Vorschlag war nichts Anderes, als eine Schlinge, welche Eduard's eigene Gemahlin im geheimen Einverständnisse mit ihrem Bruder, dem König Karl von Frankreich, ihm gelegt hatte; Eduard konnte dies aber um so weniger ahnen, als sich in den aus jener Zeit überlieferten Actenstücken auch nicht die geringste Spur eines Mißverständnisses zwisch.n ihm und seiner Gemahlin findet. Man schlug ihm von Paris aus vor, seine Gemahlin zur Ausgleichung des Zwistes an den König Karl zu schicken. Eduard ging darauf ein und Isabella reiste 1325 nach Frankreich, um mit ihrem Bruder und mit den englischen Feinden ihres Gemahls, von denen einer der gefährlichsten, der jüngere Lord Mortimer, einige Zeit vorher aus seinem Kerker entflohen war, den Thron des unglücklichen Eduard zu untergraben. Nicht lange darauf wurde den Unterhandlungen eine neue Wendung gegeben, mit welcher Eduard einverstanden war: er sollte nämlich seinem 13jährigen Sohne, dem nachherigen König Eduard III., die Länder an der Garonne verleihen und ihn nach Frankreich schicken, damit er dort die verlangte Huldigung leiste. Sobald Isabella den Erben des Reiches bei sich hatte, trat sie offen gegen ihren Gemahl auf. Sie gewährte dem Lord Mortimer eine sehr freundliche Aufnahme, begann bald in ärgerlicher Vertraulichkeit mit ihm zu leben, beschwerte sich öffentlich über die beiden Spenser und versammelte die aus England gekommenen Unzufriedenen um sich. Vergebens schrieb Eduard, welcher bald von Allem Nachricht erhielt, an Isabella, an ihren Bruder, an seinen Sohn und an den Papst dringende Briefe, in welchen er alle Beschwerden seiner Gemahlin über die Spenser widerlegte und aufs eindringlichste vorstellte, daß er seine Gemahlin stets mit Achtung und Aufmerksamkeit behandelt habe, und daß, wie sie ja selbst anerkannt habe, das Gleiche ihr auch von den Spensers immer widerfahren sei; Isabella ließ sich in ihrem frevelhaften Beginnen nicht aufhalten. Sie verschwor sich mit den englischen Großen, rüstete einen Kriegszug gegen ihren Gemahl und verlobte, um einen kräftigen Verbündeten zu erhalten, den Prinzen von Wales mit Philippa, einer Tochter des Grafen Wilhelm von Holland und Hennegau, dessen Bruder, Graf Johann von Hennegau, ihr nun als tüchtiger Kriegsmann zur Seite stand. Eduard suchte zwar dem drohenden Sturme durch eine Bekriegung des Königs von Frankreich zuvorzukommen, und dieser nöthigte hierauf wirklich seine Schwester, Frankreich zu verlassen; aber Isabella hatte damals vermittelst des Grafen Johann die Rüstungen zu einem Angriff auf England bereits beendigt.

Im September 1326 landete sie mit einigen tausend Rittern, welche der Graf von Hennegau geworben hatte, an der englischen Küste. Sie war von ihrem Sohne, von des Königs Bruder Edmund und von den flüchtigen Großen begleitet, und erließ zugleich sammt ihrem Sohne und Schwager eine Proklamation des Inhalts, daß sie gekommen seien, um dem Volke und den Gesetzen gegen die Schwäche des Königs und gegen die verhaßten Günstlinge Beistand zu leisten. Alles ging zur Königin über und Eduard sah sich in seiner Verlassenheit außer Stande, eine Kriegsmacht aufzustellen. Nichtsdestoweniger blieb er auch jetzt noch so schwach und eigensinnig, die Spenser, welche kein Mensch länger dulden wollte, und seinen ebenfalls verhaßten Kanzler Baldock bis zum letzten Augenblicke bei sich zu behalten. Uebrigens waren Alle, die zur Königin übertraten, fest überzeugt, es sei durchaus nicht darauf abgesehen, ihn ganz von der Regierung zu entfernen oder gar ihm das Leben zu rauben. Eduard entfloh von London, dessen Bürger sich zu Gunsten seiner Gegner erklärten, nach Wales, wo sich die Spenser mächtig glaubten, fand aber auch hier Gefahr und Verrath und wollte sich anfangs nach Irland retten, wagte jedoch nicht, sich dem Meere anzuvertrauen, und suchte in der Abtei Glamorgan in Wales eine Zuflucht. Seine Gemahlin, die ihm von London aus gefolgt war, ließ hierauf ihren Sohn zum Protector des Reiches erwählen, und Eduard war schon einige Tage nachher schwach genug, eine demüthige Gesandtschaft an Gemahlin und Sohn zu schicken und sich zu allem dem, was man von ihm fordern möchte, zu erbieten. Isabella hatte bereits ihre Maaßregeln genommen; sie hatte die heftigsten Feinde des Königs, den Grafen von Leicester, den Rechtsgelehrten Wilhelm Trussel, den sie in London aus dem Gefängniß befreit und zum Oberrichter ernannt hatte, und den Grafen Heinrich von Lancaster, des hingerichteten Grafen Thomas Bruder, zur Ausspürung Eduard's abgeschickt, und denen, die den Versteck Eduard's anzeigen würden, eine bedeutende Geldsumme versprochen. Der unglückliche König wurde verrathen und nebst dem jüngeren Spenser und dem Kanzler Baldock gefangen. Der ältere Spenser war kurz vorher bei der Einnahme von Bristol in die Gewalt der Königin gefallen und diese ließ es zu, daß man den fast 90jährigen Greis lebend in Stücke riß; sein Schwiegersohn, der Graf von Arundel, wurde nach gerichtlichem Urtheil an dem gewöhnlichen, für Diebe bestimmten Galgen aufgeknüpft. Der jüngere Spenser wurde enthauptet und sein Leib an einen sehr hohen Galgen gebunden, sein Kopf aber, dem man einen Kranz von Brennnesseln aufgesetzt hatte, in London vor dem Tower aufgepflanzt. Der Kanzler Baldock, den

man als Geistlichen nicht ohne Weiteres tödten konnte, ward von Kerker zu Kerker geschleppt und endlich in London vom Pöbel so furchtbar mißhandelt, daß er bald nachher an den Folgen im Gefängniß verschied. Andere Freunde des Königs waren schon vorher hingerichtet worden. Die Hauptrolle bei diesen grausigen Mordgeschichten spielten, wie das öfters vorkommt, ein Geistlicher, der Bischof Orleton von Hereford, und ein Rechtsgelehrter, der bereits erwähnte Blutrichter Trussel.

Nachdem man die Freunde des Königs gemordet hatte, mußte er selbst eine lange Reihe grausamer Mißhandlungen erdulden. Doch verfuhr der Graf von Lancaster, in dessen Gewahrsam er eine Zeit lang war, mit Achtung gegen ihn. Zuerst ließ man ihm durch zwei Männer, die ihn früher aufs empfindlichste gekränkt hatten, das große Reichssiegel abnöthigen. Dann versammelte Isabella ein Parlament in London, um ihren Gemahl absetzen und den ganz von ihr und Mortimer abhängigen Prinzen von Wales an seine Stelle wählen zu lassen. Dies geschah zwar, aber auf eine höchst tumultuarische Weise (17. Januar 1327). Isabella heuchelte deshalb große Betrübniß über die Absetzung ihres Gemahles und ihr Sohn mußte sich weigern, die Krone anzunehmen, wenn sie nicht sein Vater freiwillig niedergelegt habe. Dies veranlaßte dann neue Mißhandlungen des gefangenen Königs, um seine Abdankung zu erzwingen und machte zugleich das Parlament zum Theilnehmer an dem Verbrechen der Königin. Ein Ausschuß des Parlaments, bei welchem sich der Bischof Orleton befand und dem auch Wilhelm Trussel beigegeben worden war, begab sich nach dem Schlosse Kenilworth zu Eduard und trieb den unglücklichen, geistesschwachen Mann durch Versprechungen und Drohungen zum Unterschreiben einer Urkunde, durch die das Volk getäuscht werden sollte. Dabei ließ man den für ihn besonders kränkenden Theil des Geschäftes gerade durch solche Personen ausführen, die ihm am meisten zuwider waren: der Bischof Orleton mußte die Anrede halten, Wilhem Trussel im Namen des Parlaments ihm den Gehorsam aufkündigen und sein erster Hofbeamter, Thomas Blount, ein Verräther, den Stab, das Symbol seiner Königsgewalt, vor seinen Augen zerbrechen. Nachdem dies geschehen war, wurde Eduard III. der Nation als König verkündet und da derselbe noch minderjährig war, eine Regentschaft eingesetzt. Unmittelbar darauf wurden die Verbündeten und Helfershelfer der Königin glänzend belohnt, ihr selbst ein ungemein großes Witthum angewiesen und allen Anhängern des hingerichteten Thomas von Lancaster die verlorenen Güter zurückgegeben.

Da der Adel und die Masse des Volkes, wie es scheint, mit dieser

Revolution nicht zufrieden waren, so suchten sich die Anstifter und Leiter derselben nicht nur in besonderen Manifesten zu rechtfertigen, sondern auch des abgesetzten Königs ganz zu entledigen. Man benutzte den Geruch der Heiligkeit, in welchen Thomas von Lancaster beim Volke gekommen war, sowie den allgemeinen Haß gegen die Spenser, um den Sturz der Letzteren und die Rache gegen die Mörder des Ersteren als den einzigen Zweck des Unternehmens darzustellen und diesem das Ansehen eines Krieges zur Aufrechthaltung der verletzten Reichsgesetze zu geben. Aus dem nämlichen Grunde erließ die Regentschaft auch ein Statut, in welchem alle jene Mißbräuche abgeschafft wurden, die sich trotz der Freiheitsbriefe der Nation eingeschlichen hatten. Dieses Statut war der einzige Vortheil, den die schändliche Revolution dem Volke brachte; denn es blieb demselben nachher für immer als Gewinn neuer Rechte erhalten. Den neuen Gebietern selbst diente es nur, um die schrecklichsten Greuelthaten gegen den König einzuleiten. Dieser wurde im April aus Lancaster's Hut entfernt und zwei rohen Baronen, Thomas Berkley und Johann Maltravers, übergeben, weil man Dinge gegen ihn beabsichtigte, zu welchen ein Graf von Lancaster sich wohl nie verstanden haben würde. Man wollte, wie es scheint, den unglücklichen Mann durch moralische Leiden zum Wahnsinn treiben oder durch physische Entbehrungen tödten; erst als Beides nicht gelang, schritt man zu offenbarer Gewalt, um ihn aus der Welt zu schaffen. Berkley und Maltravers schleppten den König fünf Monate hindurch von Burg zu Burg, und kränkten, demüthigten, verhöhnten und mißhandelten ihn dabei auf die frevelhafteste und gemeinste Weise; sie ließen ihm z. B. einmal auf freiem Felde den Bart abscheeren und dazu aus einem Sumpfe schmutziges Wasser holen. Die furchtbar grausame und schmerzliche Art, wie der König durch die Einstoßung eines glühenden Eisens in die Eingeweide endlich gemordet wurde, ist zu schauderhaft, um genau beschrieben zu werden. Man wählte sie, um die Spuren eines gewaltsamen Todes zu verbergen; die schrecklichen Schmerzensrufe des Gemarterten aber und die entstellten Züge seiner Leiche verriethen das Verbrechen dem Volke (September 1327). Die eigentlichen Urheber des Mordes leiteten den allgemeinen Unwillen auf diejenigen, welche sich von ihnen zur Ausführung hatten gebrauchen lassen. Diese retteten sich vergebens durch die Flucht. Berkley ward drei Jahre nachher in Castilien auf Verlangen der englischen Regierung ergriffen und, da man sich vor seinem öffentlichen Geständniß fürchten mußte, bei der Ueberfahrt auf dem Schiffe enthauptet. Maltravers, der sich nach Deutschland geflüchtet hatte, ward

vier Jahre nach der That verurtheilt, leistete aber später dem Könige Eduard III. im Kriege gegen Frankreich so gute Dienste, daß er zuerst die Erlaubniß zur persönlichen Rückkehr und Rechtfertigung und dann einen vollständigen Freibrief erhielt.

II. Nördliche und östliche Staaten Europas bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.

1. Einleitende Bemerkungen.

In den sechs ersten Jahrhunderten nach dem Untergang des weströmischen Reiches hatte sich diejenige Cultur, welche aus dem Christenthum, aus den Resten der altrömischen Bildung und aus der neuen Civilisation der mohammedanischen Reiche in Asien, Afrika, Sicilien und Spanien entsprungen war, nach und nach über Italien, Frankreich, Deutschland und England verbreitet. Im 13. und 14. Jahrhundert drang dieselbe allmählich auch nach Skandinavien und in die von slavischen Völkern bewohnten Länder an der Ostsee. In beiden Landstrichen waren es die Deutschen, welche, mit Italien und während der Kreuzzüge auch mit dem Orient in reger Verbindung, die Verbreitung jener Civilisation bewirkten. In Skandinavien vermittelten sie nicht allein den Uebergang der Einwohner zu der neuen germanischen Bildung, sondern Schweden und Dänemark wurden auch durch ihre Beziehungen zu Deutschland an deutsche Fürsten geknüpft und Norwegen empfand oft schwer die selbstsüchtige Handelspolitik der Hansestädte, von denen es die ersten Bedürfnisse eines fortgeschrittenen bürgerlichen Lebens erhielt. Während die Skandinavier nach und nach die neue germanische Bildung annahmen, wurden die Bewohner der entfernteren Ostsee-Länder oder die Liven, Kuren, Esthen und Preußen, weil sie diese Bildung verschmähten, aufgerieben oder ihrer Freiheit beraubt und zu Leibeigenen gemacht; deutsche Ritter und Bürger aber bereiteten der neuen europäischen Bildung auch in jenen Gegenden eine bleibende Stätte. Es entstand nämlich dort unter furchtbaren Kämpfen eine deutsche Ritterrepublik, welche nach spartanischer Art aus Helden und Heloten zusammengesetzt war und zugleich wurden deutsche Stadtgemeinden gegründet, deren Bürger die inländischen Gewerbe vernichteten und dafür fremde Waaren und fremde Betriebsamkeit einführten.

Auf solche Weise erhielt eines Theils das Ritterorden-Wesen nach der Zeit der Kreuzzüge für die Geschichte von Deutschland und von

Osteuropa eine Wichtigkeit, die dasselbe weder in England, noch auch in Frankreich, dem Hauptsitze des ritterlichen Geistes, jemals erhalten hat, und anderes Theils wurde die in den norddeutschen Handelsstädten erwachte bürgerliche Gewerbsthätigkeit schon seit dem 13. Jahrhundert für die Cultur und das Schicksal des Nordens und Ostens entscheidend. Wann diese Städte sich zuerst in einen förmlichen Bund vereinigten oder die sogenannte Hanse stifteten, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben; gewöhnlich leitet man die Entstehung der Hanse von dem Vertrage her, welchen Hamburg und Lübeck 1241 mit einander schlossen. Schon zu Friedrich's II. Zeit brachten aber, wie aus archivalischen Nachrichten hervorgeht, nicht blos die niedersächsischen Seehäfen und Flußstädte, sondern auch Orte im inneren Lande, wie Münster, Soest, Dortmund und Braunschweig, die Erzeugnisse ihrer Heimath und ihre eigenen Fabrikate auf fremde Märkte und bildeten sogenannte Gilden. Diese Gilden trugen den Keim der nachher entstandenen Hanse oder eines eigentlichen Städtebundes in sich und sind höchst wahrscheinlich aus dem nämlichen Bedürfnisse entsprungen, welches im Mittelalter die Ritterorden, sowie die gelehrten und ungelehrten Corporationen, Zünfte und Innungen hervorrief. Uebrigens waren in jenen ersten Zeiten Getreide und Tuch die Haupthandelsartikel der norddeutschen Städte. Der Tuchhandel war damals ganz in den Händen der Deutschen und Niederländer; das Getreide aber, welches die deutschen Städte theils gemahlen, theils in Bier oder Meth umgewandelt ausführten und im Norden bis nach Drontheim, im Osten bis nach Nowgorod brachten, kauften sie von dem güterbesitzenden Adel, welcher stets an baarem Gelde Mangel litt, wohlfeil ein. In dem Letzteren ist auch der Hauptgrund zu finden, warum der Handel nach dem Norden selbst für diejenigen Städte einträglich war, welche mitten im Lande lagen und keine Fabrikate erzeugten. Andererseits hatten die vielen Fasten der christlichen Länder für die norddeutschen Städte den Vortheil, daß die Fischerei ein einträgliches Gewerbe derselben wurde und der Eintausch gesalzener oder getrockneter Fische ihnen eine gute Rückfracht gewährte. Dieser verschiedenartige Verkehr ward schon früh so lebhaft, daß man überall im Norden Deutsche verbreitet fand; denn jeder Handelsmann begleitete damals seine Waare.

2. Norwegen.

Das norwegische Reich war seit Knut's des Großen Zeit mit dem übrigen Europa außer Verbindung, wenn man öftere Raubzüge zur See, den Kriegsdienst einzelner Norweger in Constantinopel und einen unbedeutenden Antheil an den Kreuzzügen ausnimmt. Die Hau-

delsthätigkeit der norddeutschen Städte und die Heirathsverbindung, welche in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwischen dem König Magnus VII. von Norwegen und der bald nachher aussterbenden schottischen Königs-Familie geknüpft wurde, gaben dem norwegischen Reiche aufs neue eine Bedeutung für andere europäische Staaten. In Beziehung auf die allgemeine Geschichte von Europa sind daher nach Knut's Zeit erst wieder König Magnus VII. und sein Sohn Erich II. wichtig; denn unter Magnus begann die Verbindung mit den deutschen Städten, und Erich war der Vater der unter dem Namen des Mädchens von Norwegen bekannten Margaretha, deren frühzeitiger Tod so vieles Unglück über Schottland, England und Frankreich brachte. Es wird demnach für den Zeitraum von Knut's Tode bis auf diese beiden Könige eine kurze Uebersicht der Regentenreihe genügen.

Sven der Jüngere, ein unehelicher Sohn Knut's des Großen, der eine Zeit lang in Norwegen herrschte, wurde wahrscheinlich im Todesjahr seines Vaters (1035) durch den zehnjährigen Magnus, einen Sohn Olaf's des Heiligen, aus diesem Lande vertrieben (s. Th. IV, S. 263—264). Magnus, den man den Guten nannte und der eine Zeit lang auch über Dänemark herrschte, war ein Sprosse des alten Königshauses, dem einst Harald Harfagar († 930) angehört hatte; er machte sich um Norwegen sehr verdient, indem er die alten Gesetze sammeln, ordnen und in dem Buche Graugans*) niederschreiben ließ. Ihm folgte 1047 sein Oheim Harald der Harte, ebenfalls ein Nachkomme Harald Harfagar's, der in seinem vielbewegten früheren Leben bis nach Constantinopel gekommen war und dort die normannische Garde, die Waräger, befehligt hatte. In seiner Jugend bewarb er sich um eine Tochter des russischen Fürsten Jaroslav; er beruft sich in einem Liebesliede darauf, daß er acht Künste verstehe, darunter den Eislauf, das Schachspiel und die Dichtkunst. Später, als reicher und berühmter Kriegsmann, vermählte er sich wirklich mit jener russischen Prinzessin, deren Schwestern Königinnen von Frankreich und Ungarn waren. Die alte Abenteuerlust trieb diesen nordischen König nach England, wo er als Bundesgenosse des Grafen Tostig im Kampfe gegen dessen Bruder Harald durch einen Pfeilschuß in den Hals getödtet wurde (1066). Dies geschah in der Schlacht bei Stamfordbridge oder Battlebridge (Th. IV, S. 296). Eine wichtige Gründung Harald's des Harten ward die Stadt Oslo oder Opslo, an deren Stelle heutzutage Christiania liegt. Ihm folgten erst zwei

*) Wohl von dem Thiere, mit dessen Federn geschrieben wurde, so genannt; ein anderes Gesetzbuch hieß Goldfeder.

Söhne, Magnus II. und Olaf Kyrre, d. i. der Friedfertige; nach des Ersteren Tode war Olaf Alleinherrscher. Unter ihm kamen mit dem steigenden Fremdenverkehr ausgebildetere Lebensformen auf; das aus dem Heidenthum stammende heilige Feuer in der Halle wurde durch Oefen ersetzt, man trank aus Pokalen statt aus Hörnern. Nach seinem Tode (1093) herrschte sein Sohn Magnus III. Barfuß, dem anfangs noch ein Vetter zur Seite stand, 10 Jahre lang; dieser erwarb die Hebriden, die Orkaden und die Insel Man*); er legte auf seine westliche Herrschaft so großen Werth, daß er die Tracht der Bergschotten trug, daher wohl sein Name. Auf einem Heereszuge nach Irland wurde er getödtet. In den folgenden Zeiten ist die Regentengeschichte von Norwegen überaus verworren; meistens treten mehrere Brüder auf, oft noch in den Kinderjahren; zuweilen meldet sich nach einiger Zeit noch ein Bruder hinzu, der alsdann nach geistlicher Satzung die Eisenprobe zu bestehen, d. h. über eine Reihe von glühenden Pflugeisen mit bloßen Füßen zu schreiten hat, um seine königliche Kindschaft zu erweisen; ob er ehelich geboren sei, galt nicht für entscheidend. Gleich die drei Knaben, welche auf Magnus Barfuß folgten (1103), waren unehelichen Ursprungs. Der wichtigste von ihnen ist Sigurd, dem man von seiner Kriegsfahrt nach dem gelobten Lande den Namen Jorsalafar (Jerusalemfahrer) gab. Ihm sollte (1130) sein Sohn Magnus IV. als alleiniger König folgen; aber ein angeblicher Halbbruder Sigurd's, Harald Gille, hatte sich durch die Eisenprobe bewährt und erhielt einen Theil des Reiches; später ließ er sogar seinen Mitkönig Magnus blenden und gräßlich verstümmeln und beherrschte Norwegen allein. Auch Harald Gille, sowie sein angeblicher Bruder und seine jungen Söhne fanden in den wilden Kämpfen ihren Untergang. Ruhe schien erst einzutreten, als ein Tochtersohn Sigurd's des Kreuzfahrers, Magnus V., also nur von Mutterseite aus Harald Harfagar's Stamm, mit dänischer Hülfe zur Herrschaft kam (1162); denn dieser wurde, als er acht Jahre alt war, zu Bergen feierlich gesalbt (1164) und empfing die Huldigung der Edlen. Aber noch ein abenteuerlicher Umschwung stand bevor; Sverrir, als Sohn eines Kammmachers herangewachsen, bewährte sich durch Eisenprobe als Nachkomme von Harald Gille, demnach als Sprosse des alten Königsstammes; er fand solchen Anhang, daß er schon 1180 mehr als Magnus galt und nach dessen Tod (1184) einzig anerkannter

*) Eine Zeit lang auch Anglesea; beide Eilande werden hin und wieder Mona genannt, woraus manche Verwirrung entsteht. In den hierher gehörigen lateinischen Annalen wird Man als Mannia und Anglesea (am Menai-Kanal) als Monia bezeichnet.

König von Norwegen war. Er sowohl als sein Sohn Hakon VI. (1202—1204) hielten sich der widerstrebenden Geistlichkeit gegenüber mit Hülfe einer nationalen Partei, welche sich den Spottnamen der Birkenbeine als Ehrennamen beilegte. Erst 13 Jahre nach dem Tode des Letzteren wurde ein unehelich geborener Enkel Sverrir's, Hakon V., unter gesetzlichen Formen zum König gewählt; ohne die nationale Partei zu verlassen, näherte er sich der Kirche und erhielt im 30. Jahre seiner langen Regierung die Salbung und Krönung durch einen päpstlichen Legaten (1247).

Die Bevölkerung von Norwegen war damals weit zahlreicher, als jetzt, die Norweger jener Zeit bauten aber sehr wenig Getreide und hatten nur Fische und Fleisch im Ueberfluß; es mangelte ihnen deshalb, seitdem sie sich nicht mehr von der Beraubung ackerbautreibender Länder nährten, das erste Lebensbedürfniß und dies machte ihr Land zu einem Hauptziel des Handels für die norddeutschen Städte. Auch die Seemacht der Norweger sank mit dem Ende des 13. Jahrhunderts herab. Sie war noch unter dem eben genannten Hakon V., der auch der Alte genannt wird (1217—1263), sehr bedeutend und nichts gibt uns eine anschaulichere Vorstellung von der Blüthe der deutschen Städte des 13. Jahrhunderts, als daß sie es mit einer Macht, wie die der norwegischen Könige war, aufnehmen durften. Das unwirthliche Grönland, mit welchem Norwegen damals einen regen Verkehr hatte, sowie die noch nicht verarmte Insel Island zollten den norwegischen Königen reichlich, Hakon konnte in dem Kriege, den er wegen der schottischen Inseln mit Alexander III. führte, eine sehr bedeutende Flotte ausschicken, und die Norweger standen unter ihm sogar mit den entfernten mohammedanischen Ländern in Berührung, da ihre Annalen eines Sultans gedenken, an welchen Hakon Gesandte mit Geschenken abgeschickt habe. Diese Blüthe der Seemacht war jedoch mit keiner bedeutenden Entwickelung des äußeren Lebens verbunden; denn Hakon mußte, wie uns erzählt wird, die Feier seines Regierungsantrittes aus Mangel an einer geräumigen Wohnung auf dem Schiffe begehen. Schon unter diesem Könige aber fingen die deutschen Seestädte an, den Norden mit den Genüssen und den Bequemlichkeiten des deutschen oder vielmehr des italienischen Lebens bekannt zu machen. Dies folgt daraus, daß Hakon, weil bereits größere Wohnungen gebaut worden waren, das Hochzeitsfest seines Sohnes Magnus auf dem Lande halten konnte, daß ferner ausländische Kaufleute als Gäste bei demselben erschienen und daß in den Kellern des nordischen Fürsten sich Wein genug fand, um den 1900 Menschen, welche zu dem Feste eingeladen waren, einen freien Trunk gewähren zu können.

Hakon der Alte starb auf einer der orkadischen Inseln, auf der Rück-

fahrt von einem Zug nach Schottland. Mit seinem Sohn Magnus VII. (1263—1281) begann für Norwegen eine neue Art von Blüthe und für die deutschen Kaufleute die glänzende Zeit ihres Handels im Norden. Magnus war während seiner ganzen Regierung weit mehr mit dem Streben, seine Norweger zu civilisiren, als mit Kriegs- und Raubzügen beschäftigt; doch ward durch die eingeführte fremde Cultur und durch die Weisheit der von ihm übermäßig begünstigten Pfaffen die alte Kraft und Einheit der rüstigen Norweger gebrochen und es erlosch daher gerade unter dem vortrefflichsten Regenten derselben der alte Glanz ihres Reiches. Er ermunterte und unterstützte übrigens auch die zahlreichen norwegischen Dichter, aus deren Gesängen nachher die norwegischen Annalen des Torfäus hervorgegangen sind und gewährte den isländischen Sängern mythischer Heldensagen seinen Schutz. Am berühmtesten ist Magnus durch seine Gesetzgebung geworden, die ihm den ehrenvollen Beinamen Lagabätter (Gesetzverbesserer) verschafft hat. Er vereinigte nämlich die verschiedenen Satzungen und Rechtsgewohnheiten alter Zeit zu einem einzigen Gesetze und füllte die Lücken desselben durch feste neue Bestimmungen aus. Den deutschen Kaufleuten erlaubte Magnus, um seiner Hauptstadt Bergen die Vortheile deutscher Städte zu sichern, die Errichtung von Waarenlagern daselbst. Zwar beschränkte er, damit auch seine Norweger ihre Gewerbe betreiben könnten, dieses Recht auf eine bestimmte Zeit des Jahres; die Deutschen ließen aber aus ihrer Heimath Handwerksleute nach Bergen kommen, bereicherten die Stadt, führten nützliche Künste ein und gewannen dadurch den König so sehr, daß sie bald nachher neue Privilegien erhielten. Jetzt durften sie eigene Häuser in Bergen bauen, diese bildeten bald einen neuen Stadttheil und schon um 1278 war die deutsche Factorei in Bergen eine Art von Staat im Staate, der sich durch selbst gewählte Beamte und nach eigenen Gesetzen verwaltete.

Schon Magnus' Sohn und Nachfolger, Erich II. (1281—1299), mußte dafür büßen, daß sein Vater um ausländischer Gewerbe und Künste willen fremde Kaufleute und um ausländischer Weisheit und Gelehrsamkeit willen fremde Pfaffen übermäßig begünstigt hatte. Erich wollte seine Norweger von der Religion, Hierarchie und Civilisation des Mittelalters wieder zur Moral und rohen Kraft der Vorzeit zurückführen und gerieth dadurch nicht nur mit der Geistlichkeit in einen heftigen Streit, der ihm den Beinamen des Pfaffenfeindes verschafft hat, sondern er machte auch den vergeblichen Versuch, die deutschen Kaufleute aus dem Lande zu verdrängen. Welchen wichtigen Einfluß seine Vermählung mit der Erbtochter des schottischen Königs auf das Schicksal der Reiche Schottland, England und Frank-

reich hatte, ist bereits früher angegeben worden. Bei Gelegenheit der Ermordung des Königs Erich VII. (Glipping) von Dänemark ließ er sich mit diesem Reich in einen Krieg verwickeln, der sowohl seiner Veranlassung, als auch der Art seiner Führung nach deutlich zeigt, daß Erich danach strebte, die neue ausländische Cultur seines Reiches zu vernichten und den alten normännischen Geist wieder zu erwecken. Er nahm nämlich die Mörder des dänischen Königs in seinen Schutz, leistete ihnen bei ihren räuberischen Angriffen auf Dänemark Hülfe und verband sich sogar mit einem mächtigen Seeräuber, der gleich den afrikanischen Piraten des 18. Jahrhunderts alle Küsten unsicher machte und so geschickt und gefährlich war, daß ihn die Lieder der nordischen Sänger einen zweiten Rollo nennen. Der ganze Norden gerieth damals in Bewegung und unsere Städte an der Weser, an der Elbe und an der wendischen Küste erscheinen dabei als eine Macht neben England und Norwegen. Erich hatte schon vorher bei einem Zwiste mit ihnen ihre Waaren in Bergen wegnehmen und Beschlag auf ihre Schiffe legen lassen und sie hatten damals eine für die Norweger, die sich seit einem Jahrhundert an fremde Bedürfnisse gewöhnt hatten, sehr bedenkliche Maaßregel ergriffen, indem sie die Einfuhr von Mehl und Bier in Norwegen hemmten. Erich hatte sich jedoch dadurch geholfen, daß er eine der feindlichen Städte, Bremen, durch Begünstigungen von den anderen abzog, und so lose war damals noch die Verbindung der deutschen Städte mit einander, daß die Bremer auch später, als nach mehrmaliger Aussöhnung Erich's mit den übrigen Städten der Krieg immer wieder ausbrach, den Norwegern verbündet blieben und Beistand leisteten. Als der Streit zum zweiten Male begann, suchte Erich die benachbarten Fürsten gegen die deutschen Republiken zu vereinigen. Er bot dem Dänenkönig freundlich die Hand, wandte sich an Eduard I. von England, mit welchem er schon früher einen Vertrag zum Schutz gegen die Städte geschlossen hatte, sowie an den König Magnus I. von Schweden, dem er die schiedsrichterliche Entscheidung des Streites überließ. Er mußte jedoch auch diesmal den Kaufleuten nachgeben. Auf einem Congreß in Kalmar, zu welchem jede Stadt der Hanse zwei Deputirte schickte, entschied Magnus, daß Erich die weggenommenen Schiffe zurückgeben, 6000 Mark Schadenersatz zahlen und die Vorrechte der deutschen Städte in Bergen auch auf die Städte Campen, Staveren und Gröningen ausdehnen müsse (1285). Diese Entscheidung ward nachher allen späteren Verträgen mit der Hanse zu Grunde gelegt und blieb die Norm für die Verhältnisse derselben im Norden. Neun Jahre nach dem Kalmarischen Frieden (1294) erlangten die Hanseaten nach einem neuen Kriege noch weit mehr. Sie erhielten den ausschließlichen Handel mit den ersten

Lebensbedürfnissen und wurden von allen bürgerlichen Lasten in einem Lande befreit, in welchem sie nur so lange zu verweilen pflegten, bis sie sich ein Vermögen erworben hatten.

Diese Vorrechte wurden nachher von Erich's Sohn, Hakon VII. Hochbein (seit 1299), nicht nur bestätigt, sondern sogar noch mit neuen Begünstigungen vermehrt. Der Verfall der norwegischen Macht durch fremde Civilisation und fremde Bedürfnisse war jetzt nicht länger aufzuhalten. Er ward unter Hakon sogar noch durch öftere Erdbeben und durch klimatische Veränderungen beschleunigt. Besonders ging damals die Blüthe von Island in Folge furchtbarer Ausbrüche des Hekla unter und diese früher blühende und wichtige Besitzung Norwegens verlor mit jedem Jahrzehnt an Bedeutung, bis sie endlich nach der Vereinigung von Norwegen und Dänemark eine Last für das letztere Land ward. Mit Hakon's Tod (1319) verschwindet die norwegische Geschichte in die dänische und schwedische, zu denen wir deshalb jetzt übergehen.

3. Dänemark.

Nach Knut's des Großen Tode hatte dessen Sohn Hardiknut die Herrschaft über Dänemark erhalten, mit welcher er eine Zeit lang den Besitz von England vereinigte. Nach seinem plötzlichen Hinscheiden (Bd. IV, S. 285) wurde Magnus der Gute von Norwegen in Folge einer früheren Uebereinkunft auch König von Dänemark (1042). Schon unter ihm aber erhob ein Neffe Knut's, Svend Estrithson, Ansprüche auf dieses Land, welche er auch nach Magnus' Tode durchsetzte. Sein Vater Ulf war mit Knut's Schwester Estrith vermählt gewesen; daher wird das Haus, welches er 1047 begründete und unter welchem Dänemark einige Jahrhunderte hindurch wechselvolle Schicksale erfuhr, das der Ulfinger oder Estrithsiden genannt. Fünf Söhne Svend's bestiegen nach einander den Thron; der jüngste, Niels oder Nikolaus, starb erst 1134. In den letzten Jahren seiner Regierung gewann einer seiner Neffen, Knut Laward, das höchste Ansehen nicht nur in Dänemark, sondern sogar im Ausland. Kaiser Lothar krönte ihn mit eigener Hand zum König der Obotriten und Wenden. Dieses Ansehen Knut's reizte jedoch den Sohn des Königs Niels zu solcher Eifersucht, daß er seinen Vetter meuchlerisch erschlug. Doch erlangte der Mörder die Krone nicht; nach seines Vaters Tode entstanden langwierige Thronkämpfe, welche dem deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa Gelegenheit gaben, die Reichshoheit zu behaupten; die dänischen Thronbewerber Svend und Knut, zwischen denen er auf einem Reichstag zu Merseburg als Schiedsrichter auftrat (Bd. V, S. 315), waren zwei Urenkel Svend Estrithson's. Ein dritter, Waldemar, Sohn des ermordeten

Knut Laward und erst nach dessen Tode geboren, gewann schon in früher Jugend in weit höherem Grade die Liebe des Volkes, als seine beiden Vettern; nach dem Tode derselben wurde er von einer Versammlung der Edlen in Roeskild (Rothschild) zum König ausgerufen und sodann vom Erzbischof von Lund gesalbt (1157). Wir haben dieses Waldemar I., der auch der Große heißt, mehrfach gedacht. Unter ihm entwickelte Erzbischof Axel (Absalon) seine umfassende Thätigkeit (s. auch V, 232); der Tempel des Swantewit auf Rügen wurde niedergebrannt und die Insel gemeinschaftlich mit Heinrich dem Löwen in Besitz genommen. Waldemar und Absalon können als Gründer von Kopenhagen (Kaufhafen, portus mercatorum) betrachtet werden. Waldemar's Sohn Knut VI., schon bei des Vaters Leben als Thronfolger anerkannt, unterwarf während seiner 20jährigen Regierung (1182—1202) die Obotriten der dänischen Lehenshoheit und nannte sich König der Dänen und Wenden. Ihm folgte (1202) sein Bruder Waldemar II., dessen Beiname der Siegreiche nur für die erste Hälfte seiner langen Regierung passend ist.

Die großen Eroberungen, welche Waldemar I. und seine genannten beiden Söhne und Nachfolger auf der deutschen Seite der Ostsee und bis nach Esthland hin gemacht hatten, gingen nämlich, wie früher berichtet worden ist, unter Waldemar II. plötzlich wieder verloren und dieser König behielt von den weiten auswärtigen Besitzungen der Dänen zuletzt nur das Recht der Oberherrschaft über Esthland und einige kleine Striche in Livland. Dieser Ueberrest war aber für die Könige von Dänemark eher beschwerlich als nützlich, weil in Esthland die deutschen Städte und in Livland der Orden der Schwertbrüder zu mächtig geworden waren. Auch durch die Seemacht der deutschen Städte hatte Dänemark schon unter Waldemar II. und also noch früher, als Norwegen, zu leiden; denn die Dänen verloren bereits im Jahre 1234 eine große Seeschlacht gegen die Lübecker.

Nach Waldemar's Tode (1241) wurde das Reich unglücklicher Weise unter seine Söhne getheilt. Es entstand daraus sogleich ein Zwist zwischen den Herrschern, der für Niemanden vortheilhafter war, als für die Lübecker, welche damals die dänische Seemacht zu Grunde richteten und dadurch die Kraft des Reiches lähmten. Was übrigens den Angriff der Letzteren auf die Stadt Kopenhagen und ihre berühmt gewordene Eroberung derselben im Jahre 1249 betrifft, so muß man dabei wohl beachten, daß diese Stadt damals ein noch sehr geringfügiger Ort war. Das Ende des Bruderkriegs in Dänemark war das aller Fehden im Mittelalter, Verarmung der beiden kriegführenden Theile und vermehrtes Elend des für den Adel büßenden Landvolkes. Unmittelbar nachher faßte der älteste der Brüder, Erich VI., der

nach des Vaters Verfügung allein den Königstitel führte und eine oberherrliche Gewalt über das ganze Reich haben sollte, den unglücklichen Entschluß, den Rest der dänischen Hülfsmittel für die Schattenherrschaft in Esthland aufzuopfern. Er machte zu einem Zuge dahin Rüstungen, deren Kosten die Kräfte des Landes überstiegen und erhob bei dieser Gelegenheit von jedem Pflug eine Steuer, die ihm so großen Haß zuzog, daß man ihm deshalb den Spottnamen Plogpennig gegeben hat. Noch ehe er seine Rüstungen vollendet hatte, verlor er sein Leben durch seinen Bruder Abel. Er wurde, als er einer Einladung Abel's folgte, auf Veranstalten desselben unterwegs überfallen und, nachdem man ihn hatte beichten lassen, wie ein Verbrecher enthauptet, sein Leib aber mit Blei und Steinen beschwert in die Tiefe eines Flusses versenkt (1250). Dieser Königsmord, der uns den gesunkenen Zustand der dänischen Cultur aufs klarste zeigt, gab der Aristokratie oder den Bischöfen und adelichen Gutsbesitzern, neben welchen der Bauernstand auf den Reichstagen gar nichts, die noch unbedeutenden Städte aber nur sehr wenig galten, eine allzu große Bedeutung; sie verfügten jetzt über den Thron und wurden dadurch mächtiger als der König, welcher anerkennen mußte, daß er das Reich ihrer Wahl, nicht dem Rechte seiner Geburt verdanke. Sie wählten Abel, der jedoch durch 24 Ritter die sogenannte Eideshülfe oder die Bürgschaft, daß er unschuldig sei, leisten lassen mußte.

Abel fand die einzige Stütze und Einnahmequelle für die Könige, die Städte, verpfändet; er wollte sie einlösen und schrieb zu diesem Zwecke eine außerordentliche Steuer aus. Die Dänen scheinen diese Schatzung, welche ihre Stände gebilligt hatten, ohne Widerspruch gezahlt zu haben; die freien Strand- oder Nordfriesen aber, welche neben den Dithmarschen in Schleswig wohnten, widersetzten sich, da sie nur zu einer regelmäßigen jährlichen Abgabe verpflichtet waren, und als man sie mit Gewalt zwingen wollte, ergriffen sie die Waffen. Ihr Land litt in diesem Kriege unsäglich und sie selbst konnten außerhalb ihrer Moräste und Gräben es nicht mit der berittenen Ritterschaft aufnehmen; als sie aber endlich das Heer der Dänen in einer Gegend, wo nur Fußvolk zu gebrauchen war, unvorsichtig gelagert sahen, brachten sie ihm eine schreckliche Niederlage bei. Das dänische Fußvolk war von einer elenden Beschaffenheit, wie es überall in den Feudalheeren zu sein pflegte; die Nordfriesen dagegen waren, wie die Dithmarschen und die Schweizer, eigenthümlich bewaffnet und zum Fußkampfe auf einem ihnen günstigen Boden vortrefflich geübt. Als sie deshalb gegen das Lager der Dänen zogen, wagten diese nicht einmal ihren Angriff abzuwarten, sondern flohen eilig mit großem Verluste davon. Der König sammelte zwar die Flüchtigen wieder

und erfocht mit seinen Reitern einige Vortheile, wurde aber gleich nachher mit seinem ganzen Heere geschlagen. Dies geschah im Jahre 1252, vier Jahre früher, als die Stammverwandten der Nordfriesen, die Westfriesen, im Kampfe für ihre demokratischen Rechte den ritterlichen Kaiser Wilhelm von Holland erschlugen. Wohl verdient der edle freie Stamm größeren Ruhm, als die Normannen und Schweizer; denn er war tapfer zur Vertheidigung des eigenen Gutes und Lebens, zog aber nie übers Meer, um fremde Länder zu erobern, wie die Normannen, und diente nie für Geld den Tyrannen, um fremder Völker Freiheit zu unterdrücken, wie die Schweizer.

Abel hinterließ zwar einen Sohn, dieser war aber auf der Rückreise von Paris, wo er studirt hatte, durch den Erzbischof von Köln nach Art der Ritterschaft seiner Zeit und der Kurden und Araber aller Zeiten überfallen worden und ward von demselben in harter Haft gehalten; denn die deutschen Bischöfe achteten damals Völkerrecht und Menschenpflicht nicht höher, als die dänischen Könige. Abel's Bruder, Christoph I., wurde daher von denselben Herren und Prälaten, welche vorher den Brudermörder auf den Thron erhoben hatten, zum König ernannt. Seinem Neffen, den der Graf von Holstein mit schwerem Gelde loskaufte, gestattete er erst nach einem blutigen Kampfe den Besitz des Herzogthums Schleswig, welches Abel bei der von Waldemar II. verfügten Theilung erblich erhalten hatte. Uebrigens litt das dänische Reich unter Christoph durch Fehden mit dem Grafen von Holstein und seinem Verbündeten, dem Markgrafen von Brandenburg, sowie durch einen vereinten Angriff der Könige von Norwegen und Schweden und durch die Plünderungen der Lübecker. Zu gleicher Zeit wurde das schwache Band, das bisher Esthland und Livland an Dänemark geknüpft hatte, fast gänzlich gelöst, da in diesen Ländern mit der zunehmenden Schwäche der Dänen die Macht der Städte wuchs, und die Schwertbrüder durch ihre Vereinigung mit dem Deutschherren-Orden neue Kraft erhielten.

Christoph's Verlegenheiten benutzte ein eigensinniger Geistlicher, um auch in Dänemark das päpstliche Recht geltend zu machen. Jakob Erlandson war, nachdem er dem Papst Innocenz IV. auf dem Concil zu Lyon gegen Friedrich II. beigestanden hatte, Erzbischof von Lund und dadurch gewissermaaßen Patriarch von ganz Skandinavien geworden. Nach dem in Dänemark bestehenden Kirchenrechte hätte er das Erzbisthum nicht annehmen dürfen, ohne vorher den König zu fragen; er unterließ dies aber nicht nur, sondern erlaubte sich auch eigenmächtig noch andere Dinge, welche jenem Rechte widerstritten. Christoph klagte ihn bei den Reichsständen förmlich an, vereinigte dann die weltlichen Großen noch einmal allein um sich, ward

von diesen bevollmächtigt, den widerspenstigen Pfaffen, der unterdessen noch weiter gegangen war, mit Gewalt zur Ordnung zu bringen, und wandte gegen Erlandson und die mit ihm verbündeten anderen Bischöfe ein Mittel an, dessen sich später auch ein deutscher und ein englischer König nicht ohne Erfolg gegen den Klerus bedienten: er kündigte den Geistlichen den weltlichen Schutz, der ihre Güter und Einnahmen verbürgte, förmlich auf und gab diese also der Raublust der Ritter und ihrer Dienstleute preis. Dagegen boten die Bischöfe das rohe und von den Rittern verachtete Landvolk für sich auf. Die Verwirrung wurde so groß, daß Christoph den Erzbischof endlich überfallen und gefangen setzen ließ. Jetzt sprachen zwar die anderen Bischöfe Bann und Interdict aus, aber nur in wenigen Gegenden leistete man ihrem Verbot Folge. Doch ward der Bruch zwischen König und Geistlichkeit immer größer, der Gottesdienst blieb gestört und die Pfaffen predigten statt des Friedens Aufruhr und Verwirrung. Endlich glaubte, wie man, freilich ohne jeden Beweis, annahm, einer der Geistlichen Gott einen Dienst zu thun, wenn er den König aus dem Wege räume; er vergiftete Christoph mit dem Kelche oder der Hostie des Abendmahls (1259). Der Abt, welchen die Volksmeinung der Unthat beschuldigte, wurde von dem verhafteten Erzbischof Jakob zum Bischof von Aarhuus ernannt.

Da Christoph einen jungen Sohn, Erich VII. Glipping, hinterließ, für welchen seine Mutter Margaretha, eine pommersche Fürstentochter, eine Zeit lang die vormundschaftliche Regierung führte, so eilten die Bischöfe in Verbindung mit Abel's Sohn, dem Grafen Erich von Schleswig, aus der Verlegenheit eines von allen Seiten bestürmten Weibes Nutzen zu ziehen. Sie riefen außer Erich den Fürsten Jaromir von Rügen, mit dessen Tochter dieser sich vermählt hatte, und die Grafen von Holstein ins Land und nun wüthete in Seeland, Schleswig und Jütland ein grausamer, besonders für die armen Bauern verderblicher Krieg, der selbst dann nicht aufhörte, als Margaretha 1261 den Erzbischof seiner Haft entließ. Dieser wollte nämlich der Regentin noch weniger nachgeben, als vorher ihrem Gemahl, und zugleich verlangte der Graf Erich, daß sein Herzogthum Schleswig nach deutscher Weise als ein Erbland gelten sollte. In einer Schlacht, welche der junge König Erich Glipping seinen Gegnern auf der Lohaider Ebene bei Schleswig lieferte (1261), ward er völlig geschlagen und fiel nebst seiner Mutter in die Hände der holsteinischen Grafen. Er selbst wurde dem Markgrafen Otto III. von Brandenburg übergeben, weil dieser für geleistete Dienste viel Geld zu fordern hatte, die Königin blieb in der Gewalt der Holsteiner. Beider nahm sich ein naher Anverwandter, Herzog Albrecht der Große von

Braunschweig, an. Dieser fiel, von den Lübeckern unterstützt, in Holstein ein und erzwang unter Mitwirkung eines päpstlichen Legaten die Freilassung der Königin, welche ihn dann aus Dankbarkeit zum Reichsverweser ernannte. Die Befreiung des jungen Königs, für welchen Otto von Brandenburg ein ungeheures Lösegeld verlangte, wurde erst ein Jahr später durch seine Vermählung mit Otto's Nichte bewirkt. Albrecht verdiente den Beinamen des Großen als Reichsverweser von Dänemark keineswegs; er übte nur Rache an den Feinden der Königin, behandelte die Geistlichen mit großer Härte und machte sich so verhaßt, daß er schon 1263 aus dem Reiche fliehen mußte.

Nach der Rückkehr des Königs begann der Streit mit der Geistlichkeit wieder. Jakob Erlandson mußte mit drei anderen Bischöfen das Reich verlassen, der päpstliche Legat belegte Dänemark aufs neue mit dem Interdict, das jedoch wieder nur an sehr wenigen Orten beobachtet ward. Geistliche und Weltliche bekämpften einander mit roher Gewalt, alle Ordnung schien aufgelöst und die Unterdrückung der armen dänischen Bauern ward durch die Einführung der Leibeigenschaft vollendet. Dem Könige fehlte es indessen nicht an Kraft, Thätigkeit und Unternehmungsgeist; er war sogar in seinem Streite mit dem Klerus am Ende glücklicher, als irgend ein anderer Fürst von Europa. Die Geistlichkeit sah ein, daß die Dänen sich um den von ihr erregten Lärm nicht kümmerten und also das einzige Mittel gebrauchten, durch welches Pfaffen zur Demuth getrieben werden können; sie verständigte sich deshalb auf einer Kirchenversammlung zu Lyon unter Vermittelung des edeldenkenden Papstes Gregor X. mit dem König, und die Sache ward zum Vortheil des letzteren beigelegt. Auch in Schleswig behauptete Erich seine Rechte gegen den Herzog, und in Schweden, wo er sich in die inneren Steitigkeiten mischte, erntete er Ruhm. Dagegen vernichtete seine Bemühung, das Recht der Oberherrschaft in Esthland und Livland zu behaupten, sogar den letzten Rest des Handels, den die Dänen ehemals zwischen diesen Ländern und Italien geführt hatten. Dieser Handel kam in die Hände der deutschen Städte, welchen Erich zahlreiche Privilegien und Marktfreiheiten, ja sogar die Gerichtsbarkeit über ihre Angehörigen im dänischen Gebiet ertheilte.

Noch berühmter, als durch die Rüstigkeit und Thätigkeit, welche Erich in seinen Unternehmungen bewies, ist er als Verbesserer des Staats- und Kirchenrechts in Dänemark. Von den Anordnungen, die er in dieser Hinsicht traf, können jedoch hier blos einige Punkte angedeutet werden, um das Verhältniß seiner Begriffe von Recht und Polizei zu den jetzt herrschenden anschaulich zu machen; denn die ausführliche Darlegung und Beurtheilung des Ganzen kommt nur dem

Rechtskundigen zu. Erich raubte dem unterdrückten Volke den letzten Rest seiner im 12. und 13. Jahrhundert allmählich untergegangenen Freiheit, da er die Gerichtsbarkeit der geistlichen und weltlichen Güterbesitzer mit einigen wenigen Ausnahmen und Beschränkungen gesetzlich anerkannte und dadurch die alten Volksgerichte vernichtete. Ueberhaupt wurden durch Erich's Gesetze die Volksrechte, die in früheren Jahrhunderten einer freien und wohlstehenden Bauernschaft angehört hatten, einzig auf die Geistlichkeit und den Adel übertragen. Der König ertheilte nämlich 1282 seinen Großen, ohne dabei des Volkes auch nur zu gedenken, einen merkwürdigen Freiheitsbrief, in welchem er dem Adel und der Geistlichkeit einen jährlichen Reichstag (den sogenannten Dänenhof) zusicherte und nicht nur das Recht gab, daß weder Verhaftung noch Strafe ohne gerichtliche Untersuchung über sie verhängt werden sollte, sondern ihnen auch erlaubte, sich durch freiwillige Verbannung der Strafe für ein Verbrechen zu entziehen. Er gelobte außerdem eine strenge Aufrechthaltung der Gesetze Waldemar's II., besonders in Bezug auf die Kirche. Was seine polizeilichen Verordnungen angeht, so verfielen er und die Stände in den auch anderwärts öfters begangenen Fehler, den Staat mit der Mode in einen beständigen Krieg zu verwickeln. Auf einem Reichstage ward nämlich verordnet, daß Niemand Gold oder Silber zum Schmuck der Kleidung gebrauchen solle, daß sogar der König keine geschlitzten Kleider tragen dürfe und daß es Keinem zur Schande gereiche, seine Kleider länger als ein Jahr zu tragen. Das Bier ward bei diesen Anordnungen ebenfalls zu einer Reichsangelegenheit gemacht, da man auch über den Handel desselben besondere Vorschriften gab. Ferner hob Erich die Verpflichtung der Geistlichen und Klöster, die Reisenden zu verpflegen, auf und befahl die Einrichtung von Wirthshäusern. In Betreff des Todtschlages wurde verordnet, daß der Mörder die Verwandten des Getödteten mit baarem Gelde, nicht mit Waare oder Vieh abfinden solle. Dabei ward zugleich die Gestattung der alten Blutrache dunkel zu verstehen gegeben, da man sie, so lange der Mörder lebe, auf diesen beschränkte und selbst dem Könige untersagte, die Verwandten des Mörders zur Mitbezahlung des Sühnegeldes anzuhalten.

Die Bevorrechtung der Großen, in Folge deren wenige hundert Personen den Staat ausmachten und die Anderen als verachtete Sklaven und Leibeigene blos die Lasten desselben trugen, zog nachher bei jeder Königswahl die Erpressung neuer Vorrechte nach sich; Erich selbst aber ward das Opfer der rohen ritterlichen Oligarchie und eines ihrer Raubhelden. Er hatte den Marschall Stigo Andersen in der Person seiner Gattin, gegen die er sich wie ein roher Barbar verging,

tödtlich beschimpft. Dieser verband sich deshalb mit einer Anzahl anderer Großen, um Rache an dem Könige zu nehmen, und Erich ward 1286 von den Verschworenen, als er auf der Jagd in einer Scheune ruhte, im Schlafe überfallen und ermordet. Die Thäter wußten sich darauf eine Zeit lang unentdeckt zu halten, flohen, als dies nicht länger möglich war, zum König Erich Pfaffenfeind von Norwegen, und erhielten nicht blos Schutz von ihm, sondern durften auch in Verbindung mit norwegischen Freibeutern lange Zeit räuberische Angriffe auf Dänemark machen. Stigo ließ sich auf einer Insel nieder, befestigte sie und machte sich bis zu seinem Tode durch grausame Seeräuberei berüchtigt.

Auch der nächste Anverwandte des Königs, Waldemar von Schleswig, soll ebenso, wie die meisten anderen Großen und selbst der erste Geistliche des Reiches, mehr oder weniger Antheil am Königsmorde gehabt haben, ward aber durch ein Untersuchungsgericht frei gesprochen. Da des erschlagenen Königs Sohn, Erich VIII. Menved, erst zwölf Jahre alt war, so erhielt Waldemar als nächster Anverwandter desselben auf einige Zeit die Regentschaft. Der junge König, welcher nach einigen Jahren die Regierung übernahm, zeichnete sich durch Milde und Freundlichkeit aus. Bei der Gesunkenheit, in welche Dänemarks Macht gerathen war, brachten ihn die unaufhörlichen Angriffe und Räubereien der Norweger und der mit ihnen verbundenen Mörder seines Vaters in große Verlegenheit. Er suchte daher Hülfe bei seinen Nachbarn in Schweden und Deutschland. Den König von Schweden, Magnus I., knüpfte er durch eine Doppelheirath und ein Bündniß an sich, die deutschen Städte aber, welche die Hanse bildeten und ebenso wie er von den Seeräubern litten, bewog er zu einer gemeinschaftlichen Bekämpfung derselben. Er bemühte sich zugleich um die Aufnahme in ihren Bund und hoffte diese um so eher zu erhalten, da er kurz zuvor das Schutzrecht über die Bundesstadt Rostock erworben hatte. Er zwang nämlich (1313) diese Stadt nach einer harten Belagerung zur Uebergabe, so daß sie sich dem Herzoge von Mecklenburg unter Lehenshoheit des dänischen Königs unterwarf. Die Hanseaten waren aber zu klug und zu eifersüchtig auf ihre Freiheit, um ihn zum Bundesgliede oder Bundeshaupte zu machen. Die oberherrlichen Rechte über Rostock zogen übrigens den dänischen König in alle Händel der mecklenburgischen Herren, und man glaubte sogar, er gehe mit dem Gedanken um, das alte Ostsee-Reich seines Ahnen Waldemar II. wiederherzustellen, zumal da seine Mutter sich 1293 mit dem Grafen von Holstein-Kiel vermählte und ihm neben der Hülfe ihres Verwandten, des Markgrafen von Brandenburg, auch die der Holsteiner verschaffte.

Durch diese deutschen Verhältnisse in unzählige Händel verwickelt, gerieth Erich auch noch mit seiner Geistlichkeit und mit dem herrschsüchtigen Papst Bonifacius VIII. in einen Streit, der zuletzt nur zum Vortheil des römischen Stuhles und seiner angemaaßten Gewalt in weltlichen Dingen endigte. Der Erzbischof von Lund, Johann Grand, welcher die erzbischöfliche Würde, ohne den König zu fragen, angenommen hatte, kränkte ihn auf verschiedene Weise und war außerdem schon vorher der Mitwissenschaft des an Erich's Vater begangenen Mordes verdächtig. Als daher sein Neffe, welcher zu den Verschworenen gehört hatte, wider ihn zeugte, verfuhr der erbitterte König mit der ganzen rohen Barbarei und Ungerechtigkeit seiner eisernen Zeit gegen ihn, so daß das Betragen dieses sonst milden Königs uns eine schreckliche Vorstellung von dem Verfahren der harten Könige gibt. Er ließ Johann Grand in Lund hinterlistig gefangen nehmen, auf schimpfliche Weise mißhandeln und dann in einen entsetzlichen Kerker werfen, wo der Erzbischof in schweren Fesseln Hunger und Noth litt. Dies zog dem Könige den päpstlichen Bann nebst dem Interdict und die Vorladung nach Rom zu; der Erzbischof entkam aus dem Gefängniß, und Erich, welcher unterdessen gegen das Kapitel und die Kirche von Lund auf barbarische Weise gehaust hatte, schickte endlich seinen Kanzler nach Rom, wohin sich auch Johann Grand begeben hatte und wo nun der Papst ein förmliches Gericht über den dänischen König hielt. Doch wurde dadurch der Streit keineswegs geendigt; er dauerte vielmehr noch einige Jahre fort, bis endlich König Erich, obgleich auch damals das Interdict von den Dänen wenig befolgt worden war, die Rechte seines Reiches seinem persönlichen Vortheil und seinem Haß gegen den Erzbischof opferte. Er beugte nämlich sein königliches Ansehen unter das päpstliche, erkannte den Papst als seinen Richter und nahm die berüchtigte Bulle Unam sanctam, welche die weltliche Macht der geistlichen förmlich unterordnete, gegen welche daher allgemein protestirt ward, in bestimmter und urkundlicher Weise an (1303). Er wurde dadurch des Erzbischofs entledigt; denn der hocherfreute Papst Bonifacius entfernte denselben gegen eine Entschädigungssumme nicht nur von dem Bisthum Lund, sondern auch aus Dänemark, indem er ihn zunächst nach Riga versetzte.

Wie man übrigens auch Erich's Verfahren bei der Beendigung dieses Streites ansehen mag, Nutzen brachte es ihm jedenfalls; denn er erhielt dadurch freie Hand und gewann das, was er dem Papst opferte, gegen Schleswig und gegen die deutschen Herren und Städte doppelt wieder. Er entriß dem Herzog Waldemar von Schleswig die

Inseln, welche dieser während seiner Regentschaft geraubt hatte, nahm die Bauern desselben in seinen Schutz und benutzte die in Holstein und Mecklenburg herrschende Verwirrung, um sich als Oberherr in diesen Ländern und sogar in der Stadt Lübeck geltend zu machen. Im nördlichen Deutschland war nämlich das Ansehen der Kaiser, das im Süden und in der Mitte des deutschen Reiches nur wenig galt, ganz erloschen; die Städte, Grafen und Herren von Holstein und Mecklenburg hatten daher weder Furcht vor einem höchsten Richter, noch konnten sie auf Schutz von demselben hoffen. Die Folge war, daß Streitigkeiten und Fehden in jenen vielfach getheilten Ländern fast unaufhörlich walteten und daß dies dem benachbarten Dänenkönig Gelegenheit gab, ihnen seinen Schutz aufzudringen. Besonders war den Grafen und Herren, welche ihre Bauern in den Zustand der Leibeigenschaft herabgedrückt hatten, das demokratische Wesen und Treiben der streitbaren Dithmarschen und der zu immer größerer Wohlhabenheit und Macht aufblühenden Städte ein Dorn im Auge, zumal da die Ersteren sich oft zu Wasser und Land Raub und Gewaltthätigkeiten gegen ihre Nachbarn erlaubten. Im Jahre 1289 geriethen die Grafen von Holstein auch noch mit ihrer eigenen Ritterschaft in Streit und jagten diese aus dem Lande. Die vertriebenen Vasallen rächten sich durch verheerende Raubzüge, welche alle Straßen unsicher machten und das ganze Land zwischen der Bill und Trave in eine halbe Einöde verwandelten. Dies nöthigte die Stadt Lübeck, sich in den Streit einzumischen und da sie dadurch ins Gedränge kam, so mußte sie, wie kurz vorher Florenz die neapolitanischen Könige, den König von Dänemark auf zehn und dann noch auf vier Jahre zum Schutzherrn annehmen. Auch die Grafen von Holstein und der Herzog Heinrich von Mecklenburg waren nachher genöthigt, die Oberherrschaft des dänischen Königs anzuerkennen und es schien zuletzt wirklich, als wenn das frühere Dänenreich diesseits der Ostsee wieder hergestellt werden sollte. Selbst in Esthland und Livland hoffte Erich seine Rechte geltend machen zu können, ungeachtet er zu gleicher Zeit mit seinem herrschsüchtigen Bruder, dem nachherigen König Christoph II., und mit dem empörten Adel in Jütland zu kämpfen hatte und sogar in die Zwistigkeiten der Schweden verwickelt ward. Dieser wiederauflebende Glanz des dänischen Reiches dauerte jedoch nur kurze Zeit und war von dem großen Nachtheil begleitet, daß die Hülfsmittel, durch welche die Könige sich im Inneren Ansehen und Gewicht hätten verschaffen können, zur Bereicherung deutscher Fürsten und Ritter dienten. Bei Erich's Tode waren die Krongüter, aus deren Einkünften die Kosten der Regierung und des königlichen Hofes hauptsächlich hätten bestritten wer-

den sollen, meistentheils an deutsche Fürsten und an Ritter und Verbündete verpfändet, welche Erich gebraucht hatte, um an den Küsten der Ostsee zu glänzen.

Als Erich Menved 1319 starb, maaßten sich die dänischen Großen, welche noch roher und trotziger als die deutschen waren, dieselbe Gewalt in Betreff der Besetzung des Thrones an wie diese; auch sie wollten das Recht haben, den Prinzen, der ihnen am liebsten war, zum König zu ernennen. Sie nahmen von den unaufhörlichen Fehden, welche Erich's Bruder, Christoph II., mit diesem gehabt hatte, Veranlassung, ihm die Nachfolge zu erschweren und auf diese Weise zum Nachtheil des Volkes neue Beschränkungen des königlichen Ansehens, neue Rechte des Adels und der Geistlichkeit zu erlangen. Erst nach zweimonatlichen Unterhandlungen und nachdem sie eine Capitulation erpreßt oder, wie man neuerdings hie und da gesagt hat, dem Thronbewerber Christoph eine Constitution octroyirt hatten, erkannten sie ihn als König und seinen Sohn Erich als Mitregenten an. Die Herren, welche diesen Vertrag machten, nahmen dabei so wenig Rücksicht auf die Umstände, daß sie, ungeachtet fast alle Krongüter in fremden Händen waren, dem Könige vorschrieben, er solle von ihnen weder Zölle noch andere Abgaben erheben: eine Bedingung, welche voraussichtlich nicht erfüllt werden konnte. Uebrigens zeigt der Inhalt dieser Constitution in Verbindung mit den Begebenheiten der nächsten Zeit, wie leicht es ist, die allerbesten Anordnungen zu machen und in aller Form zu verbürgen und wie schwer oder unmöglich, auch nur den hundertsten Theil davon zur Ausführung zu bringen. Die neue dänische Verfassung oder Wahlcapitulation, die am 10. Januar 1320 zu Wiburg festgesetzt und vom König beschworen wurde, ist uns noch in lateinischer Sprache urkundlich erhalten. Sie enthielt die vortrefflichsten Bestimmungen, obgleich darin für die armen Bauern nur dürftig gesorgt ist. Es werden neben der Freiheit des Handels ebensowohl die Rechte der Kaufleute, sowie einer gewissen Klasse freier Bürgerlichen und der nicht zum Herrenstande gehörenden Adelichen gesichert, als die Vorrechte der Herren und Prälaten. Es wird der ganze Proceßgang und die Unterordnung der verschiedenen Gerichtsstellen festgesetzt und Jeder weiß, daß er nur vor ein bestimmtes Gericht gezogen werden darf, sowie daß öffentliche Volksgerichte die persönliche Freiheit und das Eigenthum schirmen. Von den Volksgerichten wird dem Verurtheilten, wiewohl vielleicht aus einer nicht gerade rühmlichen Nebenabsicht, die Berufung an König und Reichsversammlung gestattet. Auch von dem königlichen Gerichtshof kann Berufung an den D a n e h o f oder die Reichsversammlung stattfinden. Diese selbst soll jährlich gehalten werden und der König darf kein

Mitglied derselben wegen dessen, was zur Vertheidigung der Landes- und Volksrechte gesprochen wird, zur Rede stellen.

Wie die Großen, so suchte auch der Papst damals aus der Lage der Dinge in Dänemark Vortheil zu ziehen. Er benutzte nämlich die Gelegenheit, um die Krönung der dänischen Könige vom Eigensinn eines Erzbischofs und von der Habsucht Roms ebenso abhängig zu machen, wie die der deutschen Könige war. Christoph und sein Sohn wurden nicht eher gekrönt, als bis sie 1322 die Habsucht des dänischen Erzbischofs und des päpstlichen Legaten befriedigt hatten und der Papst selbst schrieb den dänischen Reichsständen, daß er jede Krönung, welche nicht von dem Ersteren verrichtet oder gebilligt sei, für ungültig erkläre. Uebrigens suchte sich Christoph gegen die Uebermacht seiner Großen dadurch zu schützen, daß er die benachbarten deutschen Fürsten für sich gewann, er mußte aber die kräftige Hülfe derselben theuer bezahlen. Auch suchte er durch eine Verbindung mit Ludwig dem Baiern, der in seinem Kampf um das deutsche Kaiserthum fremder Hülfe sehr bedurfte und daher 1325 seinen Sohn Ludwig von Brandenburg mit Christoph's Tochter Margaretha verlobte, das Herzogthum Schleswig von Deutschland zu trennen und wieder mit Dänemark zu vereinigen. Sein Plan mit diesem Herzogthum zog ihm einen unglücklichen Krieg mit dem holsteinischen Grafen Gerhard zu, der sich früher im Kriege mit zwei anderen holsteinischen Grafen und ihren Bundesgenossen, den Dithmarschen, den Beinamen des Großen erworben hatte. In Holstein hatten sich nämlich, nachdem das schauenburgische Haus durch Theilung lange sehr geschwächt gewesen war, nach einander drei mächtige und streitbare Fürsten desselben erhoben. Diese waren Johann der Milde von Wagrien, Johann von Stormarn und Gerhard der Große von Rendsburg. Der Letztere war anfangs ein ganz armer Graf, gelangte aber durch Tapferkeit und Glück zu Reichthum und Macht, führte den so eben erwähnten ehrenvollen Krieg und vermehrte gleich nachher (1317) den in demselben erworbenen Ruhm durch einen Sieg über die Dithmarschen, die sich verwüstende Einfälle in Holstein erlaubt hatten. Diese Niederlage bewog hierauf die ganze Ritterschaft des Landes, sich gegen die tödtlich verhaßte Bauern-Republik ebenso zu verbünden, wie sie sich 100 Jahre früher gegen die Stedinger verbündet hatte. Gerhard der Große fiel mit Johann von Stormarn, Heinrich von Mecklenburg und elf anderen Landherren in das Gebiet der Dithmarschen ein; diese wurden aber gerade durch die Uebermacht ihrer Feinde zum verzweifelten Widerstand getrieben und erfochten einen ähnlichen Sieg, wie kurz vorher die Schweizer bei Morgarten. Durch das trockene Wetter nämlich begünstigt, eroberten die Fürsten und Ritter das ganze beim Regen unwegsame Land, schlugen die Bauern

in einem Treffen und brachten sie in die äußerste Noth. Auf künstlich errichteten Hügeln stehen in diesem Marschlande die Häuser, auf höheren Stellen sind die Kirchen gebaut; diese dienten jetzt als Festungen und die Hauptfestung war die Kirche von Oldenwöhrden. Hier wurden die Dithmarschen so enge eingeschlossen, daß sie sich zu einer Capitulation erboten. Der erbitterte Adel wies dies zurück, weil er die Bauern in der Kirche zu verbrennen hoffte; er versäumte aber hierüber den günstigen Augenblick und veranlaßte eine Gegenwehr, welche den Bauern des ganzen Ländchens Zeit gab, sich rund um das belagernde Heer zu sammeln, während zugleich die den Rittern günstige Jahreszeit verfloß. Jetzt benutzten die Bauern Witterung, Natur des Bodens und Stellung und griffen mit ihren der Oertlichkeit angepaßten Waffen die unbeholfene Ritterschaft an. Sie erschlugen 2000 Ritter und tödteten von den vierzehn Landherren, welche an der Spitze derselben standen, nicht weniger als zwölf (1322).

Glücklicher, als gegen die Dithmarschen, war Gerhard gegen den König Christoph, der von Anfang an die Unzufriedenheit des dänischen Adels erregt hatte, weil er die von ihm unterschriebene Capitulation nicht beobachtete. Christoph hatte beim Tode Erich's von Schleswig (1325) dieses Land sogleich besetzen lassen; Gerhard aber, der die Vormundschaft von Erich's Sohn, Waldemar, als mütterlicher Oheim in Anspruch nahm, zog gegen ihn und erfocht durch Kriegslist bei Schloß Gottorp einen glänzenden Sieg. Die unzufriedenen Großen säumten nicht, sich mit dem Besieger ihres Königs zu verbinden und da Christoph nach seiner Niederlage durch eine harte Steuer und durch seine deutschen Söldlinge auch das Landvolk gegen sich erbitterte, so erhob sich auch dieses. Sein Sohn Erich ward von den Bauern überfallen und in den Kerker geworfen, er selbst mußte mit den beiden anderen Söhnen nach Deutschland fliehen und Gerhard wurde Herr des dänischen Reiches. Vergebens machte hierauf Christoph den Versuch, mit Hülfe deutscher Fürsten dasselbe wieder zu erobern; sein Unternehmen mißlang durch die Treulosigkeit seines eigenen Schwagers, des Herzogs Wratislav von Pommern und die Dänen erhoben Gerhard's zwölfjährigen Mündel, **Waldemar III.**, auf den Thron. Den Vortheil dieser Revolution theilte Gerhard, der eigentliche Herr des Landes, mit drei dänischen Großen, welche schon bei Christoph's Capitulation durch die Schwächung des königlichen Ansehens das Meiste gewonnen hatten, mit **Knud Porse**, dem Marschall **Ludwig Albertson von Eberstein** und dem Reichsdrost **Lauritz Jonson**. Der Erstere, welchem Christoph bei seinem Regierungsantritt sogar den bis dahin nur königlichen Prinzen ertheilten Titel eines Herzogs gegeben hatte, erhielt Südhalland, Samsoe und Kal-

lundborg, der Zweite Kolding und Ripen, der Dritte Langeland und Arroe. Gerhard selbst ließ sich von seinem Mündel Süd-Jütland auf ewige Zeiten ertheilen. Der Wahlcapitulation wurden, als Waldemar III. sie zu unterschreiben hatte, noch einige Beschränkungen der Königsmacht beigefügt, so z. B. daß nie wieder bei Lebzeiten des Königs ein Nachfolger desselben eingesetzt werden sollte.

Christoph irrte lange umher und suchte vergebens Hülfe bei seinen Verwandten und bei den Esthländern, welche noch immer die dänische Oberhoheit anerkannten. Endlich wandte er sich an Lübeck und die anderen deutschen Seestädte und gewann sie durch die Zusage von ganz neuen Handelsvorrechten. Die Lübecker brachten einen großen Bund zur Wiedereroberung von Dänemark zu Stande, an welchem außer Christoph's Halbbruder, Johann von Holstein, auch zwei mecklenburgische Herzoge Theil nahmen und die Unzufriedenheit, welche Gerhard und Waldemar durch ihre im Lande vertheilte holsteinische Ritterschaft erregt hatten, half das Unternehmen befördern. Christoph landete auf Seeland und ward, nachdem er seinem habsüchtigen Bruder bedeutende Besitzungen hatte zusprechen müssen, von Gerhard und Waldemar in einem von den Lübeckern vermittelten Vertrag als König anerkannt (1329). Dieser Vertrag wurde aber gleich nachher wieder gebrochen und erst im folgenden Jahre kam endlich die Sache zu einer bleibenden Entscheidung. Johann von Holstein und Gerhard schlossen auf Unkosten ihrer Schützlinge einen Frieden, in Folge dessen Waldemar den Königstitel niederlegte und sich mit dem Herzogthum Süd-Jütland zufrieden gab, Christoph aber, ohne die Mittel, auch nur anständig zu leben, wieder als König eingesetzt ward. Der Letztere konnte in seinen traurigen Umständen das königliche Ansehen so wenig geltend machen, daß ihn sogar einst zwei Raubritter aus seiner wohlverwahrten Wohnung trieben und davon führten. Das dänische Reich schien sich damals auf einige Zeit ganz aufzulösen; denn Gerhard hatte in dem Friedensvertrag Nord-Jütland, Nord-Friesland und Fünen für sich erhalten, Knud Porse's Familie besaß Halland unter schwedischem Schutz, Christoph's Halbbruder herrschte in Seeland und Laland, und das Land Schonen, welches dem Letzteren von Christoph zuerkannt worden war, hatte, um des deutschen Druckes los zu werden, ebenso wie Blekingen dem Schwedenkönig gehuldigt. Christoph starb 1332, durch die erlittenen Kränkungen gebeugt, auf der Insel Falster.

4. Schweden.

Die schwedische Geschichte dieses Zeitraums bedarf nur einer kurzen Uebersicht, da sie nicht, wie die dänische, mit der Geschichte von Nord-

deutschland und dadurch mit den Angelegenheiten von Europa überhaupt näher zusammenhängt. Auch gehört die Geschichte des schwedischen Reiches bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, obgleich die Begebenheiten selbst historisch sind, immer noch der Sagenerzählung an und man kann sie, je nachdem sie von der einen oder der anderen Seite aufgefaßt wird, ganz verschieden darstellen. Poetisch aufgefaßt erscheint Alles heroisch, ritterlich, genial und wieder rührend fromm; prosaisch betrachtet aber ist Alles roh, grausam, blutig, mitunter abgöttisch, abergläubisch und fanatisch.

Das alte Königshaus von Upsala, welchem noch Olaf Schoßkönig (Bd. IV, S. 275) angehört hatte und welchem die Eingeborenen, wie die Griechen ihren Königsfamilien im heroischen Zeitalter, göttliche Abstammung zuschrieben, starb etwa um die Zeit aus, da Svend Estrithson in Dänemark zu regieren begann (gegen 1050). Ein Seitenverwandter jenes alten Hauses war König Stenkil, der dem Christenthum zugethan war, doch die alten Tempel nicht zerstörte; er starb 1066. Der neue Glaube war aber so schwach begründet, daß noch ein Enkel Stenkil's, König Inge, um seiner Anhänglichkeit an das Christenthum willen von einem heidnisch gesinnten Verwandten, Svend dem Opferer, vertrieben wurde und erst nach einigen Jahren wiederkehren konnte (um 1104). In den Zeiten der ersten Kreuzzüge und unmittelbar nachher unterhalten uns die schwedischen Chroniken nur von einem steten Wechsel der Regenten, von Ermordungen derselben, von Empörungen der Großen und von Grausamkeiten roher und sinnlicher Naturmenschen, deren Christenthum eine leere Form war. Besonders in der Umgebung von Upsala hatte der Odin- und Thorcultus einen festen Halt; die Christen, welche den heidnischen Tempel nicht besuchten, mußten ein Loskaufgeld entrichten. Dies dauerte eine Zeit lang noch unter dem König Swerker I. (1133—1155) fort, der, obwohl ein Enkel Svend's des Opferers, doch ein eifriger Christ war und dem der heilige Bernhard fromme Mönche aus Clairvaux zur Bekehrung seines Volkes zusandte. Noch mehr wurde das Christenthum unter seinem Nachfolger Erich IX., der sich durch seinen Eifer für die Einführung der Hierarchie den Beinamen des Heiligen erworben hat, im schwedischen Volk befestigt. Erich war der Sohn eines angesehenen Bauers in Upland; er unternahm einen Bekehrungszug gegen die Finnen; erfolgreicher jedoch war sein Bestreben, das Familienrecht zu Gunsten der Frauen umzugestalten. Die Stadt Stockholm führt noch jetzt sein Bild im Wappen. Bis zur Zeit des nächsten Königs, Karl Swerkerson's (1160—1168), gehörte das Land zum Sprengel des Erzbischofs von Lund, welcher bis dahin der Patriarch des Nordens gewesen war; unter diesem König aber wurde 1163 das

Erzbisthum Upsala gestiftet und Schweden hatte seitdem sein eigenes geistliches Oberhaupt. Nachher verflossen noch gegen hundert Jahre, ehe man wagen durfte, den Schweden zuzumuthen, was im übrigen Europa schon seit dem 11. Jahrhundert strenges Gesetz geworden war; denn erst auf der Kirchenversammlung zu Skenige (1248) ward durch die Bemühungen eines päpstlichen Legaten die Priesterehe verboten, das Studium des kanonischen Rechts anbefohlen und die Verordnung erlassen, daß die Ernennung der Bischöfe von allem Einfluß der weltlichen Macht unabhängig sein solle. Indessen wurden diese Verfügungen auch nachher noch lange Zeit nicht befolgt.

Die nächsten fünf Könige gehörten abwechselnd dem Hause Erich's des Heiligen und dem Geschlechte Swerker's an, bis das letztere 1222 erlosch. Nun wurde Erich Erichsson auf den Thron gerufen, den er nur mühsam und unter blutigen Bürgerkriegen behauptete, bis er 1229 aus dem Lande getrieben ward. Er kehrte zwar nach fünf Jahren wieder zurück und blieb dann bis zu seinem Tode (1250) König; aber mächtiger als er war die Familie der Folkunger, welche an der Spitze der Großen glänzte und deren Haupt unter dem Titel Jarl oder Herzog die Angelegenheiten der Nation leitete und ihre Nationalkriege führte. Diese Kriege waren meist gegen die heidnischen Finnen gerichtet und erhielten dadurch, daß man sie Kreuzzüge nannte, eine religiöse Beziehung. Uebrigens suchten die übermächtigen Großen die anderen Theile der Nation ihrer Rechte zu berauben und ihre Gesetze waren daher größtentheils auf Unterdrückung des in seiner Freiheit oft übermüthigen Volkes berechnet. Die Folkunger erlangten nach Erich's Tode auch die königliche Würde. Die Aristokratie erwählte nämlich Waldemar, den Sohn Birger's, des mächtigen Familienoberhauptes. Bis zu Birger's Tod (1266) führte dieser die Regierung im Namen seines Sohnes. Seine Herrschaft war reich an Blutscenen, wie die seiner Vorgänger, und die neue Dynastie wurde von den mächtigen Großen nicht weniger angefeindet, als die früheren. Birger that Alles, um seiner Familie sowohl durch List, als durch Gewalt den Thron zu sichern. Er verlieh außerdem zwei jüngeren Söhnen, Magnus und Erich, besondere Herzogthümer und hoffte durch diese Maaßregel dem König eine Stütze in ihnen zu geben, stiftete aber nur Hader und Feindschaft. Mehrere Glieder des Stammes der Folkunger ergriffen sogar, weil sie sich seiner Herrschaft nicht fügen wollten, die Waffen, sie wurden aber nach und nach alle besiegt. Durch Heirathen knüpfte Birger das neue Herrscherhaus an das alte Geschlecht der dänischen Könige und mit den deutschen Handelsstädten, sowie mit den Colonieen derselben auf der Insel Gothland schloß er Verträge, in welchen nicht blos der Handel derselben, sondern auch

die von ihnen ausschließend betriebenen Gewerbe sehr begünstigt wurden. Durch Anlegung einer Burg zur Abwehr finnischer Seeräuber am Ausflusse des Mälarses wurde er wahrscheinlich der erste Begründer von Stockholm.

Nach Birger's Tod gerieth Waldemar, der nur für Liebschaften und Liebesabenteuer Sinn hatte und darüber die Reichsgeschäfte versäumte, mit seinen Brüdern Magnus und Erich in Zwist. Die Königin selbst, eine Tochter Erich Plogpennig's von Dänemark, vermehrte die Feindschaft durch Spott und Stolz, und Waldemar verschaffte den ehrgeizigen Bestrebungen seiner Brüder Kraft und Erfolg, als er sich in einen vertrauten Umgang mit seiner Schwägerin Jutta einließ, die das geistliche Gelübde abgelegt hatte und bei einem Besuche ihrer Schwester in Schweden, wo man sie wie einen göttlichen Engel empfangen hatte, ihrer eigenen Schwäche und den Lockungen des ebenso schönen, als sinnlichen Königs erlag. Dieser erbitterte dadurch die Geistlichkeit und das Volk und suchte nachher den allgemeinen Zorn vergebens durch eine büßende Pilgerfahrt nach Rom zu versöhnen. Seine Brüder aber säumten nicht, von seinen Fehlern und von der herrschenden Stimmung Nutzen zu ziehen. Sie verbanden sich mit König Erich Glipping von Dänemark, erhielten von demselben dänische und deutsche Streiter und begannen 1275 einen Bürgerkrieg, in welchem sie ihren leichtsinnigen Bruder besiegten und mehrere Male gefangen nahmen. Er blieb zuletzt bis zu seinem Tode (1302) in ihrer Haft.

Sein älterer Bruder, Magnus I., welcher schon im Jahre 1279 förmlich die Krone genommen hatte und mit einer Tochter Gerhard's des Großen von Holstein vermählt war, zog diesen und viele deutsche Ritter nicht allein ins Land, sondern gewährte ihnen auch großen Einfluß und erbitterte dadurch die Schweden, besonders aber seine eigene Familie. Einige Häupter der Folkunger überfielen daher plötzlich den Grafen Gerhard und schleppten ihn gefangen fort. Magnus bewirkte zuerst durch Verstellung die Freigebung seines Schwiegervaters und befestigte sich dann dadurch auf dem Thron, daß er alle gegen ihn verbündeten Stammesverwandten mit heuchlerischen Worten zu sich lockte, um sich ihrer Person zu bemächtigen und dann einen Theil von ihnen enthaupten, die Anderen aber ihrer Güter berauben ließ. Um jene Zeit erlangte er auch die Anerkennung seines ältesten Sohnes als Königs und Nachfolgers. Der Gebrauch, welchen Magnus bald nachher von dem gewaltsam erworbenen königlichen Ansehen machte, ist durch seinen sonderbaren Beinamen Scheuerschloß (Ladulås) verewigt worden. Magnus trug nämlich durch strenge Gesetze Sorge, daß die rohe und übermüthige Ritterschaft

nicht wie in Deutschland des Bauern sauer erworbenes Gut raube, oder er legte, wie man zu sagen pflegte, ein Schloß vor die Scheuern der Bauern. Freilich suchte er daneben auch die ritterlichen Uebungen der anderen Länder Europas und mit ihnen die ritterliche Zucht, Galanterie und Bildung in Schweden einzuführen; allein er that doch zugleich alles, was er konnte, um dem Faustrecht Schranken zu setzen. Die neue Civilisation brachte übrigens, wie in unseren Tagen, systematische Steuern mit sich. Unter Magnus ward nämlich das, was die Regenten bisher gewaltsam von den Bauern erpreßt hatten, in eine regelmäßige und deshalb weniger drückende, dafür aber auch fortdauernde Belastung verwandelt und die schwedische Geistlichkeit, welche bis dahin die Steuerfreiheit zwar gesucht, aber niemals gesetzlich erlangt hatte, von der Theilnahme an den Staatslasten gesetzlich befreit. Eine eigentliche Steuerordnung jedoch, wie man sie ihm zuzuschreiben pflegt, hat er wohl nicht gemacht. Welche wichtige Rolle Magnus in den Streitigkeiten unserer deutschen Städte mit den norwegischen Königen durch seinen schiedsrichterlichen Spruch zu Kalmar spielte, haben wir in der norwegischen Geschichte berichtet.

Bei seinem Tode (1290) war sein ältester Sohn, Birger, erst neun Jahre alt; Magnus hatte den Marschall Torkel Knutson zum Vormund desselben und zugleich seiner beiden jüngeren Söhne, Erich und Waldemar bestellt. Diese vormundschaftliche Regierung war eine der trefflichsten und ist bei dem damaligen Zustande von Schweden, nach so vielen bürgerlichen Kriegen, Grausamkeiten und Blutscenen eine in den Zeiten des bewegten Mittelalters sehr auffallende Erscheinung; denn während in ganz Europa Fehden und Verwirrungen walteten, wurde in Schweden Ordnung und Ruhe erhalten, die Grenze des Reiches ausgedehnt und die Civilisation besser begründet und verbreitet.

Torkel vollendete die Unterwerfung und Bekehrung von Finnland und breitete die schwedische Herrschaft zugleich mit dem Christenthum über das benachbarte Volk der Karelier aus. Durch diese Eroberung, zu deren Sicherung damals Wiborg gegründet wurde, kamen die Schweden mit den Russen in unmittelbare Berührung, und da dieses nordisch-slavische Volk auch von den dänischen Vasallen in Esthland öfters angegriffen wurde, so gerieth es jetzt von zwei Seiten her zwischen den skandinavischen und germanischen Unternehmungen ins Gedränge. Die Kriegszüge gegen die Russen kosteten jedoch den Schweden sehr viele Leute, ohne einen bleibenden Vortheil zu gewähren. Die schwedische Ritterschaft soll zu Torkel's und Birger's Zeit mehr als 1200 Mann durch die Russen verloren haben und ward, wie es scheint, aus diesem Grunde mit dem Könige und seinem

Vormunde unzufrieden. Auch das Volk beschwerte sich, weil Birger, wie es hieß, durch seine Vermählung mit einer dänischen Prinzessin, der Schwester Erich Menved's und durch eine kostspielige Hofhaltung zu unnöthigen Ausgaben verleitet worden sei und deshalb neue Steuern habe erheben lassen, zu welchen selbst die Geistlichen, sowie die Stifter und Klöster angehalten worden wären. Zum Unglück entzweiten sich 1304 auch Erich und Waldemar, welche vorher schon mit dem Marschall Torkel zerfallen waren, mit ihrem Bruder. Sie bekriegten ihn zwei Jahre lang mit Hülfe des Königs von Norwegen, und Birger söhnte sich zuletzt auf eine sehr unrühmliche Weise mit ihnen aus; denn er brachte ihnen den wackeren Torkel zum Opfer. Der Marschall ward, obgleich ihm wiederholt und schriftlich die Zusicherung ertheilt worden war, daß er wegen seiner vormundschaftlichen Regierung niemals zur Rechenschaft gezogen werden solle, verhaftet und zu Stockholm enthauptet.

Jetzt rissen des Königs Brüder alle Gewalt an sich und schon acht Monate nach Torkel's Tode nahmen sie ihn sammt seiner Gemahlin und seinen Kindern gefangen; nur sein ältester Sohn Magnus entrann ihnen und floh mit Hülfe eines treuen Dieners nach Dänemark zu seinem Oheim Erich Menved. Dieser eilte, obgleich er damals mit den deutschen Kriegen beschäftigt war, zur Rettung seines Schwagers herbei, suchte aber auch diesmal, wie immer, seinen Zweck lieber durch Unterhandlungen und Bündnisse, als durch Tapferkeit im Felde zu erreichen und schloß zweimal Waffenstillstand mit Birger's Brüdern, welchen diese diplomatisch zu benutzen wußten. Bei dem zweiten Waffenstillstand war die Freilassung Birger's ausbedungen worden; die Brüder desselben zogen aber die Großen in ihr Interesse und beschränkten bei der Gelegenheit die königliche Macht und Gewalt so sehr, daß Birger gleich nach seiner Befreiung in Dänemark Schutz und Hülfe suchte. Jetzt ward von und mit deutschen Miethlingen ebenso um das schwedische Reich gestritten, wie zu derselben Zeit um Mailand, Rom, Neapel und andere italienische Staaten; denn Erich Menved brach mit einem deutschen Heere in Schweden ein und auch die Herzoge ließen ganze Schaaren von Söldnern aus Deutschland kommen. Diese Krieger hausten auf beiden Seiten so arg im Lande, daß endlich die Herzoge, mehr um der lästigen Freunde, als um der Feinde los zu werden, ihrem Bruder den Antrag zu einer nochmaligen Aussöhnung machten. Die Folge war ein neuer Theilungsvertrag zwischen den beiden Brüdern (1310) und das arme Schweden wurde jetzt von drei Seiten königlich gedrückt. Am ärgsten trieb es der Herzog Erich; er reiste, er baute, er hielt glänzende Ritterfeste und bewirthete die fremden Herrschaften, welche nicht ermangelten, sich bei einer Hof-

haltung, in der es so prächtig herging, einzufinden. Das Urtheil, welches ein Chronikschreiber über dieses Treiben ausspricht, mag den Lesern beweisen, daß der einfache Sinn früherer Zeiten eine bessere Geschichte eingab, als die geniale Poesie, Kunst und Sophistik unserer Tage. „Die beiden Herzoge“, sagt Ericus Olai (Erich Olasson, † 1486), „mißhandelten das schwedische Reich, das sie gewaltsam an sich gerissen hatten, auf vielfach traurige Weise; denn sie hielten eine Gasterei nach der anderen, zogen mit ihren Kriegsschaaren unablässig hin und her, verzehrten so das Brod, das den Armen hätte nähren sollen und gaben durch ihre Fehden und Kriege das Land nicht blos den Verheerungen der Feinde preis, sondern sie schrieben auch so drückende Steuern aus, daß jeder Bauer bisweilen dreimal im Jahre eine Mark zahlen mußte (d. h. zusammen doppelt soviel, als für eine Kuh gezahlt ward). Diese Fürsten waren und hießen freilich fromme und prachtliebende Herren, aber sie waren es zum Unheil und Verderben des armen Volkes.“

Als die beiden Brüder endlich das Ihrige zugleich mit fremdem Gute vergeudet hatten und unter einander uneinig wurden, schien dem elenden König Birger die längst ersehnte Zeit einer feigen Rache gekommen zu sein. Er lockte in Verbindung mit seiner dänischen Gemahlin Beide durch Freundlichkeiten zu sich, empfing und bewirthete sie mit erheuchelter Herzlichkeit und beherbergte sie dann auf seiner Burg zu Nyköping, während ihre Begleitung in der Stadt vertheilt ward. In der Nacht ließ er sie plötzlich verhaften und dann furchtbar mißhandeln. Sie wurden in unterirdische Kerker geworfen, an Hals, Händen und Füßen mit schweren Ketten belastet, mit den Füßen an die Mauer, mit den Händen an einen Pfahl gefesselt und durch unmenschliche Martern gequält (1318). Diese beinahe wörtlich einer Chronik entnommenen Angaben werfen ebenso, wie die 30 Jahre vorher verübte Unthat im Hungerthurm in Pisa, welche Dante verewigt hat, ein helles Licht auf den Geist und die Sitten jener Zeiten. Birger verfehlte übrigens des Hauptzweckes seiner Hinterlist und Grausamkeit. Er hatte gehofft, sich des Antheils seiner Brüder am Reiche bemächtigen zu können; allein das Gerücht der abscheulichen That regte nicht blos die Freunde und Vasallen der Gemißhandelten, sondern auch die Bürger von Stockholm und die Bewohner ganzer Districte gegen ihn auf. Von allen Seiten in Nyköping eingeschlossen, verzagte er und ergriff die Flucht. Er nahm jedoch die Schlüssel der Gefängnisse mit, warf sie in einen Fluß und gab so seine leiblichen Brüder, nachdem sie vier Monate die grausamsten Qualen erduldet hatten, dem Hungertode preis. Der eine war glücklich genug, schon nach drei

Tagen dem Hunger zu erliegen; der andere starb erst, nachdem er acht Tage ohne Nahrung gewesen war (1318). Der flüchtige König, dem sein Sohn Magnus eine Hülfe von 800 Reisigen aus Dänemark brachte, ward im ersten Treffen, das er den Empörern lieferte, geschlagen. Er setzte nichtsdestoweniger mit seinen Miethlingen, welche das Land schrecklich mißhandelten, den Krieg noch eine Zeit lang fort, bis ihn der aus der dänischen Geschichte bekannte Knud Porse, den die aufrührischen Schweden zu ihrem Anführer wählten, nach der Insel Gothland jagte. Hier erbettelte oder erkaufte er deutsche Hülfe; aber auch die Deutschen konnten ihn nicht retten. Sie wurden geschlagen und seine Anhänger gefangen und grausam hingerichtet. Auch sein Sohn Magnus fiel in die Hände seiner Feinde, und als Birger selbst nach Dänemark floh, um dort neue Hülfe zu holen, brach durch Erich Menved's Tod auch seine letzte Stütze zusammen. Dänemark ward unmittelbar nachher auf ähnliche Weise wie Schweden von inneren Unruhen zerrissen; auch war Erich's Bruder und Nachfolger, Christoph II., seiner Schwester und seinem Schwager Birger keineswegs gewogen; er that daher für Beide nichts, als daß er ihnen ein kleines Gütchen anwies, von dessen spärlichem Ertrag sie leben sollten. Dort beschlossen Birger und seine Gemahlin nicht lange nachher in Armuth und Elend ihr Leben. Mit ihrem gefangenen Sohne Magnus, welcher damals erst 20 Jahre alt war, verfuhr man in Schweden ebenso ungerecht, als Birger grausam gegen seine Brüder gehandelt hatte. Obgleich Magnus weder zu der Zeit, als sein Vater sich an seinen Brüdern verging, im Reiche gewesen war, noch irgend etwas gethan hatte, wodurch er sich des ihm früher förmlich ertheilten Rechtes der Nachfolge hätte verlustig machen können, wurde er doch wegen der Verbrechen seines Vaters vor ein Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt und öffentlich hingerichtet.

Noch vor Birger's und seines Sohnes Magnus' Tode wurde ein anderer Magnus, Sohn des zu Nyköping verhungerten Erich, auf dem Wahlfelde bei den Morasteinen als dreijähriges Kind zum König ausgerufen, wobei ihn der Reichsmarschall auf dem Arme trug. Da seine Mutter Ingeborg die einzige Tochter des Königs Hakon VII. Hochbein von Norwegen war (Söhne hatte er nicht), so wurde der kleine Magnus Erichson nach des Großvaters Tode (1319), fast gleichzeitig mit seiner Erhebung in Schweden, auch als König von Norwegen anerkannt. So trat nach Birger's Sturz die Geschichte Schwedens in einen engen Zusammenhang mit der norwegischen wie auch mit der dänischen, bis endlich gegen das Ende des Jahrhunderts alle drei Reiche mit einander verbunden wurden.

5. Geschichte von Esthland, Livland, Kurland und Preußen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts.

Die Völker, welche in den ersten Zeiten des Mittelalters die Ostsee-Küsten von der Weichsel an bis zur Mündung der Newa bewohnten, oder die Esthen, die Liven, Letten, die Kuren, die Litthauer und die Preußen, gehörten, mit Ausnahme der Esthen, einer finnischen Völkerschaft, in ihren Hauptbestandtheilen dem großen slavischen Völkerstamme an. Sie erhielten zuerst im 13. Jahrhundert, als sie mit den Deutschen und Skandinaviern in Berührung kamen und von diesen theils gewaltsam zur christlich-germanischen Civilisation übergeführt, theils unterdrückt und zu einem bloßen Mittel der Erhaltung und Ausdehnung dieser Civilisation gemacht wurden, eine Bedeutung für die Weltgeschichte.

Von diesen Völkern waren es die Preußen, welche mit der voranschreitenden christlich-germanischen Cultur zuerst in Berührung kamen. Sie wohnten an der Grenze von Polen und sahen mit an, daß auch hier, wie überall, mit der Einführung des Christenthums und mit der Stiftung von Bisthümern zugleich Unterwerfung unter die Oberhoheit des deutschen Kaisers und unter die Gesetze des Papstes, sowie die Entrichtung von Zehnten an die Kirche verbunden war. Dies mußte ihnen das Christenthum ebenso verhaßt machen, wie einst den Sachsen. Sie erschlugen daher schon am Ende des 10. Jahrhunderts den Bischof Adalbert, den ersten Apostel ihres Landes (Bd. V, S. 20) und suchten auch später, als die Pommern und die übrigen Wenden an der Ostsee allmählich das Christenthum annahmen, die Bekehrer, welche zugleich Frieden und Unterwerfung unter fremde Gesetze predigten, von ihren Grenzen abzuhalten. Gegen die polnischen Herzoge und Könige, welche als Eroberer und Bekehrer in das Kulmer Land einzudringen suchten, behaupteten sie sich tapfer, wobei ihnen die Landesnatur zu Statten kam. Noch im Jahre 1161 erlitt Boleslav IV. von Polen durch die Preußen eine furchtbare Niederlage, in welcher fast das ganze polnische Heer erschlagen wurde oder in Sümpfen zu Grunde ging; ein Ereigniß, dessen sich die Preußen noch lange als einer glorreichen Nationalthat erinnerten. Die vordringende Civilisation war gleichwohl mächtiger als die Barbarei, die christliche Lehre schlug in dem westlichen Theil des preußischen Landes Wurzel und es mußte nach einer allgemeinen Erfahrung aller Zeiten auch in Preußen bald unmöglich werden, daß sich Naturzustand und Naturreligion gegen das Bürgerthum und Ritterthum des Mittelalters und gegen die auf Bändigung und Beherrschung roher Seelen berechnete Einrichtung der Kirche behaupten konnten.

Was die übrigen genannten Völkerschaften, die Esthen, Liven, Kuren und Litthauer betrifft, so hatten sie das Christenthum anfangs nur gelegentlich durch die Fremden, die der Handel zu ihnen führte, kennen gelernt. Die kühnen und abgehärteten Bewohner unbedeutender Städte in Westphalen und Niedersachsen, welche mit kleinen Fahrzeugen nicht blos die Elbe, die Weser und die Ems befuhren, sondern sich auch in die Nord- und Ostsee wagten, handelten nach den Küsten von Livland, Esthland, ja bis nach Nowgorod hin und zwar lange vorher, ehe die von ihnen auf der Insel Gothland gegründete Colonie Wisby allgemeiner Sammelplatz und Stapelort der norddeutschen Handelsleute ward. Die kleinen Handelsleute und Handwerker, welche mit ihnen kamen, wurden von jenen Völkerschaften sehr günstig aufgenommen, so lange sie nicht von Bekehrung, von Bischöfen und von Zehnten redeten; sie besaßen daher auch schon 1158 Factoreien in Esthland, legten später Kirchholm und Uexküll an der Düna an und durften ihre Factoreien sogar befestigen. Allein kaum waren ihre ersten Niederlassungen des Handels wegen begründet, als auch die Bekehrung der Liven versucht wurde. Diese ließen sich anfangs Manches gefallen, weil die im Kriege geübten Fremden ihnen gegen ihre Feinde, die Litthauer, beistanden und sie von ihnen Künste des Kriegs und des Friedens lernten. Bald erkannten jedoch die Liven an einzelnen Beispielen, daß die neue Lehre sie unter ein fremdes Joch bringen werde, und wenn auch der holsteinische Mönch Meinhard, der erste Apostel der Liven und Gründer der Marienkirche zu Riga, 1196 als Bischof ihres Landes starb, so war er doch nie seines Lebens sicher gewesen und sein Nachfolger, Berthold, wurde von den erzürnten Heiden bald erschlagen. Berthold's Nachfolger war ein rüstiger Domherr aus Bremen, Albert von Apeldern. In demselben Jahre, in welchem dieser zum Bischof von Livland ernannt ward, forderte Innocenz III. die christliche Ritterschaft zu einem Kreuzzug gegen die Liven auf. Der deutsche Adel, nur mit Krieg und Jagd beschäftigt, unternahm gern einen Kriegszug, der wie eine Jagdpartie betrachtet wurde und bei welchem außerdem noch Sündenvergebung zu erwerben war. Auch machten ihm die norddeutschen Handelsleute und der neue Bischof die Sache so leicht als möglich; denn der Letztere führte die Sitte ein, daß die Ritter schon nach einem Jahre wieder in ihre Heimath entlassen wurden und andere von dort an ihre Stelle rückten, und die Ersteren gaben freiwillig Geld und Schiffe her, weil ihnen der einträgliche Handel in jenen Gegenden jedes Opfers werth war. Von dieser Zeit an begann die deutsche Ritterschaft, welche damals überall Abenteuer, Beute und Eroberungen suchte, auch in Livland, wie es hieß, um des Glaubens willen einen unaufhörlichen Kampf,

und die armen Liven konnten es mit den eisernen, von Jugend auf in den Waffen geübten Männern ebenso wenig aufnehmen, als drei Jahrhunderte später die schwachen Indianer Amerika's mit den Spaniern.

Albert von Apeldern gründete bald nach seiner Ankunft in Livland die Stadt Riga neben der von Meinhard erbauten Kirche und stiftete zugleich (1201), nach dem Vorgang der Kreuzfahrer in Palästina und Spanien, einen geistlichen Ritterorden, damit er ein stehendes Heer habe, welches den Worten seines schwachen Mundes mit der Faust Nachdruck gebe. Die Ritter dieses Ordens, welche den Namen der Brüder der christlichen Ritterschaft oder Schwertbrüder, weil sie auf dem weißen Mantel neben dem rothen Kreuz auch das Zeichen des Schwertes trugen, erhielten, wurden mit Leib und Seele an das Bisthum und die Festung Riga geknüpft. Innocenz III. bestätigte den Orden und erklärte dabei zugleich die armen Heiden für vogelfrei; der Kaiser Otto IV. belehnte den Bischof von Riga mit ihrem Lande, als wenn es ihm gehört hätte, und die deutschen Ritter, die nun um so zahlreicher in das neue deutsche Lehen strömten, machten an der Ostsee Mohammed's Grundsatz geltend, daß, wer nicht an den großen Propheten glaube, entweder sterben müsse oder dem Hunde und anderem unreinen Vieh gleich zu achten sei. Schon wenige Jahre nach der Stiftung des Ordens riefen die Schwertbrüder auch den mächtigen Dänenkönig Waldemar II. herbei. Dieser eroberte Esthland und gründete dort die Stadt Reval, fand es aber sehr schwer, die gemachte Eroberung zu behaupten; denn die Esthen warfen das drückende Joch bald wieder ab und es entstand zugleich heftiger Zwist zwischen ihm und den Ordensrittern. Diese hatten übrigens auch mit dem Bischof von Riga öftere Streitigkeiten und mußten gelegentlich mit den Litthauern und den Russen kämpfen; es gelang ihnen, die Burg Dorpat zu erobern. Doch würden sowohl die Ordensritter, als die Bürger der deutschen Seestädte, welche 1229 mit der Stadt Riga und mit dem Fürsten von Nowgorod ihren ersten Handelsvertrag schlossen, den Barbaren haben weichen müssen, wenn die Letzteren unter sich einig gewesen wären. Allein diesen Stämmen fehlte das Band der Einheit, welches die innerlich monarchische christliche Welt umschlang. Unter den Christen des Abendlandes bildeten nämlich die Bürgerschaften, die Bischöfe und die Ritter überall mächtige Aristokratieen, das Volk war unterdrückt, die weltliche Monarchie zur Hierarchie und der Papst zum Kaiser geworden.

Zu derselben Zeit, als die Schwertbrüder und die Dänen zwischen der Memel und der Newa das Christenthum mit der Faust ausbreiteten und sich zu Herren der Liven und Esthen aufwarfen, war im

Lande der Preußen ein ähnliches Verhältniß eingetreten; nur waren die Aussichten der Bekehrer hier viel weniger erfreulich. Besonders thätig für die Bekehrung der Preußen waren der Herzog Konrad von Masovien und ein deutscher Mönch, Christian, aus dem Kloster Oliva bei Danzig, welcher 1215 von Innocenz III. zum ersten Bischof in Preußen erhoben ward. Doch fand er die Preußen wenig geneigt, der Predigt von der Entrichtung des Zehnten, von der Erbauung christlicher Kirchen und Klöster und von der Unterwerfung unter ein fremdes Gesetz Gehör zu schenken. Eine kluge Maaßregel schien es, daß er preußische Knaben, die er zum Theil ihren Eltern abkaufte, zu christlichen Bekehrern erziehen ließ, damit das Volk die neue Lehre aus dem Munde von Landsleuten vernehmen möchte. Aber nach mehreren Jahren ließ er doch gegen die, welche nicht glauben wollten, was er lehrte, das Kreuz oder mit anderen Worten Mord und Blutvergießen predigen. Der Papst unterstützte ihn darin und forderte fast um dieselbe Zeit, als er norddeutsche Ritter und Pfaffen zur Ausrottung der freien und frommen christlichen Stedinger aussandte, die deutschen Ritter in einem öffentlichen Schreiben auf, gegen die heidnischen Preußen zu Felde zu ziehen. Die streitbaren Deutschen erschienen in großer Zahl und bekehrten mit ihren Schwertern das Kulmer Land, welches dann dem Gebiete des Herzogs von Masovien einverleibt wurde. Dieser überließ die Benutzung desselben den rüstigen Bekehrern und dem Bischof, dessen Bisthum seit der Zeit nach der Burg Kulm benannt ward. Sollte indessen das neue Gebiet behauptet werden, so mußte man, wie in Livland, ein stehendes Heer haben; dies konnte aber nur durch eine geistliche Ritterschaft gebildet werden, deren Mitglieder auf gewisse Güter angewiesen waren und von den Einkünften derselben Reisige unterhielten. Christian stiftete daher (um 1225) einen Orden, wie der der Schwertbrüder war. Dieser Orden, dessen Mitglieder nach seinem Hauptsitz gewöhnlich die Ritterbrüder von Dobrin heißen, ward jedoch schon im Keime erstickt; denn die Preußen schlugen die ersten Mitglieder todt und Bischof Christian erkannte, daß in Niederdeutschland und Pommern, woher er die Rekruten seines Ordens hätte ziehen müssen, der Adel bereits durch die Johanniter, die Deutschherren und die Schwertbrüder zu sehr in Anspruch genommen sei, und daß er daher einen dieser drei Ritterorden für den Glaubenskampf in Preußen zu gewinnen suchen müsse. Doch kam ihm darin Herzog Konrad von Masovien zuvor; er ließ durch eine Gesandtschaft dem deutschen Orden das kulmische und löbauische Land anbieten, wenn derselbe Preußen erobern wolle. Der Orden nahm die Einladung nach Preußen an, weil er nicht wie der Johan-

niter-Orden hoffen konnte, in Palästina festen Fuß zu behalten; doch blieb auch im Orient vorerst noch eine Anzahl Ritter und Brüder bei dem Groß-Comthur in Akkon zurück. Der Vertrag, welcher unter besonderer Begünstigung des Kaisers und mit Einwilligung des Papstes von dem damaligen Großmeister des Ordens, Hermann von Salza, 1226 geschlossen wurde, verpflichtete die Deutschherren zum Kampfe gegen die Preußen und verlieh ihnen dagegen den Vortheil, daß sowohl das kulmer und löbauer Gebiet, als auch alle noch zu erobernden Länder ihr Eigenthum wurden. Die Urkunde, worin Friedrich II. die Stiftung eines Ordensstaates zugesteht und verfügt, wurde im Frühjahr 1226 zu Rimini ausgestellt. Konrad von Masovien bestätigte zwei Jahre später ausdrücklich die Abtretung der Landschaft Kulm an den Orden, und der noch übrige Theil der Ritterbrüder von Dobrin ließ sich, wiewohl erst nach einigem Widerstreben, 1234 dem Deutschherren-Orden einverleiben, der in diesem Jahre einen entscheidenden Sieg an der Sirgune erfocht und die ganze Landschaft Pomesanien einnahm.

Die deutsche Ritterschaft fand es seitdem viel vortheilhafter, in dem nahen Lande der Preußen Ruhm, große Güter und den Himmel mit dem Schwerte zu erwerben, als in den fernen Orient zu ziehen, wo ihr Untergang unvermeidlich war. Die deutschen Bürger, sowie viele freie Landleute schlossen sich gern an die Ritterschaft an, da diese den Ersteren freie Städte zu gründen erlaubte und den Anderen unter leidlichen Bedingungen Eigenthum anbot. Gleich den Spaniern des 16. Jahrhunderts in Amerika wütheten die Ritter mit Mord, Brand, Raub und unmenschlicher Grausamkeit; die Preußen widerstanden tapferer und hartnäckiger, als einst die Peruaner und Mexikaner, erlagen aber am Ende doch der Uebermacht der Cultur und dem Schwerte der kampfgeübten Ritter. Langsamen Schrittes, aber unablässig drangen die Künste und die Bildung des Mittelalters bis in das innere Land; die fremden Eroberer lichteten die Wälder desselben, trockneten die Sümpfe aus, vernichteten den wilden Naturzustand, die Freiheit und den Fetischismus der Ureinwohner, verpflanzten deutsche Sitte, Sprache und Bildung nach Preußen, gründeten Burgen, Städte und Klöster und stifteten Herrschaften und Bisthümer deutscher Art. Die Sprache, die Sitten, die Freiheit und die Nationalität der Eingeborenen mußten selbst da weichen, wo diese nicht vertilgt wurden. Die Civilisation des Landes Preußen ward noch theurer erkauft und durch noch mehr Greuel besiegelt, als in unseren Tagen die Wiedergeburt Frankreichs. Uebrigens würde der Deutschherren-Orden seinen blutigen Zweck schwerlich erreicht haben, wenn nicht in Folge der Kreuzzüge, welche der Papst wiederholt predigen

ließ, unaufhörlich Streiter und Ansiedler aus Deutschland gekommen wären.

Als die Zeit des Beginnes der Eroberungszüge kann man das Jahr 1230 bezeichnen, in welchem Papst Gregor IX. unter Vermittelung Hermann's von Salza sich mit Kaiser Friedrich versöhnte; ein Umstand, der dem Unternehmen günstig war. Nun zog der Heermeister Hermann von Balk über die Weichsel; Thorn war die erste Burg, welche der Orden im preußischen Lande errichtete. Bischof Christian wurde zwar von Samländern überfallen und in Gefangenschaft abgeführt (1231), in welcher er neun Jahre verweilte, bis einige Kaufleute ihn loskauften. Aber dieser Umstand war dem Orden eher förderlich, da Christian immer noch Ansprüche auf Kulm festhielt, um welche man sich nun nicht zu kümmern hatte; Kulm wurde ein Sitz des Ordens, der diesem seinem Besitzthum eine städtische Ordnung, die Kulmer Handfeste, verlieh. Marienwerder und Elbing waren die nächsten bedeutenden Stiftungen der Deutschritter in Preußen. Im Jahre 1237 vereinigten sich auch die Schwertbrüder in Livland mit denselben. Sie wurden dazu durch eine furchtbare Niederlage und durch die in Folge derselben drohenden Gefahren bewogen. Sie hatten nämlich 1236, im Vertrauen auf die Schaaren ihrer Liven und Esthen und auf die große Zahl der herbeigeströmten Kreuzfahrer, unter ihrem letzten Ordensmeister, Volkwin, einen Kriegszug gegen die Litthauer unternommen, aber von diesen eine furchtbare Niederlage erlitten und sahen sich unmittelbar nach derselben zugleich von den Litthauern, den Dänen und den Russen bedroht. Sie verstanden sich daher nothgedrungen zur Vereinigung mit dem deutschen Orden, und der Papst rettete, als er die Verschmelzung der beiden Ritterschaften bestätigte, die Ehre der Schwertbrüder durch die ausdrückliche Erklärung, daß ganz allein nur die letzte Niederlage derselben die Vereinigung nothwendig gemacht habe.

Von dieser Zeit an begannen neue, stärkere Einwanderungen aus Deutschland. Deutsche Gewerbs- und Handelsleute siedelten sich an der Seeküste und an den schiffbaren Flüssen von Preußen, Kurland, Livland und Esthland an. Sie bildeten hier wie in Deutschland Städte-Republiken, und die Geschichte aller preußischen Städte zeigt recht deutlich, wie sehr Alles auf Gewerbe und auf eine völlige Freiheit der verschiedenen Corporationen, aus denen damals die Bürgerschaft der Städte wie die ganze übrige Gesellschaft bestand, berechnet war. Weit von einander entlegene Städte Deutschlands gründeten aus Speculation oder aus zufälligen Ursachen zu gleicher Zeit Pflanzstädte in jenen fernen Ländern. Lübeck z. B. suchte seines Bernsteinhandels wegen eine Stadt an demjenigen Theile der preußischen Küste

zu erbauen, wo der Bernstein gesammelt wird; und Dortmund, im inneren Deutschland gelegen, hatte großen Antheil an der Gründung von Memel.

Die Liven wurden Heloten der Eroberer, weil sie ihrer Sprache und ihren Sitten nicht entsagen wollten, doch behielten sie im ersten und zweiten Jahrhundert ihrer Unterwerfung, so lange die Civilisation noch Mannigfaltigkeit der Verhältnisse duldete, viele eigene Rechte. In Preußen war das Schicksal der Einwohner verschieden; denn diese waren gleich den nordamerikanischen Wilden in so viele Stämme getrennt und so weit von dem Gedanken an einen gemeinschaftlichen Widerstand entfernt, daß die Deutschen eine Völkerschaft nach der anderen unterdrücken oder ausrotten konnten, während der herrschende Zeitgeist und der Mangel anständiger Beschäftigung für den Adel, sowie Raubsucht, Aberglauben und Fanatismus den Rittern unaufhörlich Verstärkungen zuführten. Auch gewährte der Papst diesen seinen ganzen Beistand. Er besaß damals in den Wäldern und Morästen von Preußen, Kurland, Livland und Esthland eine größere weltliche Macht, als in den schönen Gefilden von Italien. Seine Legaten vertheilten dort Land und Leute nach Gutdünken; sie entschieden als Richter in den Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und Rittern, oder wenn diese über den Raub der Besiegten unter einander selbst in Zwist geriethen; sie schalteten unbedingt über das Eigenthum der Heiden, mochte ihr Land erobert sein oder nicht, und errichteten in Preußen vier, in den Landstrichen zwischen Memel und Rewal drei Bisthümer, welche auf Kosten der Einwohner zum Vortheil des deutschen Adels ausgestattet wurden. Die Besiegten mußten Land und Zehnten geben, der deutsche Adel aber bildete die Kapitel, aus denen die Bischöfe genommen wurden. Uebrigens waren die Glaubenszüge bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts noch von anderen Eroberungskriegen verschieden, weil die Theilnahme an denselben durch Aufrichtigkeit des Glaubens und durch jene einfältige, fanatisch befestigte Ueberzeugung bestimmt ward, welche den christlichen Rittern wie den Bekennern des Islams von Jugend auf eingeprägt war, daß man Gott auch mit dem Schwerte dienen könne. Schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts aber war der religiöse Eifer, der die germanischen Nationen gegen Saracenen und Türken, wie gegen die slavischen Völker an der Ostsee getrieben hatte, nach und nach erloschen, und die Behauptung von Preußen blieb seit dieser Zeit eine bloße Angelegenheit des Papstes und derjenigen Familien, welche ihre Söhne dort mit Pfründen, Gütern und Aemtern, zu denen die Geburt allein berechtigte, ausstatten konnten. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Adel jener Zeit als ein stehendes Heer und als der

Kern der Volksmacht angesehen werden muß und als solcher auch in den Kriegen an der Ostsee erscheint.

Als im Laufe des Jahres 1239 die zwei tüchtigen Leiter des Unternehmens, der Ordensmeister Hermann von Salza und der Landmeister Hermann Balk, verstarben, war dasselbe schon soweit vorgeschritten, daß es fortan keine Unterbrechung erlitt. Die Darstellung der einzelnen Kriegszüge und der dabei von den Rittern verrichteten Heldenthaten, sowie der Niederlagen, an denen es auch nicht fehlte, gehört der Geschichte des deutschen Ordens und der von ihm eroberten Länder an. Zwei Niederlagen jedoch erscheinen uns einer besonderen Erwähnung werth, weil die deutsche Herrschaft durch sie in eine ernstliche Gefahr gebracht wurde. Das eine Mal war ein litthauischer Fürst der Sieger, das andere Mal der russische Fürst, Alexander Newski, von dem die Geschichtsbücher der Russen rühmend reden, wie die der Deutschen von Arminius. Alexander, der Beherrscher von Nowgorod, zog 1242, nachdem er sich zwei Jahre früher durch einen an der Newa erfochtenen Sieg über die Schweden den Beinamen Newski erworben hatte, den Deutschrittern entgegen und brachte ihnen auf dem Eise des Peipus-Sees eine Niederlage bei, durch welche sie von der russischen Grenze ganz zurückgetrieben wurden. Mindove oder Mendog, ein Fürst der Litthauer, der vom Christenthum wieder abgefallen war, schlug 1260, in Verbindung mit den Russen und Kuren, das Heer der Ritter und der ihnen unterworfenen christlichen Liven und Preußen bei Durben so, daß ein großer Theil desselben vernichtet ward. Ungeachtet dieser schweren Niederlagen sicherten die angelegten Städte und Burgen den Deutschen den Besitz von Litthauen; denn die rohen Einwohner waren zu Belagerungen nicht geschickt und jedes Jahr langten neue Schaaren von Streitern und Colonisten aus Deutschland an. Auch in Preußen drohte, nicht lange nach der Schlacht bei Durben, den Rittern eine große Gefahr. Dort war nämlich die bekannte Bestrebung der römischen Kirche, die Zahl ihrer Mitglieder durch jedes Mittel zu vermehren, vermöge einer besonderen päpstlichen Verordnung auf's Aeußerste getrieben worden: man hatte den Preußen ihre Kinder genommen, um sie im Christenthum zu erziehen und zuletzt als Geiseln zu bewahren. Dies brachte die Preußen zur Verzweiflung, und das ganze unterdrückte und gequälte Volk erhob sich 1261 zur Vertilgung der Deutschen und ihrer Kirchen. Allein es ereignete sich auch diesmal, was fast immer erfolgt, wenn sich ein Volk endlich einmal derer entledigen will, die sich berufen fühlen, für die große Masse zu denken und das Fett der Erde zu genießen. Die entsetzlichen Greuel, welche die rohe entzügelte Menge verübt, pflegen zu bewirken, daß man jeden Druck dem des

gemeinen Haufens vorzieht. Die deutsche Geistlichkeit unterließ nicht, die begangenen Frevel und die Verdienstlichkeit des Kampfes gegen Heidenthum und wilde Barbarei mit rührenden Worten zu schildern und der Erfolg ihrer Predigt war glänzend; der Krieg erneuerte sich, gewaffnete Schaaren zogen, durch die Kreuzespredigt und durch den Jammer über den Märtyrertod so vieler Glaubensbrüder getrieben, aus Deutschland herbei und Preußen ward nach einem mehrjährigen blutigen Kampf wieder unterworfen. Zweimal erschien Ottokar von Böhmen im preußischen Lande; sein erster Zug durch Samland, wo Königsberg von ihm den Namen erhielt (um 1255) ist mehr als billig verherrlicht worden; auf dem zweiten (1267), richtete er wenig oder nichts aus. Wie schrecklich Volk und Land durch die wiederholten Eroberungskriege zu leiden hatten, davon kann das Schicksal der sudauischen Völkerschaft in Preußen als Beispiel dienen. Das Gebiet derselben ward am Ende des 13. Jahrhunderts aus einem blühenden Lande in eine Wildniß verwandelt, an die Stelle der Dörfer und angebauten Felder traten Wälder und Moräste und die Einwohner wurden theils getödtet, theils fortgeschleppt, theils zur Auswanderung nach Litthauen genöthigt. Im Jahre 1283 konnte, in Folge der kraftvollen Unternehmungen des Landmeisters Konrad von Thierberg, die Eroberung von Preußen als vollendet angesehen werden. Uebrigens faßten die Ritter nach jenem letzten allgemeinen Aufstand den Entschluß, eine Hauptfestung zu gründen, welche zugleich die Residenz der Regenten und Gesetzgeber ihres Ordens sein sollte. Sie errichteten von 1274 an die Feste Marienburg. Als im Jahre 1291 das gelobte Land verloren ging und die Johanniter ihren Sitz in Rhodus, die Tempelherren in Cypern nahmen, wählten die deutschen Hochmeister eine Zeit lang Venedig zum Aufenthalt. Später begab sich einer derselben, Gottfried von Hohenlohe, nach Marburg und erschien auch für kurze Zeit in Preußen, wo er aber bei den Rittern Unzufriedenheit erregte. Sein Nachfolger, Siegfried von Feuchtwangen, bestimmte im Jahre 1309 das kurz vorher großartig vollendete Schloß von Marienburg zum dauernden Sitz der Hochmeister und der Landesregierung.

6. Polen und die Länder Preußen, Litthauen, Kurland, Livland und Esthland bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.

Die Unternehmungen des Deutschherren-Ordens in den fernen slavischen Küstenländern verliehen einem Theil des deutschen Herrn- und Ritterstandes einen Glanz und eine militärische Bedeutung, welche der Adel in keinem anderen europäischen Reiche besaß, besonders seitdem der Papst die Beschränkung, nach welcher die Mitglieder des

21*

Ordens über ihr weltliches Erbe nicht willkürlich verfügen konnten, aufgehoben hatte und der Orden sogar die benachbarten christlichen Herzoge in Polen und Pommern seine Macht fühlen ließ. Während nämlich die älteren Söhne des deutschen Adels in der Heimath die Güter ihres Hauses erhielten, erwarben sich ihre jüngeren Brüder mit dem Schwert Ehre, Herrschaft und Reichthum in jenen slavischen Ländern und geboten vereint von der Elbe bis nach Nowgorod und Grodno und von der Ostsee bis nach Posen und Schlesien hin. Sie fragten sogar nach dem Papste nichts, als dieser einst bei einem Streit mit dem polnischen Herzog von Cujavien eine Bulle zu dessen Gunsten erließ; denn ihr Recht beruhte auf ähnlichen Bullen und das Schwert, nicht Pergament und Siegel, hatte sie zu Herren der eroberten Länder gemacht. Wie mächtig die mit Städte-Republiken verbundene ritterliche Aristokratie der deutschen Herren im Beginn des 14. Jahrhunderts bereits geworden war, zeigte sich gerade dann recht deutlich, als das in viele Fürstenthümer zerrissene polnische Reich endlich nicht nur Einheit der Regierung, sondern auch Gesetze und Verfassung erhielt.

In Polen war die Königswürde oder das Seniorat eines der vielen Herzoge über die anderen nach Konrad's von Masovien Tod ein bloßer Schatten geworden. Die wichtigsten Theilfürstenthümer waren Krakau, auf welchem das Seniorat beruhen sollte, ferner Masovien mit Warschau, Cujavien und Schlesien, wo die Fürsten vielfach deutsches Wesen begünstigten und mit dem Reich in Berührung traten. Die Herzoge führten verheerende Kriege mit einander; der Großfürst Witen von Litthauen brach mehrere Male verwüstend ins Land ein und hauste furchtbar, und die Böhmen, deren König Wenzel II. eine polnische Prinzessin zur Gemahlin hatte, besetzten für einige Zeit einen großen Theil von Posen. Endlich gelang es in der ersten Zeit des 14. Jahrhunderts seit dem Tode des böhmischen Wenzel (1305) und seines gleichnamigen Sohnes (1306) dem Herzog Ladislaus, einem Enkel Konrad's von Masovien, welcher den Beinamen Loktiek d. i. der Ellenlange erhalten hat, sich des ganzen Landes mit Ausnahme von Schlesien zu bemächtigen. Dieser Wiederhersteller des polnischen Reiches hatte sich kaum in der Herrschaft festgesetzt, als er zugleich mit dem Markgrafen von Brandenburg das Land Pommerellen, dessen herzogliches Herrscherhaus kurz vorher ausgestorben war, in Anspruch nahm. Er war aber dem Markgrafen nicht gewachsen und bat daher den Ordensmeister der deutschen Ritter um Hülfe. Diese eroberten das Land, machten jedoch für ihre Hülfe eine solche Kostenberechnung, daß Ladislaus ihnen Pommerellen als Unterpfand überlassen mußte. Der Orden kaufte nachher auch dem Markgrafen von Brandenburg

seine Ansprüche ab und Ladislaus suchte vergebens sein Recht durch Krieg zu behaupten. So unglücklich jedoch dieser Kampf mit der erobernden Ritter-Republik auch ausging, so verschaffte er doch, wie es scheint, dem polnischen Herzoge Ruhm und Ansehen unter den Slaven; denn wir finden ihn in alle Händel der östlichen Reiche verflochten. Auch der Papst bediente sich in seinem Zwiste mit Kaiser Ludwig dem Baiern des polnischen Fürsten gegen diesen und Ladislaus suchte und erhielt dafür vom römischen Stuhle, was unter den damaligen Umständen der Kaiser nicht hätte gewähren können: er verschaffte sich nämlich vom Papst den Titel eines Königs von Polen und ließ sich im Januar 1320 vom Erzbischof von Gnesen feierlich zu Krakau krönen. Der römische Hof wußte übrigens auch damals, wie immer, besonders während seines Aufenthaltes in Avignon, für sein Pergament Gold einzutauschen. Er führte unter dem Namen des Peterspfennigs eine regelmäßige Abgabe aller Polen an den päpstlichen Stuhl ein und auch der deutsche Orden mußte, obgleich er sich dessen lange weigerte, diese Steuer entrichten.

Der neue König von Polen hatte an den schlesischen Herzogen, am König von Böhmen, besonders aber an den heidnischen Litthauern und am deutschen Orden, welcher gerade damals den Gipfel des Glanzes und der Macht erreichte, furchtbare Feinde. Er half sich gegen den Letzteren, der ihm zu sehr überlegen war, dadurch, daß er die damals noch den Wilden ähnlichen Litthauer, die sein Land wiederholt verheerten, zu Freunden machte. Der litthauische Großfürst Witen war kurz vorher von seinem Oberstallmeister, Gedimin, ermordet worden und der Mörder hatte die Herrschaft an sich gerissen. Um seine rohen Landsleute an sich zu fesseln, führte Gedimin sie jedes Jahr auf Raubzüge in die benachbarten Länder. Alle umwohnenden Völker wurden eine Beute der Litthauer, nur die blos mit Jagd und Krieg beschäftigte deutsche Ritterschaft unterlag ihnen nicht, weil sie, obgleich für christlich und sogar für geistlich geltend, Grausamkeit mit Grausamkeit, Raub mit Raub vergalt und es den Litthauern an Härte und Barbarei gleich that. Uebrigens suchte Gedimin die Civilisation des Westens in seinem waldigen und morastigen Lande einzuführen; er zog deutsche Handwerker und Colonisten herbei und gründete mehrere Orte, die man Städte nannte. Ladislaus gewann ihn durch die Aussicht, daß seine Enkel einst Polen beherrschen würden: er vermählte seinen Sohn und Erben, Kasimir den Großen, mit Gedimin's Tochter Aldona, welche das Christenthum annahm und in der Taufe den Namen Anna erhielt. Die Litthauer verschonten seit der Zeit Polen und richteten ihre gräßlichen Züge nach Livland und Preußen einerseits und nach den Ländern der Russen und Tataren

andererseits. Gedimin eroberte sich nach und nach ein Reich, welches östlich und südlich bis nach Wladimir und Kiew reichte. Dieses Reich zerfiel freilich bei seinem Tode wieder, weil Gedimin durch die Theilung desselben unter seine Söhne ähnliche Streitigkeiten veranlaßte, wie sie aus Rußlands Zersplitterung in Großfürstenthümer entsprungen waren. Doch kam die Oberherrschaft über das Ganze bald an den tüchtigsten seiner Söhne, Olgerd, dessen Sohn Jagiel oder Jagello (1381—1434), der Stammvater der Jagellonischen Dynastie, später das Christenthum annahm und, wie wir sehen werden, Polen und Litthauen vereinigte.

Ladislaus Loktiek konnte nicht verhindern, daß die Herzoge von Oberschlesien und mit ihnen Heinrich VI. von Breslau dem König Johann von Böhmen aus dem Hause Luxemburg als ihrem Lehensherrn huldigten (1327). Drei Jahre später schloß er mit dem Deutschherren-Orden einen Waffenstillstand, in welchem er allen seinen Ansprüchen an Pommerellen entsagte; kurz darauf trat er die nördlichen Grenzstriche seines Reiches an seinen Sohn, Kasimir den Großen, ab. Dieser ward ungeachtet des kaum erst geschlossenen Vertrags von den deutschen Rittern angegriffen, weil ihnen die Unzufriedenheit des polnischen Woiwoden Zamotuli, der ihre Hülfe gegen seinen Herrn anrief, eine gute Gelegenheit schien, ihr Gebiet auf Kosten der Polen zu erweitern. Der Krieg mit ihnen dauerte auch dann noch fort, als Kasimir beim Tode seines Vaters (1333) König von Polen geworden war, obgleich der neue Herrscher den Beistand des Papstes anrief und sich von demselben mit großen Kosten günstige Rechtsentscheidungen verschaffte. Der Orden war nicht gewohnt, das, was er einmal sein genannt hatte, wieder herauszugeben, er ließ sich also auch durch den Papst und seine Legaten nicht irre machen, sondern brachte gegen die Entscheidungen derselben immer neue rechtliche Einwendungen vor. Erst im Jahre 1343 gelang es dem päpstlichen Hofe, zu Kalisch einen Frieden zu vermitteln, der für die ganze spätere Geschichte von Polen und Preußen wichtiger geworden ist, als irgend eine andere Begebenheit. Durch diesen Kalischer Frieden wurden die von dem Orden durch Waffengewalt erworbenen Orte und Landschaften, Pommerellen, Kulm und Michelau, vom polnischen König und von seinen Großen als rechtmäßige Besitzungen der Ritter anerkannt und dagegen die bisher von den Letzteren ebenfalls besetzt gehaltenen Lande Cujavien und Dobrzin an Polen zurückgegeben.

In demselben Jahre, in welchem der Deutschherren-Orden durch den Frieden von Kalisch den rechtlichen Besitz polnischer Länder erlangte, erhielt er auch in Esthland Gelegenheit, seine Herrschaft auszudehnen. In diesem Lande waren ebenso, wie in Preußen, überall

Deutsche angesiedelt. Sie übten als Magistrate und Bürgerschaften der Städte, als Gutsbesitzer, als Geistlichkeit und Ritterschaft ein willkürliches Regiment aus über die unterdrückten Eingeborenen und ließen dabei den Schatten der dänischen Oberherrschaft gern fortbestehen, weil sie sich unter einem entfernten schwachen Könige besser befanden, als unter der furchtbaren militärischen Republik in der Nähe; ja sie erkauften sich deshalb sogar 1329 von Christoph II. eine Urkunde, in welcher dieser versprach, die Herrschaft über Esthland nie aufzugeben. Seit der Zeit dauerten in Esthland nicht nur die Mißbräuche schwach regierter Aristokratieen fort, sondern auch die Bedrückung der unglücklichen Eingeborenen ward von Jahr zu Jahr härter. Endlich rief das Uebermaaß der Qualen einen allgemeinen Aufstand hervor (1343). Die ganze erbitterte Volksmasse der Esthen erhob sich, erschlug über 1800 Ritter mit ihren Weibern, Kindern und Dienern und belagerte dann die Hauptstadt Reval. Die esthnische Ritterschaft wandte sich in ihrer Noth an den deutschen Orden und dieser schickte ein Hülfsheer, welches furchtbar hauste. Statt mit unseren eigenen Worten den Jammer zu schildern, welcher damals über die unglücklichen Esthen verhängt ward, theilen wir die schlichte Darstellung eines Schriftstellers mit, der seine Quellen wörtlich wiedergiebt. Man wird daraus am besten ersehen, von welcher Seite her die Esthen und Liven damals das Christenthum kennen lernten und welches Schicksal die leider nur zu romantische, für Ruhm und Heldenthaten begeisterte und begeisternde Ritterschaft in ganz Europa dem arbeitenden Landvolk bereitete. „Die Esthen", sagt der Geschichtschreiber Hiärn, „schickten dem Herrn Meister und seinen 700 Reisigen entgegen und versprachen ihm, daß sie sich dem Orden unterwerfen und selbigem Tribut geben wollten, doch mit dem Beding, daß sie von den Edelleuten befreit sein möchten, deren Hochmuth und Tyrannei sie nicht länger ertragen könnten. Allein der Herr Meister ließ sich dadurch nicht irre machen, setzte mit den Seinen an die Bauern und erlegte ihrer fast alle, an die 10,000. Die vornehmsten Aufwiegler und Stifter des Aufruhrs wurden alle mit greulicher Marter zu Tode gepeinigt und die Stadt Reval also durch des Ordens Hülfe glücklich befreit. Der dänische Statthalter, nachdem er dem Herrn Meister und seinen Gefolgten für solche Wohlthat aufs fleißigste gedankt hatte, hielt weiter bei demselben an um fernere Hülfe gegen die Finnen." Der Orden säumte übrigens nicht, aus seiner Hülfleistung Nutzen zu ziehen. Er machte dem dänischen Statthalter eine ähnliche Kostenberechnung, wie er sie früher dem polnischen König Ladislaus Loktiek in Bezug auf Pommerellen gemacht hatte und bewirkte dadurch, daß der dänische König Waldemar

Atterdag 1346 Esthland als eine für Dänemark lästige Provinz mit allen seinen Rechten vertragsweise an den deutschen Orden gegen eine Summe von 19,000 Mark löthigen Silbers abtrat. Hochmeister war damals Dusmer von Arffberg; ihm folgte Winrich von Knip-rode, dessen 31jährige Regierung (bis 1382) als die goldene Zeit des Ordens bezeichnet wird.

Auch die Stadt Riga, welche bisher unabhängig gewesen war, mußte sich vor einem Adel beugen, der den Kern des streitbaren Herrenstandes von Deutschland in sich vereinigte und damals von der Oder bis zur Newa ebenso mächtig war, als die venetianische Republik in und an dem mittelländischen Meere. Die Unterwerfung dieser Stadt ist für die Erkenntniß des Zustandes der Menschheit im Mittelalter besonders in der Beziehung merkwürdig, weil eine einzelne Stadt den Kampf mit einer der Hauptmächte von Europa, was zu jener Zeit der deutsche Orden war, wagen konnte. Der Ausgang zeigt, was die freien deutschen Städte zu erwarten hatten, wenn sie der Ritterschaft unterlagen und warum sie nachher sich derselben so muthig widersetzten. Schon früher hatte der Großmeister des Ordens den Bürgern von Riga, bei Gelegenheit eines Streites derselben mit ihrem Erzbischof, gedroht, ihnen alle Rechte zu entziehen, welche die Ritter der Stadt zugestanden hatten. Als die Rigaer nachher wegen erlittener Beeinträchtigungen aufs neue mit dem Orden in Fehde geriethen, nützte ihnen die Verbindung mit den norddeutschen Seestädten, auf welche sie dabei vertrauten, nichts. Sie wurden zur Uebergabe ihrer Stadt gezwungen, verloren ihre Unabhängigkeit und alle ihre Privilegien und mußten die Erbauung einer ritterlichen Burg dulden, deren Besatzung jede Bewegung der Bürgerschaft beobachtete und in Schranken hielt. So erscheint der Deutschherren-Orden seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts als eine für Polen, Rußland, Litthauen und die anderen Länder des Ostens furchtbare Ritter-Republik. Er erscheint aber zu gleicher Zeit neben Venedig und Neapel als der einzige Staat in Europa, der, im Innern geordnet und nach Außen mächtig, nie um Geld verlegen war und deshalb die Noth seiner Nachbarn benutzen konnte, um mit geringem Gelde Städte und Herrschaften zu kaufen.

Uebrigens hob sich damals auch Polen unter Kasimir's Herrschaft wieder empor. Dieser König, welcher von 1333—1370 regierte, mußte zwar im Kalischer Frieden große Landstrecken an die preußischen Ritter abtreten, er erwarb aber, was er auf der einen Seite verloren hatte, auf der anderen wieder. In Rothrußland oder Halitsch (Galizien) herrschte damals Boleslav von Masovien, von welchem angegeben wird, daß er mit einer Schwester von Kasimir vermählt gewesen sei. Dieser Fürst übte nicht nur rohe Grausamkeit, sondern er

suchte auch seine griechisch-christlichen Unterthanen zum Uebertritt in die lateinische Kirche zu zwingen, erbitterte sie dadurch sehr und mußte, um sich gegen sie zu schützen, fremde Söldner in Dienst nehmen und eine enge Verbindung mit Polen und Ungarn schließen. Er starb 1340 entweder in Folge seines übermäßigen Trinkens, oder weil man ihn bei einem Trinkgelage vergiftet hatte. Kasimir behauptete das Letztere und nahm davon Anlaß zu einem Rachezug für seinen nächsten Verwandten. Er eroberte das ganze Fürstenthum Halitsch und behauptete es nachher auch; doch hatte er noch ebenso wie sein Vorgänger den Widerwillen der russischen Einwohner gegen die Herrschaft lateinischer Christen zu bekämpfen und zugleich mit den benachbarten Tataren, die ihm den Besitz des Landes streitig machten, öftere Kriege zu führen, was ihn auch bewog, den deutschen Rittern im Kalischer Frieden nachzugeben. Die Streitigkeiten, welche zwischen den litthauischen Theilfürsten, Gedimin's Erben, ausgebrochen waren, boten ihm die Gelegenheit dar, auch Volhynien an sich zu bringen.

Den Beinamen des Großen verdankte Kasimir besonders seinen angestrengten Bemühungen um die Verbesserung der Verwaltung, Gesetzgebung und Gerichtsverfassung seines Reiches. Er führte in einem Lande, das vorher ganz verwildert war und nach den verschiedensten Gesetzen regiert wurde, ein förmliches Gesetzbuch ein und so grausam, barbarisch und willkürlich er selbst auch gleich Peter dem Großen oft zu verfahren pflegte, so gewährte er dennoch den von Anderen Gedrückten kräftigen Schutz. Er ermunterte nach der damals von Italien zu den Deutschen gebrachten Sitte Gelehrte durch Geld und Gunst, die neue Art von Studien zu treiben; er traf bereits (1364) die Einleitungen zur Gründung der Universität Krakau, welche freilich erst später für die Dauer ins Leben trat; er erbaute Städte und zog Leute, die der Handwerke und Gewerbe Deutschlands kundig waren, ins Land; er errichtete Verpflegungsanstalten für Arme und Kranke; er trat den Anmaaßungen des Klerus mit Festigkeit entgegen. Da er ferner verordnete, daß in seinem Lande ebenso wie in Deutschland, wo damals jedes bedeutende Dorf Mauern hatte und Stadt hieß, die offenen Orte mit Mauern eingefaßt werden sollten, so nennt man ihn nicht mit Unrecht den Gründer der polnischen Städte. Auch den Landmann schützte er gegen den Druck der Magnaten und ritterlichen Räuber, welche in Polen ebenso wie in Deutschland Dörfer und Landstraßen unsicher machten; man hat ihm deshalb den Ehrennamen des Bauernkönigs gegeben.

Uebrigens waren unter seiner Regierung zwei Umstände, welche oft übersehen werden, für das künftige Schicksal der Polen vorzugs-

weise wichtig und entscheidend. Der eine ist die damals entstehende Alleinherrschaft der Großen, der andere die Ansiedelung vieler Juden in Polen. Kasimir hatte sich die deutschen Einrichtungen so sehr zum Muster genommen, daß er nicht nur das neue Recht und die Gerichtsverfassung von dorther entlehnte und seinen Unterthanen anfangs sogar gestattete, von den polnischen Gerichten nach Magdeburg zu appelliren, sondern daß er auch nach der Gewohnheit der Deutschen, deren Land von kleinen Rittern und Herren wimmelte, blos die Privilegirten als die Nation ansah. Er hielt nämlich nur Reichstage nach deutscher Weise, oder mit anderen Worten, er berief regelmäßig die Großen seines Reiches und nahm nichts ohne ihren Rath und ihre Bekräftigung vor, das eigentliche Volk aber und sogar der niedere Adel ward nirgends repräsentirt. Auf diese Weise bildete sich gleich bei der Wiedererstehung des polnischen Reiches jene oligarchisch-aristokratische Form der späteren republikanischen Monarchie, welche zuletzt den völligen Untergang von Polen herbeigeführt hat. Der zweite angeführte Umstand war ebenso verderblich für das häusliche Leben der Polen, als der erste für das politische Schicksal derselben. Kasimir wollte nämlich Gewerbe und Handel schaffen, anstatt sie langsam sich entwickeln zu lassen. Er suchte daher Geld und Leute ins Land zu ziehen. Die damals überall gedrückten Juden folgten seinem Rufe am ersten und er begünstigte ihre Einwanderung. Die Sache betraf zwar zunächst nur die neue Provinz Rothrußland oder Galizien, sie erstreckte sich aber bald über ganz Polen. Die zahlreich eingewanderten Juden bemächtigten sich aller Gewerbe und Geschäfte, welche einträglich gemacht werden können, ohne mühsam zu sein und schwere körperliche Arbeit zu erfordern und drängten sich auf diese Weise als Bürgerstand in die Mitte einer aus Herren und leibeigenen Bauern bestehenden Nation. Sie vermehrten sich, wie einst in Aegypten, bis ins Unglaubliche und überließen gern Ehre und Rang im Staate Anderen, wenn ihnen nur der Gewinn blieb. Der Wucher machte sie in Polen weniger verhaßt als in Deutschland, und als die verderbliche Sitte des Branntweintrinkens aufkam, blieben sie selbst mäßig; schmiedeten aber aus der den Slaven angeborenen Leidenschaft für berauschende Getränke eine neue Fessel, um das Volk noch mehr von sich abhängig zu machen. Sie zogen des Bauern ganzes baares Vermögen in ihre Hände, wurden von ihm endlich sogar als Wohlthäter und Beschützer betrachtet und ihre Häuser, obwohl keineswegs durch Reinlichkeit oder Bequemlichkeit ausgezeichnet, wurden des Reisenden einzige Zuflucht im unwirthlichen Lande. Eine volksthümlich ausgeschmückte Erzählung von der schönen Jüdin Esther berichtet, daß dieselbe eine Geliebte

Kasimir's des Großen gewesen sei und, ähnlich der persischen Esther, ihren Glaubensgenossen von dem Könige Begünstigungen ausgewirkt habe.

7. Ungarn beim Beginn der Herrschaft des Hauses Anjou.

Karl Robert, der erste ungarische König aus dem Hause Anjou, war nach dem Aussterben des Arpad'schen Mannesstammes (1301) nur mit vieler Schwierigkeit auf den Thron gelangt und verdankte diesen hauptsächlich den angestrengten Bemühungen des römischen Hofes. Der Papst vergaß dabei ebenso wenig als der Adel des Reiches, für sich zu sorgen; denn Karl Robert mußte bei einer seiner Krönungen (die letzte, endgültige erfolgte erst 1310 zu Stuhlweißenburg) eine eidliche Verpflichtung eingehen oder, wie wir sagen würden, eine Constitution beschwören, durch welche die königliche Gewalt zum Vortheil des Papstes, des Klerus und des Adels sehr beschränkt ward. Dem Papst und der Geistlichkeit wurde ein übermäßiger Einfluß in weltlichen Dingen zugestanden und der Adel erlangte den wichtigen Vortheil, daß seine bisher nur angemaaßten Vorrechte zu gesetzlichen Bestimmungen erhoben wurden. Man schützte gleichwohl auch das Volk gegen Willkür: der König mußte nämlich das Versprechen geben, daß er das Beste des ihm anvertrauten Volkes aus allen Kräften fördern und keinen Ungarn anders als auf dem ordentlichen Rechtswege verdammen oder zum Tode verurtheilen wolle. Uebrigens ließ der Papst als Oberlehensherr von Neapel in den Krönungseid noch ausdrücklich die Verpflichtung einrücken, daß Karl Robert sich unbedingt der testamentarischen Bestimmung seines Großvaters, Karl's II. von Neapel, unterwerfe, nach welcher Ungarn und Neapel nicht unter einem und demselben Regenten vereinigt werden sollten.

Durch Karl Robert's Erwählung zum ungarischen König wurde das Reich mit demjenigen Lande in Verbindung gebracht, welches sich damals der höchsten Civilisation in Europa erfreute. Dies würde den wilden Magyaren und Kumanen, die durch einen 30 Jahre lang um ihren Thron geführten Krieg in die alte Rohheit zurückgeworfen worden waren, zur Bildung und zu einer den Fortschritten der Zeit entsprechenden ordentlichen Staatsverwaltung verholfen haben, wenn sie selbst den Vortheil davon hätten begreifen können und wenn der neue König die italienische Civilisation ihnen von einer günstigen Seite her gezeigt hätte. Allein sie selbst waren noch zu roh und Karl Robert, jung, leichtfertig und ausschweifend wie er war, benahm sich so zügellos in der Befriedigung seiner wilden Leidenschaften, besonders in seiner oft gewaltsamen Verletzung der weiblichen Ehre und der

christlichen Ehegesetze, daß man den nämlichen Papst Clemens V., durch dessen Hülfe er den ungarischen Thron erlangt hatte, mehrmals gegen ihn anrufen mußte. Ja, sogar zur Haltung feierlicher Reichstage und zur erneuerten Anerkennung der Rechte der ungarischen Nation konnte der König nur durch förmlichen Zwang gebracht werden.

Er fand gleich anfangs an dem Grafen Matthias Csak von Trentschin, dem ersten Nationalbeamten, einen furchtbaren Feind. Matthias erkannte den neuen König nicht an, behauptete sich, obgleich er von Karl Robert bekriegt ward, unabhängig, und herrschte bis zu seinem Tode im Nordwesten des Reiches wie ein König. In dem Kampfe gegen ihn war Herzog Friedrich der Schöne von Oestreich, an dessen Grenzen Matthias sein Wesen trieb, mit Karl Robert verbündet; dafür unterstützte dieser nachher den Herzog im Kriege mit Ludwig dem Baiern durch kumanische Schaaren, die jedoch wegen ihrer Rohheit seinem Bundesgenossen wenig nützten. Die Verbindung mit Oestreich zog übrigens dem König Karl Robert die Feindschaft des böhmischen Königs Johann zu, der einen Raubzug nach Ungarn machte und Matthias unterstützte, bis Karl Robert Johann's Schwester zur Gemahlin nahm. Erst von dieser Zeit an faßte der neue König festen Fuß im Reiche; denn seine Heirath versöhnte die Nation, welche bei der Kinderlosigkeit seiner ersten Ehe neue weitläuftige Thronstreitigkeiten befürchtete, und in demselben Jahre, in welchem er diese Verbindung schloß (1318), starb auch Matthias, dessen Gebiet hierauf wieder mit dem Reiche vereinigt ward.

Karl Robert benutzte seine Verwandtschaft mit Johann von Böhmen, um seinem Reiche unter den übrigen Staaten, besonders in Beziehung auf Polen und Deutschland, eine Bedeutung zu geben, die es bis dahin noch nicht gehabt hatte. Er schloß später (1327) sogar einen engen Freundschaftsbund mit Johann, wobei er sich jedoch vorbehielt, daß er dem böhmischen Könige nie gegen seine alten Freunde, die Herzoge von Oestreich, denen er stets treu blieb und Beistand gewährte, Hülfe zu leisten habe. Uebrigens benutzte er die Streitigkeiten dieser Herzoge, in die er gezogen wurde, zur Bereicherung seiner Ungarn und zur Besetzung benachbarter Gegenden. Auch die ungarischen Nebenländer, besonders die dalmatische Küste, suchte er wieder an sein Reich zu bringen; doch mißlang sein Versuch, die Venetianer zu vertreiben, die sich bei der in Italien und Deutschland herrschenden Verwirrung die dalmatische Küste unterworfen hatten. Auch in anderer Beziehung suchte Karl Robert die Ungarn zu heben und auf den Punkt zu bringen, auf welchem die übrigen Staaten standen. Um eine Ritterschaft nach der deutschen Art zu bilden, hielt er Turniere und vertheilte Wappen, und um einen besseren Anbau des Bodens zu bewirken,

zog er Deutsche als Ansiedler ins Land. Wie elend mochte der Zustand der deutschen Bauern in Schwaben und Baiern sein, daß sie durch den Druck, den Raub und die Fehden der Ritterschaft damals, wie es scheint auf ähnliche Weise nach Ungarn getrieben wurden, wie in unserem Jahrhundert die vollendete Wissenschaft der Staatsökonomie sie nach Amerika zu ziehen zwingt!

Was Karl Robert mit den Waffen nicht ausrichten konnte, vollbrachte er durch Geld; denn gerade zu seiner Zeit gaben Ungarns bis dahin noch wenig benutzte Gold- und Silbergruben einen reichen Ertrag. Er ward durch sein Geld in den Stand gesetzt, die Rolle eines Schiedsrichters in den Streitigkeiten der benachbarten slavischen Völker zu übernehmen und entschied zwischen den Königen von Polen und Böhmen, mit deren Beherrschern er gleich nahe verwandt war, da er nach dem frühen Tode seiner zweiten Gemahlin eine Tochter Ladislaus Loktiek's, Elisabeth, die Schwester Kasimir's des Großen, geheirathet hatte. Sein Reichthum war sehr groß, weil er von seinen Magnaten das Gesetz erlangt hatte, daß, auf wessen Gebiet auch Gold oder Silber gefunden werde, jedes Mal dem Könige ein Drittel davon gehöre; Ungarn war aber in Hinsicht auf edle Metalle das reichste europäische Land, seitdem seine Bergwerke von den dahin gezogenen Sachsen und Böhmen bearbeitet wurden. Daß Karl Robert's Hofhaltung glänzend war, versteht sich bei so reichlichen Einkünften um so mehr von selbst, als er den Luxus Italiens mit nach Ungarn gebracht hatte. Es berührten sich übrigens an seinem Hofe die äußersten Enden der menschlichen Lebenszustände, die Ueberfeinerung der italienischen Städte und Herren und der Naturzustand roher Jäger und Krieger, wie die Kumanen waren. Wie sehr die Rohheit, die sich neben der Feinheit und dem Luxus eines italienisch-orientalischen Lebens an Karl Robert's Hofe geltend machte, nur mit dem Wesen und Treiben der rohesten Wilden zu vergleichen ist, zeigt die Geschichte Felician's von Zach, die uns an die Scenen eines afrikanischen Negerhofes erinnert. Zuerst ward die Tochter dieses Mannes, der zu den ersten Hofbeamten gehörte, der wilden Lust eines zum Besuche anwesenden jungen polnischen Prinzen, des nachherigen Königs Kasimir des Großen, gewaltsam preisgegeben und die Königin Elisabeth selbst, eine bis zur Heiligkeit mechanisch fromme Frau, war ihrem Bruder dazu behülflich. Dann nahm Felician eine grausenhafte Rache und ward auf noch weit grausenhaftere Weise dafür bestraft. Er überfiel die königliche Familie beim Mahle, verwundete den König an der rechten Hand, hieb der Königin vier Finger ab und würde Alle zusammengehauen haben, wenn ihn nicht ein herzuspringender Hofbeamter durch einen Schlag von hinten her niedergeschmettert hätte. Er

wurde darauf sogleich vollends getödtet, sein Leib geviertheilt und die einzelnen Stücke in verschiedenen Städten des Reiches zur Schau ausgestellt. Schon dies, noch mehr aber das weitere Verfahren zur Bestrafung der That beweist, daß selbst Gesetz und Gerichte die Rohheit der Zeit und des Volksstammes theilten. Es wurden nämlich nicht blos die Mitwissenden bestraft, sondern die Stände des Reiches belegten sogar die entferntesten Anverwandten Felician's und seine Nachkommen mit den schrecklichsten Strafen. Seine unglückliche Tochter ward an Nase und Händen verstümmelt und zur allgemeinen Verhöhnung auf einem Pferde sitzend durch Städte und Dörfer geführt. Sein Sohn wurde von Pferden zerrissen und dann den Raubvögeln hingeworfen. Ueber seine anderen Verwandten und über alle seine Nachkommen verhängten die Großen und Bischöfe des Reiches durch einen förmlichen Reichstagsbeschluß eine bis ins dritte Glied fortdauernde blutige Verfolgung.

Zwei Jahre früher, als diese scheußliche Begebenheit vorfiel, hatte Karl Robert's Oheim, der König Robert von Neapel, seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren. Dieser hatte nur zwei Enkelinnen, die noch in den ersten Lebensjahren standen, Johanna I. und Maria, hinterlassen und es war dadurch für Karl Robert, als den Sohn von Robert's ältestem Bruder, unerwartet die Aussicht auf den Thron von Neapel eröffnet worden. Allein sein Oheim hatte in Uebereinstimmung mit den neapolitanischen Ständen und mit dem Papst Johann XXII. seine Enkelin Johanna zur Erbin des Reiches ernannt, und der Papst ließ es sich angelegen sein, auf jede Weise eine Vereinigung von Ungarn und Neapel zu verhindern. Johann war bei diesem Bestreben schon früher auf den unglücklichen Gedanken gekommen, der jungen Thronfolgerin ihr Recht dadurch zu sichern, daß er eine Verlobung derselben mit Karl Robert's zweitem Sohne, Andreas, der ebenfalls noch ein Kind war, zu Stande bringe. Dies geschah (1332) und ward, wie wir später sehen werden, für den Prinzen und für die Prinzessin schon wegen des Umstandes unheilvoll, daß Beide gleichen Alters waren und dadurch mit dem, was Sitte und Natur südlicher Länder in Betreff ehelicher Verbindung erheischen, in Widerspruch geriethen. Karl Robert brachte 1333 seinen Sohn, damit er in den Sitten Italiens erzogen werde, selbst nach Neapel und diese Reise ward ein großes Fest für alle Guelfen von Italien. Unglücklicher Weise hatte Andreas' Aufenthalt in Neapel und die Erziehung, die man ihm gab, nur den Erfolg, daß er die italienische Verdorbenheit mit der ihm angebornen Rohheit des Sinnes vereinigen lernte und auch Johanna's Erziehung ward zu ihrem, ihres Gemahls

und ihres Reiches Verderben zu sehr im Geschmack von Petrarcha's halb phantastisch-poetisch philosophischen, halb pedantisch-rhetorisch gelehrten Grillen eingerichtet.

III. Frankreich, England, Deutschland und Italien von Albrecht's I. Tod bis auf Papst Urban V.

Erste Abtheilung.

1. Deutschland und die Schweiz bis auf Heinrich's VII. Römerzug.

In den Urkantonen der Schweiz hatten die Einwohner als einfache Hirten lange Zeit ihre Freiheit behauptet, und die drei Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden waren durch alte Freundschaft mit einander verbunden. Vorzugsweise in Schwyz gab es viele freie Grundbesitzer, während in Uri der größte Theil der Bewohner den Herren und den geistlichen Stiftern unterstellt waren; vornehmlich besaß das Frauenmünster von Zürich in den sogenannten drei Waldstädten ausgedehnte Rechte. Die Reichsgerichtsbarkeit übte ein Graf; und zwar war ein Theil des Landes der Grafschaft des Aargaues, ein anderer der des Zürichgaues zugerechnet. Die erstere wurde bis 1172 von den Grafen von Lenzburg, nach deren Aussterben aber von den Habsburgern verwaltet, die bald auch den Zürichgau übernahmen. Das Schirmverhältniß, welches hieraus entstand, war der Reichsfreiheit der Waldstädte gefährlich; sie erwirkten sich daher vom Reich Zusicherungen ihrer Rechte und namentlich stellte Friedrich II. den Schwyzern 1240 zu Faënza (Favenz) einen Freiheitsbrief aus, der ihnen die Reichsunmittelbarkeit für alle Zeiten zusagte. Gleichwohl übte das Haus Habsburg in den Waldstätten, wo es viele Eigengüter besaß, auch Hoheitsrechte aus; Rudolf aber sprach zu Altorf in Uri Recht, indem die Einwohner ihn während der kaiserlosen Zeit als Schiedsrichter annahmen. Den Freiheitsbrief von Faënza hat er als Kaiser nicht bestätigt. Nach seinem Tode (1291) schlossen die drei Lande ein Bündniß zur Erhaltung ihrer Rechte, die Kaiser Adolf ihnen bestätigte. Albrecht I. that dies keineswegs; ja man nimmt gewöhnlich an, daß er in ähnlicher Art, wie er in den östreichischen Landen eine Art ritterlicher Militärmonarchie einführte, auch die freien Hirten unter die Willkürherrschaft der Gewalt zu beugen suchte.

Glücklicher Weise gab es im Lande der Waldstädte ebenso, wie in den deutschen Gauen Friesland und Dithmarschen, eine Anzahl begüterter Familien von bedeutendem Ansehen, welche nicht zum Ritterstande gehörten und auch nicht dazu gehören wollten; diese vereinigten sich wahrscheinlich mit den angesehensten Gemeinfreien, um die Versuche zur Aufrichtung einer anderen als der Reichshoheit zu vereiteln. Ihre Verbindung ward durch die alte Freundschaft zwischen den drei Kantonen, der Kampf gegen Habsburg und die Ritter aber durch die Unzugänglichkeit des Landes erleichtert. Auf diese Weise entspann sich fast zu derselben Zeit, als die Dithmarschen, und 50 Jahre später, als die Nordfriesen in ihren Morästen gegen die benachbarte Ritterschaft für ihre Freiheit kämpfen mußten, ein ähnlicher Kampf in den Gebirgen der Schweiz. Hier wie dort erlag die Ritterschaft dem rüstigen Arme der wackeren Hirten und Bauern; in der Schweiz erhielt aber dieser Krieg dadurch eine weltgeschichtliche Bedeutung, daß die wiederholten Kämpfe mit der schwergerüsteten, berittenen Ritterschaft die anfangs mangelhaft bewehrten Landleute zur Bildung eines geübten und tapferen Fußvolkes veranlaßten, welches, der Ritterschaft überlegen, nicht blos daheim die Freiheit schützte, sondern bald nachher auch sich dem Meistbietenden in Sold gab, um sie auswärts zu unterdrücken.

Albrecht hätte es wohl gern dahin gebracht, daß die Bewohner der Waldstädte sich als Unterthanen unter den Schutz und die Herrschaft des Hauses Habsburg stellten; doch liegen keine gleichzeitigen Nachweise vor, daß er den Urnern Landvögte aufgedrungen und diesen eine willkürliche Bedrückung des Volkes und des im Lande seßhaften Adels gestattet hätte. Andererseits war das Streben der Waldstädte, jede andere Gewalt als die lose und unschädliche des Reiches fern zu halten, sehr entschieden und erkennbar; in einigen Streitigkeiten der freien Bauern gegen Stifter und Klöster nahm Albrecht die Partei der letzteren. Weiter ist der Gang, den die Dinge gegen sein Lebensende hin in den Urkantonen nahmen, nicht klar zu erkennen. Die Sage berichtet aber außerdem noch manche Einzelheiten, deren Wirklichkeit sehr zu bezweifeln ist. Ja, Vieles davon, wie die Erzählungen von Wilhelm Tell und von der Tyrannei der Landvögte Hermann Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, gehört sogar offenbar nur der Dichtung und der dichterischen Geschichte an. Solchen Ueberlieferungen nach vereinigten sich im November 1307 die drei angesehensten Männer der Urkantone, Walther Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold an der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden, mit je zehn Landleuten, welche in ihren verschiedenen Thälern den

größten Einfluß hatten, auf der Bergwiese Rütli am Vierwaldstätter-See und verabredeten den Plan, die Landvögte zu vertreiben und die übermüthige Ritterschaft zu demüthigen. Ihnen schlossen sich viele edle Geschlechter des Landes an, welche wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen die östreichische Herrschaft von Albrecht und seinen Vögten gehaßt und verfolgt wurden. Diese Männer waren nachher Führer des ungeübten Landvolkes, als dasselbe die Feinde der Volksfreiheit in ihren Burgen angriff. Am Neujahrstage 1308, als an dem zum Ausbruch verabredeten Tage, wurden überall die Burgen erstürmt, die Vögte und Ritter aus dem Lande getrieben und sieben Tage später der alte Bund der drei Kantone oder die sogenannte Eidgenossenschaft zur Vertheidigung und Erhaltung der alten Verfassung erneut.*)

Bald nachher müßte es gewesen sein, daß Albrecht nach Schwaben kam, um einen neuen Zug gegen die Böhmen zu rüsten. Er erregte, als er dem Bischof von Basel nicht allein die Belehnung verweigerte, sondern auch eine Fehde ankündigte, unter demselben brutalen und räuberischen Adel von Schwaben, dessen er sich seither in seinen Kriegen bedient hatte, Besorgnisse wegen seiner weiteren Absichten. Die Unzufriedenen schlossen sich an den jungen Johann von Schwaben, den Sohn von Albrecht's verstorbenem Bruder Rudolf, an, der seinem Oheim und Vormund grollte, weil dieser ihm ungeachtet wiederholter Bitten das väterliche Erbe (vielleicht die Hausgüter in Schwaben) vorenthielt. Johann und eine Anzahl schwäbischer Ritter, von denen uns jedoch nur vier junge Männer, Konrad von Tegernfeld, Walther von Eschenbach, Ulrich von der Balm und Rudolf von der Wart, genannt werden, machten eine förmliche Verschwörung und die Letzteren faßten mit Johann den Beschluß, den Kaiser zu ermorden, wenn er sich noch einmal weigere, seinen Neffen zu befriedigen. Albrecht ward, wie es heißt, als er im jetzigen Aargau verweilte, von einem mitverbündeten Ritter, den sein Gewissen zu einem Bekenntniß bei seinem Beichtvater getrieben hatte, gewarnt; er verschmähte aber die Warnung. Seinen Neffen suchte er vergebens durch Freundlichkeit zu gewinnen; der heftige junge Mann ward vielmehr unversöhn-

*) Unter den Gelehrten, welche die gangbaren Ueberlieferungen als unhaltbar nachwiesen, begnügen wir uns, den gründlichen und strengen Geschichtschreiber Kopp von Luzern zu nennen, dessen „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" (1835) für die Frage entscheidend geworden sind. Ueber die nordische Sage vom Apfelschuß vergl. oben Bd. IV, S. 273. Zu den unechten Urkunden gehört eine, nach welcher im Jahre 1388 über hundert Personen eidlich ausgesagt haben sollen, den Tell gekannt zu haben. Tell's Ausspruch bei Tschudi: „wär' ich witzig, hieß ich nit der Tell", unterstützt die Ansicht, daß Tell einen Verwegenen oder Thörichten bedeute.

lich gegen seinen Oheim erbittert, als dieser ihn auf die zu hoffende Eroberung von Meißen vertröstete und sogar die Fürsprache des Erzbischofs von Mainz, Peter Aichspalter, der mit den Feinden des Kaisers in Verbindung gestanden zu haben scheint, unberücksichtigt ließ. Jetzt führten Johann und seine Mitverschworenen die beschlossene That aus, obgleich sie gar keine Aussicht hatten, irgend einen Vortheil aus derselben ziehen zu können. Sie sprangen, als Albrecht am 1. Mai 1308 auf dem Weg von Baden nach Rheinfelden über die Reuß setzte (nicht weit von der Habsburg), zugleich mit ihm in die Fähre, trennten ihn dadurch von seinem Gefolge, ritten dann, als sie jenseits gelandet waren, allein mit ihm durch ein Saatfeld weiter und tödteten ihn auf meuchelmörderische Weise. Sie ergriffen sogleich die Flucht und beschlossen ihr Leben auf klägliche Weise in der Verbannung; nur Rudolf von der Wart, der nicht Hand mit angelegt, sondern unthätig zugesehen hatte, ward gefangen und auf so grausame Weise hingerichtet, daß er erst nach drei Tage langen Schmerzen starb. Der Schuldigste von Allen, Johann, dem man den Namen Parricida (Vatermörder) beigelegt hat, irrte lange verkleidet umher, bis er eine Zuflucht in dem Augustiner-Kloster zu Pisa fand, wo er als Mönch starb; er hatte sich dem Kaiser Heinrich VII. während seines Aufenthaltes in Genua zu Füßen geworfen und ihn um Hülfe angefleht. Des ermordeten Kaisers Tochter, die fromme Königin Agnes von Ungarn und sein Sohn Leopold I. nahmen im Schmerz über den Verlust ihres Vaters blutige Rache und ließen nicht nur die Verwandten der Mörder, sondern auch viele hundert unschuldige Kriegsleute und Diener derselben umbringen.*)

Albrecht's Erbe in Oestreich und Schwaben fiel an seine fünf überlebenden Söhne, von welchen die beiden ältesten, Friedrich der Schöne und Leopold I., vorerst für ihre drei jüngeren Brüder, Albrecht, Heinrich und Otto die Verwaltung des Ganzen übernahmen, obgleich alle fünf als Landesfürsten betrachtet wurden. Die Kaiserwürde dagegen ward einem anderen Hause zugewendet. Albrecht war nämlich den deutschen Fürsten zu mächtig gewesen, Friedrich und Leopold hatten daher die beiden Erzbischöfe des Reichs, Peter Aichspalter von Mainz und Balduin von Trier aus dem Hause der Grafen von Luxemburg, gegen sich, und da sie überdies noch mit

*) Albrecht's Austritt, wie seine Ermordung fand am 1. Mai (1308) statt; der Mairitt an diesem Tage war ein uralter Volksgebrauch. Vorher hatte der Kaiser den Gästen Maienkränze vertheilt, den schönsten seinem Neffen. Als die Königin Agnes im Blute der erschlagenen Burgleute von Fahrwangen stand, soll sie gesagt haben: „Ich bade im Maienthau“, womit die Erzählung „sagenhaft vervollständigt“ ist. S. Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, III, 32.

Böhmen, Würtemberg und Baiern in Streit lagen, so sahen sich die deutschen Fürsten nach einem anderen Manne für den Kaiserthron um. Der Papst Clemens V., König Philipp IV. von Frankreich, die Guelfen und das Haus Anjou in Italien, sowie viele kleine Herren in Deutschland suchten aus der Erledigung des deutschen Kaiserthrones und den damit verbundenen Streitigkeiten Nutzen zu ziehen; es war daher ein Glück für Deutschland, daß die beiden Erzbischöfe von Mainz und Trier sechs Monate nach Albrecht's Tod durch vereinte Bemühung die Erwählung eines tüchtigen Mannes durchsetzten. Dieser Mann war der Graf Heinrich von Luxemburg, dessen Familie an der Maas, an der Mosel und am Niederrhein ebenso angesehen und durch Verwandtschaft mächtig war, als das habsburgische Haus am Oberrhein, an der Reuß, an der Aar und im Elsaß. Auch hatte sich Heinrich als Graf von Luxemburg durch persönliche Eigenschaften und durch ritterliche Thaten nicht weniger ausgezeichnet, als Rudolf von Habsburg vor seiner Wahl. Außerdem war von den genannten beiden Erzbischöfen der eine, Balduin von Trier, sein Bruder, der andere, Peter Aichspalter von Mainz, sein Freund und ehemaliger Diener. Der Letztere besaß eine große diplomatische Gewandtheit und da er überdies weder ein ängstliches Gewissen noch ein zartes Ehrgefühl besaß, so war er ebenso sehr zur Durchsetzung der beschlossenen Wahl geeignet, als er nachher dem Gewählten in seinen politischen Unterhandlungen sich nützlich zeigte. Das hatte er schon früher bewiesen, als er das Bisthum Basel erhalten hatte und von dem Grafen Heinrich beauftragt worden war, seinem Bruder Balduin, der damals erst 20 Jahre alt war und noch in Paris studirte, durch französischen Einfluß das erledigte Erzbisthum Mainz zu verschaffen. Peter hatte dieses Bisthum für sich selbst zu erlangen gewußt und dagegen bald nachher, um Heinrich zu versöhnen, dem jungen Balduin für eine Summe Geld das Bisthum Trier vom Papst erkauft. Auch das, was oben bei Gelegenheit von Albrecht's Ermordung bemerkt ward, sowie der Umstand, daß Albrecht's Wittwe nachher den Erzbischof Peter beim neuen deutschen Könige förmlich der Mitwissenschaft dieses Verbrechens anklagte, zeigt deutlich, wie wenig geistliche Gewissenhaftigkeit diesem Kirchenfürsten zugetraut wurde. Uebrigens war Peter's und Balduin's Eifer bei Heinrich's Wahl keineswegs uneigennützig; denn Heinrich mußte Beiden ihre Bemühungen mit Reichsgut bezahlen und dem Erzbischof von Mainz noch außerdem die Summe ersetzen, welche dieser dem Papste von der Erkaufung des Bisthums Trier her schuldig war. Der Papst selbst unterstützte die beiden geistlichen Herren bei der Erwählung des neuen Königs, obgleich er dies nur mit großer Vorsicht thun konnte, weil Philipp IV. von Frankreich seinen Bruder,

Karl von Valois, auf den deutschen Thron zu bringen suchte und den Papst dringend aufforderte, sich bei den Deutschen für diesen zu verwenden. Clemens wollte den französischen König nicht noch mächtiger machen helfen und nahm, da er ganz in dessen Gewalt war, seine Zuflucht zur Verstellung. Er versprach einerseits dem Könige, die Absichten seines Bruders zu befördern und trieb andererseits die Kurfürsten insgeheim zur schleunigen Erwählung Heinrich's an. Unter solchen Umständen ward Heinrich von Luxemburg im November 1308 auf dem Königsstuhl zu Rense*) in Vorschlag gebracht und hierauf zu Frankfurt in der Dominikanerkirche in feierlicher Wahlhandlung zum König erhoben und im Januar 1309 zu Aachen als Heinrich VII. gekrönt.

Die erste Sorge des neuen Kaisers war, den Deutschen zu zeigen, wie wohlthätig die gesetzliche Macht eines Monarchen in einem Lande sei, wo in den letzten Zeiten die Herren und Ritter zu Räubern, die Städte zu Republiken geworden waren. Er war durch persönliche Eigenschaften, auf welche damals außerordentlich viel ankam, ebenso sehr wie Rudolf von Habsburg ausgezeichnet und wußte, wie dieser, durch ritterliche Vorzüge und durch Freundlichkeit dem kaiserlichen Ansehen wieder aufzuhelfen. Gleich nach seiner Krönung machte er eine Reise den Rhein herauf durch Schwaben und Franken. Er fand auf dieser Reise die Städte Straßburg und Zürich bevölkerter, als sie gegenwärtig sind, sowie Ulm, Augsburg und Nürnberg in lebhaftem Handelsverkehr mit Italien und in Rücksicht des bürgerlichen Zustandes und der Wohlhabenheit den italienischen Städten vergleichbar, die eigentlich schwäbischen Städte aber von den Grafen von Würtemberg und Baden hart bedrängt. Er bemühte sich sogleich, überall Recht und Gerechtigkeit wieder herzustellen. Die Städte erinnerte er, daß sie kaiserliche Städte seien, den drei Waldstädten gab er ihre alten Rechte und Freiheiten zurück und knüpfte sie dadurch wieder an das Reich; vor allen Dingen aber suchte er gegen den Grafen Eberhard, der schon seit mehreren Jahrzehnten als Raubtyrann in Schwaben gehaust hatte, sein Ansehen geltend zu machen. Er entbot ihn zugleich mit den östreichischen Herzogen auf den nach Speier ausgeschriebenen Reichstag, den einen, um sich vor dem kaiserlichen Gericht zu stellen, die anderen, um sich die noch nicht empfangene Belehnung ertheilen zu lassen. Dieser erste Reichstag Heinrich's (Herbst

*) Der Königsstuhl zu Rense, ein offenes, spitzbogiges Polygon, in unserer Zeit erneuert, befindet sich zwischen Coblenz und Boppard, der Lahnmündung gegenüber; ein hier angestimmtes Hifthorn war in den vier rheinischen Kurgebieten vernehmbar, nämlich im mainzischen Lahnstein, im trierischen Kappel, dem kölnischen Rense und dem pfälzischen Braubach.

1309) ward nicht blos von den Deutschen zahlreich besucht, sondern auch Guelfen und Ghibellinen Italiens erschienen, um des neuen deutschen Kaisers Hülfe anzusprechen. Eberhard von Würtemberg, welcher in Begleitung seiner ritterlichen Raubgenossen nach Speier kam, schied in Unfrieden vom Kaiser und ward geächtet. Die östreichischen Herzoge, die sich durch Heinrich's Erwählung hintangesetzt sahen, söhnte der Kaiser durch Freundlichkeit mit sich aus, indem er dabei zugleich seinen eigenen Vortheil auf kluge Weise zu verfolgen wußte. Er belehnte sie nicht nur mit den habsburgischen Ländern, sondern er begünstigte auch ihnen zu Gefallen, mehr als recht und billig war, die Verfolgung der Unglücklichen, die man in das Schicksal von Albrecht's Mördern verwickelte; denn er gestattete den Herzogen die Vollziehung der gegen diese ausgesprochenen Achtserklärung und ermöglichte dadurch die oben erwähnten grausamen und blutigen Scenen. Dafür gaben die Herzoge ihren Anspruch auf Böhmen auf, zahlten ihm eine Summe Geld, deren er sehr bedurfte und versprachen, daß einer von ihnen mit 200 Rittern ihn auf seinem Römerzuge begleiten wolle. Später versprach er ihnen sogar, ihr Verhältniß zu den Waldstädten nochmals untersuchen und rechtlich feststellen zu lassen. Den in Speier erschienenen Italienern, welche ihn dringend um Beschleunigung seines Römerzuges baten und unter denen die Gesandten des Ghibellinen Matthäus Visconti und seines Gegners Guido della Torre, sowie der aus Brescia vertriebene Guelfe Tebaldo von Brussati die bedeutendsten waren, versprach er die Erfüllung ihrer Bitte, weil er mit dem Gelde des reichsten Landes in Europa den Glanz der kaiserlichen Würde aufrecht zu erhalten wünschte. Die Leichen seiner Vorgänger Albrecht und Adolf ließ er zu Speier im Dome beisetzen; die Beschreibung, wie dies in Gegenwart dreier Königinnen (der beiden Wittwen und der Gemahlin Heinrich's) geschah, ist eine der schönsten und belebtesten Stellen in dem Buche des wackeren steirischen Reimchronisten Ottokar.

Weit glänzender als dieser erste Reichstag war der zweite, welchen Heinrich nach einer neuen Reise durch Schwaben und Franken in Frankfurt am Main hielt (1310). Hier ward hauptsächlich über die böhmischen Angelegenheiten berathschlagt. In Böhmen hatte der Herzog Heinrich von Kärnthen als Gemahl der älteren Schwester Wenzel's III., des Letzten vom Stamme des Primislas, sich in den Besitz der königlichen Macht gesetzt; er drückte und quälte aber die Bewohner des Landes, zog mit Hintansetzung der slavischen Herren seine deutschen Ritter hervor, riß das Silber und Gold der reichen Erzgruben an sich, um es nach Kärnthen bringen zu lassen und wollte endlich seiner Schwägerin, der männlich gesinnten Elisabeth, einen Gemahl

aufdringen, von welchem er nichts zu fürchten hätte. Elisabeth weigerte sich dessen und wurde dafür ins Gefängniß geworfen, entkam aber aus der Haft und rief die unzufriedenen böhmischen Herren zu ihrem Schutze auf. Diese erschienen in großer Zahl bei ihr und wandten sich, da sie den Rittern Heinrich's nicht gewachsen waren, an den neuen deutschen Kaiser. Sie boten diesem die Hand der Elisabeth und mit derselben das böhmische Reich für seinen Sohn Johann an. Heinrich wollte anfangs das Anerbieten nicht für seinen Sohn, sondern für seinen Bruder Walram annehmen, weil jener erst 14 Jahre alt, Elisabeth aber nicht nur fünf Jahre älter, sondern auch eine Amazone von zweideutigem Rufe war, die den jungen Prinzen nachher wirklich auch einige Jahre lang als einen Knaben beherrschte; doch gab er endlich dem diplomatischen Rath Peter Aichspalter's Gehör und schloß zu Frankfurt einen Vertrag mit den böhmischen Herren ab, nachdem er von Reichswegen den Herzog Heinrich der Krone Böhmen hatte verlustig erklären lassen. Kurze Zeit nachher (1. September 1310) ward der junge Johann, welchem sein Vater mittlerweile die damals zum Herzogthum erhobene Grafschaft Luxemburg abgetreten hatte, zu Speier mit der Erbin von Böhmen vermählt. Von der glänzenden Hochzeit seines Sohnes begab sich Heinrich nach Burgund, um von da noch in dem nämlichen Jahre nach Italien zu ziehen. Ehe er aber über die Alpen ging, ordnete er noch zwei andere große Kriegszüge an. Der eine war gegen Heinrich von Kärnthen, der andere gegen Eberhard von Würtemberg gerichtet. Gegen den Letzteren sandte er seinen Reichsvogt in Schwaben, Konrad von Weinsberg, um das längst ausgesprochene Urtheil zu vollziehen. Konrad führte die Eßlinger und andere über den Grafen erbitterte Städte gegen die Raubritter und Burgen Eberhard's, zerstörte die Letzteren alle bis auf drei, trieb den Grafen aus dem Lande und nöthigte ihn, bei dem Markgrafen von Baden Schutz zu suchen, bei welchem derselbe dann bis zu Heinrich's Tod blieb. An die Spitze des böhmischen Kriegszuges wurden Peter Aichspalter und der Graf Berthold VII. von Henneberg gestellt, doch sollte der Erstere dabei nur die Staatsgeschäfte leiten. Heinrich von Kärnthen konnte sich gegen die deutsche Kriegsmacht und gegen die Unzufriedenheit der Böhmen nicht behaupten; er flüchtete nach seinem Herzogthum Kärnthen, das er nachher nicht mehr verließ, und Johann ward im Februar 1311 durch Peter Aichspalter zu Prag feierlich als König von Böhmen gekrönt.

2. Italien vor und während des Römerzuges Heinrich's VII.

Es würde uns in ein Labyrinth einzelner Geschichten führen, wenn wir hier alle einzelnen Staaten Italiens durchgehen wollten; um den

Zustand der Dinge zu erkennen, welchen Heinrich VII. dort antraf, genügt eine Andeutung über die vier Hauptstaaten, Rom, Neapel, Florenz und Mailand.

Der Zustand der Stadt Rom und des Papstthums läßt sich schon aus dem, was oben über das Verhältniß Philipp's IV. von Frankreich zu den Päpsten Bonifacius VIII., Benedict XI. und Clemens V. gesagt worden ist, ziemlich deutlich erkennen. Die Colonna, die Orsini und andere römische Familien hatten ein solches Uebergewicht erlangt, daß sowohl Bonifacius, obgleich er die Ersteren vertrieb und zum Theil mit dem Bannfluch verfolgte, als auch Benedict genöthigt waren, ihre Residenz außerhalb der Stadt Rom aufzuschlagen. Andererseits lagen diese Familien unter einander selbst in heftigem Streit und machten es dadurch einem gewandten Unterhändler des Königs Philipp möglich, bei Benedict's Tode einem ganz im französischen Interesse handelnden Mann, den Erzbischof Bertrand von Bordeaux, der den Namen Clemens V. annahm, die päpstliche Würde zu verschaffen. Durch diesen ward dann der Sitz des Papstthums auf länger als zwei Menschenalter nach Avignon in Frankreich verlegt. Auf solche Weise erlosch in Italien mit dem Ansehen des Kaisers auch die politische Bedeutung des Papstes. Die dadurch erlangte ungebundene Freiheit der Italiener, welche jeder auf seine Weise benutzte, rief in Verbindung mit dem allenthalben herrschenden Wohlstand nicht nur die größte Ausgelassenheit, sondern auch die höchste geistige Entwickelung und eine nie gekannte Blüthe der Künste und Gewerbe hervor. Das hat Dante in seinem großen Gedichte trefflich dargestellt; er schrieb aber damals auch sein Buch über die Monarchie oder über geistliche und weltliche Gewalt, um zu beweisen, daß die wahre Freiheit Italiens nur dann gerettet werden könne, wenn die geistliche und die weltliche Oberherrschaft, von welchen die eine dem Papste, die andere dem Kaiser gebühre, jede auf ihre eigentliche Bestimmung beschränkt würden.

Mit dem gesunkenen Zustande der Kirche nahm auch die Simonie und der Mißbrauch der geistlichen Gewalt immer mehr überhand. Man deckte sogar die herrschende Sittenlosigkeit mit dem Mantel des Christenthums zu, indem man die Scholastik und die an sich vortrefflichen Einrichtungen und Stiftungen der Kirche gebrauchte, um Sünden nicht blos zu vergeben, sondern auch zu erlauben. Dies erweckte neben den Propheten, welche, wie Dante in seinem göttlichen Gedichte, die moralische Ordnung der Welt und die bestehende kirchliche im grellen Contrast zeigten, in allen Gegenden auch Reformatoren, welche, wie im 12. Jahrhundert Arnold von Brescia, die bestehende politische und kirchliche Ordnung ganz umzuändern suchten. Diese Männer mußten

bei dem herrschenden Fanatismus ebenfalls Fanatiker werden und, da sie der blinden Verfolgung nur blinde Wuth entgegensetzen konnten, nothwendig dem Uebergewicht der Zahl unterliegen. Unter ihnen war Dulcino der bedeutendste und merkwürdigste. Er war der uneheliche Sohn eines Priesters und ein Schüler des Schwärmers Gerhard Segarelli, welcher in der Mitte des 13. Jahrhunderts gepredigt hatte und verkündigte seine Lehre nicht blos mündlich, sondern auch in Briefen, in denen er seine Grundsätze kurz und faßlich aussprach, oder wie wir sagen würden, in Flugschriften. Solche Sendschreiben der Gelehrten und Geistlichen des Mittelalters gingen nämlich von Hand zu Hand und vertraten die Stelle der Journale und Flugschriften unserer Zeit. Dulcino's Predigten drehten sich hauptsächlich darum, daß er die Einfalt des Evangeliums dem Pomp der Kirche, die Gütergemeinschaft der ersten apostolischen Kirche dem Fürstenthum der Bischöfe und Aebte, sowie der auf dem Besitz von Land und Leuten beruhenden ritterlichen Aristokratie entgegensetzte. Er fand in der östlichen Lombardei und in allen den Gegenden, in denen sich seit mehr als 100 Jahren eine freiere Ansicht verbreitet hatte, großen Anhang. sammelte dort eine bedeutende Anzahl Menschen und ermunterte sie, eine christliche oder vielmehr schwärmerische Republik zu errichten, um sich zugleich dem weltlichen und geistlichen Drucke zu entziehen. Sein Versuch scheiterte, wie der ähnliche Versuch der münsterischen und niedersächsischen Fanatiker des 16. Jahrhunderts und aus dem gleichen Grunde, weil nämlich alle diese Schwärmer Widersprechendes mit einander zu vereinigen strebten; doch hat Dulcino ebenso, wie die Anführer jener Wiedertäufer in Deutschland, durch Ausdauer die Unsterblichkeit erlangt. Er reizte zugleich die Pfaffen, die Reichen und die auf ihre Kampffertigkeit trotzenden Ritter gegen sich, weil er um der Armen und Gedrückten willen ihnen Allen den Untergang verkündigte. Verfolgt und gewaltsam vertrieben, sammelte er in den höheren Gebirgen von Novara und Vercelli, welche zwei Drittheile des Jahres hindurch mit Schnee und Eis bedeckt sind, mehr als 6000 Männer um sich und seine durch Schönheit, Geist und Standhaftigkeit gleich berühmte Gattin Margaretha. In dieser unzugänglichen Gegend, wo er und seine Gefährten vom Raube lebten, vertheidigte er sich acht Jahre lang (seit 1300) gegen die regelmäßige Kriegsmacht, über welche die Bischöfe des umliegenden Landes gebieten konnten, bis endlich der Fanatismus der herrschenden Kirche Mittel fand, den Fanatismus der zu ihrem Untergang verschworenen Ketzer zu unterdrücken. Man predigte das Kreuz gegen sie und Dulcino ward nebst seinen Anhängern vernichtet.

Während dieser Glaubenskrieg ohne den Papst geführt und auch

beendigt worden war, hatte Clemens V., um wenigstens einen Theil der weltlichen Herrschaft seines Stuhles zu behaupten, unter dem kriegerischen und schlauen Kardinal Napoleon Orsini ein Heer in Italien aufgestellt. Dieser fand aber überall, wohin er sich wandte, Hindernisse, weil alles sich geändert hatte und der Papst ebenso wie der Kaiser vergessen war. Clemens sah daher Heinrich's VII. Zug nach Italien nicht ungern, obgleich er sonst keineswegs geneigt war, das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen; aber die Anwesenheit des Kaisers in Italien mußte ihm nothwendiger Weise Gelegenheit verschaffen, eine der Parteien an sich zu ziehen.

Neapel erhielt durch den Tod Karl's II. (1309) fast um dieselbe Zeit, als Heinrich von Luxemburg zum deutschen Kaiser erwählt ward, in Karl's jüngerem Sohne, Robert, einen neuen Regenten. Karl hatte zu den vortrefflichsten Herrschern seiner Zeit gehört und sein Nachfolger verdankte es ihm, daß vor Heinrich's Ankunft das Ansehen der Kaiser im Kirchenstaat, in Florenz und in vielen Städten der Lombardei ganz an das Haus Anjou übergegangen zu sein schien. Im Kirchenstaat hatte Karl die Päpste und den Adel von sich abhängig erhalten und in den nördlichen Gegenden Italiens war er nicht nur das Oberhaupt der Guelfen gewesen, sondern er hatte auch selbst gegen diejenigen Fürsten, die dem deutschen Reiche mehr als den Franzosen gewogen waren, sein Ansehen behauptet; er hatte endlich sogar einen Theil von Piemont besetzt und dem Grafen Philipp von Savoyen das Land Montferrat, sowie die Besitzungen, die demselben als Erbe seiner Gemahlin in der Morea zugefallen waren, streitig gemacht. Als er starb, vermachte er sein Reich nicht seinem Enkel, Karl Robert, der als Nachkomme des ältesten Sohnes Karl Martell die nächsten Ansprüche hatte, sondern seinem jüngeren Sohne Robert, weil Karl Robert mit Hülfe des Papstes die Herrschaft in Ungarn erlangt hatte und sein Vater überzeugt war, daß das ungarische und neapolitanische Reich nicht unter einem und demselben Regenten vereinigt werden könnten. Der Papst zeigte sich gegen den neuen Herrscher von Neapel ungemein freundlich und großmüthig. Er erließ ihm die ganze Summe, die er als Oberlehensherr von Neapel von jedem neuen König zu fordern hatte und verzichtete sogar auf alle die Gelder, welche das Haus Anjou dem römischen Stuhle seit Karl's I. Zeit für baare Darlehen schuldig geworden war, deren Betrag übrigens so groß war, daß Robert sie niemals ganz hätte bezahlen können. Auch suchte er eine auf billige Bedingungen gegründete Uebereinkunft zwischen Robert und dem König Friedrich II. von Sicilien zu Stande zu bringen, weil er erkannt zu haben scheint, daß Friedrich, der sich gegen Karl II. im Besitz von Sicilien behauptet

hatte, auch durch Robert schwerlich vertrieben werden würde; der Letztere konnte sich aber nie entschließen, Sicilien ganz aufzugeben und machte von Zeit zu Zeit Eroberungsversuche gegen die Insel.

Als Robert die Regierung antrat, schien das guelfische und französische Interesse in Italien gänzlich obzusiegen. Die Florentiner, die Todfeinde des Kaiserthums und der Ghibellinen, lagen mit einer bedeutenden Kriegsmacht gegen die letzteren im Felde und Robert sandte ihnen eine Schaar jener tapferen Kriegsleute zu Hülfe, welche, obgleich sie auch anderen Völkern angehörten, unter dem Namen der Catalonier und Aragonier*) auf allen Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres als Söldner dienten. In Genua und in Venedig wütheten heftige innere Streitigkeiten. In Ferrara stritten mehrere Prinzen des Hauses Este um die Herrschaft, einer von ihnen verkaufte nachher die Stadt an die Venetianer und die Bewohner von Ferrara ergaben sich, um diesen zu entgehen, dem Papste. Dadurch ward Venedig in einen Krieg mit der Kirche verwickelt. Clemens V. verfluchte 1309, als die Venetianer ihm die Stadt nicht räumten, die herrschsüchtige Republik mit einer ganz beispiellosen Anmaaßung. Er sprach nicht allein Bann und Interdict gegen die Venetianer aus, sondern er erklärte auch sowohl sie selbst als ihre Kinder bis ins vierte Glied für ehrlos und für unfähig, irgend ein geistliches oder weltliches Amt zu bekleiden, gab all ihr Hab und Gut dem Raub eines Jeden preis und erklärte, daß jedermann sich eines jeden Venetianers bemächtigen und ihn zu seinem Sklaven machen dürfe. Alles dies focht freilich die Venetianer anfangs wenig an; doch bald machten sich ihre Feinde in Italien, zumal Padua, sowie ihre Neider im Auslande den Bannfluch zu Nutzen; man kaperte ihre Schiffe und nahm den Inhalt ihrer Lagerhäuser in Beschlag. Endlich ließ Clemens, um seinen geistlichen Waffen Nachdruck zu geben, auch das Kreuz gegen sie predigen und übertrug, wie vorher dem Napoleon Orsini, so jetzt einem anderen Kardinal die Führung der zusammengepredigten Horden. Nun wurden zwar die Venetianer vertrieben, Ferrara rief aber, als es sich zugleich von ihnen befehdet und von dem Gesindel des päpstlichen Kreuzheeres mißhandelt sah, wieder ein Glied des Hauses Este herbei und der Papst, welcher weder diesem noch den Venetianern, geschweige denn Beiden zusammen gewachsen war, mußte sich an Robert von Neapel wenden. Er übertrug demselben die Statthalterschaft in Ferrara und in der Romagna, und Robert, der sich damals

*) Eigentlich Almugaraven; man verstand darunter Krieger aus den Grenzgebieten Aragoniens gegen die saracenischen Lande.

gerade in der Provence aufhielt, eilte (1310) nach Italien, noch ehe der deutsche Kaiser dort hatte eintreffen können.

Unter den Florentinern, die sich in kurzer Frist zu einer unerhörten Blüthe des Reichthums und der Macht erhoben hatten und deren Stadt jetzt von Robert zum Bollwerk der Guelfen gemacht wurde, dauerte der alte Kampf und Streit fort. Die Partei der Weißen hatte sich nach ihrer Vertreibung mit den Ghibellinen des Landes vereint und gerade dadurch ihre Rückkehr in eine durchaus guelfische Stadt unmöglich gemacht. Papst Benedict XI., mild und friedliebend wie er war, schickte zwar 1304 den Kardinal Nikolaus von Prato nach Florenz, um die erbitterten Parteien auszusöhnen, sein Versuch scheiterte aber an dem unversöhnlichen Haß beider Parteien. Der geistliche Friedensstifter sah sich bald genöthigt, die Stadt wieder zu verlassen und schied mit einem im vollen Verdruß ausgesprochenen Bannfluch über die Florentiner. Die Blitze der Kirche schadeten jedoch der Stadt wenig, weil sie für Italiener überhaupt schon längst kalt und stumpf geworden waren. Dagegen brach der Kampf der Parteien gleich nach der Entfernung des Kardinals von neuem los und veranlaßte eine Feuersbrunst, durch welche 1700 Häuser eingeäschert wurden. Gleich darauf suchten die Weißen und Ghibellinen, im Vertrauen auf den Beistand des Papstes und von Pistoja unterstützt, ihre Rückkehr gewaltsam zu erzwingen. Sie drangen auch sogar in die Straßen der Stadt ein, geriethen aber dort durch einen Zufall in Verwirrung und wurden dann nicht nur zurückgetrieben, sondern auch größtentheils grausam ermordet. Jetzt zogen die Florentiner zu einem Rachekrieg gegen Pistoja aus und begannen eine Belagerung, die den Charakter jener Zeit und jenes Landes in ein recht helles Licht setzt. Robert von Neapel, welchen sein Vater den Florentinern zu Hülfe schickte, leistete dabei mit catalonischen Reitern eine Zeit lang gute Dienste, kehrte aber wieder nach Hause zurück, als Papst Clemens V. sich der Belagerten annahm. Diese litten bald den äußersten Mangel, gaben, um sich aller zum Kampfe Untauglichen zu entledigen, ihre Weiber und Kinder dem erbitterten Feinde preis und harrten selbst dann noch aus, als sie sogar schon alle ihre Pferde verzehrt hatten und kaum mehr wußten, wovon sie sich nähren sollten. Gleich große Ausdauer zeigten die Belagerer: sie ertrugen standhaft alle Uebel der rauhen Jahreszeit, ließen sich durch alle Schwierigkeiten eines für sie sehr ungünstigen Bodens nicht ermüden, legten sich, um die großen Kosten der Belagerung zu erschwingen, die härtesten Steuern auf und trotzten dem Bannfluche, den der Papst durch seinen Legaten gegen sie schleudern ließ. Dabei verfuhren beide Theile mit einer Grausamkeit gegen einander, die ebenso, wie die von ihnen bewiesene

Hartnäckigkeit, recht deutlich zeigt, mit welcher Erbitterung die Städte und Parteien Italiens damals gegen einander stritten. Die Florentiner schnitten allen Gefangenen Nase, Arme und Beine ab und die Pistojer marterten auf ähnliche Weise alle, die in ihre Hände fielen, zu Tode. Als endlich in der Stadt die Lebensmittel nur noch für einen einzigen Tag hinreichten, ergaben sich die Pistojer (1306), schlossen aber dabei mit ihren Feinden unter Vermittelung eines im Geruch der Heiligkeit stehenden Mönches und unter den furchtbarsten Eidschwüren einen Vertrag, der ihre Uebergabe an bestimmte Bedingungen knüpfte. Das Gebiet von Pistoja sollte zwischen Florenz und Lucca getheilt, die obersten Beamten der Stadt von diesen beiden Republiken ernannt werden. Uebrigens geschah auch damals, was in Bürgerkriegen gewöhnlich ist und bei der Heftigkeit der Leidenschaften in südlichen Ländern auch unter den alten Griechen nie verhindert werden konnte: die Sieger nahmen ohne Rücksicht auf den Vertrag den Besiegten alles, was ihnen gefiel, hinweg, zerstörten die Mauern der Stadt und rissen alle Paläste und Burgen der Ghibellinen und Weißen nieder. Dies erbitterte nicht allein die Ghibellinen in Italien und alle diejenigen, welchen Dino Compagni und Dante die Klagen der Unterdrückten gegen die Unterdrücker und den Schmerz über den Verfall der weltlichen Gewalt des Kaisers und der geistlichen des Papstes in Prosa und Versen, in Briefen und in historischen Berichten kund thaten, sondern auch der päpstliche Legat Napoleon Orsini, der im Anfange des Jahres 1306 in Italien erschien, fühlte sich dadurch bewogen, den Bann gegen die Florentiner in geschärfter Weise zu wiederholen und die florentinischen Verbannten nebst ihren Freunden suchten Zuflucht und Hülfe in Deutschland. Die in Florenz herrschenden Guelfen schickten zwar ebenfalls Gesandte dahin und bestachen den Diplomaten des Kaisers, Peter Aichspalter, damit er seinem Herrn von dem Zuge nach Italien abrathe; ihre Bemühungen hatten aber keinen Erfolg, weil der Kaiser Kenntniß von der Bestechung erhielt und deshalb dem Erzbischof diesmal kein Gehör schenkte.

In **Mailand** war durch den Sturz des Matthäus (Matteo) Visconti das Haus Torre wieder in den Besitz der höchsten Macht gelangt und **Guido della Torre** herrschte dort als Haupt der Guelfen im Auftrage des Volkes unumschränkter, als vorher Matthäus Visconti, weil dieser den Adel hatte schonen müssen. Die Visconti hatten nach ihrer Vertreibung mehrere vergebliche Versuche gemacht, die Herrschaft wieder zu erlangen, und Matthäus lebte nachher fast vergessen auf einem Landgute am Garda-See, bis Heinrich's VII. Erwählung seine Hoffnungen aufs neue weckte. Er beschloß sogleich,

sich mit dem neuen Beherrscher des Reiches in Verbindung zu setzen, um mit seiner Hülfe das Verlorene wieder zu erlangen und wußte, schlau wie er war, den rechten Weg dazu zu finden. Er wählte zu seinem Gesandten den Rechtsgelehrten Franz Garbagnata von Pavia, einen Bewunderer Dante's und zugleich einen der ausgezeichnetsten unter den Männern, die sich damals in Italien dem Studium des Alterthums mit Begeisterung hingaben. Garbagnata wußte sich des Kaisers Gunst zu verschaffen, begleitete ihn auf dem Zuge nach Italien und verhinderte, daß nicht ein Tebaldo von Brussati und andere Guelfen, welche ebenfalls im Gefolge des Kaisers waren, ihn ganz einnahmen.

Im Herbst des Jahres 1310 zog Heinrich über Lausanne und Susa nach Italien. Er hatte nur 2000 Gerüstete bei sich, aber er rechnete theils auf Philipp IV. von Frankreich, theils auf die Lage der Dinge in Italien. Philipp war kurz vorher in Folge förmlicher Unterhandlungen in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Kaiser getreten und sollte Robert von Neapel hindern, sich demselben zu widersetzen. Ein päpstlicher Legat war dem Kaiser zum Begleiter versprochen; die Krönung zu Rom hatte Clemens im Voraus zugesagt; Guelfen und Ghibellinen endlich befanden sich im Gefolge des Kaisers und dieser ließ in Italien verkünden, daß er als Friedensstifter komme und weder der einen noch der andern Partei durch das Blut oder durch Freundschaft verbunden sei. Auf alles dies war jedoch nicht zu bauen. Nur die Ghibellinen fanden es in ihrem Interesse, sich fest an den Kaiser anzuschließen; die Guelfen dagegen, sowie die päpstliche und die französische Partei wollten Heinrich zwar gern zu ihrem Zwecke gebrauchen und ihm Ehre erweisen, ihm wohl auch einiges Geld zufließen lassen, aber von einer Wiederherstellung der kaiserlichen Macht zu Gunsten des Rechts und der Gesetze wollten sie nichts wissen. Sie gaben den Gesandten, welche Heinrich zur Verkündigung seiner Ankunft vorausgeschickt hatte, leere Worte zurück und auch der Papst schickte anfangs den versprochenen Legaten nicht. Dies war den Ghibellinen, sowie den monarchisch Gesinnten überhaupt gerade recht. Sie rüsteten sich insgesammt; Dante erließ seine berühmten, in poetischer Prosa abgefaßten Manifeste gegen die Guelfen, gegen die Verächter der Monarchie und gegen Florenz; mit dem Schwunge der biblischen Propheten ermahnt er Italien, die schönste der Jungfrauen, ihre Thränen zu trocknen und ihrem Bräutigam, dem frommen Heinrich, entgegenzugehen. Matthäus Visconti erschien, nachdem er sich verkleidet durch die guelfischen Lande geschlichen hatte, in Asti bei Heinrich; die Pisaner endlich schickten dem Kaiser zur Beschleunigung seines Zuges 60,000 Goldgulden, weil sie durch ein Bündniß, welches Guido della

Torre mit Robert von Neapel und mit den Florentinern geschlossen hatte, ins Gedränge gebracht worden waren. Von Matthäus Visconti, sowie von den Beherrschern der Städte Lodi und Pavia begleitet, zog Heinrich nach Mailand. Dies setzte Guido in nicht geringe Verlegenheit; die Herren von Lodi und Pavia waren seine Freunde; er konnte daher, als sie neben Matthäus im kaiserlichen Gefolge erschienen, auch diesen nicht ausschließen und mußte Heinrich, ein so lästiger Gast derselbe in Begleitung des Matthäus auch war, aufnehmen. Er empfing ihn knirschend mit verstellter Demuth und Unterwürfigkeit. Heinrich selbst nahm den Trotz des Guelfen gutmüthig auf, seine Deutschen aber setzten dem Stolze Stolz entgegen. Als nämlich Guido bei Heinrich's Einzug in Mailand ihm entgegen kam, senkte er nicht, wie es Brauch war, seine Fahnen vor dem Reichsadler; die Deutschen rissen erbittert darüber dem Träger die Fahne aus der Hand und warfen sie auf den Boden; der Kaiser aber sagte zu Guido, als derselbe vor ihm auf die Kniee fiel und seine Füße küßte, in seiner gutmüthigen Weise: „Sei nur friedlich und treu, Guido, und erkenne deinen Herrn an, den zu verleugnen unrecht ist!" Es war überhaupt Heinrich's Fehler, daß er durch Güte versöhnen zu können glaubte. Er schickte aus diesem Grunde an alle Städte Botschaften, ließ überall Aussöhnung der Guelfen und Ghibellinen verkündigen und versuchte den unseligen Mittelweg, der sehr selten und in Italien nie zu etwas Anderem als zum Mittelmäßigen führt. Er kannte, wie ein italienischer Schriftsteller jener Zeit mit Recht sagt, die Italiener nicht. Sie nahmen seine Gutmüthigkeit für Einfalt und Schwäche; das mußte er bald erfahren.

Um weder der einen noch der anderen Partei das Uebergewicht zu geben, schloß Heinrich sowohl Guido als Matthäus von der Regierung in Mailand aus. Beide täuschten ihn darauf kurz nach einander, ohne daß er es merkte. Seine Geldverlegenheit nöthigte ihn nämlich, von den Mailändern nach mancher Erpressung noch ein sogenanntes freiwilliges Geschenk zu fordern. Matthäus sagte ihm, 60,000 Goldgulden würden sich leicht erheben lassen; Guido steigerte aber boshafter Weise diese Summe auf 100,000 und erregte dadurch bei den Reichen Unzufriedenheit gegen den Kaiser, obgleich die Steuer für eine so bedeutende Handelsstadt, wie Mailand, kaum in Anschlag zu bringen war. Als der Kaiser nachher forderte, daß die Häupter der beiden Parteien ihn auf seinem Zuge nach Rom begleiten sollten, um ihm gewissermaaßen als Geisel für die Ruhe von Mailand zu dienen, verbanden sie sich mit einander und entwarfen den Plan, die Deutschen durch einen plötzlichen Aufstand aus Mailand zu treiben. Der Anschlag mißglückte jedoch und der schlaue Matthäus, der dies

gleich beim Ausbruch der Empörung merkte, trennte sich von seinen guelfischen Verbündeten, um sie zu verderben und sich auf ihre Kosten zu heben. Er täuschte den Kaiser durch gleißende Worte und erhielt, nachdem er zu seiner Sicherheit zugleich mit Guido aus der Stadt gewiesen worden war, die Erlaubniß zur Rückkehr, während Guido verbannt blieb.

Der Kaiser verweilte zu Mailand, wo er schon in den ersten Tagen des Januar in der Ambrosiuskirche mit der eisernen Krone gekrönt worden war, unglücklicher Weise vier Monate lang (bis Mitte April 1311). Wäre er, wie besonders Dante in einem Sendschreiben dringend begehrte, gleich nach seiner Krönung aufgebrochen und in Toscana eingefallen, so würden Bologna und Florenz, die Hauptstädte der guelfischen Partei, schwerlich gewagt haben, ihm die Aufnahme zu versagen. Durch sein Säumen gewährte er den stolzen Republikanern Zeit, sich gegen einen Angriff so zu rüsten, daß er nachher auf seinem Marsche nach Rom an ihnen vorüber ziehen mußte. Sein Zug ging von Mailand aus zunächst gegen Cremona, welches den vertriebenen Guido aufgenommen und, durch die Florentiner bearbeitet, die kaiserlichen Boten schnöde abgewiesen hatte. Bei seiner Annäherung verloren jedoch die Bürger von Cremona den Muth, schickten ihm die Schlüssel ihrer Stadt entgegen und verstanden sich sogar, als er ihre Boten zornig zurückwies, freiwillig zu Demüthigungen, wie sie zu Friedrich Barbarossa's Zeit die Mailänder nur nach dem hartnäckigsten Kampfe gezwungen erduldet hatten (Bd. V, S. 325, 328). Hundert der vornehmsten Bürger zogen barfuß, unbedeckten Hauptes und mit einem Stricke um den Nacken dem Kaiser entgegen und flehten knieend und weinend um Gnade für die Stadt. Heinrich begnügte sich mit dieser Demüthigung nicht, sondern verfuhr gegen eine Stadt, die sich ihm freiwillig unterworfen hatte, auf eine Weise, welche nachher die anderen feindlichen Städte nothwendig bewegen mußte, lieber das Aeußerste zu wagen. Er ließ Cremona drei Tage lang plündern, mehrere hundert angesehene Bürger in elende Kerker werfen, wo sie bald kläglich umkamen, und nicht nur die Mauern der Stadt niederreißen, sondern auch die mit vielen Kosten errichteten großartigen Bauwerke, die Zeichen des Reichthums, der Betriebsamkeit und des Kunstsinnes der Bürger, auf vandalische Weise zerstören; ja, er forderte von der verwüsteten und geplünderten Stadt außerdem noch 100,000 Goldgulden, eine Summe, die vorher den Mailändern unerschwinglich geschienen hatte. Kein Wunder, daß die Stadt Brescia, als sich Heinrich von Cremona aus gegen sie wendete, ihm den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte!

Die Stadt Brescia ward gegen den Kaiser von demselben Tebaldo

von Brussati vertheidigt, der ihn vorher in Speier dringend nach Italien gerufen hatte. Die Belagerung fiel in die Zeit vom Juni bis September, also gerade in die Jahreszeit, welche für deutsche Krieger immer am verderblichsten war. Das Klima, die ungewohnte Lebensweise und der blutige Krieg rafften bald die tapfersten Ritter hin, selbst Heinrich's edler Bruder Walram fiel im Kampfe und das Heer schmolz vor Brescia nach und nach bis auf den vierten Theil zusammen, da manche Italiener und auch Deutsche, wie z. B. der tapfere Leopold von Oestreich, das Lager verließen. Auch die bedeutenden Kosten für den Sold der ritterlichen Schaaren waren für Heinrich, welcher trotz aller Contributionen und Geschenke der lombardischen Städte sich immer in großer Geldverlegenheit befand, vernichtend; denn er hatte ein zahlreiches Heer gegen Brescia geführt und doch mußte er z. B. den von der Stadt Speier gestellten Edelknechten, wie wir aus einer Chronik sehen, drei bis vier Mark monatlichen Sold geben, während damals der Taglohn nur in sechs bis acht Hellern und einigen Lebensmitteln bestand. Die Brescianer wurden weder durch das große Heer des Kaisers, der die ganze Kriegsmacht der ghibellinischen Städte gegen sie aufgeboten hatte, in Schrecken gesetzt, noch durch die barbarische Hinrichtung ihres Anführers Tebaldo, welcher, als er in die Gefangenschaft gerathen war, in einer Kuhhaut um die Mauern der Stadt geschleift und dann halbtodt von vier Stieren zerrissen wurde, eingeschüchtert. Erst als Hunger und Elend in der Stadt zu sehr überhand nahmen, verstanden sich die Bürger unter Vermittelung eines päpstlichen Legaten, Luca Fieseo aus Genua, zur Uebergabe. Dieser versprach ihnen, wiewohl er keine bestimmte Vollmacht hatte, milde Bedingungen; Heinrich fragte aber nachher nichts danach, sondern übte große Härte gegen die Bürger und erpreßte eine Summe von 70,000 Goldgulden. Da er das Gelübde gethan hatte, nur über Trümmer einzuziehen, mußte ein Theil der Stadtmauer sogleich eingerissen werden. Ein Verzeichniß aller waffenfähigen Männer in und um Brescia, welches Heinrich damals verfertigen ließ, gibt uns eine klare Vorstellung von der Macht und Bevölkerung der italienischen Städte-Republiken jener Zeit und kann uns zugleich den ungeheuren Verlust, welchen Heinrich in vier Monaten theils durch Krankheiten, theils durch die feindlichen Waffen erlitten haben soll, einigermaaßen erklären; es ergab sich nämlich, daß die Zahl aller kampffähigen Männer im Gebiete von Brescia, welche zwischen 18 und 60 Jahre alt waren, 136,000 betrug. Heinrich soll, als ihm dieses Resultat berichtet wurde, voll Verwunderung ausgerufen haben: „Wahrlich, dieses Brescia ist keine Stadt, sondern ein Königreich!“

Nach der gegen Cremona und Brescia bewiesenen Härte konnte Heinrich den geraden Marsch über Florenz nach Rom um so weniger fortsetzen, als nicht blos eine Versammlung von Abgeordneten der Lombarden, die er bald nachher in Pavia hielt, sich unter den ungünstigsten Anzeichen auflöste, sondern auch alle vorher bezwungenen Städte wegen der Maaßregeln, zu denen er durch seine Geldverlegenheit getrieben ward, in Bewegung geriethen. Er setzte den Grafen Werner von Hohenberg (Homberg), einen tüchtigen Staatsmann und tapferen Feldherrn, der auch als Liederdichter bekannt ist, zu seinem Stellvertreter in der Lombardei ein und nahm seinen Weg südwärts über Genua. Hier verweilte er vom October bis zum Februar, machte an die Einwohner ganz unbegrenzte Ansprüche und erregte dennoch nur bei der mittleren und unteren Klasse Widerstand und Murren, weil die Bürger von Genua ebenso in zwei ghibellinische Parteien, wie die von Florenz in zwei guelfische, zerfallen waren, und Beide in ihrem Streite über die Herrschaft um seine Gunst buhlten, so daß ihn die Stadt sogar auf 20 Jahre zu ihrem Herrn ernannte. Heinrich suchte auch hier die Parteien zu versöhnen. Er hielt in Genua außerdem Gericht über die Stadt Florenz und verurtheilte sie zu einer schweren Strafe. Anfangs freuten sich die Genuesen, welche die Florentiner um ihren Handel und Wohlstand beneideten, hierüber; sie kamen aber bald auf andere Gedanken, als sie erkannten, daß Florenz durch die Verbindung mit den unzufriedenen Städten der Lombardei und mit Robert von Neapel ebenso viel gewann, als Genua durch den für seinen Handel nachtheiligen Aufenthalt des deutschen Königs und durch die Freundschaft mit ihm verlor. Eine Gesandtschaft, welche Robert mit Friedensanerbietungen nach Genua an Heinrich schickte, hatte offenbar nur die Absicht, diesen auszukundschaften; denn Robert hatte bereits seinen Bruder Johann, der sich einen Fürsten von Achaja nannte, nach Rom geschickt, um in der Romagna und in Toscana seine Rechte als Reichsvicar geltend und dem Kaiser jeden Schritt mit den Waffen streitig zu machen. Auch wich sein Gesandter plötzlich wie ein Dieb in der Nacht davon, als er erfuhr, daß Heinrich mit dem König Friedrich von Sicilien in Verbindung getreten sei und in Pisa die aus Deutschland zahlreich herbeieilenden Schaaren zu erwarten beschlossen habe. Von Genua setzte Heinrich, der hier seine Gemahlin durch den Tod verloren hatte, zu Schiffe nach Pisa über und trat dann, noch ehe die deutschen Verstärkungen eingetroffen waren, den Marsch nach Rom an; als Reichsvicar ließ er einen ausgezeichneten Kriegsmann, Uguccione della Faggiuola, in Genua zurück.

In Rom fand er mehr Widerstand, als er erwartet hatte; denn Robert's Bruder Johann hatte einen Theil der Stadt, die mit ihm

verbündeten Orsini einen anderen besetzt. Eine Schrift des Bischofs Nicolaus von Botronto (Butrinto in Epirus, an der Meerenge von Korfu), welchen Heinrich als seinen Geschäftsträger nach Rom vorausgeschickt hatte, zeigt uns auf recht anschauliche Weise, wie sehr sich die Franzosen und Italiener nicht blos über die deutsche Einfalt und Rechtlichkeit des Kaisers, sondern sogar über seine italienischen Freunde und Diener lustig machten. Dies ging so weit, daß man ihn sogar lange in der Meinung zu erhalten wußte, Robert sei sein Freund und handle als Reichsvicar, und Johann von Achaja habe die Tiber-Brücke, die Peterskirche und die festen Gebäude der Stadt nur um ihm Ehre zu erweisen besetzt. Heinrich war daher auch sehr überrascht, als seinem Gesandten erst in dem Augenblick, wo er selbst in Rom einzuziehen gedachte, eine Fehdeerklärung gegeben wurde. Er fand, als er (Mai 1312) in die Stadt einzog, zwar die bisher besetzt gehaltene Brücke frei, seine Truppen wurden aber beim Uebergang über dieselbe von einem in der Nähe stehenden Thurme aus durch Pfeilschüsse angegriffen. Nach seinem Einzuge war die ganze Stadt ein Kampfplatz; jedes feste Haus, jeder Thurm, jede Kirche, ja, die kolossalen Reste des Alterthums, wie das Colosseum, wurden wie Festungen angegriffen und vertheidigt, und dieser blutige Kampf nebst der damit verbundenen Verwüstung der Stadt dauerte Wochen lang fort, weil Heinrich die Peterskirche nicht erobern konnte und die vom Papst gesandten Kardinäle die Kaiserkrönung unter dem Vorgeben, sie dürften sie an keinem anderen Orte vornehmen, so lange hinausschoben, bis, wie sie hofften, die Deutschen genöthigt sein würden, die Stadt wieder zu räumen. Vergebens bot Heinrich sowohl gegen Johann von Achaja, als gegen die trotzigen Kardinäle das römische Volk auf; er konnte die Feinde nicht aus dem Besitze der Peterskirche vertreiben, und als er, unterstützt von den Römern, die Krönung im Lateran, der Pfarrkirche des Papstes, forderte, zeigte sich dieselbe Erscheinung, die wir durch die ganze deutsche Geschichte hindurch im Leben und Gerichtswesen unserer Nation antreffen. Die Kardinäle stützten sich auf den päpstlichen Befehl und veranlaßten dadurch lange und breite Verhandlungen über Herkommen, Recht und alte Ordnung, bei welchen man mit Beziehung auf Justinian's Gesetze und auf das Kirchenrecht die Frage über den Ort der Krönung systematisch prüfte und entwickelte, bei denen aber zuletzt, wie überall in jenen Zeiten, sich klar und deutlich zeigte, daß im Mittelalter gar Vieles auf rohe Gewalt oder auf pfäffischen Trug hinauslief, und daß damals die Greuel der Gewalt und Verwirrung und die scholastische Pedanterei der Leute, die sich mit dem Rechte abgaben, gleich groß waren. Endlich war das römische Volk müde, seine Stadt den

unablässigen Verheerungen eines hartnäckigen Kampfes preisgegeben zu sehen; es ergriff die Waffen, drang in den kaiserlichen Palast, wo gerade alle Kardinäle bei Heinrich versammelt waren, und würde diese vielleicht in seiner Wuth getödtet haben, wenn nicht Heinrich selbst die tobende Menge beruhigt und die Kardinäle zu dem feierlichen Versprechen bewogen hätte, ihn am 29. Juni 1312 im Lateran zu krönen. Die Krönung fand zur bestimmten Zeit wirklich statt, das damit verbundene Mahl ward aber von den Leuten Johann's und der Orsini gestört, welche aus festen Gebäuden in der Nähe Steine und Pfeile auf die Gäste warfen. Dies war nur eine unbedeutende Neckerei der Gegenpartei; viel bedeutender dagegen war es, daß der Kaiser bei der Krönung sich selbst die Hände band und sich außer Stand setzte, als Schutzherr der Kirche dasjenige zu thun, was Rom und die besseren Italiener forderten, was Dante in seinen Manifesten und in seinem Gedichte verkündigte. Statt nämlich die Kirche und den Papst aus der Gewalt der Franzosen zu reißen und die alte Ordnung der Kirche, sowie den Sitz der Kardinäle und des Papstes in Rom wieder herzustellen, nahm er Clemens förmlich in Schutz und verkündigte in einem Manifest, daß er den weltlichen Arm gebrauchen werde, um jede dem römischen Hofe beschwerliche Stimmung zum Schweigen zu bringen: eine unvorsichtige Erklärung, von der man schon wenige Jahre nachher gegen seinen Nachfolger, Ludwig den Baiern, auf römische Weise Gebrauch machte. Fast gleichzeitig aber schloß Heinrich ein Bündniß mit König Friedrich von Sicilien und ernannte denselben zum Admiral des Reiches in den italienischen Meeren; ein Schritt, durch welchen er entschiedener als zuvor der guelfischen Partei und ihrem Oberhaupte, dem Könige von Neapel, entgegentrat.

Der Kaiser verließ Rom und sein Gebiet erst im Anfang des Herbstes, als seine meisten deutschen Begleiter in die Heimath zurückgekehrt waren. Nichtsdestoweniger hatte er den Muth, nach Toscana zu ziehen, um die mächtige Republik Florenz anzugreifen. Er rechnete dabei auf den Haß der Verbannten gegen ihre Vaterstadt, und wirklich strömten auch in dem ghibellinischen Arezzo, wo er mit Jubel empfangen ward, die Feinde der Florentiner von allen Seiten zu ihm herbei. Man sieht deutlich, daß Heinrich's persönlicher Charakter den Italienern ebenso wie den Deutschen Achtung einflößte, und daß man sich schämte, ihn und die Sache des Gesetzes, die er vertheidigte, zu verrathen. Hätte er jetzt nicht zum zweiten Male den rechten Augenblick versäumt, so würde er — das versichert sowohl Dante, als der florentinische Geschichtschreiber Villani — die bestürzte Stadt wahrscheinlich überrascht haben; denn die Bundesgenossen der Flo-

rentiner waren noch nicht eingetroffen und die vornehmsten Bürger lagen in der Burg Ancisa. Er kam aber um acht Tage zu spät vor Florenz an und hatte es dann mit einer feindlichen Kriegsmacht zu thun, deren Stärke uns doppelt in Erstaunen setzt, weil die Florentiner ebenso wie der Kaiser nur die Bürgerschaften und die zu ihnen gehörenden Ritter der Städte ins Feld führten. Aus dem uns überlieferten Verzeichniß der guelfischen Schaaren, welche damals in Florenz zusammenströmten, kann man sich eine Vorstellung machen, wie sich einzelne Städte des jetzt wehrlosen Italiens in jener Zeit zur Reichsmacht verhielten; Lucca und Siena z. B. schickten je 600 Reiter und 2000 Fußgänger, Bologna 400 Mann zu Pferd und 1000 zu Fuß, Pistoja 100 Reiter und 500 Fußgänger, Ravenna, Rimini, Faenza und Cesena je 300 der ersteren und 1500 der letzteren u. s. w. Florenz konnte auf diese Weise dem Kaiser, der nur 800 deutsche und 1000 italienische Reiter bei sich hatte, außer einem ungemein zahlreichen Fußvolk 4000 Reiter entgegen stellen, und hatte noch dazu den Vortheil, daß Heinrich bald nach seiner Ankunft an einem tödtlichen Uebel erkrankte. Nichtsdestoweniger blieb der Kaiser standhaft. Mangel und Krankheiten nöthigten ihn zwar im October, die Belagerung aufzuheben, aber schon kurze Zeit nachher begann er sie von neuem. Er errichtete bei dem alten Flecken Poggibonzi eine feste Burg, die er Monte Imperiale (Kaiserberg) nannte und die durch zahlreiche Ansiedelungen rasch das Ansehen einer Stadt erhielt; diese sollte der Mittelpunkt seiner Unternehmungen in Toscana werden. Doch war Florenz nicht zu nehmen. Heinrich ließ in der neuen Stadt, die bald wieder zusammensinken sollte, eine Besatzung und zog im Frühjahr 1313 nach dem getreuen Pisa. Hier erneuerte er das Bündniß mit Friedrich von Sicilien, durch den er schon vorher mit bedeutenden Summen unterstützt worden war, weil er beschlossen hatte, die Franzosen aus Neapel zu treiben. Auch ließ er damals in Pisa gegen den neapolitanischen König und gegen die Stadt Florenz das Gaukelspiel eines förmlichen Processes veranstalten und über Beide als Rebellen und Majestätsverbrecher die härtesten Strafen verkündigen. Ein solches Verfahren lag im Geiste jener Zeit und die spitzfindigen Formeln, die furchtbaren Proklamationen und die neuen Gesetzverfügungen, von denen es begleitet war, trugen freilich zur Bereicherung des Justinianeischen Rechtes bei, welches damals nebst dem geistlichen Recht überall an die Stelle des alten Volksrechtes trat und werden deshalb von unsern Schriftstellern der sogenannten historischen Rechtsschule bewundert und gepriesen; Heinrich selbst wußte aber recht gut, daß seine Zeit viel zu kräftig und roh war, um von solchen gerichtlichen Ceremonieen und Festsetzungen einen Erfolg

erwarten zu können, wenn ihnen nicht eine ansehnliche Kriegsmacht Nachdruck gab. Im August brach er daher mit einem bedeutenden Heere von Pisa auf, um den König Robert in seinem eigenen Lande anzugreifen, während seine Freunde, die Pisaner, die Genuesen und der König von Sicilien, zur Unterstützung seines Zuges eine Flotte gerüstet hatten. Gleichzeitig erfochten seine Anhänger in der Lombardei bedeutende Vortheile und von Deutschland her waren Hülfstruppen im Anzuge, so daß die Guelfen in Besorgniß geriethen. Dagegen bestand das Heer, das er selbst südwärts führte, aus 2500 Deutschen und 1500 italienischen Rittern, also aus gemischten Schaaren, die nicht durchaus von ihm abhingen. Es ist daher auch begreiflich, daß in diesem Heere keine Disciplin gehalten werden konnte. Ueberhaupt wird man gar Manches, was uns über Heinrich und seine Unternehmungen in Italien berichtet wird, anders beurtheilen, wenn man die Verhältnisse und Umstände schärfer ins Auge faßt. Wenn z. B. einer seiner italienischen Begleiter in einem Berichte ihm Halsstarrigkeit oder die üble Gewohnheit, nur seinem eigenen Willen zu folgen, vorwirft, so wird man bei genauer Erwägung finden, daß diese Eigenschaften des Kaisers einen besseren Namen verdienen. Eben derselbe Berichterstatter zeigt uns übrigens zugleich auch Heinrich's edeln königlichen und ritterlichen Sinn und zwar nicht blos durch preisende Redensarten, sondern durch Anführung einer bestimmten Thatsache. Er erzählt nämlich, wie Heinrich einst ein Schloß, in welches sich eine große Zahl der vornehmsten Florentinerinnen mit ihren Kindern geflüchtet hatte, zur unbedingten Uebergabe gezwungen und mit Verschmähung des Vortheils, den er aus diesem Zufalle hätte ziehen können, die Gefangenen unter dem Schutze ehrenhafter Männer nach Hause entlassen habe.

Der Zug nach Neapel hatte den Zweck, die in Pisa gegen Robert ausgesprochene Achtserklärung zu vollziehen. Heinrich ward aber dadurch mit dem Papst Clemens entzweit. Dieser war Oberlehensherr von Neapel und Heinrich hatte sich vorher mit großer Klugheit und Rücksicht gegen ihn benommen, weil er zu seinen Zwecken in Italien des Papstes bedurfte. Er folgte in diesem Zwiste ganz und gar den Grundsätzen, welche Dante in seinem Buche von der Monarchie entwickelt hat und stützte sich außerdem auf die neue Rechtswissenschaft und ihre Pedanterei, die wenigstens in diesem Falle dem Kaiser sehr nützlich war. Schon während des Aufenthaltes der Deutschen in Rom war Clemens zu Gunsten Robert's gegen Heinrich aufgetreten; nachher hatte er Alles aufgeboten, um zuerst die Achtserklärung gegen Robert und dann die Vollziehung derselben zu verhindern. Heinrich hatte sich aber gleich anfangs auf das Gutachten der Rechtsgelehrten

berufen, welche damals von den italienischen Kathedern herab die Unfehlbarkeit der Gesetze Justinian's predigten und diese der Unfehlbarkeit des Papstes entgegensetzten. Als die gewöhnlichen Künste des römischen Hofes bei Heinrich nichts fruchteten, untersagte Clemens durch ein förmliches Verbot und mit Androhung des Bannfluches den Kriegszug gegen Neapel; Heinrich ließ sich aber dadurch so wenig aufhalten, daß er vielmehr dem Papste die nachdrückliche Antwort gab: wenn Gott mit ihm sei, fürchte er weder den Papst noch was dieser Kirche nenne. Das Schicksal war indessen auch dieses Mal dem Papste und der Hierarchie günstiger, als dem Kaiser und der Monarchie; denn als Alles gerüstet, als Flotte und Heer schlagfertig, als dieses auf seinem Zuge gegen Neapel bereits über Siena hinaus gelangt war, raffte der Tod den Kaiser in der Vollkraft des Lebens (er war erst 51 Jahre alt) hinweg. Schon seit dem Zuge gegen Florenz war Heinrich tödtlich krank, er hatte sich aber von Zeit zu Zeit erholt und seine feste Constitution trotzte dem schleichenden Uebel lange Zeit, endlich stürzte ihn seine Unvorsichtigkeit ins Grab. Er setzte sich in der gefährlichsten Jahreszeit der Hitze und einer mit ungesunden Dünsten geschwängerten Luft aus, ermüdete sich auf dem Marsche übermäßig, beachtete auch, wie es scheint, eine Kniegeschwulst nicht hinlänglich und starb zu Buonconvento im Sienesischen eines schnellen Todes (24. August 1313); im Dom von Pisa ist er begraben. Wir finden durch die erwähnten Umstände sein plötzliches Ende genügend erklärt; wir können und wollen deshalb nicht den Papst und seine getreue Miliz, die Dominikaner, welche die Jesuiten des Mittelalters waren, unerwiesener Verbrechen beschuldigen, obgleich man Heinrich's Tod schon unmittelbar nachher, als er erfolgt war, dem Gifte zugeschrieben hat, welches ein Dominikaner-Mönch, Fra Bernardino, beim Abendmahle in der Hostie oder im Spülkelch dem Kaiser beigebracht habe. *)

3. Ludwig's von Baiern und Friedrich's von Oestreich Streit um das Kaiserthum bis auf die Schlacht bei Mühldorf.

In Italien zerstörte Heinrich's VII. Tod plötzlich alle Hoffnungen der wahren Patrioten. Zu diesen zählen wir vor Allen den Philosophen und Dichter Dante, der in einer besonderen Schrift der Anar-

*) Die unbegründete Beschuldigung wurde im 16. Jahrhundert wieder aufgefrischt; Heinrich sollte das Gift gespürt und dem Mönch zur Flucht gerathen haben: „Das Brod des Lebens hast du mir zum Tode gegeben (panem vitae mihi in mortem dedisti)." Dieser Ausspruch ist, wie manche Kaiseranekdote, aus Zinkgref's († 1635) „Apophthegmata" allbekannt geworden; in Frankfurt steht er gar unter Heinrich's Bild im Kaisersaale!

chie einer Regierung von Rittern und von Pfaffen des Mittelalters die Idee einer Monarchie unter zwei leitenden Gesetzen, einem geistlichen und einem weltlichen, entgegenstellte. Dante weissagte, daß noch zu seiner Zeit aus den Ghibellinen des nördlichen Italiens ein Held hervorgehen solle, der mit kräftiger Hand als Bevollmächtigter des Kaisers in weltlichen Dingen Recht und Gesetz geltend machen, in der Kirche dem Christenthum seine Würde und dem Papste sein moralisches Gewicht wieder verschaffen und dem Raubwesen habsüchtiger Barone und Herren, wie dem von gierigen Pfaffen getriebenen Handel mit dem Heiligsten ein Ziel setzen werde; diese Weissagung ging aber leider nicht in Erfüllung. Zwar erfocht der tapfere Reichsvicar von Genua, Uguccione della Faggiuola, im Bunde mit Pisa einen gewaltigen Sieg bei Montecatini über die Guelfen von Toscana (1315); später aber wurde er verdrängt und fand eine Zuflucht bei Can della Scala zu Verona, bei dem auch Dante eine Zeit lang lebte; meist hält man diesen Can für den von Dante bezeichneten Helden der Zukunft.

Der Papst Clemens V. hatte Heinrich's Tod kaum erfahren, als er nicht allein dessen gegen Robert von Neapel ergangenen Richterspruch aufhob, sondern auch der Weissagung Dante's gerade entgegen an denselben Robert, also an einen Mann, der zugleich Guelfe, Franzose und päpstlicher Vasall war, kaiserliche Rechte übertrug. Er ernannte den König von Neapel zum Reichsverweser in Italien und nahm sogar die weltliche Gewalt des Kaisers während der Dauer des Zwischenreiches ganz keck für sich selbst in Anspruch; denn er erklärte in der Bulle, in welcher er jene Ernennung aussprach, geradezu, daß während der Erledigung des Reiches die kaiserliche Macht beim Papste sei. Der bald nachher (1314) erfolgte Tod des Papstes Clemens und die mehr als zwei Jahre lang streitige Wahl seines Nachfolgers hätten einem Kaiser Gelegenheit geben können, des Papstes Anmaaßung durch die That zu vernichten, wenn nicht auch die Kaiserwürde und zwar noch viel längere Zeit ein Zankapfel gewesen wäre.

Da sich der Streit um die Nachfolge Heinrich's in Deutschland an die zwischen den Herzogthümern Baiern und Oestreich bestehenden Verhältnisse anknüpft, so müssen wir unseren Blick zuerst auf diese beiden Länder werfen. Die Geschichte derselben zeigt uns zugleich aufs klarste, wie verderblich in Deutschland die eingeführte Erblichkeit der Fürstenthümer war, in Folge deren Land und Leute und ihre Regierung als bloßes Eigenthum einer Familie angesehen und als solches unter die Nachkommen des ersten Besitzers getheilt wurden. Diese unselige Einrichtung und die damit verbundene Zersplitterung einzelner Herzogthümer erschwert auch die Erkenntniß der inneren

Geschichte von Deutschland; denn sie macht wegen der häufigen Theilungen und der vielen daraus entstandenen kleinen Staaten und Fürstenlinien die zusammenhängende Erzählung der Begebenheiten vom 13. bis zum 16. Jahrhundert ungemein schwierig, zumal da oft neben der Theilung eine gemeinschaftliche Regierung von Brüdern und Vettern bestand oder auch beides mit einander abwechselte.

In Oestreich besaßen die fünf Söhne des Kaisers Albrecht die Erbländer ihres Vaters gemeinschaftlich; da aber drei von ihnen ihrer Jugend wegen in jener Zeit, wo Rüstigkeit und Regierungsfähigkeit für gleichbedeutend galten, der Verwaltung noch nicht vorstehen konnten, so hatten die beiden älteren, Friedrich der Schöne und Leopold I., dieselbe zuerst allein im Namen aller Brüder übernommen und zwar so, daß Friedrich das eigentliche Oestreich, Leopold die im Elsaß, in Schwaben und in der Schweiz gelegenen Besitzungen des Hauses beherrschte. Beide Herzoge waren tapfer im Felde und bei der Ritterschaft angesehen, Beide versuchten ihre Herrschaft auch über schwächere Nachbarn auszubreiten, Friedrich nämlich über die minderjährigen Herzoge von Niederbaiern, Leopold über die Bewohner der schweizer Urkantone; Beide scheiterten aber in diesen Unternehmungen. Das Herzogthum Baiern, welches durch die Erwerbung der Pfalz am Rhein oder der Unterpfalz unter allen Fürstenthümern die größte Ausdehnung gewonnen hatte, war beim Tode Otto's des Erlauchten (1253) in Oberbaiern und Niederbaiern getheilt worden und Ludwig der Strenge hatte das Erstere nebst der Pfalz, sein Bruder Heinrich das Letztere erhalten. Beide Länder wurden nach dem Tode Ludwig's und Heinrich's noch einmal getheilt. In Oberbaiern regierten die zwei Söhne Ludwig's des Strengen, Rudolf und sein nachher unter dem Namen Ludwig IV. oder der Baier als Kaiser berühmt gewordener jüngerer Bruder, unter beständigen Fehden bald gemeinschaftlich, bald getrennt, doch stets so, daß Rudolf den größten Theil der Unterpfalz und die Kurwürde besaß. In ihren Kriegen mit einander, welche immer wieder von neuem ausbrachen und für ihre Unterthanen sehr verderblich waren, soll sich Ludwig, der gleichwohl für einen Freund des Bürgerthums und der Städte galt, gegen seine eigenen Unterthanen roh und gewaltthätig gezeigt haben. Indessen wußte er seine Besitzungen auf Kosten seiner Vettern und Mündel in Niederbaiern bedeutend zu erweitern, während sein Bruder Rudolf leichtsinnig genug war, viele Güter seines Hauses zu veräußern. In Niederbaiern hatte der Herzog Heinrich drei Söhne hinterlassen, von welchen der mittlere schon früh unbeerbt starb, der älteste aber, Otto mit dem Beinamen des Ungarn (weil er eine Zeit lang als König von Ungarn gegolten hatte) einen Sohn, der bei des Vaters Tod erst

zwei Wochen alt war und der jüngste, Stephan, zwei Söhne, Heinrich und Otto, hatte. Stephan und Otto starben bald nach einander und da ihre Söhne noch unmündig waren, so hatte Otto aus Furcht vor Friedrich von Oestreich, der sich ihm als einen sehr gefährlichen Nachbarn gezeigt hatte, in seinem Testamente die Vormundschaft über den Sohn und die beiden Neffen nebst der Verwaltung des Landes dem Rüstigsten von seinen nächsten Stammverwandten, Ludwig von Oberbaiern, übertragen und zugleich die drei Prinzen und ihr Recht noch besonders dem Schutze der Städte Straubing und Landshut anempfohlen, weil diesen daran liegen mußte, daß Ruhe und Ordnung im Lande sei (1312). Dies erbitterte den Adel von Niederbaiern, der bei seiner Raublust einen so kräftigen Regenten, wie Ludwig war, beschwerlich fand und statt der gehaßten Städte gern selbst Antheil an der vormundschaftlichen Regierung gehabt hätte. Die Ritterschaft verwarf daher die testamentarische Verfügung Otto's, ernannte Friedrich von Oestreich zum Vormunde der Prinzen und ergriff unter dessen Anführung die Waffen. Sie ward aber durch Ludwig, der an der Spitze des oberbaierischen Adels und der Städte gegen sie zu Felde zog, in dem Treffen bei Gammelsdorf völlig geschlagen (Novbr. 1313). Dieser Sieg entzweite den Herzog Ludwig zwar aufs neue mit seinem Bruder Rudolf, weil derselbe mit den Oestreichern in geheimem Einverständnisse gestanden hatte, er verschaffte ihm aber andererseits nicht allein die Anerkennung seiner Vormundschaft über Niederbaiern, dessen Verwaltung er dann zum Nachtheil seiner Mündel in einen Besitz auf unbestimmte Zeit verwandelte, sondern er verhalf ihm sogar zur deutschen Kaiserwürde. Kurz vorher war nämlich Kaiser Heinrich VII. gestorben und der Sohn und der Bruder desselben, Johann von Böhmen und Balduin von Trier, suchten in Verbindung mit dem Freunde ihres Hauses, Peter Aichspalter von Mainz, einen Fürsten, den sie dem Herzog Friedrich von Oestreich als Bewerber um die erledigte Kaiserwürde entgegenstellen könnten, weil Friedrich mit dem vertriebenen böhmischen König, Heinrich von Kärnthen, in enger Verbindung stand und sogar für sich selbst Anspruch auf Böhmen machte. Einen solchen Fürsten glaubten Johann, Balduin und Peter in dem rüstigen und unternehmenden Herzog Ludwig zu finden, der seit dem Treffen bei Gammelsdorf durch die Vereinigung von Ober- und Niederbaiern doppelt mächtig geworden war. Sie versprachen, ihn auf den Kaiserthron zu erheben und Ludwig nahm ihr Anerbieten nach einigem Bedenken an, weil er nach ritterlicher Weise seine Größe im Länderbesitz und im Glanz der äußeren Erscheinung suchte. Doch mußte er den drei Kurfürsten ihre Unterstützung

damit bezahlen, daß er ihnen Güter und Rechte eines Reiches, das ihm noch gar nicht gehörte, im Voraus versprach.

An dem festgesetzten Wahltage (19. October 1314) erschienen beide Bewerber und alle Kurfürsten außer dem Erzbischof von Köln, welcher durch besondere Umstände zu Hause zurückgehalten wurde und seine Stimme dem Kurfürsten von der Pfalz übertragen hatte, vor den Thoren von Frankfurt. Unter ihnen befand sich auch Heinrich von Kärnthen, der die Stimme von Böhmen in Anspruch nahm, sowie Rudolf von Sachsen-Wittenberg und Johann von Sachsen-Lauenburg, welche mit einander über die sächsische Stimme stritten. Heinrich von Kärnthen, Rudolf von Sachsen-Wittenberg und Ludwig's Bruder, Rudolf von der Pfalz, welche für Friedrich den Schönen von Oestreich waren, lagerten sich mit diesem auf der linken Seite des Mains bei Sachsenhausen und wählten an diesem Tage Friedrich den Schönen von Oestreich, Albrecht's I. Sohn, zum deutschen König; Balduin von Trier dagegen, Peter von Mainz, die Botschaft Markgraf Waldemar's von Brandenburg, König Johann von Böhmen und Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg nebst ihrem Kandidaten, Ludwig von Baiern, bezogen das bei Frankfurt gelegene Wahlfeld und nahmen am nächstfolgenden Tage ihre Wahl vor. Ludwig hatte die Mehrzahl der Stimmen für sich gehabt und von den Fürsten, welche Friedrich wählten, war offenbar Heinrich von Kärnthen zur Wahl nicht berechtigt. Friedrich hatte auch noch den Nachtheil, daß Ludwig nach der Wahl nicht allein in Frankfurt eingelassen und dort feierlich als deutscher König ausgerufen wurde, sondern auch in Betreff der Krönung zu Aachen seinem Gegner zuvorkam; die Krönung Friedrich's wurde zu Bonn durch den Erzbischof von Köln vollzogen.

Ein Bürgerkrieg war unvermeidlich, weil nur das Schwert zwischen den beiden Gegenkaisern und ihren Anhängern entscheiden konnte und Deutschland war in Folge davon aufs neue in eine Anarchie geworfen, die bis zu Ludwig's Tode oder 33 Jahre lang dauerte. Die Geschichte dieses Krieges zeigt übrigens, daß im Laufe des 14. Jahrhunderts die Ritterschaft aus vielen Ursachen ebenso an Bedeutung verlor, als die Städte gewannen. Die Mehrzahl der letzteren betrachtete Ludwig als ihren Schützer gegen Pfaffen und gegen ritterliche Räuber und Dynastieen, Friedrich aber als einen König des Adels. Als einen solchen zeigte ihn auch sein Bruder Leopold, der die eigentliche Seele der östreichischen Partei war, in dem 1315 ausbrechenden Kampfe mit den Schweizern der Urkantone. Diese erkannten Ludwig den Baiern als deutschen König an und wurden von demselben gegen Friedrich, der sie in die Acht und zugleich durch zwei Prälaten in den Bann hatte thun lassen, nachdrücklich in Schutz ge-

nommen. Sie hatten aber auch die Ritterschaft von Südschwaben aufs neue gegen sich gereizt und als daher Leopold die trotzigen Hirten und Bauern mit bewaffneter Hand zu demüthigen beschloß, gewährte ihm der größte Theil jenes Adels mit Freuden seinen Beistand. In ungemein großen Schaaren zogen die Ritter unter Leopold's Führung gegen die Schweizer zu Felde, welche dem Hauptheere ihrer Feinde nur 1350 Mann entgegenstellten. Die Ritter würden wohl gesiegt haben, wenn sie auf die Verhältnisse der Oertlichkeit und auf den Unterschied der Bewaffnung Rücksicht genommen hätten und nicht wie zu einem Turnier gerüstet in Gegenden gezogen wären, in denen kaum ein Saumroß zu gebrauchen war. Sie wollten durch den Engpaß zwischen dem Aegeri-See und dem östlich davon gelegenen Bergabhang Morgarten (im heutigen Kanton Zug) in die Urkantone einbrechen, während ein Theil von ihnen durch den für schwere Reiterei ungangbaren Brünig-Paß ziehen sollte, um den Feinden in den Rücken zu fallen. Die Schweizer vernichteten sie am Morgarten theils durch herabgewälzte Steinmassen, theils dadurch, daß sie von der Höhe her mit Keulen und Hellebarden auf die unbehülflichen, schwerbewaffneten Reiterschaaren eindrangen, denen der anliegende See den Rückzug unmöglich machte. Die Ritter erlitten in anderthalb Stunden eine schreckliche Niederlage, welche den Ruhm begründete, dessen von jetzt an das Schweizer Fußvolk genossen hat (November 1315). Doch bestand der Nachtheil, den die östreichischen Herzoge durch diesen Schlag erlitten, hauptsächlich darin, daß die Urkantone bald nachher auch ihre Nachbarn, welche bisher Oestreich's Freunde geblieben waren, in ihren demokratischen Bund zogen. Ludwig der Baier bestätigte im nächsten Frühjahr den Schweizern ihre alten Freiheiten und Rechte, erklärte dagegen die östreichischen Herzoge in die Acht und befahl, ihre Güter im Schweizer-Land als dem Reiche verfallen einzuziehen.

Der Krieg um die Königswürde wurde mehrere Jahre ohne Entscheidung geführt. Er bestand während dieser Zeit in bloßen Ritterfehden oder mit anderen Worten in Rauben, Brennen und Zerstören und das Landvolk litt dadurch überall unsäglich. Dagegen war er für den streitbaren Theil der Nation oder für den rüstigen Adel und die geübtere Bürgermacht der Städte ungemein vortheilhaft. Leopold und Ludwig mit ihren Freunden trieben nämlich den Krieg wie eine Jagdpartie, sie übten nach der Sitte der Zeit abwechselnd Grausamkeit und Großmuth gegen einander, sie feierten in ihren Lagern Feste und Hochzeiten, aber sie verschafften auch durch Belagerungen, denen die Bürger und ihre Miliz zu widerstehen wußten, den Städten das Gefühl ihrer eigenen Stärke. Der Widerstand der Städte ward theils durch den Entsatz, welchen die Fürsten ihrer Partei ihnen brachten,

möglich, theils durch den Geldmangel, der den Rittern selten erlaubte, lange vor einer Stadt gelagert zu bleiben, theils endlich durch die ganze Einrichtung des bürgerlichen Kriegswesens. Uebrigens waren die östreichischen Herzoge in den nächsten Jahren nach dem schweren Verlust, den ihre schwäbischen Kampfgenossen durch die Schweizer erlitten hatten, hauptsächlich damit beschäftigt, neue Kräfte zum Kampfe zu sammeln. Ludwig benutzte diese Zeit, um sich seines feindlichen Bruders in der Pfalz zu entledigen und dessen Gebiet mit dem seinigen zu vereinigen. Beide Brüder waren stets in Fehde gegen einander und lauerten Einer auf den Andern, bis es endlich dem kräftigeren und fähigeren Ludwig gelang, den schwachen und lässigen Rudolf so sehr in die Enge zu treiben, daß dieser sich einen Vertrag abpressen ließ, durch welchen er alle seine Lande bis zur Beendigung des Krieges mit Oestreich an Ludwig abtrat (1317). Dieser zu München geschlossene Vertrag setzte also Ludwig in den Besitz des einzigen Theiles vom alten Herzogthum Baiern, der ihm bisher noch entzogen gewesen war. Rudolf begab sich unmittelbar darauf nach Oestreich, wo er zwei Jahre später starb.

Unterdessen hatten sich die östreichischen Herzoge aufs neue gerüstet und der Krieg begann zwei Jahre nach dem Abschluß des Münchener Vertrags mit verdoppelter Wuth. Friedrich brach verwüstend in Baiern ein, während Leopold an der Spitze eines mächtigen Heeres in die Rheingegend zog. Der Letztere, der in jeder Hinsicht Ludwig's furchtbarster Gegner war und blieb, sammelte von den Städten und der Ritterschaft des Oberrheins eine solche Kriegsmacht, daß wir ohne die urkundlichen Beweise den bloßen Angaben der Chroniken darüber keinen Glauben schenken würden. Als er auf Weihnachten 1319 die Belagerung der Stadt Speier begann, hatte er die Truppen von 91 Herren und von 60 Städten bei sich. Uebrigens widerstand Speier, welches bis tief ins folgende Jahr hinein belagert und eingeschlossen ward, allen Angriffen seines mächtigen Gegners und sein Beispiel könnte uns allein schon zeigen, wie bedeutend damals einzelne Städte waren und welch kräftigen Schutz die Mauern und der Muth der Bürger in Zeiten gewährten, wo der Krieg zwar als Gewerbe und als Vergnügen, nicht aber als Wissenschaft getrieben ward.

Im Jahre 1322 hatte Leopold durch einen Einfall in den an Schwaben und Vorarlberg grenzenden Theil von Baiern Ludwig bereits aufs Aeußerste gebracht, als Friedrich thörichter Weise und zur großen Freude seines Gegners den Entschluß faßte, den Streit mit Einem Schlage zu entscheiden, ohne sich vorher mit seinem Bruder vereinigt zu haben. Friedrich sammelte zu diesem Zweck seine ganze aus Oestreichern und ungarischen Hülfstruppen bestehende Macht;

unter den letzteren befanden sich heidnische Kumanen und Raizen, über deren rohe Lebensweise das Volk in Schrecken gerieth. Er wählte zum Einbruch in Baiern einen für seinen Gegner sehr günstigen Zeitpunkt; denn Ludwig hatte gerade kurz vorher Gelegenheit gefunden, die beiden Häupter des luxemburgischen Hauses, die sich in der letzten Zeit neutral, ja fast feindlich gegen ihn verhalten hatten, auf Unkosten des Reiches wieder zu gewinnen. Dem Erzbischof Balduin von Trier nämlich und seinem Bisthum ertheilte Ludwig neue Privilegien und Rechte und Johann von Böhmen ward von ihm mit Reichsgütern bereichert, welche nach dem Tode des Markgrafen Waldemar des Großen von Brandenburg und seines Neffen Heinrich von Landsberg dem Mächtigsten oder Schlauesten als Beute preisgegeben waren. Waldemar und Heinrich waren die letzten Sprößlinge des von Albrecht dem Bären abstammenden anhaltischen oder askanischen Hauses in Brandenburg (s. Th. V, S. 303, 306), nach dessen Aussterben (1320) sogleich viele Prätendenten auftraten und einzelne Theile des erledigten Fürstenthums an sich rissen. Diese bedurften, um ihren Raub oder ihre zweifelhaften Rechte zu sichern, kaiserlicher Diplome. Unter ihnen befand sich auch Johann von Böhmen. Ludwig, der die Hülfe desselben nöthig hatte, ertheilte ihm Urkunden über alle Reichsgüter in der Lausitz und über die Markgrafschaft Kamenz und Bautzen, welche Waldemar besessen hatte; er gewann dadurch Johann ganz für sich und erhielt jetzt sowohl von diesem, als von Balduin Hülfstruppen. Ein anderer günstiger Umstand für Ludwig war, daß Friedrich von Oestreich, als er mit seiner ganzen Macht in Baiern einzubrechen beschloß, sein Heer nicht eher über die Grenze zu bringen vermochte, als bis der Sommer verflossen war; denn seine ungarischen und kumanischen Hülfstruppen, welche fast zwei Drittel des Heeres bildeten und sogar seine östreichischen Schaaren ließen sich nicht abhalten, erst im Lande ihres Führers selbst zu rauben und zu morden, ehe sie gegen Baiern weiter zogen. Ludwig erhielt dadurch wieder hinlängliche Zeit, die Seinigen zu sammeln und die von Balduin gesandten Ritter, sowie das Heer, welches Johann von Böhmen ihm zuführte, an sich zu ziehen. Auch Leopold hatte sich, ehe er aus dem Elsaß und aus Schwaben abzog, unbesonnener Weise aufhalten lassen und war erst bis an den Lech gekommen, als sein Bruder bereits den Baiern am Inn gegenüberstand und sich zu einem entscheidenden Treffen anschickte. Der Zusammenhang zwischen den beiden Brüdern war abgeschnitten und ihre gegenseitigen Boten wurden von den Baiern aufgefangen.

Die Schlacht wurde am 28. September 1322 in der Nähe von Mühldorf und Ampfing geliefert. Friedrich selbst und sein Bruder

Heinrich führten das östreichische Heer an, bei den Baiern commandirten Johann von Böhmen und der junge Heinrich von Niederbaiern, sein Schwiegersohn, auf dem linken Flügel, der Burggraf Friedrich von Nürnberg auf dem rechten. Friedrich der Schöne, prachtvoll gerüstet, kämpfte allen voran, während Ludwig, mit einem gewöhnlichen blauen Waffenrock bekleidet, sich wenig bemerklich machte. Schon war ein Theil des baierischen Heeres im Weichen, Johann von Böhmen wurde vom Pferde gestürzt und Friedrich's Marschall, Dietrich von Pilichdorf, drang vor; da trat der Burggraf von Nürnberg, Friedrich IV. von Hohenzollern, mit fränkischen Truppen in das Vordertreffen und gab der Schlacht eine so entscheidende Wendung, daß sie zu einem vollständigen Sieg für Ludwig wurde. Neben dem Burggrafen hatte, wie es scheint, auch der Reichsbannerträger Konrad von Schlüsselberg zum Erfolge wesentlich beigetragen. Die volksthümliche Ueberlieferung nennt zwar in erster Reihe den Seyfried oder Siegfried Schweppermann, den sie auch als Feldhauptmann von Nürnberg bezeichnet, als Denjenigen, durch dessen Anordnung und Führung Ludwig gesiegt habe; indessen ist nicht einmal sein Antheil an der Schlacht bei Mühldorf durch gleichzeitige Erwähnungen festgestellt; an der früheren Schlacht bei Gammelsdorf war er allerdings in hervorragender Weise betheiligt.*) Die trefflichen Anordnungen in Ludwig's Heer verglichen mit der Unordnung bei den Oestreichern zeigen übrigens ganz deutlich, warum die Ritterschaft, welche die eigentliche Kriegskunst verschmähte, sowohl bei Morgarten im Kampfe mit Hirten und Bauern, als anderwärts den Truppen der Städte gegenüber oft unterlag. Indessen trug auch die Nähe des Inn-Flusses und die patriotische Mitwirkung der Mönche von Fürstenfeld nicht wenig dazu bei, daß die Baiern einen vollständigen Sieg davon trugen. Die Mönche von Fürstenfeld hatten den zwei Boten des Herzogs Leopold, der durch eiligen Marsch die Niederlage hätte hindern können, die Pferde weggenommen; der Inn aber erschwerte den geschlagenen Oestreichern die Flucht oder machte dieselbe vielmehr unmöglich, so daß nicht blos die Anführer, sondern auch ganze Schaaren von Rittern gefangen wurden. Auch Friedrich der Schöne und sein Bruder Heinrich fielen in die Hände der Baiern. Ludwig überließ den Letzteren dem König Johann von Böhmen, der denselben auf eines seiner Schlösser führte und dort, um großes Lösegeld von ihm herauszupeinigen, acht Wochen lang gleich

*) Auf Schweppermann's Grab im Benedictinerkloster zu Castel in der Oberpfalz war noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine Inschrift in Reimversen zu lesen, die mit den Worten schloß: „Jedem ein Ey, dem frummen Schweppermann zwei."

einem Verbrecher in Ketten verwahren ließ; Friedrich dagegen wurde zuerst den Bürgern von Regensburg als Unterpfand für geliehenes Geld übergeben, dann ließ ihn Ludwig auf die Burg Trausnitz bei Nabburg bringen, wo der Gefangene ebenso, wie vorher in Regensburg, mit Anstand behandelt ward. Uebrigens verdient es kaum einer Erwähnung, daß ein elender baierischer Mönch, Volkmar, der die von ihm erlebten Dinge mit der ganzen Niedrigkeit einer sklavisch geborenen und sklavisch erzogenen und gebildeten Seele erzählt, die beiden gefangenen Herzoge in der Angst um ihr Leben heulend und weinend vor Ludwig niederfallen läßt. Derselbe Mönch, der auf so gemeine Weise seinem Fürsten zu schmeicheln sucht, ist indessen aufrichtig genug, einzugestehen, daß Ludwig nicht rathsam gefunden habe, den Herzog Leopold auf dem Schlachtfelde zu erwarten, sondern daß er aus Furcht vor ihm nach Oettingen gezogen sei. Die Furcht wäre nicht nöthig gewesen, da Leopold auf die Nachricht vom Ausgange der Schlacht sich sogleich nach Schwaben zurückgewendet hatte.

4. Italien und die Päpste von Heinrich's VII. Tod bis auf den völligen Bruch zwischen Johann XXII. und Ludwig dem Baiern.

Während des Streites um das deutsche Kaiserthum war in Italien alle Verbindung zwischen den einzelnen Staaten abgebrochen, jeder Staat und jede Stadt regierte sich selbst oder ward von einem oder mehreren Tyrannen gedrückt. Robert von Neapel, welcher außer Neapel auch die Provence und einen Theil von Piemont beherrschte, machte zwar seine Reichsstatthalterschaft als Haupt der Guelfen und als Schützer der Rechte des abwesenden Papstes in Rom, in Toscana und in der Lombardei geltend; aber weder er noch der Papst konnten verhindern, daß an allen Ecken und Enden eines Landes, welches damals an Reichthum das ganze übrige Europa übertraf, Raub und Krieg wütheten. Bei dieser anarchischen Freiheit und durch sie blühten indessen Verkehr, Handel, Gewerbe, Wissenschaft, Künste und Poesie in wunderbarer Fülle auf. Die Geldgeschäfte und der Handel mit den Erzeugnissen des ganzen Orients waren im ausschließlichen Besitze der Italiener, die süddeutschen Städte lernten Beides, sowie den Tuchhandel, die Glas-, Spiegel- und Seide-Fabrikation, die künstliche Verarbeitung des Goldes und Silbers und die Färberei in Mailand, Venedig, Genua und Brescia und Ludwig der Baier wußte, um seine Stadt München emporzubringen oder den Nürnbergern und Augsburgern Beweise seiner Gunst zu geben, nichts Besseres zu thun, als daß er ihnen einen größeren Antheil am Handel der Italiener verschaffte. Die Florentiner waren die Bankiers der Könige

und Fürsten, der Ritter und Prälaten, sie waren außerdem als Seidenfabrikanten in ganz Europa verbreitet und standen besonders mit den Flämingern, von denen sie als Tuchfabrikanten übertroffen wurden, in sehr genauer Verbindung. Daß Poesie und Prosa zugleich mit den bildenden Künsten in dieser durch Greuel der Verwüstung, durch Grausamkeit, Treulosigkeit und Tyrannei, wie durch Freiheit, durch Kraft, durch Begeisterung für Recht und Vaterland ausgezeichneten Zeit Italiens zur höchsten Blüthe gelangten, bedarf nur der Andeutung; denn Dante, Petrarcha, Villani, Boccaccio und die Bauwerke des 13. und 14. Jahrhunderts sind zu bekannt, als daß ein besonderer Beweis nöthig wäre.

In Sicilien trotzte König Friedrich II. den wiederholten Angriffen seines mächtigen Nachbarn in Unteritalien, der ihn weder als rechtmäßigen Beherrscher der Insel anerkennen, noch auch förmlichen Frieden mit ihm schließen wollte. Friedrich war durch seine Flotte mächtig und hatte auch jenseits der Meerenge von Messina viele Seeplätze besetzt; nichtsdestoweniger konnte er, als Heinrich VII. gestorben war, den mit diesem verabredeten Zug gegen Neapel unmöglich allein ausführen. In Mittelitalien standen Florenz und Pisa an der Spitze der beiden feindseligen Parteien, in welche die ganze Halbinsel getheilt war; denn wie der Kaiser stets auf Pisa fest vertrauen konnte, so war Florenz als eine vom Reiche und dessen Haupte völlig getrennte Stadt anzusehen. Doch hatte sich in Florenz noch nicht, wie in den meisten lombardischen Städten, eine besondere Familie oder ein einzelner Mann erhoben, der es hätte wagen können, nach einer unumschränkten Gewalt zu trachten.

Unter den lombardischen Städten war Mailand die reichste und mächtigste; gerade in dem nächsten Jahrzehnt nach Heinrich's VII. Tod aber gründete dort das Haus Visconti auf den Trümmern der Torre eine fürstliche Macht, und Matthäus Visconti, der Schöpfer derselben, wußte die Umstände zur Befestigung seiner Herrschaft in und außer Mailand meisterhaft zu benutzen. Wenige Stifter von fürstlichen Dynastieen, welche durch ehrgeizige Schmeichler eines kurzen demokratischen Taumels geschaffen und durch gedungene Schergen bewacht und bewahrt worden sind, waren glücklicher oder wohl auch schlauer, als Matthäus. Nachdem er sich durch Ueberlistung des Guido della Torre und durch Täuschung Heinrich's VII. seinen früheren Einfluß in Mailand wieder verschafft hatte, bewies er großen Eifer für den Kaiser und ward ihm besonders bei der Belagerung von Brescia sehr nützlich. Heinrich belohnte seine Dienste dadurch, daß er ihm das Reichsvicariat, welches Matthäus schon einmal von den Kaisern Adolf und Albrecht erhalten hatte, wieder ertheilte (1311). Zwar

unterlagen dem Beherrscher von Mailand damals die Städte, die er früher beherrscht hatte, keineswegs und noch weniger die ganze Lombardei; allein Matthäus wußte doch dazu zu gelangen und gebrauchte zur Erreichung dieses Zweckes den vom Kaiser zurückgelassenen Generalstatthalter der Lombardei, Werner von Homberg, als Werkzeug. Werner, obwohl als Dichter nicht ohne Auszeichnung, war ein Haudegen, verstand mit Italienern gar nicht umzugehen und hatte nicht den geringsten Anhang im Lande; Matthäus benahm sich gegen ihn, je nachdem die Umstände es forderten, bald als Freund, bald als Gegner, und so fiel ihm endlich von selbst zu, was Werner nicht behaupten konnte. In Verbindung mit seinem Sohne, Galeazzo I., welcher zuerst kaiserlicher Statthalter in Piacenza war und sich dann von den Bürgern der Stadt zu ihrem Herrscher ausrufen ließ, besiegte er die guelfischen Herren von Lodi, Pavia und anderen Städten, nahm Alberto Scotto, den Urheber seines früheren Sturzes, gefangen und vernichtete dann auf eine schlaue Art alle geheimen Anhänger des Hauses Torre mit Einem Schlage. Er lockte nämlich die Hülfstruppen, welche Robert von Neapel auf Bitten der Torre in die Lombardei geschickt hatte, bis in die Vorstädte von Mailand und schlug sie dann nicht allein mit großem Verluste zurück, sondern verwickelte in ihr Unglück auch alle Anhänger des Hauses Torre, welche bei der Gelegenheit die Maske abgeworfen und die Waffen ergriffen hatten. Auch in anderen Gegenden der Lombardei, ja selbst in Toscana kämpften die Ghibellinen mit Glück gegen die Guelfen und ihr Haupt, König Robert. Der Beherrscher von Verona, Can della Scala, entriß den Paduanern den Besitz von Vicenza. Die ghibellinische Familie der Interminelli, welche früher aus Lucca getrieben worden war, kehrte 1314 mit Hülfe der Pisaner dahin zurück, und als die Florentiner, unterstützt von Robert, einen Angriff auf sie machten, erlitten sie eine vollständige Niederlage. Castruccio Castracani, ein Mann aus dieser Familie, der als einer jener Raubritter, welche damals in Deutschland und Italien die Straßen unsicher machten, seine Laufbahn eröffnete, nachher aber als Hauptführer des Kaisers Ludwig berühmt und als das von Machiavelli aufgestellte Muster eines wahren italienischen Patrioten unsterblich geworden ist, warf sich zum Herrn von Lucca auf und verstand besser als irgend ein Anderer, seine Herrschaft militärisch zu behaupten. Mantua und Modena gehorchten damals ebenfalls ghibellinischen Herren, und Matthäus verjagte zuletzt nicht nur Robert's Statthalter aus den guelfischen Städten Piemonts, sondern besetzte auch nach einander Pavia, Como, Bergamo und Alessandria.

Um dieselbe Zeit, als die Ghibellinen fast allenthalben in Ober-

italien das Uebergewicht über die guelfische, päpstliche und französische Partei erhielten, ward der Streit geendigt, welcher über den Besitz von Ferrara zwischen dem römischen Stuhle und der Republik Venedig entstanden war. Dieser Streit ist aus dem Grunde merkwürdig, weil er uns zeigt, welchen Gebrauch die Päpste von ihrer angemaaßten Gewalt in weltlichen Dingen machten und wie jene Handelsstadt zum Unterschied von den guten Deutschen sich durch rührende Reden und pomphafte Formeln nicht beugen ließ, sondern der Anmaaßung und Schlauheit der Päpste Kraft und Klugheit entgegensetzte. Es ist um so nützlicher, dies durch Anführung der nackten Thatsachen klar zu machen, je geneigter der gelehrte, grübelnde, schwärmende Deutsche noch immer ist, aus gesetzlichen Bestimmungen und geduldigen Pergamenten, aus Reden und Briefen der Geistlichen, aus Gedichten und Liedern, sowie aus gerichtlichen Handlungen und Formeln jener Zeiten sich ein romantisches, ideales, theoretisches Mittelalter zu schaffen, welches nie und nirgends wirklich gewesen ist. Schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts hatte der römische Hof mit der Republik Venedig ebenso zu verfahren gesucht, wie mit den anderen Staaten; die Venetianer hatten sich aber kräftiger widersetzt, als diese, weil ihre aristokratische Regierung, wenn es Handel, Geld und weltliche Macht galt, immer einig war, während im übrigen Europa die sonderbare Mischung von Recht, Gewalt und Religion und der Widerstreit bürgerlicher, ritterlicher, pfäffischer und monarchischer Interessen selten ein gemeinschaftliches Handeln erlaubte. Die Republik hatte 1285 den Papst Martin IV., der sie gegen alles Völkerrecht zur Unterstützung seines Schützlings Karl II. von Neapel zwingen wollte, mit seiner Forderung abgewiesen und Martin schleuderte dafür seinen Bannstrahl auf sie. Dieser zündete jedoch nicht und der kluge römische Hof sah sich durch die Festigkeit der Republik bald genöthigt, unter einem passenden Vorwand, an dem es ihm in bedenklichen Verhältnissen nie gefehlt hat, zurückzuweichen und den Bann wieder aufzuheben. Bei dem neuen Streite, welcher 24 Jahre später über den Besitz der Stadt Ferrara entstand, ging Papst Clemens V. so weit, daß er gegen Venedig einen Bannfluch aussprach, der in den furchtbarsten, eines weltlichen, geschweige denn eines geistlichen Richters oder Herrschers unwürdigen, ja ganz unanständigen Ausdrücken abgefaßt war und nicht blos die Regierung, sondern das ganze Volk bis auf den geringsten Bettler herab traf; denn der Papst hob außer dem Gottesdienst auch die ganze Rechtsverwaltung und Regierung auf, indem er alle Beamten für ehrlos und außer dem Gesetze stehend erklärte, und fügte sogar noch hinzu, daß alle Venetianer als Sklaven und alle ihre Waaren als gute Beute der Habgier eines

Jeden preisgegeben seien und daß der gegen sie geübte Raub und Mord gesetzlich und sogar verdienstlich wäre. Er verfolgte die venetianischen Handelsleute und Waaren durch besondere Ausschreiben sogar bis nach Armenien hin und die Milizen des Papstes, die Mönche aller Farben und Kutten, waren ungemein geschäftig, diese Briefe in jeden Winkel des Orients zu tragen. Clemens hatte diesmal gut gerechnet; denn die Habgier und Eifersucht der Genuesen, der Pisaner und anderer Nebenbuhler Venedigs verliehen seinem Bann eine ungewöhnliche neue Kraft und jeder Räuber freute sich, daß das Haupt der Kirche sein Gewerbe für erlaubt und selbst für verdienstlich erklärt habe. Nichtsdestoweniger blieb der venetianische Senat einige Jahre hindurch standhaft und würde sich überhaupt nie gebeugt haben, wenn nicht das Volk, das seinen Handel und Erwerb überall gestört, seine persönliche Sicherheit überall gefährdet sah, dringend die Aussöhnung mit dem Papste verlangt hätte. Die Venetianer boten daher eine Unterhandlung an, und der Papst, erfreut über den Erfolg einer unerhörten Kühnheit, nahm im Jahre 1313, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, seinen Fluch gegen 100,000 Goldgulden zurück, eine Summe, welche, wenn man den verschiedenen Werth des Geldes in Anschlag bringt, etwa 10,000,000 Gulden oder 6,000,000 Thaler unseres Geldes beträgt. Bald nachdem dieses Geld an den Schatz des gierigen Franzosen in Avignon abgeliefert worden war, sollte noch eine andere weit größere Summe, welche durch päpstliche Legaten in Italien zusammengebracht worden war, dahin geschafft werden; denn Italien war damals für die französischen Päpste eine ebenso reiche Goldquelle, als Deutschland und auch Holland am Anfange unseres Jahrhunderts für französische Marschälle gewesen sind. Dieses Geld gelangte jedoch nicht an den Ort seiner Bestimmung, weil einige ghibellinische Fürsten in dem Gebiete von Modena den Markgrafen von Ancona, einen Verwandten des Papstes, der dasselbe geleitete, überfielen, ihn selbst nebst 40 Reitern tödteten und sich seines Schatzes bemächtigten. Auch bei dieser Gelegenheit verfuhr der Papst ebenso, wie vorher im Streite mit Venedig: außer den Räubern wurden auch alle Bewohner von Modena in den Bann gethan und unschuldige Bürger sollten also für das, was einige Ritter gesündigt hatten, büßen.

Als Clemens im April 1314 gestorben war, schob sich die Wahl eines neuen Papstes über zwei Jahre lang hinaus, weil die Italiener unter den Kardinälen sich standhaft weigerten, einem Franzosen ihre Stimme zu geben, obgleich zwei Verwandte des letzten Papstes, um die Ernennung eines französischen Geistlichen zu erzwingen, die Häuser jener Kardinäle in Brand steckten und sie selbst beinahe tödteten. End-

lich lockte ein französischer Prinz die Kardinäle unter dem Versprechen völliger Freiheit zusammen, und auf einem Conclave zu Lyon lenkte einer unter ihnen, Napoleon Orsini, die Wahl auf Jakob von Ossa, Kardinalbischof von Porto, eine Creatur der in Neapel herrschenden französischen Familie (7. August 1316). Dieser Mann, der Sohn eines Schuhflickers in Cahors, war ebenso geizig und habsüchtig, als im kanonischen Recht und in der Theologie gründlich bewandert. Er gab sich als Papst den Namen Johann XXII., und bewies sogleich blinde Ergebenheit für Frankreich und für den neapolitanischen König, dessen Kanzler er kurz vorher gewesen war; denn er begann seine Regierung damit, daß er Robert zum römischen Senator oder zu dem des Kaisers Stelle vertretenden Regenten von Rom ernannte, und suchte gleich nachher durch besondere Verordnungen die Herrschaft von Italien in die Gewalt der Kirche oder mit anderen Worten in die der Guelfen und Franzosen zu bringen. Er erklärte nämlich nicht allein das gegen Robert erlassene kaiserliche Urtheil für nichtig und ungültig, sondern drang auch die anmaaßenden Verordnungen oder Constitutionen seines Vorgängers, die sogenannten Clementinen, den Deutschen und Spaniern auf. Die anderen Nationen waren vorsichtig und klug genug, sich mit ihren Regenten gegen den Papst zu vereinigen und den Trug der Pfaffen mit ritterlichem Stolz und bürgerlichem Trotz von sich abzuweisen. In diesen unerhörten Verordnungen, welche nachher einen Theil des geistlichen Rechtes oder des Gesetzbuches der Hierarchie bildeten, ist als unumstößlicher Rechtsgrundsatz die Behauptung ausgesprochen, daß während eines Zwischenreiches die ganze kaiserliche Gewalt dem Papste zustehe, und daß der vom Kaiser bei der päpstlichen Krönung geleistete Eid ein Eid der Treue oder ein Vasallen-Eid sei. Der Nachfolger jenes göttlichen Friedensboten, den der Satan vergebens vom Lehren, Leiden und Dulden zum Herrschen, Schwelgen und Glänzen zu locken suchte, maaßte sich also die Obergewalt über das Reich der Deutschen und über ihre weltlichen Regenten an und behauptete mit derselben so schalten zu können, wie es ihm und den Franzosen und Italienern, die seine Kardinäle waren, gefalle. Das ward indessen doch sogar den frommen und demüthigen Deutschen zu arg; es erhob sich, wie wir sehen werden, darüber ein Kampf, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch fortdauerte und den späterhin selbst ein dem Papste dienstfertiger Herrscher, der Kaiser Karl IV., durch die Abfassung eines Reichsgrundgesetzes so zu beendigen suchte, daß der Anmaaßung des Papstes zwar nicht ausdrücklich widersprochen, wohl aber zuvorgekommen wurde.

In Folge des Grundsatzes, nach welchem beim Tode eines Kaisers

die Gewalt desselben auf den Papst übergehe, erklärte Johann jede von Heinrich VII. übertragene Macht für erloschen und belegte Alle, welche ohne päpstliche Bestätigung ein von demselben erhaltenes Amt zu bekleiden fortfahren würden, mit dem Banne. Den beiden Gegenkönigen in Deutschland zeigte er zwar seine Erwählung zum Papste an, er nannte aber dabei, um nachher den demüthigsten von ihnen wählen zu können, Beide nur erwählte römische Könige, und wies gleich darauf die Gesandten, welche Beide an ihn schickten, zurück. Fast zu derselben Zeit gab er dem Könige von Frankreich, Philipp V., in einem officiellen Schreiben einen derben Verweis darüber, daß er sich in der Kirche nicht andächtig benehme und während der Messe plaudere. Wie sehr mußte er daher, bei einer solchen Meinung von seinem Rechte über Könige und Fürsten, erbittert werden, als die Ghibellinen in Italien sich um seine Befehle, Diplome und Flüche nichts kümmerten! Matthäus Visconti legte zwar dem päpstlichen Gebote gemäß das Reichsvicariat nieder, weil er keine Lust hatte, für die Vertheidigung der Rechte des deutschen Reiches ein Märtyrer zu werden; er ließ sich aber, ohne den Papst zu fragen, zum Beherrscher von Mailand ausrufen, verband sich mit anderen Fürsten gegen Robert von Neapel und leistete den aus Genua vertriebenen Ghibellinen nachdrückliche Hülfe gegen ihre guelfischen Mitbürger und gegen Robert, dem diese die höchste Gewalt in der Stadt übertragen hatten. Johann brachte hierauf durch Kreuzespredigt ein sehr ansehnliches Heer zusammen und schickte Philipp von Valois (den nachherigen französischen König Philipp VI.), den er zum Vicar neben Robert ernannte, an der Spitze desselben gegen Mailand. Philipp kehrte aber, wahrscheinlich durch Geld bestochen, sogleich wieder nach Frankreich zurück, und zwar zu derselben Zeit, als auch Friedrich von Sicilien mit seiner Flotte vor Genua erschien, um den Ghibellinen bei der Belagerung der Stadt Hülfe zu leisten. Jetzt schleuderte Johann gegen Matthäus einen Bannfluch, der dem zwölf Jahre früher von Clemens gegen Venedig ausgesprochenen gleich war; denn es wurde nicht nur Matthäus selbst mit dem Bann belegt, sondern auch seine Familie und seine Unterthanen für Ungläubige und Ketzer erklärt und gleich den Saracenen mit ihrer Person und ihrem Gute einem Jeden als Eigenthum angeboten (Febr. 1321). Da ein solcher Fluch, der die Rechte von Tausenden mit dem Untergange bedrohte, ohne den Nachdruck weltlicher Waffen ganz lächerlich gewesen wäre, so nahm Johann einen catalonischen Kriegsmann, der sich in Robert's Diensten berühmt gemacht hatte, Raimund von Cardona, nebst seinen Miethlingen in Sold und übergab ihm den Oberbefehl des päpstlichen Heeres; derselbe richtete jedoch zunächst wenig aus. Nächst-

dem bewogen der Papst und die Guelfen Friedrich den Schönen, ihnen seinen Bruder Heinrich mit 2000 Reitern zu Hülfe zu senden; der Papst versprach dafür eine Entschädigung von 100,000 Gulden. Heinrich traf wirklich in Brescia ein, er zog jedoch bald wieder nach Hause, weil sein Bruder, welcher damals den Streit mit Ludwig zur Entscheidung bringen wollte, seiner bedurfte und weil die Ghibellinen ihm vorstellten, daß der Papst immer zu Robert halten werde, und daß es von deutscher Seite nicht wohlgethan sei, gegen die kaiserlich Gesinnten aufzutreten; auch bestärkten sie diese Gründe und beschleunigten seinen Abzug durch ein Geschenk von 60,000 Gulden.

Gleich nachher (Juni 1322) starb Matthäus Visconti und zwar, was bei einem solchen Manne sonderbar genug ist, in den größten Gewissensängsten wegen des päpstlichen Bannfluches. Sein ältester Sohn, Galeazzo I., folgte ihm als Beherrscher von Mailand, mußte aber schon nach wenigen Monaten aus der Stadt entfliehen, entweder weil die Bürger schlechterdings vom Kirchenbann frei werden wollten, oder weil man die in seinem Dienste stehenden Söldner von ihm abzuziehen wußte; er begab sich nach Lodi. Raimund und der päpstliche Kardinal-Legat, Bertrand von Poggetto, rückten in die Stadt ein und stellten die Republik wieder her; die Mailänder riefen aber schon im December Galeazzo zurück, weil ihnen eine päpstlich-republikanische Regierung weit weniger behagte, als eine monarchische. Jetzt sammelten der Papst und die Guelfen alle ihre Kräfte, um nicht nur Mailand, sondern die ganze Lombardei zu unterwerfen und auch Robert, welcher damals Genua besetzt hatte, sollte dabei mitwirken. Man brachte ein Heer von 40,000 Mann zusammen, welches unter den Oberbefehl Raimund's von Cardona gestellt ward und außer den Guelfen eine ansehnliche Menge catalonischer, deutscher und schweizer Söldner enthielt. Die Deutschen hatten sich in großer Zahl anwerben lassen, weil der Kriegsdienst damals bei ihnen das einträglichste Gewerbe war, dem sich ein freier Mann widmen konnte; denn wir ersehen aus urkundlichen Angaben, daß bei Heinrich's VII. Römerzug ein Fähndrich 30 und ein Reiter 20 Mark oder 140 Goldgulden erhielt und daß Eduard III. von England während der Belagerung von Calais jedem deutschen Ritter für Pferde, Sattel und Zeug außer dem Solde 80 und jedem Knappen 60 Thaler bezahlen ließ, während damals ein Ochse nicht mehr als einen Thaler kostete. Das päpstliche Heer eroberte Alessandria, Tortona und Piacenza, schlug die Mailänder auf offenem Felde, nahm die Vorstädte ein und würde die Stadt selbst wieder erobert haben, wenn Raimund seinen zweiten Sieg verfolgt hätte (1323). Die Vertreibung der Visconti aus Mailand schien daher ganz unfehlbar und bereits hatten sogar auch die

angesehensten Ghibellinen, wie Can della Scala und die Este, italienischer Politik getreu, sich von Galeazzo zurückgezogen und die Aussöhnung mit dem Papste entweder schon erkauft oder doch nachgesucht, als Johann XXII. plötzlich durch Ludwig den Baiern um die Frucht aller seiner Mühen und Kosten gebracht wurde. Galeazzo wandte sich nämlich, als er auf's Aeußerste gebracht war, an Ludwig, welcher kurz vorher die Schlacht bei Ampfing gewonnen und seinen Gegner Friedrich gefangen genommen hatte und Ludwig schickte als Reichsoberhaupt zuerst drei Abgesandte, um den Streit zwischen Galeazzo und dem Papste freundlich zu vermitteln. Diese richteten durchaus nichts aus und wurden von dem Kardinal-Legaten mit der Erklärung zurückgewiesen, daß Galeazzo nicht als Reichsvasall, sondern als Ketzer und Ungläubiger bekriegt werde und daß man deshalb hoffe, Ludwig werde denselben nicht in Schutz nehmen wollen. Der Kaiser wußte jedoch dem Kardinal den Vorwand, er führe nicht gegen die Reichsstadt Mailand, sondern gegen den Ketzer Krieg, auf schlaue Weise zu nehmen. Er schickte den Grafen von Neiffen mit einigen hundert Reitern ab, und schon die Erscheinung dieses Bevollmächtigten stellte das kaiserliche Ansehen so sehr wieder her, daß die Ghibellinen, welche bereits ganz oder halb zur päpstlichen Partei übergetreten waren, dem Kardinal sogleich erklärten, sie müßten dem Gebote des Kaisers Folge leisten und Mailand retten helfen. Mit den Hülfstruppen derselben verstärkt, zog der Graf von Neiffen nach Mailand und ließ hier, um jenen Vorwand des Kardinals zu vernichten, Galeazzo auf einige Zeit von der Herrschaft zurücktreten. Dann übernahm er den Oberbefehl und schlug das päpstliche Heer in die Flucht.

Die Vereitelung eines mit so großen Kosten unternommenen Kriegszuges erbitterte den Papst im höchsten Grade. Er richtete daher sogleich seine geistlichen Waffen gegen Ludwig. Er lud ihn (October 1323) durch einen Anschlag an die Kathedrale von Avignon unter Androhung des Bannes vor sich, um Rechenschaft darüber zu geben, daß er, ohne die päpstliche Entscheidung abzuwarten, sich einen deutschen und römischen König nenne, ja der heftige Mönch war unverschämt genug, unter den vielen sophistisch-dogmatischen Ursachen seiner Unzufriedenheit mit Ludwig auch den politischen Grund anzuführen, daß derselbe ihn gehindert habe, Herr von Mailand zu werden. Glücklicher Weise machte Johann, gerade als er so die wichtigsten weltlichen Angelegenheiten in geistliche verwandeln wollte, durch Einmischung in lächerliche Mönchsstreitigkeiten sich selbst verhaßt und der Ketzerei verdächtig. Ein Theil der Franziskaner hatte sich nämlich von dem übrigen Orden getrennt und eine strengere Regel aufgestellt; diese Partei oder, wie sie genannt wurde, die Minoriten, behaup-

teten: sowie Christus und die Apostel gar kein Eigenthum gehabt hätten, so dürfe auch ihr Orden als eigentlicher Bettelorden und als strenge Nachahmung der Verbindung Christi und der Apostel keines haben, es gehöre also alles, was sie besäßen und was ihnen durch Vermächtnisse und Schenkungen zufalle, dem Papste und der Kirche, die ihnen nur so viel, als jedes Mal zum nothdürftigen Gebrauch erfordert würde, davon geben dürften. Außerdem machten die Minoriten allerlei Einwendungen gegen die Kleidung und Lebensordnung der weniger strengen Ordensbrüder. Diese Behauptungen erklärte der Papst zu derselben Zeit für irrig und ketzerisch, als er den geistlichen Krieg mit Ludwig und seinen Hof-Theologen beginnen wollte. Er erfuhr jedoch bald genug, daß er sich dadurch gerade diejenigen Leute zu unversöhnlichen Feinden gemacht habe, welche sonst in diesem Kriege seine besten Generäle und Soldaten gewesen sein würden; denn die Minoriten standen aus sehr vielen Ursachen dem Volke näher, als alle anderen Mönche und als die ganze übrige Menge der entarteten Geistlichkeit; die vorzüglichsten Lehrer der Dogmatik und des kanonischen Rechts, besonders aber die Meister der spitzfindigen Scholastik, gehörten zu ihnen. Uebrigens zeigte sich im Anfange des Streits auch Ludwig als einen Feind derselben und in der ersten Appellation oder Rechtfertigungsschrift gegen Johann, die er als ein Manifest für ganz Europa veröffentlichen ließ, machte er dem Papst sogar einen Vorwurf daraus, daß er den Minoriten seinen Schutz verleihe und sich dadurch als einen Beförderer der Feinde des Christenthums erweise. Bald nachher setzte aber Johann den Ordensgeneral, Michael von Cesena, ab, zerfiel ganz mit den Minoriten und veranlaßte dadurch den Kaiser, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen den politischen Papst zu machen. Die Minoriten, durch Talente und Gelehrsamkeit ausgezeichnet, durch ihren Heiligenschein ehrwürdig, durch ihre Armuth kräftig und kühn wie die Apostel, leisteten nachher dem Kaiser die besten Dienste gegen den Papst.

Ludwig verfuhr in seinem Kampfe von Anfang an bei weitem nicht so streng und consequent als der Papst. Er begann mit zwei gleichzeitigen Maaßregeln, die einander widersprachen; denn er ließ durch drei Bevollmächtigte, welche er (November 1323) nach Avignon schickte, den Papst demüthig und flehend um Aufschub der ihm gestellten dreimonatlichen Frist bitten und protestirte gleich darauf (December) vor einem Reichshof in Nürnberg feierlich gegen das päpstliche Verfahren, indem er dabei zugleich des Reiches Rechte verwahrte und sogar an ein künftiges Concil appellirte. Die Schrift, in welcher er dies that, ist seine kurz zuvor erwähnte erste Appellation. Der Papst gab den Abgeordneten des Kaisers nicht eher Gehör, als bis

er ausgekundschaftet hatte, daß diese gutmüthigen Deutschen in Bezug auf alles das, worüber man im südlichen Frankreich und in Italien schon damals lachte und spottete, so sehr von Ehrfurcht und Aberglauben erfüllt seien, daß man ihnen getrost Alles sagen und bieten dürfe. Dann gab er ihnen einen recht schnöden Bescheid und ließ, durch ihr Benehmen erdreistet, eine zweite Sentenz an die Kirchenthür in Avignon anschlagen, vermöge deren der deutsche Kaiser aufs neue vorgeladen und drohend aufgefordert wurde, seinen angemaaßten Titel innerhalb noch zweier Monate abzulegen. Johann vertraute bei diesen unerhörten Schritten auf Robert und seine Guelfen, die keinen Kaiser in Italien haben wollten, auf den König Karl IV. von Frankreich, der das deutsche Reich zu schwächen und die Provinzen von Arelate dem seinigen einzuverleiben trachtete, sowie endlich auf Leopold von Oestreich, der wegen der Gefangenschaft seines Bruders die Sache Ludwig's nicht als die des Reichs und der Nation ansah. Auch der unruhige und verschwenderische König Johann von Böhmen war gleich nach der Schlacht bei Ampfing mit Ludwig zerfallen, weil er seine Habgier nicht genügend durch den Kaiser befriedigt fand und schien sich bald nachher sogar geradezu an die Feinde des Kaisers anschließen zu wollen. Er riß die ganze Lausitz an sich, obgleich ihm Ludwig nur einen Theil derselben abgetreten hatte, setzte den ihm überlassenen Herzog Heinrich von Oestreich für 9000 Mark in Freiheit und zog, nachdem sich die östreichischen Herzoge dazu verstanden hatten, ihren Ansprüchen an Böhmen zu entsagen, nicht mehr für Ludwig ins Feld. Johann hatte sich Hoffnung gemacht, daß Ludwig ihm die seit 1320 erledigte Mark Brandenburg zuertheilen werde; er fand sich daher in hohem Grade enttäuscht und verletzt, als der Kaiser auf dem Reichstag in Nürnberg seinen eigenen ältesten Sohn Ludwig mit derselben belehnte und im folgenden Jahre (Juni 1324) die Urkunde dieser Belehnung ausstellte. In seiner Erbitterung verband sich Johann sogar mit Karl IV. von Frankreich, mit Robert von Neapel und selbst mit dem Papste gegen den von ihm und seinem Oheim erwählten König und reiste deshalb verschwendend, Schulden machend und abenteuernd in Europa umher. Seine Schwester Maria war bereits mit Karl IV. vermählt; er brachte nun seinen Sohn Wenzel, dem er damals den Namen Karl gab, an den Hof des Schwagers nach Paris, um ihn dort erziehen zu lassen, und begab sich dann voll luftiger Pläne nach Avignon, wo er mit Robert von Neapel, mit Karl von Frankreich und mit dem Papste über den deutschen Kaiser Rath hielt. Sein Wankelmuth machte jedoch, daß er ein ebenso unzuverlässiger Freund als ungefährlicher Feind war und sein Oheim Balduin brachte ihn nachher, als Johann's Heftigkeit sogar manchen

Päpstlern zu weit ging, ohne Mühe auf den besseren Weg zurück. Ludwig machte sich übrigens durch sein Streben nach Länderbesitz und Herrschaft auch andere deutsche Fürsten zu Feinden. Er zeigte sich überhaupt ganz als ein Kind seiner Zeit; denn während er einerseits feige vor der Hölle zitterte und, um ihr zu entgehen, betete und den Pfaffen huldigte, scheute er sich andererseits bei keiner Gelegenheit, mit Gewalt und Unrecht zu rauben, was auf dem Wege des Rechts nicht zu erlangen war. Er hatte früher seines Bruders Rudolf Länder an sich gerissen und behandelte das Erbe seiner Mündel und Vettern in Niederbaiern wie sein Eigenthum. Indem er Brandenburg ohne Rücksicht auf die Ansprüche vieler Fürsten als ein erledigtes Reichslehen seinem Sohn verlieh, den er mit der Tochter des dänischen Königs Christoph II. verlobte, erbitterte er außer den König von Böhmen auch noch die Verwandten des askanischen Hauses in Sachsen, Anhalt und anderen Ländern und es entstanden die heftigsten Bewegungen, da diese Fürsten ihre Rechtsansprüche gegen einen König, der zugleich Richter und Partei war, mit den Waffen geltend zu machen suchten.

Nach Ablauf der zuerst gesetzten Frist hatte der Papst seine Drohung nicht sogleich ausgeführt, weil diese so wenig allgemeinen Eindruck machte, daß man seine Art gerichtlich zu verfahren auch aus juristischen Gründen mißbilligte und daß selbst der König von Dänemark dem Papst anrieth, er möge doch künftig christlicher Gericht halten. Johann beraumte vielmehr noch einen neuen Termin an und selbst als er nachher im Juli 1324 den Kaiser förmlich verdammte und excommunicirte, gab er ihm mit erheuchelter Nachsicht noch bis zum 1. October Zeit zur Reue und Buße. Diese pfäffische Schlauheit, das Verfluchen und Verdammen mit dem Mantel der Liebe zu bedecken und die Ausbrüche selbstsüchtiger Wuth unter dem Schein der Milde, Religiosität und Gerechtigkeit zu verbergen, täuschte aber doch selbst das gemüthliche, sonst so leicht zu täuschende deutsche Volk nicht; denn die strengen Minoriten bearbeiteten dasselbe so sehr, daß außer den Bischöfen von Mainz, Straßburg und Passau kein Geistlicher nach dem päpstlichen Gebote zu handeln wagte und daß der Erzbischof von Mainz nachher wegen seiner papistischen Gesinnung in einem Tumult umkam. Die Städte nahmen alle für ihren König und für das Reich Partei und selbst diejenigen Fürsten, welche mit Ludwig entzweit waren, trugen Bedenken, den Haß des Volkes auf sich zu laden. Sogar außerhalb Deutschlands fand der Papst sehr heftige Gegner: die berühmtesten Lehrer des kanonischen Rechts auf den Universitäten zu Bologna und Paris, den ersten Lehranstalten der Christenheit, sprachen sich ganz entschieden gegen ihn aus. Uebrigens waren Ludwig's vorzüglichste Freunde und Rathgeber in seinem Streit mit dem Papste,

besonders Marsilius von Padua, Johann von Jandun und der berühmte Geheimschreiber Ludwig's, Ulrich Hangöhr, keine Minoriten. Doch bediente er sich schon bei seiner zweiten Erwiderung gegen den Papst der Feder eines Minoriten. Diese zweite Appellation Ludwig's an ein Concil ward den zu Frankfurt versammelten Ständen des Reiches vorgelesen, nachdem der Papst Bann und Interdict gegen Ludwig ausgesprochen und seine Verdammungsbulle in alle Welt gesendet hatte. Ein Minorit war dreist genug, auf Geheiß der Stände diese Schrift dem Papste selbst zu überreichen. Unter den Vertheidigern des Kaisers sprach sich Keiner so kräftig aus, als der scharfsinnige Wilhelm von Occam, der ebenfalls dem Franziskaner-Orden angehörte und dem man den Namen des unbesiegbaren Lehrers (doctor invincibilis) beilegte; derselbe nahm die Grundsätze auf, die schon Dante in seinem Buch von der Monarchie verkündigt hatte und führte sie bis zu den kühnsten Folgerungen aus.

Der Papst hatte übrigens, obgleich selbst Johann von Böhmen seinen Schritt laut mißbilligte, nicht ganz falsch gerechnet. Ludwig konnte, wie die Folge zeigte, nur auf die Bürgerschaften und auf die Minoriten, nicht aber auf die Fürsten und Bischöfe des Reiches fest und dauernd rechnen und befand sich deshalb nach dem völligen Bruch mit dem Papste in großer Verlegenheit. Dies geht aus seinem unmittelbaren Verhalten gegen den Papst hervor, sowie aus den sonderbaren Bedingungen, unter denen er sich mit Friedrich von Oestreich aussöhnte. Er gab nämlich vor, ganz anders zu denken und zu glauben, als seine Kanonisten und Rechtsgelehrten, indem er in einem demüthigen und weinerlichen Schreiben an den Papst die Entschuldigung gebrauchte, daß er von allem dem, was in seinem Namen bekannt gemacht worden sei, nichts gelesen oder verstanden habe. Mit Friedrich von Oestreich versöhnte er sich im März 1325. Herzog Leopold hatte bisher vergebens Himmel und Hölle bewegt, um seinen Bruder zu befreien und sogar mit Johann von Böhmen, Karl IV. von Frankreich, Robert von Neapel und dem Papst eine Verbindung verabredet, um den Franzosen die deutsche Krone zu verschaffen; ja er war so weit gegangen, mit dem König von Frankreich eine persönliche Besprechung in Bar an der Aube zu halten (1324). Der Plan war und blieb aber ein Hirngespinnst. Dagegen richtete Leopold an der Spitze seiner Raubritter schreckliche Verheerungen in Oberbaiern an und Ludwig erlitt, als er die von öſtreichischen Rittern besetzte Festung Burgau belagerte, eine starke Beschämung durch ihn; da nämlich Leopold zum Ersatz heranrückte, wagte der Kaiser nicht, ihn zu erwarten, sondern eilte davon und ließ das Belagerungsgeräth im Stiche (Anfang 1325). Dies brachte den Kaiser auf den Gedanken, seinen

gefangenen Gegner mit sich zu vereinigen und dadurch seinen Streit mit dem Papst auch zu einer Sache Friedrichs zu machen. Friedrich hatte die Langeweile seiner Gefangenschaft in Trausnitz zum Heil seiner Seele zu benutzen gesucht und statt daß sonst sein Leben zwischen wilder Ausschweifung und träger Indolenz getheilt gewesen war, hatte er sich jetzt der Buße und des Betens beflissen, lebte nach Art der Karthäuser und hatte sich einen Karthäuser Prior, Gottfried, zum Beichtvater genommen. Gottfried beredete ihn, der Weltlichkeit des Königthums zu entsagen, trat zugleich mit Ludwig's Beichtvater in Verbindung und suchte auf diesem Wege die Freilassung Friedrich's zu bewirken. Im März 1325 erschien plötzlich Ludwig selbst in Trausnitz und schloß mit Friedrich einen Vertrag, auf welchen dann beide das Abendmahl nahmen. Nach diesem Vertrag sollte Friedrich ohne Lösegeld freigelassen werden und dann der Krone entsagen, die von ihm und seinen Brüdern besetzten Reichsgüter zurückgeben, sich mit Ludwig gegen Jedermann fest verbinden, seine Tochter mit einem Sohne desselben verloben und, wenn er eine der eingegangenen Verpflichtungen nicht halten könne, sich wieder zur Haft stellen. Das letztere zeigt, daß Ludwig selbst die Unausführbarkeit der von Friedrich gegebenen Versprechungen vorausgesehen hatte, um so mehr, als bei dem Vertrag weder die Stände des Reiches, noch Leopold und die anderen Brüder Friedrich's zugezogen worden waren, obgleich derselbe doch sowohl diese als jene anging. Wirklich konnte Friedrich auch den übernommenen Verpflichtungen nicht nachkommen. Der Papst, dem er sogleich seine Abdankung anzeigte, erklärte unter heftigen Vorwürfen die von ihm gemachten Zusagen und den dabei einem Gebannten geleisteten Eid für ungültig und wandte sich, als seine Vorstellungen nichts halfen, an Leopold. Dieser, der sich natürlich vom Papste leicht bestimmen ließ, verwarf den ganzen Vertrag und Friedrich sah sich daher schon im Mai bewogen, dem gegebenen Worte treu, nach München zurückzukehren. Hier theilte er mit Ludwig als Freund Wohnung, Tafel und selbst das Bett und ließ es sich bis zum September recht wohl sein, während Leopold handelte und schon im Juli mit mehreren Bischöfen und mit dem Grafen Ulrich von Württemberg einen Bund gegen den Kaiser schloß. Endlich ward im September zu München ein neuer Vertrag geschlossen, welcher so beschaffen war, daß auch Leopold, welcher namentlich auf dem Königstitel für seinen Bruder bestand, befriedigt wurde. Friedrich und Ludwig sollten Beide als gleichberechtigte Besitzer der höchsten Gewalt die königlichen Rechte ausüben und zwar jeder in den Gegenden und Orten, die ihn als König anerkenneten. Ein solcher Vertrag konnte nichts weiter als ein bloßes Project sein; denn er war schon deshalb, weil er ohne die

Einwilligung des Reiches keine Gültigkeit hatte, unausführbar. Auch wagte man nicht einmal, ihn öffentlich bekannt zu machen und das bloße Gerücht davon brachte in jener Zeit, wo das deutsche Volk noch Nationalsinn hatte, überall Entrüstung hervor. Uebrigens ist soviel gewiß, daß Friedrich den Königstitel wieder annahm und als römischer König Urkunden ausfertigen ließ. Auch scheint es, als hätten beide Parteien die Unmöglichkeit, die Königsgewalt nach Districten zu theilen, bald eingesehen und als sei der Gedanke aufgetaucht, dem einen Könige Deutschland, dem anderen Italien zu übergeben. Vielleicht liegt jedoch der ganzen Wendung eine schlaue Politik der rechtskundigen Rathgeber Ludwig's zu Grunde; diese scheinen nämlich nur die Einwilligung und Unterstützung der östreichischen Herzoge zur Erlangung der Kaiserwürde in Rom für Ludwig beabsichtigt zu haben, überzeugt, daß nachher seine Oberherrschaft über das ganze Reich gesichert sein werde. Jedenfalls überließ Ludwig nach einem im Januar 1326 geschlossenen neuen Vertrage Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit in Italien ganz seinem bisherigen Gegner zur Verwaltung und erhielt dafür von dem rüstigen Herzog Leopold das Versprechen, ihn an der Spitze seiner Kriegsmacht nach Italien zu begleiten. Auch diese Verabredung zerfiel jedoch wieder in sich selbst, weil Leopold, der dies von Ludwig erpreßt hatte, schon nach einem Monat starb, erst 34 Jahre alt. Ludwig, der sich seitdem an keine Verpflichtung mehr band, hatte fortwährend allein königliches Ansehen im Reich; doch behielt Friedrich, der sich übrigens nicht gern viel mit Staatsgeschäften abgab, den Königstitel bis zu seinem 1330 erfolgten Tode. Im Jahre 1327 zog Ludwig nach Italien; es war aber vorher kein Reichsbeschluß wegen seines Römerzugs zu Stande gekommen und er erhielt keine Reichshülfe dazu.

Ehe wir Ludwig auf seinem Römerzuge begleiten, wollen wir unseren Blick auf den damaligen Zustand von Deutschland richten. Verwirrung und Mangel an Recht und Gerechtigkeit hatten den höchsten Grad erreicht und der Zustand des unglücklichen Landes glich dem von Kurdistan, wie ihn die neueren Reisenden schildern. Gewalt galt überall für Recht; der König der Nation selbst konnte die ritterlichen oder vielmehr räuberischen Frevel am Rhein, in Thüringen oder in anderen Gegenden des Reiches nicht verhindern, und wer unter seinen Fahnen für Erhaltung der Ordnung kämpfte, den verfluchte der Papst als ein Kind Belial's und gab ihn der Verdammniß anheim. Städte, Fürsten, Herren und Ritter mußten daher unter einander Bündnisse gegen ihre eigenen Landsleute schließen, wenn Sicherheit auf den Landstraßen und ein Schein von Ordnung bestehen sollte, und das Vehmgericht, ein Ueberrest der ganz unabhängigen

altgermanischen Gaugerichte in Westphalen, war, wie die unter der Herrschaft der Tudor's und Stuart's in England waltende Sternkammer in ihrem Ursprung, ein nothwendiges Uebel, weil es bestimmt war, den zu fassen und zu tödten, den die ohnmächtigen Gerichte der einzelnen Staaten nicht erreichen konnten. Daher breitete es seine Wirksamkeit bald über die rothe Erde, d. h. über Westphalen, wo der Erzbischof von Köln als oberster Stuhlherr galt und wo der Freistuhl von Dortmund hohes Ansehen genoß, auch in andere deutsche Länder aus; ja mehrere Kaiser wurden nach geschehener Krönung zu Aachen als Mitglieder oder Wissende aufgenommen. Das Geheimniß, das die Gerichtsverhandlungen umgab, sowie die alterthümlichen Formen und Ausdrücke, deren man sich dabei bediente, haben die volksthümliche Einbildungskraft stark beschäftigt; indessen sind die sehr verbreiteten Angaben über düstere Heimlichkeit der Sitzungen unbegründet. Dieselben fanden nicht in Gewölben, wohl aber oft im Freien, zuweilen in Feldvertiefungen (sogenannten Kauten) statt.

Um an einzelnen Beispielen den damaligen Zustand aller Länder des Reiches zu erkennen, hat man nur auf Leopold's Unternehmungen und auf das, was in der Mark Brandenburg vorging, hinzublicken. Leopold hauste mit seinen Verbündeten in Schwaben, im Elsaß, überhaupt am ganzen Rhein herab bis nach Oppenheim und verbreitete dort grenzenloses Elend über Bürger und Bauern. Seine Geschichte zeigt zugleich, daß manchmal sogar einzelne Ritterunternehmungen über das Schicksal des Reiches selbst entschieden; denn der Schaden, den er dem Kaiser Ludwig beim Angriff desselben auf Burgau beibrachte, führte den zwischen diesem und Friedrich zu Trausnitz geschlossenen Vertrag herbei und sein Tod, der die Gestalt der Dinge im Reiche völlig veränderte, ward durch einen ritterlich kühnen und tollen Angriff auf eine elsässische Festung veranlaßt. In Brandenburg überstieg die nach dem Aussterben der askanischen Markgrafen (1320) eingerissene Verwirrung fast allen Glauben. Die drei Linien des askanischen Hauses, Sachsen-Wittenberg, Sachsen-Lauenburg und Anhalt, sowie Johann von Böhmen, die geistlichen Stifter Halberstadt und Magdeburg, der Herzog Heinrich von Jauer in Schlesien, Heinrich der Löwe von Mecklenburg, der Herzog von Pommern und Agnes, die Wittwe des vorletzten Markgrafen Waldemar von Brandenburg mit ihrem neuen Gemahl Otto von Braunschweig machten Anspruch an das Ganze oder an einzelne Stücke des erledigten Kurfürstenthums; Städte und Ritterschaft schlossen zu Gunsten des einen oder des anderen der Streitenden Vereine; selbst heidnische Litthauer, welche Ladislaus Loktiek von Polen schickte, wütheten in Brandenburg auf ebenso gräßliche Weise, wie die barbarischen Kumanen von Zeit

zu Zeit in Oestreich und Baiern; am verderblichsten war jedoch der räuberische Adel des Landes, welcher Mord und Brand so völlig als sein Handwerk ansah, daß sich die ersten Familien der Mark des Namens der Stellmeisen oder Wegelagerer, den sie damals erhielten, ein halbes Jahrhundert hindurch keineswegs schämten. Eine ins Einzelne gehende Vergleichung des damaligen Zustandes von Brandenburg mit dem heutigen würde daher am besten den Unterschied zwischen dem wirklichen Mittelalter und den romantischen und poetischen Darstellungen desselben anschaulich machen. Uebrigens geht schon aus den wenigen Andeutungen hervor, daß Ludwig, der die Mark Brandenburg nebst der mit dem Besitze derselben verbundenen Kurwürde als erledigtes Reichslehen seinem noch unmündigen ältesten Sohne übertrug, dadurch für sein Haus nur eine lästige Erwerbung machte, obgleich Berthold von Henneberg, der dem Knaben zur Seite gesetzt ward, diesem zum Besitz des Landes verhalf und der dänische König ihn mit seiner Tochter verlobte.

5. Der Römerzug Ludwig's des Baiern und der Zustand Italiens in der nächsten Zeit nach demselben.

Man kann Ludwig's Zug nach Italien entweder als einen Versuch betrachten, den Streitigkeiten in Deutschland für einige Zeit auf eine schickliche Weise auszuweichen, oder als ein Mittel, sich in einem reichen Lande mit dem zur Fortsetzung des Kampfes gegen den Papst nöthigen Geld zu versorgen. Ludwig war von den ghibellinischen Herren dringend nach Italien eingeladen worden, besonders nachdem Florenz den Sohn des Königs Robert, Herzog Karl von Calabrien, an die Spitze des Staats gestellt und so der guelfischen Partei ein mächtiges Oberhaupt gegeben hatte. Er begab sich von Innsbruck aus, wo er Friedrich den Schönen zum letzten Mal sah, nach Trient, wo er mit den Ghibellinen Rath hielt; er war dabei von einer so kleinen Schaar Ritter begleitet, daß er offenbar blos auf die Unterstützung seiner italienischen Verbündeten vertraute. Die in Trient erscheinenden Ghibellinen waren Marcus Visconti von Mailand, Passerino Bonacossa von Mantua, der Markgraf von Este, Can della Scala von Verona, die Bischöfe von Arezzo und die Gesandten der Pisaner, des Königs Friedrich von Sicilien und des Beherrschers von Lucca, Castruccio Castracani, welchen Ludwig schon 1324 zum Reichsstatthalter in Lucca und Pistoja ernannt hatte. Sie versprachen dem deutschen König zu seinem Zuge nicht weniger als 150,000 Goldgulden, die er in Mailand empfangen solle und die Nachricht von diesem vielen Gelde lockte aus Deutschland Ritter und Reisige genug zu ihm. Ludwig ließ übrigens in Trient zugleich durch eine Versammlung

kaiserlicher Theologen eine heftige Erklärung abfassen, in welcher der Papst Johann geradezu der Ketzerei angeklagt wurde. Im Mai 1327 zog der Kaiser an der Spitze eines zahlreichen Heeres in Mailand ein, dessen Beherrscher, Galeazzo I. Visconti, mit seinem Bruder Marcus in Zwist lag. Ludwig nahm für den Letzteren Partei und ließ, nachdem er sich durch drei abgesetzte Bischöfe zum König der Lombarden hatte krönen lassen, Galeazzo mit seinem Sohn verhaften, weil Marcus und die anderen Feinde desselben dem Könige viel Geld versprachen, Galeazzo aber nur 50,000 Goldgulden gezahlt und diese noch dazu auf eine so drückende Weise erhoben hatte, daß Ludwig dadurch nothwendig verhaßt werden mußte. Gegen die Verhafteten verfuhr Ludwig ganz nach dem Recht und Gebrauch des Mittelalters, welches bekanntlich von einer absoluten oder, wie man es auch zu nennen pflegt, väterlichen Gewalt der Könige nichts wußte. Sie wurden durch eine Art Pairs-Gericht, vor welchem Marcus und viele Andere Galeazzo der Willkür und des Despotismus anklagten, für schuldig erklärt und dann nach Monza in Gewahrsam gebracht. Dafür erhielt Ludwig von Galeazzo's Feinden 200,000 Goldgulden, deren er sehr bedurfte, um seine zahlreiche deutsche Ritterschaft glänzend zu unterhalten und die vielen abenteuernden Miethlinge, die er bei sich hatte, zu bezahlen. In Mailand selbst stellte er die Republik wieder her, an deren Spitze er einen kaiserlichen Oberrichter und einen kaiserlichen Statthalter setzte. Die Beamten nahmen Galeazzo's deutsche Söldner in ihren Dienst und auch Monza erhielt einen deutschen Commandanten mit deutscher Besatzung. So ward durch Ludwig in Italien gleich anfangs eine militärische Herrschaft deutscher Statthalter eingeführt, welche, so wohlwollend er selbst auch sein mochte, doch wenig Aehnlichkeit mit dem in Dante's berühmtem Buche von der Monarchie aufgestellten Ideal hatte. Ludwig stützte sich in einem Lande, wo kein Fuß breit sein Eigenthum war, auf die bloße Gewalt und doch ließ sich diese weder ohne Geld behaupten, noch war er je sicher, daß er nicht plötzlich mit einigen wenigen Reitern allein blieb. Wie drückend mußte ein solcher König ohne bestimmte und gesetzliche Einnahme und ohne eigentlichen Antheil an der Verwaltung den Italienern sein! Wie sehr mußte jede Forderung, die er an sie machte, das Aufsehen einer willkürlichen Erpressung haben! und wie ärmlich mußte Ludwig den Bewohnern eines Landes erscheinen, in welchem damals der Reichthum der Erde zusammenfloß! Um dies recht klar zu erkennen, muß man sich in das Gedächtniß zurückrufen, daß der Handel, die Gewerbe und die Geldgeschäfte von ganz Europa in Italien ihren Hauptsitz hatten, daß einzelne Italiener die Zölle und zum Theil auch die Domänen des englischen Reiches gepachtet hatten, daß sie

alle europäischen Anlehen besorgten, daß sie auch die Gelder der englischen und französischen Könige und ihrer Lieblinge verwalteten und die vom Papst in Europa erpreßten Summen nebst den Einkünften von den Pfründen des Auslandes an die Häupter der Kirche übermachten. Ein einziges Handelshaus in Florenz z. B. lieh dem König Eduard III. von England anderthalb Millionen Goldgulden, in den Wolle-Manufacturen dieser Stadt waren damals 30,000 Menschen beschäftigt, und die Zölle in Florenz warfen jährlich 300,000 Goldgulden ab, eine Summe, die allein schon mehr betrug, als alles, was Ludwig während zehn Jahren in Deutschland einnahm. Ueberdies geht aus einer Angabe des gleichzeitigen Geschichtschreibers Villani hervor, daß sogar alle die Summen, welche der König in Italien erhielt oder erpreßte, zur Unterhaltung eines Heeres in dem reichen Lande nicht hinreichen konnten. Villani berichtet nämlich, daß die Florentiner für 1000 Reiter, die ihnen der Herzog Karl von Calabrien gegen Ludwig zuführte, 200,000 Goldgulden jährlich versprochen hatten, nachher aber in 19 Monaten 400,000 zahlten.

Ende August zog Ludwig von Mailand nach Toscana. Hier sah er sich durch seinen Geldmangel gezwungen, selbst von der den deutschen Kaisern immer sehr ergebenen Stadt Pisa, welche zum Reichskammergut gerechnet wurde, durch mehrwöchentliche Umlagerung eine beträchtliche Steuer zu erpressen; er verband sich dazu mit Castruccio Castracani, dem er bald nachher auch die Würde eines Herzogs von Lucca sammt Pistoja und anderen Städten ertheilte. Von Pisa reiste er nach Rom zur Kaiserkrönung, weil er erst durch diese diejenige Stellung zur Kirche erhalten konnte, welche die unterdessen mit dem Papste ganz zerfallenen Minoriten ihm anwiesen. Der Kirchenstaat befand sich damals fast in demselben Zustande, wie Deutschland; denn während Ludwig an der einen Seite her gegen die Hauptstadt heranzog, stand auf der anderen Seite bei Bologna und Faënza der Kardinal Bertrand mit einem Heere. In Rom selbst war eine bedeutende Veränderung eingetreten. Die Bürger der Stadt hatten eine Art von Volksregierung eingerichtet, den Sciarra Colonna als Capitano an die Spitze derselben gestellt, und durch eine Deputation den Papst auffordern lassen, in ihre Stadt zurückzukehren. Johann war schlau genug gewesen, diese republikanische und bei aller Demuth drohende Gesandtschaft ungemein freundlich zu empfangen und, wie der päpstliche Hof, sobald ein Gegner Ernst zeigt, zu verfahren pflegt, sie damit zu vertrösten, daß ihrer Beschwerde abgeholfen werden solle. Doch ließen die Römer auf Betreiben Sciarra Colonna's eine Einladung an Ludwig ergehen. Einstimmig waren sie freilich nicht; denn es gab eine von Robert unterstützte französische Partei in der Stadt,

und Sciarra Colonna zerfiel wegen der Begünstigung Ludwig's sogar mit seinen eigenen Brüdern. Ludwig war auf dem Marsche nach Rom schon in Viterbo genöthigt, aus Geldmangel Maaßregeln zu ergreifen, wie sie in unseren Tagen Bonaparte häufig ergriffen hat. Der Bischof von Viterbo hatte, obgleich er ein päpstlicher Beamter und papistisch gesinnt war, den Kaiser mit allen gebührenden Ehren empfangen; dieser ließ ihn nichtsdestoweniger festnehmen und später grausam foltern, um das Geständniß von ihm zu erpressen, wo die 30,000 Goldgulden versteckt seien, die er in seinem Besitze hatte. In Rom zog Ludwig am 7. Januar 1328 unter dem Jubel des Volkes ein. Die Römer fühlten sich nicht wenig geschmeichelt, als er nicht nur die Würde eines römischen Senators, welche der König Robert sich vom Papste hatte geben lassen, von ihnen annahm, sondern auch, dem Papste trotzend, sich durch Sciarra Colonna und andere Deputirte des Volkes in der Peterskirche die Kaiserkrone aufsetzen ließ. Er erkannte dadurch die neu gebildete Republik gewissermaaßen als die alte römische an und setzte das Ansehen derselben dem des Papstes entgegen. Uebrigens waren zwei mit dem Bannfluch beladene Bischöfe, ein venetianischer und ein corsischer, die einzigen Geistlichen, welche der Krönung Ludwig's beiwohnten. Die mit Ludwig zugleich gekrönte Kaiserin gebar zu Rom einen Sohn, welcher zur Unterscheidung von seinem gleichnamigen älteren Halbbruder Ludwig der Römer genannt wird.

Die Unternehmungen des Kaisers in Italien trieben den Papst zum Aeußersten. Er erklärte nicht allein die Krönung desselben für ungültig und wiederholte den Bannfluch, sondern er hatte auch schon vorher in Deutschland jedes Mittel ergriffen, um Volk und Fürsten von Ludwig zu trennen. Glücklicher Weise verlor er aber bei seinen Bemühungen so sehr alle Mäßigung, daß selbst die frommen, geduldigen, demüthigen Deutschen endlich inne wurden, es sei hohe Zeit, die weltliche Regierung gegen fernere päpstliche Anmaaßungen zu schützen. Johann hatte hauptsächlich wegen des in Trient gegen ihn erlassenen theologischen Manifestes im April 1327 einen sogenannten fünften Proceß bekannt gemacht, durch welchen Ludwig aller kaiserlichen und geistlichen Lehen und sogar seiner baierischen Herzogthümer für verlustig erklärt und zur Rechtfertigung wegen des den ketzerischen Minoriten gewährten Schutzes vorgeladen ward. Jetzt suchte der Papst in Deutschland einen Abfall vom Kaiser zu bewirken, und als dies unmöglich war, veranlaßte er Verwirrung und Blutvergießen. Er bewog die Erzbischöfe von Mainz und Köln, eine neue Königswahl vorzunehmen; allein Balduin von Trier und Johann von Böhmen verhinderten dies, und die armen Mainzer Unterthanen mußten

dafür büßen, daß ihr Erzbischof, Matthias von Bucheck, das kirchliche Interesse höher anschlug, als die Erhaltung der Rechte seiner Nation. Bald nachher (1328) starb nämlich dieser Erzbischof, und der Papst machte sogleich seine geistliche Despotie geltend: er setzte willkürlich den Bruder des Erzbischofs von Köln, **Heinrich von Birneburg**, an des Verstorbenen Stelle. Allein das Mainzer Domkapitel that, um den päpstlichen Anmaaßungen zu begegnen, einen bei so großen Stiften ganz ungewöhnlichen Schritt: es übergab die Verwaltung des Mainzer Bisthums dem Kurfürsten Balduin von Trier, Bruder Kaiser Heinrich's VII. Ein Jahr später nahm der Letztere auch die Bisthümer Speier und Worms, die seinen Schutz gegen den Papst anriefen, in Besitz. Auf diese Weise behielt der Papst nur durch Köln Einfluß in Deutschland, und Balduin, ein kräftiger und patriotischer Mann und Gönner der neuen Grundsätze, die der Monarchie ihr Recht gaben, war mächtiger, als Papst und Kaiser zusammen. Bald darauf gerieth der Erzbischof von Köln selbst so sehr ins Gedränge, daß auch er dem Papste wenig nützen konnte.

Wie der Papst in Deutschland nur wenig bedeutende Anhänger gegen den Kaiser hatte, so fand dieser trotz seiner Juristen, Kanonisten, Theologen und Minoriten die höhere Geistlichkeit in Italien keineswegs geneigt, sich von ihm gegen den Papst gebrauchen zu lassen. Dessen ungeachtet begann Ludwig seine Regierung als römischer Kaiser mit einem Proceß gegen Johann. Er hielt in Rom zweimal ein feierliches Gericht über den abwesenden Papst, wie dieser über ihn in seiner Abwesenheit Gericht gehalten hatte, und ließ Urtheilssprüche ausfertigen, durch welche er ihn, weil er eine falsche Lehre über die Armuth Christi ausgestellt habe, für einen Ketzer erklärte und, auf römisches oder vielmehr byzantinisches Recht, sowie auf Karl's des Großen, der Ottone und der beiden letzten salischen Kaiser Beispiel gestützt, als einen Verbrecher gegen den Kaiser, gegen die Kirche und gegen die Stadt Rom förmlich absetzte (April 1328). Dann stellte er einen Minoriten, Peter von Corvara, der sich den Namen **Nikolaus** V. gab, dem römischen Volke vor, und ließ ihn durch dasselbe als Papst anerkennen. Für diesen war es freilich eine sehr üble Vorbedeutung, daß ihn einige Bischöfe, mit welchen die übrigen die kirchliche Gemeinschaft aufgegeben hatten, zum Papste einweihten. Alles dies schadete in der That dem Papste Johann nicht, da er selbst dem Kaiser unerreichbar war und blieb und sein Gegenpapst sich weder in Rom behaupten, noch auf eine feste Einnahme rechnen, noch von Ludwig mit Geld unterstützt werden konnte. Der Enthusiasmus der Römer für den von ihnen gewählten Kaiser verschwand, als dieser in seinem Geldmangel eine sogenannte Kronsteuer von ihnen forderte;

Robert von Neapel und der römische Adel machten Anstalten, ihn sammt seinem Papst aus Rom zu vertreiben, und die Bewegungen in Toscana, wo die Florentiner dem Anhänger Ludwig's, Castruccio, die Stadt Pistoja entrissen, machten es dem Kaiser unmöglich, sich gegen die heranziehenden Schaaren Robert's und der Unzufriedenen lange im Felde zu behaupten; außerdem beleidigte er Castruccio dadurch, daß er statt seiner einen deutschen Grafen zum Befehlshaber in Pisa bestellte, und Castruccio nahm den Angriff der Florentiner zum Vorwand, um Rom zu verlassen; endlich kehrten auch Sciarra Colonna's Brüder nach Rom zurück und riefen Robert's Truppen herbei. Jetzt konnte Ludwig nicht länger in Rom bleiben; er verließ mit seinem Papste die Stadt im August, um sich nach Pisa zu begeben, und dasselbe Volk, das ihn vorher vergöttert hatte, verhöhnte die Deutschen bei ihrem Abzuge durch Steinwürfe und durch Weheruf gegen die Ketzer aufs schmählichste.

Unmittelbar nachher traf den Kaiser ein Unfall nach dem andern. Sein treuer Anhänger Passerino Bonacossa von Mantua ward durch Ludwig Gonzaga, dessen Geschlecht damals zur Herrschaft von Mantua gelangte, ermordet und der Letztere fiel nicht lange nachher nebst dem Markgrafen von Este von Ludwig und dessen Papst ab. Wenige Wochen nach Passerino's Tod starb auch Castruccio, der zuletzt wenigstens noch scheinbar des Kaisers Anhänger gewesen war. In Pisa litt Ludwig wieder durch Mangel an Geld, obgleich er auf schmutzige Weise Rechte und Besitzungen des Reiches an den Meistbietenden verkaufte und sowohl in Pisa als in Lucca einige hunderttausend Goldgulden erpreßte. Er war nicht im Stande, die Habsucht seiner zahlreichen deutschen Miethlinge und ihrer Führer zu befriedigen und 800 von ihnen trennten sich daher von ihm. Sie bezogen ein festes Lager und als der Kaiser seinen Freund Marcus Visconti mit einigem Geld abschickte, um sie zufrieden zu stellen, behielten sie denselben als Geisel für die volle Zahlung. Galeazzo's Sohn, Azzo, welcher nebst seinem unterdessen gestorbenen Vater auf Bitten der Ghibellinen aus der Haft entlassen, aber an Ludwig's Hof zurückgehalten worden war, benutzte diese Gelegenheit, um aus der Art von polizeilicher Aufsicht, unter welcher er stand, zu entkommen. Er zahlte dem Kaiser eine Summe Geldes, die zur Befriedigung der rebellischen Soldaten hinreichend war und versprach eine vierfach größere von Mailand aus zu senden, wenn man ihn nebst seinem in gleicher Lage befindlichen Oheim Johann dahin abreisen lasse. Dies bewilligte Ludwig, er ward aber jetzt von seinem Burggrafen Konrad, den er mit der Auslösung des Marcus beauftragte, schändlich betrogen. Konrad miethete mit der ihm anvertrauten Summe Söldner, half dann Azzo

als Herrscher in Mailand einsetzen, unterschlug auch das von diesem empfangene Geld und kehrte hierauf geraden Weges nach Deutschland zurück. Die beiden Visconti befolgten in Mailand eine Politik, welche damals unter den Italienern zur Wissenschaft gemacht und später von Machiavelli sowohl in klassischen Schriften gelehrt, als in Staatsgeschäften geübt ward: sie hielten es, um ihren Vortheil zu erreichen, mit beiden Theilen, sie unterhandelten auf der einen Seite mit Johann XXII. über ihre Aussöhnung, die im folgenden Jahre auch zu Stande kam, vertrieben des Kaisers Beamten aus Mailand und nahmen den Deutschen die Stadt Monza weg; auf der anderen Seite erkannten sie den kaiserlichen Papst Nikolaus an, ja, Johann Visconti ließ sich von demselben sogar zum Kardinal ernennen, und als Ludwig vor Mailand erschien und hier an Allem Mangel litt, gaben sie ihm reiche Geschenke, damit er sich um so schneller entferne.

Selbst von seinen eigenen Deutschen ward Ludwig verlassen. Sein Statthalter und sein Schultheiß in Mailand ließen sich durch Azzo mit Geld abfinden und kehrten dann, ohne nach dem Kaiser zu fragen, in die Heimath zurück und von den deutschen Vasallen und Miethlingen in seinem Heere zog nach und nach eine immer größere Zahl aus Italien ab. Die Bedrängniß, in welche der Kaiser dadurch kam, verhalf seinen Neffen, den Söhnen Rudolf's von der Pfalz, endlich zu den ihnen lange vorenthaltenen Rechten und Besitzungen. Rudolf hatte dem Kaiser bekanntlich sein Land nur bis zur Beendigung des Streites mit Oestreich abgetreten, Ludwig dachte aber nach seines Bruders Tod nicht daran, es den drei rechtmäßigen Erben desselben, nämlich seinen beiden Söhnen, Rudolf II. und Ruprecht I. und dem Sohne ihres verstorbenen Bruders, Ruprecht II., herauszugeben. Einer von seinen Neffen hatte ihm deshalb bereits in Deutschland manchen Schaden gethan und sogar mit dem Papste Verbindungen angeknüpft. Jetzt erst fühlte sich der König durch seine mißliche Lage bewogen, den gerechten Forderungen seiner Verwandten nachzugeben. Er errichtete im August 1329 den berühmten Hausvertrag von Pavia, der als bleibendes Grundgesetz der baierischen und pfälzischen Fürstenfamilie für alle folgenden Zeiten eine große Bedeutung hat. Die genannten drei Prinzen erhielten nach diesem Vertrag die Pfalz am Rhein und den Theil von Oberbaiern, welcher seitdem im Gegensatz gegen jene die Oberpfalz genannt wird und es ward festgesetzt, daß die Kurwürde von ihrem Hause und von Ludwig's Stamm abwechselnd geführt werden solle und zwar in jeder der beiden Linien vom ältesten regierenden Fürsten, auch daß beim Erlöschen der einen Linie deren Land sammt der Kurwürde an die andere komme und daß von allen baierischen und pfälzischen Ländern als einem gemeinschaftlichen

Familiengute nie etwas veräußert, verpfändet oder verschenkt werden dürfe. Als im Jahre 1340 Niederbaiern durch das Aussterben des dortigen Zweiges der Wittelsbachischen Familie erbeigenthümlich an Ludwig kam, fiel auch dieser Theil von Baiern unter die Bestimmungen des Vertrags von Pavia, und das gesammte baierische Land, dessen Herrscherhaus bis auf die neueste Zeit in die zwei Hauptlinien Pfalz und Baiern getheilt blieb, bildete seit 1340 trotz der vielen Zweige, in welche diese zersplittert wurden, ein unauflösliches Ganzes. Was die Kurwürde betrifft, so blieb dieselbe in Folge einer Verfügung unter Karl IV. bei der pfälzisch-wittelsbachischen Linie; später führten die Vorgänge des 30jährigen Krieges eine Veränderung herbei. Die Abschließung des Vertrages von Pavia ist die letzte wichtige Handlung, welche Ludwig auf seinem im Ganzen unglücklichen Römerzug verrichtete. Er kehrte im December nach Deutschland zurück.

Nach seinem Abzug litt Italien durch fortdauernde Verwirrung und Bedrückung ebenso sehr als Deutschland. Hier war alle Einigkeit und Ordnung gestört und die Sicherheit der Straßen konnte nur durch Bündnisse der Städte erhalten werden, welche Gegenbündnisse der Ritter hervorriefen; dort unterdrückten hartherzige Tyrannen an der Spitze roher Miethlinge die Städte. Wir heben diese prosaische und profane Seite des Mittelalters wieder ausdrücklich hervor, weil man in unserer Zeit die poetische und erbauliche nur zu oft hervorgezogen und ausgemalt hat. Um jedoch nicht mißverstanden zu werden, fügen wir hinzu, daß nur ein blinder Bewunderer der neueren Bildung dabei die Vorzüge verkennen wird, welche das Mittelalter mit der Zeit der griechischen Republiken gemein hat. Neben der Rohheit, Barbarei und Kriegswuth finden wir überall Charakter, Kraft und Energie des Einzelnen, sowie das Bewußtsein eines Rechtes der Bürger gegen die Obrigkeit, verbunden mit der Bereitwilligkeit, Gut und Blut dafür zu opfern, bei den Gemeinden und bei ganzen Klassen der Gesellschaft. Kurz, wir gewahren im Mittelalter alles das, was durch die Civilisation und Centralisation der neueren Zeit erstickt und verflacht worden ist; denn systematische Verwaltung, Ordnung, Polizei und Vormundschaft der Regierung fördern die Behaglichkeit, das Wohlleben und die Genußsucht und schläfern dadurch manche höhere Regung der menschlichen Natur ein.

In Mailand hatte Ludwig vor seiner Heimkehr nach Deutschland demselben Azzo Visconti, der im nächsten Jahr, mit Johann XXII. ausgesöhnt, als dessen Statthalter in der Lombardei regierte, durch ein Diplom die Herrschaft zuerkannt. Dieser ließ seinen Oheim Marcus, als derselbe aus der deutschen Gefangenschaft in Toscana nach Mailand zurückgekehrt war und ihm Besorgnisse erweckte, auf eine

empörende Weise aus der Welt schaffen. Der berühmte Kriegsmann, dessen Ansehen und Unternehmungsgeist dem regierenden Herrn und einigen anderen Verwandten gefährlich erschien, wurde auf Azzo's Befehl erdrosselt, worauf dieser ihm ein prächtiges Leichenbegängniß hielt. Dessen ungeachtet wird Azzo's Charakter von den gleichzeitigen Geschichtschreibern so einstimmig gepriesen, daß man ein Volk, eine Zeit und einen Regenten beklagen muß, die einen grausigen Mord unter die erlaubten Mittel zählten, durch welche Gefahren vom Staate abzuwenden seien. Die Aussöhnung der Kirche erlangte Azzo für sich und für die Stadt Mailand durch Geld. Sein Oheim Johann, welcher die ihm von Nikolaus V. ertheilte Kardinalswürde schon längst abgelegt hatte, unterwarf sich ebenfalls dem Papste und erhielt dafür das Bisthum Novara, das zugleich ein weltliches Fürstenthum war. Der armselige Gegenpapst, welchen Ludwig schon in Toscana seinem Schicksal überlassen hatte, hielt sich dort zuerst eine Zeit lang versteckt und diente nachher, als man ihn entdeckte und festnahm, dem französischen Papste dazu, den Kaiser Ludwig und alle Gegner der Päpste von Avignon vor den Augen von ganz Europa triumphirend als Feinde Gottes und der Kirche darzustellen. Nikolaus schrieb nämlich einen demüthigen Brief an Johann XXII.; dieser beantwortete denselben ganz freundlich und leitete es ein, daß Nikolaus zuerst in Pisa, scheinbar freiwillig, durch Abschwörung seiner Irrthümer die Rolle eines reuigen Sünders spielte und sich hierauf ohne Widerstreben nach Avignon bringen ließ. Hier mußte dann der arme Mann, zur Erbauung der Frommen und zur Beschämung aller Feinde des französischen Papstthums, noch einmal zum Schauspiel dienen (1330); er ward, was für einen Mönch aus dem strengsten Orden nicht gerade eine harte Strafe war, mit einem Strick um den Hals öffentlich ausgestellt und erhielt darauf eine zwar feste, aber ganz freundliche Wohnung im päpstlichen Palast, in welcher er noch drei Jahre nicht unbehaglich lebte. Da nun auch König Robert seit Ludwig's Abzug aus Rom nicht nur dort und in ganz Mittelitalien als Reichsstatthalter angesehen wurde, sondern seine Macht auch in Oberitalien ausbreitete und zwei päpstliche Söldnerheere unter Bertrand von Poggetto und Johann Orsini Ancona, Bologna und andere Städte an den Grenzen des Kirchenstaates besetzt hatten, so glaubte Johann wirklich seinen Zweck, die päpstliche Gewalt statt der kaiserlichen in Italien herrschend zu machen, erreicht zu haben. Das ganze Gebäude der politischen Macht in Italien stürzte aber schon nach wenigen Jahren wieder zusammen.

Ehe dies geschah, machte Johann von Böhmen das obere Italien zum Schauplatz seines abenteuerlichen Treibens. Johann hatte, wie wir wissen, einige Zeit hindurch mit Robert von Neapel, Karl IV.

von Frankreich und Johann XXII. Pläne gegen Ludwig geschmiedet, war aber nachher durch seinen Oheim Balduin wieder auf andere Gedanken gebracht worden. Sein unruhiger Sinn, der ihn beständig hin und her trieb, erregte große Unzufriedenheit bei den Böhmen, weil sie die Kosten seiner unaufhörlichen Reisen und Verschwendungen tragen mußten, obgleich sie dabei durch den starken Verkehr mit den germanischen Völkern an Civilisation gewannen. Während der Abwesenheit Ludwig's in Italien mischte sich Johann in einen Streit, der zwischen den östreichischen Herzogen ausgebrochen war, raubte und plünderte in ihrem Lande und erhielt zuletzt, was er stets am meisten brauchte, eine Summe Geld für seine Heimkehr. Als Ludwig aus Italien zurückkam, suchte Johann zuerst den Vermittler zwischen Kaiser und Papst zu machen. Dann führte er einen auf Vergrößerung seines Familienbesitzes berechneten Plan aus, für den er schon früher vorgearbeitet hatte. Der ehemalige Beherrscher von Böhmen nämlich, Herzog Heinrich von Kärnthen, welchem zugleich Tyrol und Krain gehörte, hatte keine Söhne, sondern nur zwei Töchter und wünschte denselben seine Länder zu hinterlassen. Dies benutzte Johann zu seinen Absichten. Er verlobte seinen jüngeren Sohn, Johann Heinrich, mit des Herzogs Tochter, Margaretha, welche in der Geschichte den wahrscheinlich von einem Schlosse in Tyrol herrührenden Beinamen Maultasch erhalten hat und welche nur noch eine kranke und geistesschwache Schwester, Adelheid, hatte. Margaretha war häßlich, überaus sinnlich und damals bereits erwachsen, Johann's Sohn aber noch ein Kind; nichtsdestoweniger wurden Beide mit einander verlobt, weil Margaretha's Vater dabei das Versprechen gab, sie im Testament zur Erbin der Grafschaft Tyrol zu erklären. Die Sache wurde jedoch geheim gehalten, bis man den Kaiser zur Ertheilung einer Urkunde bewogen habe, vermöge deren Heinrich's Töchter erbfähig würden. Diese Urkunde stellte der Kaiser 1330 aus und nun brachte Johann den Herzog von Kärnthen dazu, daß er ihm erlaubte, sich einstweilen im Namen seiner Tochter und ihres künftigen Gemahles von den Tyrolern huldigen zu lassen. Kaum war er auf solche Weise in den Besitz von Tyrol gekommen, als er nach Oberitalien eingeladen wurde, um die Fortschritte des neapolitanischen Königs aufzuhalten. Er nahm die Einladung gern an und sein Unternehmen scheint anfangs auch den Kaiser nicht beunruhigt zu haben, während andererseits auch der Papst, dessen Truppen gerade damals in Bedrängniß kamen, Johann's Zug wenigstens nicht mißbilligte.

Johann's Unternehmen hatte einen sehr glücklichen Anfang. Er ward sowohl von den Guelfen als von den Ghibellinen gut aufgenommen, setzte sich in Brescia, Bergamo, Parma, Pavia, Modena

und anderen Städten fest und wandte sich bereits auch unter günstigen Umständen nach Toscana. Da entzog ihm Kaiser Ludwig plötzlich seine Gunst und brachte durch seine enge Verbindung mit Oestreich Johann's Erbreich in große Gefahr. Dies nöthigte (1331) den Abenteurer, nach Deutschland zurückzukehren und sein Stammland Böhmen gegen die Oestreicher zu vertheidigen, welche zugleich mit den Königen von Polen und Ungarn in dasselbe eingebrochen waren. Seinen älteren Sohn Karl ließ er mit 800 Reitern in Italien zurück. Sobald er sein Reich einigermaaßen gesichert hatte, reiste er nach Paris, weil König Philipp IV. von Frankreich große Pläne entworfen hatte und Johann in sein Interesse zu ziehen suchte. Philipp hatte nämlich auf den Zwist des Kaisers und des Papstes Hoffnung gebaut, den Rest des alten Reiches Burgund von Deutschland abzureißen und der Papst bot ihm die Hand dazu. Auch Johann ließ sich von den Franzosen gewinnen; denn er hoffte an Philipp eine Stütze gegen Robert zu finden, weil dieser sich aus Furcht, Philipp möchte seine Ansprüche an die Rechte des deutschen Reiches auch auf Italien ausdehnen, den französischen Plänen feindselig zeigte. Dann kehrte er nach Italien zurück, wo er jedoch einen so allgemeinen und nachdrücklichen Widerstand fand, daß er alle seine Hoffnungen scheitern sah. Die drohende Verbindung der Franzosen, des Papstes und des reisefertigen und für Geld dienenden böhmischen Königs vereinigte endlich einmal alle kleinen Regenten von Oberitalien gegen die Ausländer. Die Visconti, die Este, die Scala und die Gonzaga verbündeten sich als Italiener, ohne Rücksicht auf guelfische oder ghibellinische Partei-Interessen, mit dem Könige von Neapel gegen alle Fremden. Johann und sein Sohn wurden zum Abzug aus dem Lande genöthigt (1333) und Italien blieb nachher bis zu Robert's Tod (1343) ausschließlich eingeborenen Herrschern unterworfen.

6. Deutschland nach Ludwig's des Baiern Römerzug bis zu dessen Tode.

Ludwig der Baier war trotz seines langen Streites mit dem Papste weder aufgeklärt, wie Kaiser Friedrich II., noch schlau wie König Philipp der Schöne, noch auch lag ihm an der Behauptung der Rechte des Reiches, wie sie Dante und seine eigenen Hof-Theologen im Widerspruch mit der papistischen Theologie und Rechtswissenschaft aufstellten, so viel, daß er dafür einen Geldvortheil oder ein Stück Land hätte opfern mögen. Als indessen der Papst jede Aussöhnung verschmähte und seine geistliche Fehde unerbittlich fortsetzte, suchte Ludwig die Reichsfürsten durch Bestätigung ihrer angemaaßten Gewalt und durch Uebertragung von kaiserlichen Rechten und Landvogteien auf Unkosten

der Reichsverfassung zu gewinnen und sie zugleich, um eine Stütze an ihnen zu haben, in Reichsgeschäften aller Art als Mitregenten zu Rathe zu ziehen. So verlieh er z. B. im August 1330 den beiden östreichischen Herzogen, Albrecht II. dem Weisen und Otto, welche damals noch allein von den fünf Brüdern am Leben waren, nicht blos Güter und Rechte, die er wirklich vergeben durfte, sondern auch solche, über welche er keine Gewalt hatte; ja, er versprach ihnen sogar 20,000 Mark als Entschädigung für die Kosten eines Krieges, den er kurz vorher mit ihnen geführt hatte. Die Summe bezahlte er mit Reichsstädten. Er benutzte nämlich das Recht, welches sich die Kaiser anmaaßten, für ihre Schulden Reichsstädte zu verpfänden und gab den östreichischen Herzogen zum Unterpfand Breisach, Rheinfelden, Schaffhausen und andere Städte; im nächsten Jahr übertrug er ihnen noch dazu eine Art von Reichsvicariat in der Schweiz. Allein Zürich und die drei Waldstädte, welche dadurch der Herrschaft Oestreichs preisgegeben waren, wußten sich dagegen zu wehren und gaben den Beweis, daß im deutschen Reiche Recht und Herkommen nur denjenigen gegen die Mächtigen schützten, der sich seiner Haut wehren konnte. Auch Luzern fand, als die Oestreicher ihre neuen Privilegien zu seinem Nachtheile benutzen wollten, ein wirksames Hülfsmittel gegen die Gewalt der Mächtigen; es schloß sich an den Bund der drei Waldstädte an. Es kam zum Krieg und nach zwei Jahren (1334) zu einem Vertrag, in welchem Luzern noch ein loses Abhängigkeitsverhältniß von Oestreich dem Wortlaut nach anerkannte, aber mit den Waldstädten vereinigt blieb. Andere Städte suchten sich ebenso, wie der streitbare trotzige Adel, durch Bündnisse unter einander gegen die Gewalt der größeren Herren zu schützen.

Diesem Beispiel der Städte und des Adels folgte auch Ludwig in seinem Kampfe mit dem Papst: er errichtete einen großen Bund des Widerstandes gegen jeden geistlichen und weltlichen Ruhestörer. Schon gleich nach seiner Rückkehr aus Italien brachte er die schwäbischen Städte dahin, daß sie auf seine ganze Lebenszeit eine Verbindung unter sich und mit ihm schlossen. Nachher bewog er auf einer Versammlung in Ulm alle baierischen Herren, diesem Bunde beizutreten, während Balduin von Trier unter den Städten am Oberrhein einen ähnlichen Bund zu Stande brachte. Balduin selbst vereinigte, da er zugleich Bischof von Mainz, Worms und Speier war, unter seiner Herrschaft eine Art geistlicher Monarchie, die von Belgien bis zum Elsaß reichte und es dem Papste unmöglich machte, durch seine Bannflüche die Ruhe zu stören. Auf diese Weise erschienen im Juli 1331, als Ludwig zu Nürnberg einen Reichstag hielt, nicht nur die mächtigsten Städte und Herren von Süddeutschland gewissermaaßen als

ein zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe geschlossener Verein, sondern man konnte damals auch nach langer Zeit wieder daran denken, einen allgemeinen Landfrieden zu stiften. So sehr übrigens auch der Zustand Deutschlands den Anschein von Ruhe hatte, so allgemein auch die Abneigung gegen einen Papst war, der sich nur durch Streit, durch Erpressungen und durch arglistige juristische und theologische Gelehrsamkeit berühmt machte, so mußte doch das Oberhaupt unserer stets mehr dem grübelnden Wissen, dem Schwärmen und der Beschaulichkeit, als der klaren Einsicht huldigenden Nation Alles thun und leiden, damit ihn seine armen Deutschen nicht für einen Ketzer hielten. Ludwig und die Reichsstände demüthigten sich aus Furcht vor der Hölle vor einem Papste, welcher Deutschland aussog, während Italien, Frankreich und besonders England sich durch patriotische Einigkeit und durch Gesetze gegen ausländische Pfaffen und ihr Oberhaupt vortrefflich zu wahren wußten. Dies wird durch eine bloße Andeutung klar werden. Johann XXII. ist nämlich unter den Päpsten durch nichts berühmter geworden, als durch seine kühnen Speculationen und Erfindungen, vermittelst deren er der päpstlichen Kammer neue Einnahmen verschaffte, oder, wie man dies jetzt nennt, durch seine große Erfahrung und Gewandtheit in der wissenschaftlichen Staatsökonomie. Er war der Urheber der berüchtigten Kanzlei-Taxen des päpstlichen Hofes, und brachte durch die sogenannten Annaten oder die Einkünfte des ersten Amtsjahres der Bischöfe, sowie durch manche andere Arten von Erpressungen eine solche Summe Geld zusammen, daß er nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen seinen Verwandten 17 Millionen Goldgulden und nach einer anderen Angabe sogar noch 7 Millionen an Silbergeschirr und Edelsteinen in der Schatzkammer hinterließ. Nichtsdestoweniger durfte er die deutsche Nation ungestraft höhnen. Es war ihm nicht genug, daß er, der den Kaiser verfluchte und alle frommen und zarten Gemüther zur Verzweiflung brachte, das Reich dennoch aussaugen durfte, sondern er forderte auch noch dazu, der Nachfolger Karl's des Großen sollte den Sohn der Wucherstadt Cahors förmlich als seinen Oberen anerkennen. Er wies sogar noch kurz vor seinem Tode alle bittenden Gesandtschaften der gläubigen Deutschen schnöde von sich, und der Druck der Priesterschaft in Deutschland war so ungemein viel größer, als in Italien, Frankreich und England, daß Ludwig einen Augenblick bereit war, dem Papste scheinbar zu willfahren. Der Papst war aber mit dem Scheine und der bloßen Anerkennung seines Rechtes nicht zufrieden, Ludwig sollte ihm auf ähnliche Art das Kaiserthum zu Füßen legen, wie Nikolaus V. das Papstthum. Dies war denn doch auch den Deutschen zu arg.

In den letzten Unterhandlungen Ludwig's mit Johann XXII. war der König Johann von Böhmen wieder eine Hauptperson. Dieser hatte seit seiner Rückkehr aus Italien schon manchen neuen Plan entworfen und manche neue Reise unternommen und war kaum mit Ludwig ausgesöhnt, als er schon wieder den Briefträger zwischen Avignon, Paris und München machte. Papst Johann verlangte damals durchaus, daß Ludwig die Kaiserwürde niederlege, und zwar zu Gunsten seines Vetters Heinrich von Niederbaiern, der mit einer Tochter des böhmischen Königs vermählt war. Ludwig ließ sich durch den reise- und dienstfertigen Johann von Böhmen bereden, der unverschämten Forderung des Papstes nachzugeben und das Kaiserthum, ohne zuerst die deutschen Stände zu fragen, auf einige Zeit an seinen Vetter abzutreten (1333). Der Letztere machte, um den Kaisernamen zu erlangen, in einem geheimen Vertrage die schmählichsten Zugeständnisse an die Krone Frankreich; er sagte ihr nicht nur Frieden und stetes Bündniß zu, sondern Philipp und seine Nachfolger sollten auch alles Reichsland von der Grafschaft Burgund bis nach Lyon und Marseille und von da bis zu den Marken der Lombardei pfandweise mit allen Rechten so lange behalten, bis der neue Kaiser oder einer seiner Nachfolger in Paris an einem Tage die Auslösungssumme von 300,000 Mark Silber baar auszahlen würde. Mit der Abdankung war der Papst ungemein zufrieden und säumte nicht, deshalb zwei Legaten nach Deutschland zu senden. Seine Boten mußten aber hier bald erfahren, daß sich Johann von Böhmen übereilt und das, was ihm möglich erschienen war, als ausgemacht verkündigt habe. Die Sache kam aus, und es zeigte sich stärker als je vorher, daß doch auch in Deutschland eine öffentliche Meinung vorhanden sei und daß, mochte es dem Kaiser mit der Sache ernst gewesen sein oder nicht, die Deutschen darüber sehr erbittert wären. Das letztere war in so hohem Grade der Fall, daß Ludwig sogar seinen besten Freunden, um ihren Unwillen zu besänftigen, die Niederlegung der Kaiserwürde ableugnen mußte. Auch war er stark genug, um zu derselben Zeit auf dem Reichstage zu Speier den päpstlichen Versuch einer unter dem Vorwande des Kreuzzuges geforderten Zehnt-Erhebung in Deutschland zu vereiteln und mit großem Nachdruck den Landfrieden gegen die vornehmen Wegelagerer aufrecht zu erhalten. Ein Jahr nach jener scheinbaren Abdankung starb der 90jährige Johann XXII. (1334), und ein frommer, uneigennütziger Geistlicher aus Toulouse ward unter dem Namen Benedict XII. an seiner Statt Papst. Dieses Ereigniß schien den Weg zur Aussöhnung des Reiches und der Kirche zu bahnen. Ludwig ordnete sogleich eine glänzende Gesandtschaft ab, welche in seinem Namen dem neuen Papste erklären

sollte, daß er zu jeder persönlichen Demüthigung bereit sei, wenn nur nichts vom Reiche gefordert werde. Benedict empfing die kaiserlichen Gesandten in einer feierlichen Audienz und suchte sich mit ihnen über die Bedingungen der Aussöhnung zu vereinigen; aber Alles ward durch den französischen König Philipp VI. vereitelt.

Auch bei dieser unglücklichen Wendung der Sache wirkte Johann von Böhmen mit und man beschuldigte ihn sogar, daß er aus Haß gegen Ludwig den französischen König bewogen habe, die Uebereinkunft des Papstes mit dem Kaiser, welche sogar bereits abgeschlossen gewesen sei, wieder zu nichte zu machen. Der Grund seines Hasses lag in der vereitelten Hoffnung, die Länder des Herzogs von Kärnthen an sein Haus zu bringen. Heinrich von Kärnthen starb im April 1335 und nach der Urkunde, welche Ludwig bei seiner Rückkehr aus Italien ausgestellt hatte, hätten nun die Länder desselben an die einzige noch übrige Tochter Heinrich's, die mit Johann's jüngerem Sohne vermählte Margaretha Maultasch, übergehen sollen. Allein die Herzoge von Oestreich hatten als Schwestersöhne des verstorbenen Herzogs schon früher Ansprüche an diese Erbschaft erhoben und Ludwig hatte, als er gleich nach jener Zusage aufs neue mit Johann zerfallen war, die Entscheidung sieben Schiedsrichtern überlassen, von welchen ein nach neuerer diplomatischer Manier auf Schrauben gestellter Ausspruch gethan worden war. Als endlich Heinrich starb, ertheilte Ludwig, trotz des früher den Töchtern des Herzogs zuerkannten Erbfolgerechts, Kärnthen, Krain und einen Theil von Tyrol den beiden östreichischen Herzogen, Albrecht II. und Otto, und zog den Rest von Tyrol zum Herzogthum Baiern. Gegen Johann, welcher damals durch eine im Turnier erhaltene Wunde in Paris zurückgehalten wurde, entschuldigte er seine Entscheidung damit, daß er das Recht der Nachfolge den Töchtern Heinrich's nur unter der Bedingung ertheilt habe, wenn ihm von ihrer Heirath Anzeige gemacht werde, daß ihm aber die Verlobung des böhmischen Prinzen Johann Heinrich mit Margaretha nicht angezeigt worden sei. Die Oestreicher nahmen Kärnthen und Krain in Besitz, Tyrol dagegen blieb der Tochter Heinrich's, weil die Landstände dieser Grafschaft ihr bereits früher gehuldigt hatten und von einer Theilung des Landes nichts wissen wollten. Johann und sein älterer Sohn Karl verbanden sich hierauf, um das Recht Johann Heinrich's geltend zu machen, mit einigen italienischen Herren, sowie mit den Königen von Polen und Ungarn und begannen im Jahre 1336 einen Krieg mit Oestreich.

Dieser Krieg stieß alles das um, was bereits zur Versöhnung Ludwig's mit der Kirche geschehen war, und führte nun die ganze Sache auf den früheren Stand zurück. Benedict selbst wünschte auf-

richtig eine Aussöhnung, weil er sich zu Avignon ganz in der Gewalt des französischen Königs fühlte und mit Ludwig's Hülfe nach Rom zu entkommen hoffte. Dies konnte aber ohne die Mitwirkung der Kardinäle, von welchen damals bei weitem die Mehrzahl Franzosen waren, nicht ausgeführt werden, und diese standen ihrem Könige bei, welcher Frankreich auf Unkosten des Kaisers über Deutschland erheben wollte. Benedict wurde auf diese Weise zu dem Gegentheil von dem, was er selbst wünschte, genöthigt. Von Philipp und den Kardinälen gedrängt, mußte er an Ludwig eine Forderung stellen, welche kein Kaiser gewähren konnte, ohne am Reiche zum Verräther zu werden. Ludwig sollte nämlich einerseits Philipp's Anmaaßungen gegen das deutsche Reich in Bezug auf Arelate oder Burgund und andererseits Robert's Beeinträchtigung der deutschen Vasallen in Italien nicht allein dulden, sondern sogar förmlich anerkennen. Der Kaiser versuchte jetzt das Aeußerste: er nahm alles zurück, was seit Heinrich VII. gegen die Guelfen und gegen Robert von Neapel geschehen war; er sprach bittere Reue über alles aus, was in seinem Namen gegen Johann XXII. gethan und geschrieben worden war; er erbot sich, die deutschen Fürsten und Bischöfe schwören zu lassen, daß sie ihn mit Krieg verfolgen wollten, wenn er nicht alle seine Versprechungen gegen den Papst erfülle; er war endlich schwach genug, den deutschen Fürsten, die er jetzt als Bevollmächtigte an Benedict schickte, den Auftrag zu geben, nicht blos mit dem Papste, sondern auch mit Philipp auf eine für ihn und das Reich wenig ehrenvolle Weise zu unterhandeln, weil er selbst mit dem englischen König in Unterhandlung getreten war und Philipp seine Verbindung mit demselben durch den Papst zu hintertreiben suchte. Ja, in der Vollmacht, welche Ludwig seinen Gesandten gab, verleugnet er sogar seine treuesten Diener, indem er sagt, die strengen Kanonisten und frommen Theologen, welche die verschiedenen Appellationen für ihn geschrieben, hatten ihn, den einfältigen Rittersmann, betrogen und sogar Actenstücke verfälscht; namentlich die Berufung an ein allgemeines Concil sei ohne sein Wissen von einem seiner Geheimschreiber vorgebracht worden. Er erniedrigte sich also bis zum Verrath gegen seine besten Freunde und brachte nicht nur Verstorbene, die des Papstes Fluch jenseits nicht erreichte, sondern auch Lebende, die man vernichten wollte, ihren Feinden zum Opfer. Alle seine Demüthigungen waren jedoch fruchtlos, weil die französischen Kardinäle aus Patriotismus gegen Kaiser und Papst handelten, bis sie zuletzt Benedict dahin brachten, daß er die gläubige und geduldige deutsche Einfalt auf eine härtere Probe setzte, als sie ertragen konnte, wodurch dann endlich einmal deutscher Patriotismus geweckt ward.

Die beiden Gesandten Ludwig's, der Pfalzgraf Ruprecht und der Markgraf Wilhelm von Jülich, erriethen die geheimen Absichten Philipp's; sie ermahnten daher Ludwig, die Unterhandlungen mit England fortzusetzen, und baten um ihre Abberufung. Vergebens beschwor jetzt Benedict, der ihre Absichten durchschaute und wohl einsah, daß ihm unmöglich jemals mehr werde geboten werden, den König von Frankreich, ihm Nachgiebigkeit gegen den Kaiser zu gestatten; Philipp glaubte der Versicherung nicht, daß auch die Deutschen zuweilen scharfsichtig und rasch sein könnten, und was Benedict vorausgesehen hatte, trat in der That ein (1337). Ludwig änderte seine ganze Politik: er brach die Unterhandlungen ab, nahm den Kaisertitel, den er im vorigen Jahr dem Papste zu Gefallen abgelegt hatte, wieder an, schloß mit Eduard III. von England einen Bund und wandte sich an seine Nation. Was zunächst die Verbindung mit Eduard betrifft, so suchte dieser in seinem Kriege mit Frankreich zwar auch den Beistand der deutschen Reichsmacht zu erhalten, hauptsächlich aber wünschte er sich des Kaisers zu bedienen, um die von ihm gewonnene niederländische Ritterschaft gegen Philipp gebrauchen zu können, weil dieselbe auch französische Lehen besaß und daher dem Verbrechen des Treubruches am König von Frankreich nur dadurch entgehen konnte, daß Eduard vom deutschen Kaiser zum Reichsstatthalter in den Niederlanden ernannt werde und sie dann im Namen des deutschen Reiches, dem sie als Vasallen mehr verpflichtet waren, zum Kampfe gegen Philipp aufrufe. Es galt also dem englischen Könige hauptsächlich um einen leeren Titel. Diesen erlangte er durch die schmutzige Käuflichkeit der deutschen geistlichen und weltlichen Herren. Der Kaiser selbst erhielt gleich anfangs für die Ernennung Eduard's zum Reichsstatthalter und für das Versprechen seines Beistandes im Kriege eine runde Summe von 80,000 Goldgulden, und Eduard verpflichtete sich außerdem noch, 220,000 später zu zahlen. Nachdem der Vertrag abgeschlossen war, hielten Ludwig und Eduard im September 1338 eine feierliche Zusammenkunft zu Koblenz, deren Pracht und leere Ceremonieen die deutschen Chroniken, der Sitte unseres Volkes und seiner Zeitungen gemäß, aufs ausführlichste beschreiben. Hier wurde Eduard auf feierliche Weise zum Reichsvicar ernannt und zugleich das Schauspiel eines ähnlichen Gerichtes aufgeführt, wie das von Heinrich VII. über Robert von Neapel gehaltene gewesen war. Ludwig ließ den König von Frankreich, weil er für seine zum deutschen Reiche gehörenden Güter die Lehenspflichten nicht geleistet, namentlich Cambrai widerrechtlich besetzt habe, zum Reichsfeind erklären; doch schadete dem Letzteren diese Gerichts-Komödie ebenso wenig, als jene frühere dem König von Neapel geschadet hatte, und noch weniger hin-

derte sie ihn nachher, für sein Geld deutsche Streiter zu suchen und zu finden. Uebrigens schieden Ludwig und Eduard in stiller Unzufriedenheit über einander; denn der englische König war durch die Ehrenbezeugungen, welche Ludwig von ihm forderte, sehr verstimmt worden, und der Kaiser sah sich nicht nur durch den reichen Glanz des englischen Königs verdunkelt, sondern beschwerte sich auch, daß Eduard gegen die Etikette gefehlt habe, welche die in solchen Dingen ungemein pünktlichen Deutschen verlangten.

Mit seinen Deutschen hatte sich Ludwig schon vor der Versammlung in Koblenz so zu setzen gewußt, daß alle Fürsten außer Johann von Böhmen seine Sache als eine Nationalangelegenheit ansahen. Selbst der Bischof von Straßburg, zuvor Ludwig's heftigster Gegner, hatte sich zu dessen Gunsten erklärt und der von Johann XXII. eigenmächtig eingesetzte Kurfürst von Mainz, Heinrich von Virneburg, war aus einem Päpstler ein warmer Patriot geworden. Ludwig hatte nämlich Balduin von Trier beredet, dem Letzteren das Erzbisthum Mainz abzutreten und Heinrich von Virneburg arbeitete seitdem für die Sache des deutschen Reiches gegen den von französischen Kardinälen abhängigen Papst. Er hatte im März 1338 die Bischöfe seines Sprengels auf einer Versammlung bewogen, die Vermittelung zwischen Kaiser und Papst zu übernehmen, nachdem Ludwig sich erboten hatte, alles zu thun, was den Rechten des Reiches nicht entgegen sei. Die Versammlung hatte darauf dem Papste durch eine eigene Gesandtschaft im Namen der Mainzer Bischöfe und des Primas von Deutschland erklären lassen, daß, wenn er dem Kaiser noch ferner die Absolution verweigere, die sämmtlichen deutschen Bischöfe mit einander Rath pflegen müßten, was zu thun sei, um die Rechte und die Ehre des deutschen Reiches zu wahren. Unterdessen waren auch die niederrheinischen Geistlichen mit Ausnahme eines einzigen, des Bischofs von Lüttich, von Ludwig in seine Speculation auf englisches Geld, von dem sie alle mehr oder weniger erhielten, hineingezogen worden und der Kaiser hatte sogar den Erzbischof von Köln für sich gewonnen. Nachdem auch diese Geistlichen eine ähnliche Versammlung, wie die oberrheinischen, gehalten hatten, eröffnete Ludwig im Mai 1338 einen großen Reichstag zu Frankfurt, auf welchem von Reichswegen Maaßregeln ergriffen werden sollten. Hier erhielten die Stände die erste Nachricht von dem Erfolg der Gesandtschaft, welche die Mainzer Bischöfe nach Avignon abgeordnet hatten. Der Papst hatte den Gesandten mit Thränen erklärt, er dürfe den Kaiser nicht vom Banne lossprechen und überhaupt nicht nach seinem eigenen Wunsche und Willen handeln, weil er in der Gewalt des französischen Königs sei, der ihm die härtesten Drohungen gemacht habe. Nicht einmal sicheres Geleite konnte er den deut-

schen Gesandten auf französischem Boden verschaffen, sondern er mußte sie durch den Fürsten der Dauphiné über die Alpen nach Lausanne führen lassen. Der ungemein glänzende Reichstag zu Frankfurt war sehr zahlreich besucht und man hatte viele im geistlichen und weltlichen Rechte bewanderte Männer zugezogen, weil die versammelten Stände endlich einmal bestimmen sollten, wo die Grenze der geistlichen und weltlichen Gewalt im deutschen Reiche sei. Der Kaiser mußte, diesem Zweck der Versammlung gemäß, seine Rechtgläubigkeit und kirchliche Frömmigkeit öffentlich beweisen. Nachdem er dies durch Hersagung des Vaterunsers, des englischen Grußes und des Glaubensbekenntnisses gethan und sein seitheriges Verfahren vor einer Anzahl Kanonisten, Juristen und Bischöfe gerechtfertigt hatte, erkannte der Reichstag, daß Ludwig seinerseits den Pflichten gegen Papst und Kirche völlig Genüge geleistet habe; es wurde daher alles, was Johann XXII. gegen ihn vorgenommen hatte, für rechtswidrig und nichtig erklärt und zugleich verordnet, daß jeder Geistliche, der sich dem ungerechten Befehle des Interdicts fügen würde, als Feind des Vaterlandes bestraft werden solle. Die Stände des Reiches machten also Ludwig's Sache zu einer Nationalangelegenheit. Den vom Papste aufgestellten Satz aber, daß er allein zu entscheiden habe, wer den Titel eines römischen Königs oder Kaisers führen dürfe, legten sie den Kurfürsten zur Begutachtung vor. Diese begaben sich darauf, mit alleiniger Ausnahme des Königs von Böhmen, in Begleitung des Kaisers zu der alten Wahlstätte deutscher Könige, dem Königstuhl zu Rense, faßten hier sehr entschiedene Beschlüsse und schlossen den ersten Kurverein, der in der deutschen Geschichte vorkommt. Sie erklärten nämlich die päpstliche Behauptung für eine unerlaubte Anmaaßung und verpflichteten sich durch einen Eid, die Rechte des Reiches und ihr eigenes Wahlrecht gegen jedermann zu vertheidigen und in diesem Kampfe Alle für Einen zu stehen. Mit diesem Beschluß kehrte der Kaiser, obgleich er wußte, daß der Reichstag schon auseinander gegangen sei, sogleich nach Frankfurt zurück und machte ihn dadurch, daß er ihn (8. August 1338) im Deutschordenshause zu Sachsenhausen vor den Frankfurter Bürgern verlesen ließ, als einen Reichsbeschluß für ganz Deutschland bekannt. Von Frankfurt begab er sich dann nach Koblenz, um die oben erwähnte feierliche Zusammenkunft mit Eduard III. von England zu halten. Die Kurfürsten aber ließen dem Papste durch eine eigene Gesandtschaft kund thun, daß sie weder Johann's XXII. Processe noch irgend eines der anderen Urtheile, die ihnen in Betreff des Kaisers Ludwig von Avignon aus zugekommen seien, anerkenneten.

Die Beschlüsse des Kaisers und der Kurfürsten wurden in dem größten Theile des Reiches mit Strenge ausgeführt. Jeder Geistliche

in den Städten, Stiften und Klöstern, der sich weigerte, den Gottesdienst ganz auf die gewöhnliche Weise zu halten, bekam acht Tage Bedenkzeit, nach deren Ablauf er die Stadt, das Stift oder das Kloster verlassen mußte; er durfte nachher, selbst wenn er sich eines Besseren besann, in zehn Jahren nicht wieder erscheinen. Am meisten Eifer und Patriotismus zeigten auch damals, wie immer seit Heinrich's IV. Zeit, die deutschen Städte, die Sitze des Nationalwohlstandes, der Civilisation und Aufklärung und der aus den Räuberhöhlen ritterlicher Burgen verscheuchten Poesie. Dabei ist es merkwürdig genug, daß die eigentliche Bürgerschaft in den Städten die Beobachtung der kaiserlichen Verordnungen öfters nicht blos gegen die Geistlichkeit, sondern auch gegen ihre eigenen aristokratischen, zum Theil adelichen Magistrate durchsetzen mußte. Auf der anderen Seite hielten zwar anfangs viele Geistliche zu dem Papste und wanderten aus; die meisten von ihnen bereuten aber, obgleich sie nachher nicht wieder aufgenommen wurden, ihren Zelotismus, nachdem sie eine Zeit lang im Elend umher geirrt waren. Die Mehrzahl der Mönche jedoch, besonders die Dominikaner, blieben dem Papste treu; sie rissen den Reichsbeschluß über die Aufhebung des Interdicts an den Kirchen ab und überhäuften nach ihrer Art die anderen Geistlichen und deren Gottesdienst mit furchtbaren Schmähungen. Johann von Böhmen leistete zwar im März 1339 dem Kaiser erneute Huldigung und versprach Beistand und Ergebenheit, doch protestirte sein ältester Sohn Karl und im Grunde fragte auch er selbst nach wie vor wenig nach Kaiser und Reich, begünstigte von Luxemburg aus die Franzosen und nahm den Bischof von Lüttich gegen die Reichsjustiz in Schutz. Er und die Predigermönche mit ihren Kreaturen konnten ihr Wesen im Reiche ununterbrochen fortsetzen, weil nach der in Deutschland zu allen Zeiten einheimischen Sitte auch damals mehr geschrieben und verordnet, als gehandelt und durchgeführt ward. Der Kaiser selbst blieb trotz der neuen Bestimmungen über das Verhältniß des Papstes zum Reiche, durch welche die Sache zu einer bestimmten Entscheidung gebracht worden war, mit Benedict in geheimem Verkehr und trug nach der Art großer Herren und Diplomaten kein Bedenken, ihm das Anerbieten zu machen, daß er alle Vertheidiger seiner Rechte der päpstlichen Rache preisgeben wolle, wenn er dagegen nur die Gunst des Papstes wieder erhalte. Wie ganz anders würde er sich und dem Reiche genützt haben, wenn er, statt zu bitten und zu verhandeln, mit England verbunden den französischen König bekriegt und so die von diesem gehemmte Aussöhnung mit dem Papste ertrotzt hätte! Allein er wußte sich, wie man unten aus der Geschichte von England und Frankreich erkennen wird, des damaligen Verhältnisses zwischen beiden Staaten

nicht auf eine großartige Weise zu bedienen; seine und seiner Deutschen Bestrebungen waren vielmehr auch in dieser Hinsicht ganz kleinlich, zum Theil sogar auf elenden Geldvortheil berechnet. Was konnte es daher helfen, daß man auf einer zweiten großen Reichsversammlung zu Frankfurt, welche vom März bis zum Mai 1339 gehalten ward, in gedehnten Verhandlungen die Sätze und Beschlüsse der vorigen wiederholte! Eine Entscheidung konnte ja nur durch Handlungen, nicht durch Worte, Systeme und Schreibereien herbeigeführt werden.

Mehr Ausdauer und Ernst, als bei diesen Reichstagsverhandlungen, zeigte Ludwig in dem Bemühen, seine Familie zu bereichern. Dieses, sowie seine Regierungsweise in Deutschland war von schlimmem Einflusse, weil er durch Beides Freund und Feind gegen sich erbitterte und es den Deutschen endlich wünschenswerth machte, daß er seinen Zweck nicht erreichen möge, damit er nicht geistliches und weltliches Recht unter seinen Vortheil beuge. Sein Verfahren zeigt uns zugleich, wie es mit der Rechtspflege in Deutschland stand und wie leicht, trotz der vielen Gelehrten, welche gerade im 14. Jahrhundert ihre ganze Spitzfindigkeit auf das deutsche, römische und kanonische Recht wendeten, Rechtsbücher schrieben und Gutachten gaben, trotz der endlosen Weitläuftigkeit des Verfahrens, trotz der vielen Formen und Formeln der Gerichte und Prozesse, der Kaiser seiner Politik zu Gefallen Willkür und Despotismus an die Stelle des Rechts setzen konnte. Einige Beispiele mögen dies anschaulich machen. Als sich einst die Bürger von Donauwörth bei Ludwig über die ungerechte Vertheilung der harten Steuern, die er von ihnen forderte, beklagten und ihre Abgeordneten ihm recht derb die Wahrheit sagten, ließ er einige von diesen blenden und Einen sogar in einen Sack nähen und in die Donau werfen. Mit den Regensburgern wäre er noch ärger verfahren, wenn sie nicht Gewalt mit Gewalt vertrieben hätten. Die Bürger von Regensburg geriethen namlich mit ihrem Bischof, der ein guter Freund des Kaisers war, in Streit, und Ludwig legte ihnen, als sie nicht nachgeben wollten, eine Geldbuße von 40,000 Mark auf. Sie zahlten nicht, sollten daher durch des Kaisers Dienstleute gezwungen werden, setzten sich aber zur Wehr, hängten diejenigen ihrer Mitbürger, welche den Truppen Ludwig's verrätherischer Weise zum Eindringen in die Stadt behülflich sein wollen, an den Mauern auf und vereitelten die ganze militärische Execution. Als ferner 1340 die Linie von Niederbaiern ausstarb, nahm Ludwig ohne Rücksicht auf das Recht seiner Neffen, der Söhne seines Bruders Rudolf von der Pfalz, das ganze Land in Besitz, freilich mit Billigung der Stände, die ihm einstimmig huldigten; so war die pfälzische Linie genöthigt,

sich mit einer Geldsumme und mit einigen dem Vertrag von Pavia beigefügten vortheilhaften Bestimmungen genügen zu lassen. Für seinen Sohn Stephan endlich, dem er den Titel eines Reichsvogtes in Schwaben ertheilte, hätte er gern durch ungerechte Maaßregeln ein schwäbisches Herzogthum geschaffen; die Schwaben erkannten aber aus seinem Verfahren in Tyrol, was jener Titel zu bedeuten habe und waren auf ihrer Hut.

In Bezug auf Tyrol sprach Ludwig aus Ländergier allem dem, was als göttliches und menschliches Recht anerkannt war, geradezu Hohn. Johann von Böhmen hatte 1336 mit den östreichischen Herzogen Frieden geschlossen und ihnen Kärnthen und Krain abgetreten, dagegen aber von Ludwig erlangt, daß Margaretha Maultasch und sein Sohn Johann Heinrich als rechtmäßige Besitzer Tyrols anerkannt wurden. Bald traf jedoch ihn und seinen Sohn ein neues Unglück. Margaretha war ein sittenloses Weib und lebte mit ihrem Gemahl, der bei ihrer Vermählung noch ein Kind war, in Zwietracht. Die Tyroler nahmen für ihre Fürstin Partei, vertrieben Johann Heinrich nebst seinem Bruder Karl, der ihm zu Hülfe geeilt war und schrecklich im Lande gehaust hatte, wandten sich dann an den Kaiser und machten in der Stille mit ihm aus, daß sein Sohn Ludwig von Brandenburg, der seit kurzem Wittwer war, Margaretha heirathen solle. Da an eine Scheidung der früheren Ehe durch den Papst nicht zu denken war, so beschloß Ludwig, dieselbe aus kaiserlicher Machtvollkommenheit vorzunehmen.*) Dies stand mit dem herkömmlichen Rechte im grellsten Widerspruch und Papst Benediet befahl daher dem Patriarchen von Aquileja, Margaretha und Ludwig von Brandenburg in den Bann zu thun, wenn sie zu einer Verbindung schreiten sollten, die er eine ehebrecherische nenne; allein daran kehrten sich des Kaisers Juristen und Kanonisten nicht. Sie stellten eine Theorie auf, nach welcher dem Kaiser und seinem Gericht die Untersuchung über die Gültigkeit einer Ehe zustehe, die Scheidung derselben aber von einem Bischof ausgesprochen werden müsse. Auf diese Theorie gestützt, hielt der Kaiser ein feierliches Gericht und erklärte, obgleich Johann Heinrich seiner Vorladung nicht Folge geleistet und sein Gericht nicht anerkannt hatte, die Ehe der Margaretha für ungültig. Ob nachher der Bischof von Freisingen, der dazu bestimmt worden war, die Scheidung wirklich ausgesprochen hat, wird uns nicht angegeben; es wird berichtet, derselbe sei auf der Reise nach Tyrol durch einen Sturz vom Pferde gestorben; doch sollen mehrere Bischöfe der Vermählung

*) Das Zweifelhafte der urkundlichen Erlasse kann dieses Sachverhältniß im Wesentlichen nicht umstoßen.

Ludwig's mit Margaretha beigewohnt haben. Die neue Verbindung ward bald nach dem gegebenen Spruche des Kaisers im Schlosse Tyrol bei Meran auf prachtvolle Weise vollzogen (Februar 1342).

Dieser Schritt, der in einer unbefangenen, durch keine Sophistik irre geleiteten Zeit dem göttlichen und menschlichen Gesetze zuwider schien, mußte dem kleinen denkenden Theil der Nation beweisen, daß man des päpstlichen Ansehens bedürfe, um der kaiserlichen Willkür Schranken zu setzen. Der Kaiser hatte sich nämlich auch noch andere Rechtsverletzungen erlaubt, von denen wir zwei, welche in die Zeit der Erwerbung von Tyrol fallen, anführen wollen. Der junge Ludwig wollte gern fürstlichen Aufwand machen, die Güter und Einkünfte von Tyrol waren aber in den Händen der Großen; er beklagte sich darüber bei seinem Vater und dieser gab ihm nach den Zeugnissen der Chroniken einen symbolischen Rath, wie ihn nach Herodot einst ein Tyrann von Milet dem von Korinth gegeben hatte (Th. II, S. 427, 428), nur daß die symbolische Andeutung des Griechen gegen das Leben, die des Baiern aber gegen die Habe der Großen gerichtet war. Der Kaiser erwiderte nämlich seinem Sohne, er solle an dem allzu langen Rock seiner weltlichen Großen ein gutes Stück abschneiden und den weiten Mantel der geistlichen Herren durch einen Ausschnitt in den Seiten enger machen. Während er seinem Sohne einen solchen Rath gab, zwang er selbst den Augsburgern gewaltsam einen Bischof auf, der nicht allein, wie so viele Andere, das Gewerbe eines ritterlichen Räubers getrieben, sondern auch an seinem bischöflichen Sitze das Verbrechen der rohesten Wollust geübt hatte und nachher Geistliche und Weltliche systematisch plünderte. Durch ein solches Verfahren gab freilich Ludwig selbst nach Benedict's Tode dem neuen Papste, der in Johann's XXII. Spuren trat, die Mittel, ihm zu schaden in die Hand.

Der fromme und milde Benedict XII. starb im April 1342 und an seine Stelle trat ein verschwenderischer französischer Edelmann, der den Namen Clemens VI. annahm. Derselbe war dem jungen böhmischen Prinzen Karl persönlich zugethan. Er begann den Streit mit dem Kaiser von neuem auf die heftigste Weise, obgleich Ludwig nicht nur fortgefahren hatte, den Papst Benedict flehend und klagend um Absolution beschwören zu lassen, sondern auch an Clemens alsbald eine bittende Gesandtschaft schickte. Der neue Papst wies die Abgeordneten des Kaisers schnöde zurück, lehnte sogar die angebotene Vermittelung des französischen Königs, mit der es diesem jedoch schwerlich ernst war, ab und erneuete den Bannfluch des heftigen Johann XXII. Ludwig scheint damals besonders auf die Reichsstädte vertraut zu haben, die mit den Fürsten und der Ritterschaft fast

beständig im Kriege waren; er ließ zu ihren Gunsten aufs neue den Landfrieden verkündigen, ermunterte sie in der Wetterau, in Franken und am Rhein zum Abschlusse von neuen Bündnissen oder zur Bestätigung der alten und stellte sich mit Augsburg und Regensburg auf den freundlichsten Fuß. Die größeren Herren wandten sich, erbittert über seine Ländersucht und über sein despotisches Verfahren in der Tyroler Angelegenheit, nach und nach von ihm. Johann von Böhmen war und blieb der Hauptverbündete des Papstes, sowie des Königs von Frankreich, von dem er schon 1338 zu seinem Generalcapitän und Statthalter in Languedoc ernannt worden war; doch besaß dieser immer unstete Mann, welcher damals fast völlig erblindet war, in Deutschland nur wenig Ansehen und hatte sich durch seine Reisen und Verschwendungen nicht nur bei den Böhmen ganz verächtlich gemacht, sondern auch seine Finanzen so zerrüttet, daß er aus Geldmangel alle seine böhmischen Schlösser bis zur Unbewohnbarkeit mußte zerfallen lassen. Albrecht der Weise von Oestreich, von seinem gebrechlichen Körper auch der Lahme genannt, blieb in Beziehung zum Papst und beobachtete eine kluge Neutralität. Der Erzbischof Balduin von Trier hatte bereits ganz öffentlich mit dem Kaiser gebrochen und sich an den Papst angeschlossen. Der Pfalzgraf am Rhein, Ludwig's nächster Anverwandter, lag mit dessen neuem Freunde, Heinrich von Mainz, wegen der Bergstraße in Streit. Dies Alles benutzte Clemens vortrefflich; denn er wußte zu bewirken, daß die Kurfürsten schon im Juni 1343 sich in Rense mit dem Gedanken der Erwählung eines neuen Königs beschäftigten. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Ludwig ungemein schwach; er rief nicht blos auf eine sehr unwürdige Weise des französischen Königs Vermittelung an, sondern er suchte auch, um eine neue Königswahl abzuwenden, durch alle möglichen Demüthigungen die Aussöhnung mit dem Papste zu erlangen und machte sich, wie einst Heinrich IV., gegen die Reichsfürsten verbindlich, seine Absolution in einer bestimmten Zeit zu erwirken. Er schickte ferner mehrere Male seine berühmten Juristen und Kanonisten, einen Randegg und Hangöhr, zum Papste, um durch sie allen möglichen Formen Genüge zu leisten; er empfing des Papstes gebieterische Gesandten zu Landshut und unterschrieb vor Notar und Zeugen alles, was sie ihm vorlegten; ja, er setzte durch Einwilligung in die unerhörten Zumuthungen, die man ihm machte, zuletzt sogar den Papst und die Kardinäle in Verlegenheit und schickte nichtsdestoweniger im Januar 1344 eine neue Gesandtschaft nach Avignon, welche neue Forderungen zugestand.

Ob es dem Papste damals, wie es fast scheint, mit der ganzen Sache nicht ernst war, oder ob Ludwig's Rathgeber, die an Trug

und List ebenso reich waren, als die päpstliche Kanzlei, absichtlich den Papst dahin brachten, daß er die Geduld der verblendeten Deutschen ermüdete, wagen wir nicht zu entscheiden; daß sich aber der Papst über die Stimmung der gesammten deutschen Nation täuschte, ist ausgemacht. Clemens nahm auch die letzten Anerbietungen des Kaisers nicht unbedingt an, obgleich sie mehr enthielten, als er selbst anfangs zu fordern gewagt hatte. Er ließ die Gesandten vom Januar bis zum April warten und schickte sie endlich mit Bedingungen zurück, die nicht sowohl den Kaiser, welcher Absolution suchte, angingen, als vielmehr das Reich, das keiner Absolution bedurfte. Ludwig konnte sich daher jetzt ohne Bedenken stellen, als wenn er auch noch die Hefe des bitteren päpstlichen Kelches austrinken wolle. Er berief auf den September (1344) einen Reichstag nach Frankfurt, um der Nation die neuen Forderungen des Papstes vorzulegen, schickte dieselben aber vorher den Kurfürsten zu, und diese erklärten auf einer Versammlung in Köln, daß die Bedingungen, unter denen der Papst ihren Kaiser vom Banne lösen wollte, dem von ihnen selbst einige Jahre früher in Rense beschworenen Grundsatze entgegen wären, und daß sie die Annahme derselben unmöglich zugeben könnten, weil sie sonst ihren Eid verletzen würden. Die Erklärung der Kurfürsten ward hierauf der Reichsversammlung zu Frankfurt mitgetheilt, welche auf Betreiben des Kaisers besonders von den Städten sehr zahlreich beschickt worden war, und die Stände des Reiches erklärten ihre völlige Uebereinstimmung mit derselben. Unglücklicher Weise hinderte aber die deutsche Förmlichkeit und Umständlichkeit einen entscheidenden Beschluß des Reichstags gegen die päpstliche Anmaaßung; man verwies aus lauter Gründlichkeit die letzte Entscheidung an eine neue Versammlung der Kurfürsten, welche zu Rense gehalten werden sollte, und diese Versammlung gerieth in endlose Debatten, zumal da auch Johann von Böhmen und sein Sohn Karl, die Verbündeten des Papstes und der Franzosen, derselben beiwohnten. Die beiden letzteren Fürsten führten in Rense *) bittere Beschwerden über den Kaiser, die Uebrigen waren theils unter einander in Streit, theils gegen den Kaiser wegen des Mißbrauches seiner Gewalt zu Gunsten seiner eigenen Familie unzufrieden. Ludwig's Ansehen als Reichsregent erlitt auf dieser Versammlung starke Einbuße; als von der Wahl eines römischen Königs die Rede war, erklärte man ihm geradezu, einen Baiern werde man nicht wählen, da das Reich unter ihm zu sehr gelitten habe, dagegen verständigte man sich

*) Andere verlegen den Schauplatz der Verhandlung nach Bacharach, wie überhaupt die Angaben über diese Berathungen mitunter schwer zu sichten sind.

zuletzt über die Rechte, die man dem Könige der Nation gegen die Ansprüche des Oberhauptes der Kirche gesichert wissen wollte, und es ward eine Gesandtschaft nach Avignon geschickt, welche dem Papste die Antwort des Reiches auf die dem Kaiser gemachten Bedingungen überbrachte, und sogar die bestimmte Weigerung aussprach, auch nur auf Unterhandlungen darüber einzugehen. Clemens war durch diese Wendung der Sache überrascht und erklärte selbst, er sei erstaunt, daß ihn Ludwig an Schlauheit übertroffen habe. Schon im folgenden Jahre jedoch (1345) war der alte, blinde und fast ganz verarmte König von Böhmen aufs neue für den Papst gegen den Kaiser geschäftig. Ludwig suchte ihm nicht nur durch diplomatische Waffen zu begegnen, sondern er zeigte auch im Felde eine sehr rühmliche Thätigkeit und Energie. Er leitete durch Balduin Unterhandlungen ein und erschien, als diese zu keinem Ziele führten, an der Spitze eines für jene Zeiten sehr bedeutenden Heeres. Er sicherte dadurch die Ruhe in Deutschland und hielt zugleich den König von Frankreich ab, dem luxemburgischen Hause zu Hülfe zu kommen. Uebrigens suchte sich damals auch der Kaiser einen auswärtigen Bundesgenossen zu verschaffen. Er ließ durch seinen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg, wieder mit England Unterhandlungen anknüpfen, und Eduard III. schickte darauf zwei Bevollmächtigte nach Deutschland. Dies geschah zu derselben Zeit, als König Johann in eigener Person den Franzosen gegen die Engländer zu Hülfe zog.

Um diese Zeit hätte Ludwig gar gern den Papst abgefunden, weil sich eine neue Gelegenheit zeigte, eine bedeutende Provinz des Reiches an seine Familie zu bringen. Die Art dieser Erwerbung verdient hier eine nähere Auseinandersetzung, weil wir, nachdem früher die Geschichte der übrigen deutschen Provinzen mehr oder weniger ausführlich berührt worden ist, bei der Gelegenheit auch Hollands gedenken können. Mit einem Enkel des deutschen Königs Wilhelm, Johann I., war 1299 der Mannesstamm der alten Grafen erloschen; Holland kam nun an Johann II. von Avesnes, Grafen von Hennegau. Auf diesen folgte (1304) Wilhelm III., ein trefflicher Regent, mit dessen ältester Tochter Margarethe sich Kaiser Ludwig in zweiter Ehe vermählte und welcher Holland, Seeland, Utrecht und Friesland beherrschte. Sein Sohn Wilhelm IV. aber (seit 1337) war ein unruhiger, heftiger Mann, trieb durch seine drückende Verwaltung die Länder Utrecht und Friesland zum Abfall, und machte in den letzten Jahren seines Lebens abenteuerliche Züge gegen die Türken und gegen die Heiden in Preußen und Litthauen. Als er wieder nach Holland zurückgekehrt war, unternahm er zuerst einen Rachezug gegen Utrecht und verwüstete Stadt und Land mit großer

Grausamkeit. Dann beschloß er, nicht gewarnt durch das Schicksal seines Vorgängers, des Königs Wilhelm, die freiheitsliebenden und tapferen Friesen anzugreifen und ging dabei noch unvorsichtiger zu Werke, als dieser. König Wilhelm hatte wenigstens den Winterfrost benutzen wollen, um in ein Land voll unwegsamer Sümpfe und Moore einzudringen; Wilhelm IV. aber machte seinen Zug im September. Seine schwergerüstete Ritterschaft war in diesem Lande ganz unbrauchbar, die Bewaffnung der Friesen dagegen, wie die ihrer Brüder, der Dithmarschen, der Natur desselben ganz angemessen. Sie wählten überdies den günstigsten Punkt zum Angriff. Wilhelm ward 1345 völlig geschlagen und verlor mit dem größten Theil seines Heeres das Leben. Die Friesen sahen diese Niederlage der Holländer als einen Sieg über einen Tyrannen an und machten den Tag derselben auf ewige Zeiten zu einem Festtage, während sie sich der Besiegung und Tödtung des Königs Wilhelm, welcher meuchlings gefallen war, schämten. Doch huldigten sie später wieder einem Grafen von Holland. Mit Wilhelm IV. war auch der Mannesstamm des Hauses Avesnes ausgestorben, und nun erhoben seine drei Schwestern, von welchen die älteste an den Kaiser Ludwig, die zweite, Philippa (Philippe de Hainault) an Eduard III. von England, die dritte an den Grafen Wilhelm VII. von Jülich vermählt war, Anspruch an seine Grafschaft. Die beiden Letzteren verlangten nach der Sitte und dem Herkommen des Landes eine Theilung der väterlichen Besitzungen; aber des Kaisers Juristen wußten Gründe zu finden, warum die älteste Tochter und ihr Sohn Alles allein erhalten sollten, und der Kaiser erklärte nach ihrem Rathe Wilhelm's Länder zugleich für Lehen, die dem Reiche anheimgefallen seien (1345). Er ertheilte sie seinem damals noch unmündigen Sohne von Margaretha, Wilhelm V., und schickte denselben mit seiner Mutter in die Niederlande, um Besitz zu nehmen. Die neue Wissenschaft des Rechtes diente in dieser Sache, wie beim Tyroler Erbfolgestreit, dem offenbaren Unrecht; allein die niederländischen Stände kamen, wie die Tyroler, den Absichten des Kaisers entgegen, weil sie nicht wollten, daß die bisher verbundenen Provinzen getrennt wurden. Sie empfingen die Mutter des neuen Grafen mit Jubel und erkannten sie als Vormünderin ihres Sohnes an. Dieser war und blieb Herr des Landes, obwohl er sich mit seiner Mutter entzweite; als er später unheilbar geisteskrank ward, wurde sein Bruder, der baierische Herzog Albrecht, erst Ruwart oder Statthalter und endlich Graf von Holland.

Ludwig hatte jetzt drei ansehnliche Fürstenthümer an sein Haus gebracht, und fast schien es, als wenn auch Oestreich auf Unkosten der baierischen Familie beeinträchtigt werden solle; denn Ludwig von

Brandenburg war kaum im Besitze von Tyrol, als er auch den Titel eines Herzogs von Kärnthen und Krain annahm. Diese Schritte mußten nothwendiger Weise dem Papste, welcher unablässig gegen Ludwig arbeitete, neue Freunde verschaffen, weil man deutlich erkannte, daß des Kaisers Streben, seine Gewalt durch Recht und Unrecht zu vermehren, nur von der Seite des Papstes her und mit dessen Hülfe beschränkt werden könne. Clemens VI. hatte sich die ganze Zeit, während Ludwig mit den niederländischen Angelegenheiten beschäftigt war, unablässig bemüht, eine geheime Verbindung gegen ihn zu Stande zu bringen, und fand endlich an dem ältesten Sohne Johann's von Böhmen einen Ehrgeizigen, der sich um die deutsche Krone bewerben und als Werkzeug des Papstes dienen wollte. Er schritt daher jetzt zum Aeußersten, um das Signal eines neuen Angriffs auf Ludwig zu geben. Schon im Januar des Jahres 1346 sandte er an alle Bischöfe von Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich Briefe voll gräßlicher Verfluchungen des Kaisers, ließ dann ein langes, nach römischer Art abgefaßtes Manifest, Endurtheil betitelt, ausarbeiten, machte dieses am Gründonnerstag, also am Feste der Versöhnung des Dulders, dessen Nachfolger er zu sein vorgab, mit dem Anathema Maranatha, d. h. mit allen üblichen Formen und Formeln jüdischer Verfluchung bekannt, entband zugleich alle Stände des Reiches aufs neue von ihrem Eide, und forderte die Kurfürsten zur Wahl eines anderen Kaisers auf, indem er dabei den Deutschen geradezu sagte, sie sollten auch dem zu ernennenden neuen König nur so lange, als er ein guter Katholik sei, Gehorsam leisten (13. April 1346).

Ehe der Papst die Wahl des zum König der Deutschen ausersehenen Mannes veranstaltete, mußte er durchaus zuerst den Primas von Deutschland, Heinrich von Virneburg, entfernen, weil dieser dem Vaterlande mehr anhing, als dem französischen Papste. Clemens hatte ihn schon im ersten Jahre seiner Regierung durch wiederholte Drohungen vom Kaiser zu trennen gesucht; er hatte nachher, um ihn zu kränken, die böhmische Kirche, die bis dahin dem Erzbischof von Mainz untergeben gewesen war, für unabhängig erklärt und den Erzbischof von Prag unmittelbar dem Papste untergeordnet; jetzt schritt er in demselben Jahr, als er Ludwig stürzen ließ, auch gegen Heinrich von Mainz zum Aeußersten. Auch hierbei ließ sich der Sprößling eines deutschen Fürstenhauses, Gerlach von Nassau, des Kaisers Adolf Sohn, als Werkzeug gebrauchen. Heinrich ward ohne Weiteres abgesetzt und Gerlach statt seiner zum Erzbischof von Mainz ernannt. Nachher wurden der Erzbischof von Köln und der arme Kurfürst Rudolf von Sachsen-Wittenberg, der Eine durch eine

geringe Summe Geld, der Andere dagegen durch das Versprechen von nicht weniger als 100,000 Mark, gewonnen. Nachdem auf diese Weise Alles gehörig vorbereitet war, kamen die Kurfürsten von Trier, Köln, Böhmen und Sachsen mit Gerlach zu Rense zusammen und erwählten unter dem Vorwande, daß seit Johann's XXII. Verordnung Ludwig aufgehört habe, deutscher König zu sein, Johann's von Böhmen Sohn, welcher als Kaiser Karl IV. heißt, an Ludwig's Stelle zum Reichsoberhaupt (Juli 1346); Ludwig von Brandenburg und Rudolf von der Pfalz erkannten diese Wahl ebenso wenig an, als Heinrich von Virneburg, welcher sein Bisthum keineswegs aufgegeben hatte.

Der Kaiser Ludwig befand sich damals im südlichen Tyrol, wo er mit den Vorbereitungen zu einem neuen Zuge nach Italien beschäftigt war. Auf die Nachricht von der Erwählung Karl's eilte er sogleich an den Rhein, veranlaßte zuerst einen Städtetag in Speier und sodann eine Versammlung der Reichsstände in Frankfurt, und zog hierauf den Rhein hinab, während seine Gemahlin aus den Niederlanden Truppen gegen Karl und seine Anhänger ausschickte. Karl war unterdessen, nachdem die Bürger der Krönungsstadt Aachen ihm ihre Thore verschlossen hatten, aus Deutschland gewichen und hatte sich mit seinem Vater zu dem französischen Heere begeben, welches gegen die Engländer ausgezogen war. Dieses lieferte unmittelbar darauf (August 1346) die unglückliche Schlacht bei Crecy, in welcher Johann von Böhmen auf eine abenteuerliche Art das Leben verlor; er ließ sich, da er völlig erblindet war, auf seinem Rosse festbinden und von zwei Rittern in die Schlacht geleiten; ja als der Sieg der Feinde entschieden war, verlangte er noch einen Schlag zu thun und fand seinen Tod. Karl selbst hat, wiewohl es von einigen Chronikschreibern behauptet wird, wahrscheinlich keinen Antheil an der Schlacht genommen. Der Tod des unruhigen Königs von Böhmen nützte den Deutschen nichts, desto mehr aber der böhmischen Nation; denn seine tolle Verschwendung hörte auf, und Karl, welcher weniger als sein Vater an Luxemburg hing und von der deutschen Königswürde nur mittelbar einigen Vortheil hoffen konnte, war sein ganzes Leben hindurch bemüht, Böhmen als sein Erbland zu einem mächtigen Reiche zu machen. Dagegen litten Baiern und Tyrol durch die Erwählung Karl's sehr, weil Ludwig, um sowohl die Kosten seiner Kriegszüge gegen diesen aufzubringen, als den Aufwand seiner politischen und diplomatischen Reisen zu bestreiten, harten Druck in seinen Erblanden üben mußte. Im übrigen Deutschland machte der zerrissene Zustand des Reiches und die Unabhängigkeit jeder Stadt, jedes Fürsten und jedes Edelmannes, sowie der wenigen

Bauern, welche das uralte Recht der Gemeinden sich selbst zu verwalten gerettet hatten, die Entbehrung eines allgemeinen Oberhauptes weniger fühlbar; auch war es den Meisten ziemlich gleichgültig, ob der Mann, der für Geld und gute Dienste Urkunden unterschrieb und untersiegelte, Ludwig oder Karl hieß.

Karl war nach der Schlacht bei Crecy an den Rhein zurückgekehrt und hatte sich, da die Aachener ihn auch jetzt in ihre Stadt nicht einließen, in Bonn durch den Erzbischof von Köln krönen lassen (November 1346). Von da begab er sich nach Wien, um Albrecht von Oestreich, den edelsten und weisesten der deutschen Fürsten, der sich noch kurz vorher dem Papste vergebens zum Vermittler des Streites mit Ludwig angeboten hatte, von des Baiern Partei abzuziehen. Mit Karl erschien auch König Ludwig von Ungarn zu dem gleichen Zwecke; Albrecht wies aber, obgleich er dem Papste sonst sehr ergeben war, den Antrag der beiden Könige von sich. Nachher trat Karl einerseits mit den Italienern, welche Ludwig durch seine Anstalten zu einem neuen Römerzug erschreckt hatte, in Verbindung, und regte andererseits die Schwaben auf, welche glaubten, Ludwig wolle ihnen jetzt wirklich seinen Sohn Stephan zum Herzog aufdringen. Allein er mußte auch hier seine Pläne scheitern sehen. Als er kaum nach Trient gekommen war und seine Freunde um sich vereinigt hatte, ward er beim Herannahen eines baierisch-tyrolischen Heeres von diesen sogleich wieder verlassen und mußte nach Böhmen zurückweichen. Die Schwaben erhoben sich zwar, nachdem sie einen förmlichen Bund gegen Ludwig geschlossen hatten, und Karl eilte zu ihrer Unterstützung an den Rhein; er selbst kam aber nur, um eilig zurückzufliehen, und die Schwaben waren nicht glücklicher, als er; denn Stephan brachte sie durch die Truppen der Städte in kurzer Zeit zur Unterwerfung. Am unglücklichsten war die deutsche Nation, deren Ansehen mit dem Ansehen des Kaiserthums zugleich unterging, wie ein einziger Blick auf die Lage des Reiches zeigen wird. Es ward nämlich der Streit der beiden Gegenkaiser von den Fürsten und der Ritterschaft benutzt, nicht blos um sich ihre Anmaaßungen und Frevelthaten durch Privilegien des einen oder des anderen Kaisers bestätigen zu lassen und bei der Nachwelt den Raub der unveräußerlichen Rechte ihrer Mitbürger durch beschriebene und untersiegelte Pergamente zu rechtfertigen, sondern auch um jeden, der sich ihrer nicht durch Bewaffnung und Uebung oder durch den Schutz der Mauern erwehren konnte, seiner Habe zu berauben oder zum Leibeigenen zu machen. So bereicherten sich, im Trüben fischend, die Grafen von Westerburg und Isenburg, indem sie vergeblich Ludwig's Sache gegen den Erzbischof von Trier vertheidigten, auf Kosten der Trierischen Un-

terthanen, die Fürsten von Hessen, Meißen und Henneberg aber unter dem Schein des Kampfes für den Papst und für Gerlach von Nassau auf Kosten der Mainzer Kirche.

Mitten in dieser allgemeinen Verwirrung starb Ludwig am 11. October 1347 eines schnellen Todes. Er wurde bei einem heiteren Mahle zu München plötzlich krank, ritt, um sich wieder herzustellen, auf die Jagd und fiel, gerade als er eines aufgespürten Bären ansichtig wurde, sterbend vom Pferde. Sein Tod machte den Unordnungen und Fehden in Deutschland kein Ende. Im Gegentheil, diese vermehrten sich und die Wiederherstellung der Einigkeit zwischen Kirche und Staat, die vielleicht den Seelen im künftigen Leben vortheilhaft sein mochte, mußte gar zu theuer mit zeitlichen Rechten und Gütern unserer Nation erkauft werden. Man ward nachher mit Verwunderung inne, daß die Spaltung der Kirche und des Reiches, über die man dreißig Jahre lang bitter geklagt hatte, viel heilsamer für Leib und Seele der Deutschen gewesen sei, als die Aussöhnung mit dem Papste je werden könne.

7. Italien bis auf Karl's IV. Römerzug.

In Italien schien nach dem Abzuge Ludwig's des Baiern alle Macht wieder an den Papst zu kommen; denn sein getreuer Verbündeter und Vasall, Robert, war in Ober- und Mittelitalien mächtig, die Visconti schlossen Frieden mit der Kirche und die Kardinäle Bertrand von Poggetto und Johann Orsini hatten mit ihren Truppen die Romagna und andere Gegenden besetzt. Allein dieses Gebäude der wiederhergestellten päpstlichen Macht blieb nur kurze Zeit bestehen; die Freundschaft der Visconti zeigt sich bald als eine blos diplomatische und als eine treulose; die Scala, die Este, die Gonzaga und selbst Venedig sahen mit Besorgniß die Gewalt der Schlüssel durch die Macht des Geldes und des Schwertes verstärkt und widerstrebten der päpstlichen Herrschaft; die beiden Kardinäle wurden aus allen von ihnen besetzt gehaltenen Städten verjagt und mußten das Feld ganz räumen; Robert von Neapel endlich beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens, zum Theil im Umgange mit Petrarca, fast zu sehr mit der Wissenschaft und Kunst des Alterthums, welche damals wieder erwacht war und dem neueren Leben angepaßt wurde. Mit dem Schwinden des päpstlichen und kaiserlichen Ansehens in Italien kehrte die frühere Anarchie zurück und diese ward von den Visconti, den Venetianern und den Florentinern zur Begründung und Ausbreitung einer neuen, weder den Papst noch den Kaiser anerkennenden Staatsgewalt benutzt. In Rom ließ man sich zwar der Form nach den Papst als Oberherrn, sowie Robert von Neapel als Senator und

Reichsverweser gefallen. Beide hatten aber auf die Regierung, Verwaltung und Polizei der Stadt nur sehr geringen unmittelbaren Einfluß. Dies geht deutlich aus einer gleichzeitigen, in der Volkssprache geschriebenen Geschichte Roms hervor, deren Verfasser den Geist und Charakter seiner Landsleute nicht sowohl künstlerisch beschreibt, als vielmehr in der ihnen eigenthümlichen bizarren Form natürlich darstellt und uns die ganze Originalität einer von Natur, nicht durch Bildung und Lehre geistreichen Menschenklasse vor Augen führt. Das Volk erwählte die Mitglieder des Raths, die Richter und die Beamten und genoß scheinbar einer ausgelassenen Freiheit, war aber in Wirklichkeit der Sklave seiner Großen und ebenso arm als träge; denn die Familien Colonna und Orsini, welche die größten Güter und die bedeutendsten Burgen außerhalb und innerhalb der Stadt besaßen, hatten alle Gewalt, und die große Masse der Römer bestand aus bloßem Gesindel, welches von der einen oder der anderen dieser Familien abhing. Die gewählten Obrigkeiten dienten daher der Gewalt der kleinen Tyrannen, die Landstraßen waren unsicher, Raub, Mord, Entführung und Mißhandlung von Jungfrauen und Weibern waren alltägliche Erscheinungen und die Behörden wehrten dem Unfuge nur selten, weil sie entweder nicht konnten oder, was meistentheils der Fall war, nicht wollten.

Wenn man von diesen Scenen der Rohheit und Verwirrung auf die gleichzeitige Poesie und Litteratur Italiens blickt, so erkennt man, daß die höchste und schönste Blüthe des menschlichen Geistes nur im Taumel anarchischer Freiheit sich entfaltet. Dasselbe sehen wir im alten Griechenland; es scheint daher, als wenn da, wo die Gesetze verstummen, hohe Begeisterung und echt menschliche Wissenschaft göttliche Herrscherinnen werden, statt daß sie in geordneten Staaten der Staatsökonomie und dem Luxus als Mägde dienen. Dante, Petrarca, Boccaccio, die beiden Guido (Guinicelli und Cavalcanti) und viele Andere wurden in jenen Zeiten durch Poesie und Redekunst, Dino Compagni und Johann Villani durch Geschichtschreibung den Größten unter den Alten gleich. Sie alle erneuten das Andenken an Roms ehemalige Herrlichkeit; der Enthusiasmus für die Schriftsteller des Alterthums ward Schwärmerei und Mode und ergriff sogar auch das tiefgesunkene, aber stets originelle und geistreiche römische Volk. Repräsentant der geistigen Bildung einer freien, wenn gleich wilden Zeit war für diese Zeit der begeisterte Bewunderer des alten Roms, Petrarca, welcher, wie Seneca an Nero's Hofe, mitten unter den Lastern von Avignon die Tugend predigte und, umgeben von Wollust, reine himmlische Liebe sang, wie Pindar aus den Lastern seiner Götter Tugenden schuf. Mit einem von reiner Vaterlandsliebe geleiteten

Eifer und Enthusiasmus, den unser industriöses und naturwissenschaftliches Zeitalter und unsere nordische Kälte nicht einmal begreifen kann, idealisirte er als Dichter und Redner das alte Rom und wollte zu einer Zeit, da diese Stadt aus der Hauptstadt der christlichen Welt gewissermaaßen eine Räuberhöhle geworden war, die Reinheit der römischen Sprache und die Blüthe der Litteratur wiederherstellen. Er wurde vom Volke als Repräsentant der alten römischen Zeit, von den Fürsten als Weiser verehrt, von Allen, welche Bildung suchten, als Orakel befragt und auf diese Weise zur Bedeutung einer europäischen, zugleich vom Papst und vom Kaiser geachteten Macht erhoben. Man kam deshalb auch zuletzt auf den Einfall, ihn als König der Gebildeten und Dichter zu krönen und führte dies am 8. April 1341, einem Ostersonntag, aus, wo er auf dem Capitol, in Gegenwart einer großen Volksmenge, von dem Senator oder höchsten Beamten der römischen Republik mit dem Lorbeerkranze geschmückt ward. Indem der gelehrte Dichter, der für die Geisteswerke des Alterthums eine neue Glut anfachte, an demselben Orte gefeiert wurde, wo man einst siegreiche Feldherren begrüßt hatte, wurde vom ganzen Volke anerkannt, welche Wichtigkeit man den erneuten Kenntnissen beimaß und wie man auf ihrer Grundlage ein freies und großartiges Staatsleben zu errichten hoffte. Mythologische Figuren umgaben den Dichter und hinter seinem Triumphwagen einher zog die allegorische Person des Neides, begleitet von Satyrn und Nymphen. Der Senator überreichte ihm die Krone, erklärte den Francesco Petrarca für einen großen Dichter und Geschichtschreiber und verlieh ihm kraft Ansehens des Königs von Neapel wie des römischen Senates und Volkes für diese heilige Stadt und alle Länder urkundlich das Recht, öffentlich zu lehren und zu disputiren, alte Bücher zu erklären, neue zu verfassen und Gedichte zu ersinnen, die unter göttlichem Schutze dauern sollen bis ans Ende der Tage. Petrarca las hierauf ein Sonett zum Ruhme der Stadt und nun erbrauste der Ruf: „Es lebe das Capitol, es lebe der Dichter!" Einige Vorgänge bei diesem Fest erinnern sogar an Aehnliches bei der deutsch-römischen Kaiserkrönung; denn der Dichter streute eine Anzahl Goldmünzen, die ihm die Familie Colonna verehrt hatte, unter das Volk aus. Die Krone, die aus Lorbeer, Myrten und Epheu bestand, weihte er dem heiligen Petrus. Diese sonderbare Ceremonie diente nicht sowohl, um Petrarca's Ansehen zu vermehren, als um die Römer zu wecken, da auch Petrarca der alten Größe der gesunkenen, nur noch durch Trümmer merkwürdigen Stadt eben dadurch gehuldigt hatte, daß er die Krönung auf dem Capitol der neapolitanischen vorzog, welche nachher Robert, ein großer Verehrer der wieder erwachten Wissenschaft und Kunst, mit orientalischer Pracht halten ließ.

Petrarca's Krönung zu Rom, die Begeisterung, aus welcher sie entsprang und die durch sie vermehrt und verbreitet ward, verschaffte allein einem von Petrarca's Freunden und Bewunderern die politische Bedeutung, die ihn zweimal zum Herrn von Rom machte. Dieser Mann war Nikolaus Laurentius oder, wie er beim Volke genannt wurde, Cola Rienzi, der Sohn eines Gastwirthes. Er gehörte zu der zahlreichen Klasse von Leuten, die sich damals mit gerichtlichen Geschäften abgaben und durch eine aus den Alten geschöpfte Beredsamkeit zu glänzen wußten. Das Letztere war es wohl allein, was den an sich nicht sehr bedeutenden Mann zu der Ehre brachte, der römischen Gesandtschaft beigesellt zu werden, welche 1343 nach Avignon geschickt ward, um dem Papst Clemens VI. zu seiner Erwählung Glück zu wünschen und ihn dringend zur Rückkehr nach Rom einzuladen. Rienzi führte bei dieser Gelegenheit das Wort, blieb, als Clemens Hoffnung machte, in Avignon zurück und arbeitete in Verbindung mit Petrarca für die Rückkehr des Papstes in die alte Hauptstadt der Welt. Allein weder er noch selbst Petrarca, der damals eine poetische Aufforderung nebst einer Schilderung von Roms Heiligthümern entwarf, drangen durch, und Rienzi sank zu Avignon ganz in Dunkelheit, bis er, vom Papste zum Notarius ernannt, nach Rom zurückgesandt wurde und dort seine merkwürdige Rolle zu spielen begann.

Während dieser Zeit erreichten Anarchie und Verwirrung im mittleren und unteren Italien dieselbe Höhe, welche sie im oberen schon lange erreicht hatten; denn Robert starb 1343 und jene beiden Landstriche, die er väterlich und königlich beherrscht hatte, wurden eine Beute ritterlicher Räuber oder leichtsinniger und verbrecherischer Regenten. Italien war schon längst ein Tummelplatz roher Abenteurer aus allen Ländern Europas. Diese Krieger oder, wie man sie gewöhnlich nannte, die Condottieri bildeten nach dem Beispiel der Catalonier und Aragonier, welche den Krieg der sicilianischen Könige gegen das Haus Anjou führten und nach denen sie Alle ohne Rücksicht auf ihre Herkunft häufig Catalonier genannt wurden, sogenannte Compagnieen oder Banden und nahmen unter irgend einem ausgezeichneten Krieger bald bei diesem, bald bei jenem Staate oder Tyrannen Dienste, verkauften sich aber stets ohne Bedenken wieder jedem Anderen, der ihnen mehr Geld bot. Der erste Italiener, welcher eine solche Compagnie bildete, war Malatesta aus dem Geschlecht der Herrscher von Rimini, der erste deutsche Anführer von Condottieri war der Graf oder, wie er auch genannt ward, Herzog Werner von Urslingen. Der Letztere sammelte in Schwaben mehrere tausend Mann zu Fuß und zu Pferde, die sich dann, von Weibern und

Gesindel umgeben, gleich einem verwüstenden Waldstrom über die Romagna ergossen und hier solchen Schrecken verbreiteten, daß die kleineren Herren der von ihnen bedrohten Gegenden, die Este, die Scala und Andere, auf eine kurze Zeit ihrer gegenseitigen Eifersucht entsagten und einen Bund gegen das deutsche Raubvolk schlossen. Doch konnten sie sich der Räuber nur mit Geld entledigen und selbst dieses Mittel half blos für den Augenblick.

Robert von Neapel hatte sich in den letzten Jahren mit dem Plan der Eroberung Siciliens beschäftigt, weil dort nach dem Tode des Königs Friedrich II. (1337) zuerst der schwache Sohn desselben, Peter II., regierte und, als dieser schon 1342 gestorben war, sein vierjähriger Sohn Ludwig folgte; der alte, fast achtzigjährige Robert starb aber mitten in diesen Plänen (1343) und sein Tod füllte Neapel mit denselben Greueln und gab es denselben Horden preis, durch welche das übrige Italien zerrüttet ward. Robert, dessen einziger Sohn schon 1328 gestorben war, hinterließ sein Reich der älteren von den beiden Töchtern desselben, Johanna I., welche er mit dem ungarischen Prinzen Andreas, dem Sohne seines Neffen Karl Robert, vermählt hatte. Johanna besaß von Natur alle glänzenden Eigenschaften einer Königin und war durch Unterricht und Erziehung noch mehr mit denselben ausgestattet worden, es fehlte ihr aber dagegen jede Eigenschaft eines guten Weibes, einer edeln Genossin des Lebens und einer künftigen Mutter und sie verachtete den für sie in Neapel erzogenen Prinzen Andreas, noch ehe er ihr Gemahl ward. Robert hatte das Unglück, welches dem Reiche daraus zu entstehen drohte, vorhergesehen und deshalb die Verfügung getroffen, daß Johanna und Andreas bis zu ihrem 25. Jahre unter der Vormundschaft seiner Wittwe und eines Regentschaftsraths stehen sollten. Kaum war er aber gestorben, als Johanna in ihrem Leichtsinne weder nach seinen Verfügungen fragte, noch irgend sonst eine Rücksicht nahm. Sie verschmähte ihren Gemahl, welcher wenig liebenswürdig war, begann ein wildes, wüstes Leben, verordnete und verschenkte, was ihr einfiel, kränkte die Ungarn, welche ihren Gemahl umgaben und gewährte einer ehemaligen Wäscherin, sowie anderen gemeinen Menschen den Haupteinfluß am Hofe. Diese Zwietracht und Unordnung gab nicht nur dem Papste Gelegenheit, sich als Oberlehensherr geltend zu machen, sondern sie weckte auch zugleich den Ehrgeiz derjenigen Prinzen des königlichen Hauses, welche von den beiden verstorbenen Brüdern Robert's, den Fürsten von Tarent und Durazzo, abstammten. Einer dieser Neffen Robert's, Karl von Durazzo, entführte die Schwester der Königin, Maria, welche nach Robert's Verordnung entweder den König Ludwig den Großen von Ungarn, einen älteren

Bruder des Andreas, oder den Sohn und Erben des Königs von Frankreich hatte heirathen sollen; er ließ sich mit ihr vermählen und setzte dadurch zugleich die ungarische Partei am Hofe und die Umgebung der Königin Johanna in Verlegenheit und Wuth. Der Papst hatte schon vorher in einer Bulle sowohl alles das, was Robert, ohne ihn zu fragen, über die Verwaltung nach seinem Tode verordnet hatte, als auch die Schenkungen der Johanna für ungültig erklärt, und als der König von Frankreich, an den sich das Haus Anjou wandte, die päpstliche Einmischung in die weltlichen Angelegenheiten Neapels hinderte, ließ sich Clemens VI. zuerst von der leichtsinnigen Königin eine Urkunde über seine Rechte im neapolitanischen Reiche ausstellen und befahl dann, durch ungarisches Geld bewogen, die Krönung des Andreas, welche Johanna bisher zu hintertreiben gewußt hatte. Das Letztere schreckte Johanna und ihre Partei doppelt, weil Andreas' Mutter, die verwittwete Königin Elisabeth von Ungarn, kurz vorher mit vielem Gelde nach Neapel gekommen war und ungarische Beamte mitgebracht hatte, welche sich der Reichsangelegenheiten bemächtigten. Die feierliche Krönung des Andreas, der seither nur den Titel eines Herzogs von Calabrien geführt hatte, hätte diesem und seiner Partei größeres Ansehen verschafft; die Anhänger der Johanna beschlossen daher, der ihnen drohenden Gefahr durch die Ermordung des Andreas zuvorzukommen, und Johanna war dabei mitwissend. Wir tragen kein Bedenken, den letzteren Umstand zu behaupten, obgleich Petrarca das Gegentheil sagt; denn dieser Dichter, dessen Schülerin und Verehrerin Johanna war, hat Beredsamkeit und poetischen Schmuck stets höher geachtet, als die dürre Wahrheit, sowie ihm Bildung mehr gegolten hat als Tugend. Die Sache selbst darf uns nicht befremden, weil die allgemeine Erfahrung und die Geschichte der Höfe, der großen Hauptstädte und der südlichen Völker uns lehrt, daß eine junge Frau, welche einmal dem Gefühl der Scham und Ehre öffentlich entsagt hat, besonders wenn sie auf poetische und geistige Bildung trotzt und von der Welt, von Dichtern und Gelehrten angebetet wird, bald genial die Meinung der Menschen verachtet und vor keinem Laster mehr zurückbebt. Andreas ward durch seine Gegner auf ein Schloß bei Aversa gelockt und hier ermordet. Die That wurde, wie mehrere gleichzeitige Geschichtschreiber berichten, in einem Nebenzimmer der Königin vollzogen und obgleich Andreas von den Mördern erst nach langem Kämpfen, Ringen und Schreien erdrosselt werden konnte, so that doch seine Gemahlin, vor deren Ohren Alles vorging, nicht das Geringste zu seiner Rettung, sie stieß nicht einmal einen einzigen Hülferuf aus. Auch nachher bekümmerte sie sich weder um die Beerdigung des Ermordeten, noch verfolgte sie die Mörder, ja, sie wollte nicht einmal den Sohn, den

sie von Andreas hatte, als königlichen Prinzen auferziehen lassen. Nur um den lauten Unwillen des Volkes zu beschwichtigen, wurde eine Untersuchung angestellt und in Folge derselben eine Anzahl Leute hingerichtet; diese bestanden aber blos aus den Handlangern beim Morde oder aus ganz Unschuldigen, deren Vermögen man einziehen wollte. Der Verdacht lastete indessen so sehr auf der Königin und auf den Prinzen Ludwig von Tarent und Karl von Durazzo, daß die Hauptstadt der Provence, erbittert über die Frevelthat ihrer Herrin, den Papst dringend um die Einleitung eines Kriminalverfahrens gegen sie bat und daß König Ludwig von Ungarn zur Rache für seinen Bruder einen Kriegszug rüstete. Die wildeste Anarchie herrschte jetzt in Neapel.

Zu derselben Zeit brach in Rom eine förmliche Revolution aus. Cola Rienzi war durch Petrarca, dem er als Enthusiast für Roms Größe enge befreundet blieb, mit dem Kardinal Johann Colonna in Berührung gebracht worden, und dieser sah in Rienzi ebenso, wie in Petrarca, ein tüchtiges Werkzeug, um Rom wieder in die Gewalt seiner Familie zu bringen. Als daher der Papst mit Klagen über die Ohnmacht der damaligen Obrigkeit in Rom und über den Mangel an Ordnung und Gerechtigkeit daselbst bestürmt ward, gab ihm Colonna den Rath, jenen drastischen Redner und leidenschaftlichen Patrioten als seinen Kammerbeamten nach Rom zu schicken, damit er dort das Volk für den Papst gewinne und der neuen Aristokratie entgegen arbeite. Clemens VI. folgte diesem Rath, und schickte Rienzi nach Rom. Hier benutzte der phantastische Mann den öffentlichen Charakter, mit dem er als päpstlicher Beamter bekleidet war, um sich zum Wiederhersteller der altrömischen Freiheit und Herrlichkeit aufzuwerfen. Er versammelte das Volk in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen, und reizte es gegen den raubenden und übermüthigen Adel auf. Zu diesem Zwecke bediente er sich der sonderbarsten Mittel. Er kitzelte die Ohren des Volkes durch übertriebene Schilderung der Thaten und Rechte des alten Rom und durch die Beschreibung des Ansehens, dessen das gemeine Volk der Stadt einst sogar in der Kaiserzeit genossen hatte. Er hatte eine urkundliche Inschrift entdeckt, aus deren Bruchstücken hervorging, daß einst Senat und Volk von Rom es waren, welche dem Kaiser das Imperium zu verleihen hatten, und nahm diese Befugniß der Weltherrlichkeit auch für die Gegenwart in Anspruch. Er ließ wunderliche allegorische Gemälde, deren Hauptgegenstände Rom, Troja, Karthago, Babylon und Jerusalem waren, an die Wände des Kapitols anpinseln, deutete dieselben dem Volke auf höchst originelle Weise, schilderte ihm den Unterschleif, der mit den Staatseinnahmen getrieben werde, und

arbeitete zuletzt, von dem Legaten des Papstes unterstützt, den Plan zu einer Art von Staatsreform aus. Der Adel nahm im Anfang die Sache scherzhaft, und betrachtete den Volksredner als einen genialen Possenreißer; Stephan Colonna, einer der mächtigsten Großen von Rom, zog ihn sogar öfters zur Tafel. Bald ward jedoch die Sache ernster. Rienzi rief nämlich (April 1347) das ganze römische Volk, um ihm in Gegenwart des päpstlichen Stellvertreters seine Verfassungsvorschläge bekannt zu machen, zu einer Zeit auf das Capitol, als die Mehrzahl der Ritterschaft der Ernte wegen auf ihre Güter gezogen war, weil sie in diesen Zeiten einer allgemeinen Auflösung der Ordnung ihrer Ernte nur durch bewaffnete Macht sicher sein konnte. Der Demagog hielt diesmal eine viel längere und heftigere Rede als gewöhnlich, ließ nach deren Beendigung durch einen Grafen, der zu seiner Partei gehörte, die fünfzig Artikel seiner neuen Staatsordnung vorlesen, durch welche Freiheit, Gerechtigkeit und Friede begründet werden sollten, und erlangte unter allgemeinem Beifallrufen die Zustimmung der Römer dazu. Das jetzt aufs neue zum Souverain erklärte Volk erwählte ihn zu seinem Repräsentanten oder nach dem alten Ausdruck zum Volkstribunen, und beauftragte ihn, die beschlossene Reformation der Verfassung und Verwaltung der Stadt in Ausführung zu bringen; doch setzte man ihm den Legaten des Papstes als Amtsgenossen zur Seite.

Die Ritterschaft Roms vermochte gegen dieses Treiben nichts, weil bei den unter ihr waltenden Parteiungen und Familienzwisten jede Vereinigung gegen einen gemeinschaftlichen Feind unmöglich war, und weil es daher für die im Grunde schon längst vorhandene Demokratie nur eines entschlossenen Mannes bedurft hatte, der sie geltend mache und die Macht des Volkes in seiner Hand vereinige. Zwar eilte Stephan Colonna, das Haupt des Adels, auf die Nachricht von dem, was in Rom vorgegangen war, mit seinen Reisigen sogleich dahin, und zerriß den ihm entgegengesandten schriftlichen Befehl Rienzi's zur Rückkehr; Rienzi ließ aber die Sturmglocke läuten; Stephan mußte vor der zusammenströmenden Menge aus der Stadt entweichen und begab sich nach Palestrina (dem alten Präneste). Der ganze übrige Adel ward gezwungen, Rienzi und den Legaten als rechtmäßige Obrigkeit anzuerkennen und ihnen förmlich Gehorsam zu schwören.

Rienzi suchte sich in seiner neuen Stellung anfangs dem Volke nützlich zu machen. Er ordnete Recht und Gericht, führte besonders eine strenge Kriminaljustiz ein, jagte die ritterlichen Räuber aus Rom, ließ einen von ihnen wie einen gemeinen Dieb hinrichten, warb sich eine Miliz von 1300 Mann zu Fuß und 360 Reitern, um sein Ansehen überall geltend zu machen und gehörig Polizei zu üben, und

zerstörte sowohl die festen Paläste in der Stadt, als die Burgen auf dem Lande. Auch bewirkte er durch alles dies in der That, daß man über die glückliche Veränderung der Dinge laut frohlockte. Die unbedingte Herrschaft aber, die der Phantast ausübte, verwandelte ihn selbst bald in einen Despoten, und seine Eitelkeit machte ihn übermüthig. Er gab sich prächtig klingende Titel, prahlte in seinem und des Volkes Namen auf lächerliche Weise und schrieb an den Papst, an den Kaiser, an die Fürsten und Republiken Italiens und an alle Könige. Die Este, die Scala und die anderen Herren in Ober- und Mittelitalien antworteten dem Plebejer höhnend, Kaiser Ludwig aber und der König von Ungarn erwiderten sein Schreiben höflich und freundlich, und Johanna von Neapel schickte sogar der Frau Tribunin ehrende Geschenke. Petrarca pries in zwei Gedichten den Wiederhersteller der ewigen Stadt und sein Unternehmen. Schon vier Monate nach seiner Ernennung zum Tribunen aber war Rienzi von seinem Glücke völlig trunken, und machte sich nicht nur lächerlich und verächtlich, sondern gab auch, als er aus Eitelkeit die Ehren des Adels zu besitzen und sich seines Umganges zu erfreuen strebte, diesem die Gelegenheit, ihn durch Benutzung seiner Narrheit zu stürzen. Er ließ sich am 1. August mit feierlichen Ceremonieen zum Ritter schlagen, badete in dem angeblichen Taufbecken Constantin's des Großen, lud in öffentlicher Volksversammlung den Papst, das Kardinals-Collegium, den Kaiser und die deutschen Kurfürsten, die es gewagt hätten, durch die Erwählung eines Kaisers in die Rechte des römischen Volkes einzugreifen, nach Rom vor, und erklärte sowohl mit Worten, als durch vier symbolische Schwertstreiche nach den vier Himmelsgegenden laut und öffentlich, daß dem römischen Volke und seinem Repräsentanten die ganze Welt gehöre. Auch ließ er auf dem Capitol den Abgeordneten italienischer Städte — es hatten sich deren über 20 eingefunden — Fahnen zustellen, die man als Belehnungszeichen auffassen konnte. Er zerfiel wegen dieser Bezeigungen mit dem päpstlichen Legaten, dessen Protestation er auf eine drollige Weise hintertrieben hatte; er hatte nämlich, als ein Notar dieselbe in der Volksversammlung vorlesen sollte, Pauken und Trompeten ertönen lassen, so daß niemand ein Wort verstehen konnte.

Nachdem Rienzi in seinem possenhaften Treiben so weit gekommen war, blieb ihm nichts anderes mehr übrig, als die Aristokratie ganz zu vernichten, um durch die Demokratie als Tyrann regieren zu können. Dies schien auch anfangs seine Absicht zu sein, er war jedoch dazu nicht consequent oder kräftig genug. Er ließ bald nachher die Häupter der großen Familien ins Gefängniß werfen; statt aber diese Gelegenheit zur Ausrottung des hohen Adels zu benutzen, begnügte

er sich damit, ihn gedemüthigt zu haben, und entließ die Gefangenen wieder aus der Haft, wie wenn er sie und ihre Anhänger nur hätte auffordern wollen, endlich ihre Zwistigkeiten auf kurze Zeit zu vergessen, um mit vereinter Macht ihren gemeinschaftlichen Feind anzugreifen. In der That rüsteten sich auch der Adel und die Ritterschaft auf ihren Gütern und zogen dann auf Rom los. Sie erlitten jedoch (November 1347) vor den Mauern der Stadt eine bedeutende Niederlage, in welcher unter Anderen drei Colonna fielen, und würden in Folge derselben ganz unschädlich geworden sein, wenn der eitele Tribun die geringste politische Klugheit oder auch nur einige ganz gewöhnliche militärische Eigenschaften besessen hätte. Allein er erlag bald nachher seiner eigenen Thorheit. Der Legat Bertrand, welchem der Papst die Untersuchung wegen des Königsmordes in Neapel übertragen hatte, ging von dort im Auftrag seines Herrn nach Rom und kabalirte gegen den bereits ganz lächerlich gewordenen Tribun so lange im Stillen, bis das Volk der Narrheiten seines Oberhauptes müde war und die Ritterschaft durch Hemmung der Zufuhr einen Mangel in Rom bewirkte; dann schleuderte er seinen Bannstrahl gegen Rienzi, ließ durch die Pfaffen das Volk aufreizen, indem er drohte, der Papst werde das für das Jahr 1350 in Aussicht gestellte große Bet- und Ablaßjubiläum zu Rom nicht abhalten lassen, und nahm einen wilden neapolitanischen Grafen, welchen König Robert seiner Verbrechen wegen zu ewigem Gefängniß verdammt hatte, in seine Dienste. Dieser errichtete in den Straßen Barrikaden, während von Außen der Adel die Stadt angriff. Jetzt sah sich der Tribun zu seinem Schrecken vom Volke verlassen. Er ließ vergebens einen ganzen Tag und eine Nacht hindurch von einem Juden die Sturmglocke läuten und versuchte vergebens seine Beredsamkeit beim Volke; dieses ergriff die Waffen nicht und Rienzi mußte deshalb aus Rom entweichen (December 1347). Er suchte und fand beim König Ludwig von Ungarn, welcher damals im Besitz von Neapel war, eine Zuflucht. In der Stadt wurden ein Orsini und ein Savelli zu Senatoren bestellt; die zurückgekehrte Ritterschaft hauste gleich wieder nach der alten Weise; sie höhnte und mißhandelte das Volk, ließ, was uns einen Begriff von ihrer gewöhnlichen Adelsjustiz geben kann, auf den Wänden des Capitols Rienzi und seine Freunde an den Beinen aufgehangen abmalen und erweckte im Volke sehr bald Reue über die dem Tribun bewiesene Kälte, sowie die Sehnsucht nach der Wiederkehr desselben und seiner Volksjustiz. Rienzi kam nicht lange nach seiner Vertreibung in den Kirchenstaat zurück, trieb hier den Legaten und die Ritterschaft noch einmal auf kurze Zeit in die Enge, und drohte noch gefährlicher zu werden, als der Herzog Werner und seine

Raubschaar sich geneigt zeigten, in seine Dienste zu treten. Allein Werner erhielt gleich nachher eine Einladung von der Königin Johanna und folgte derselben, weil er seine Rechnung dabei besser fand. Der römische Tribun ging darauf nach Prag zum Kaiser Karl IV., der als Petrarca's Freund auch der seinige sein mußte. Er gewann hier Theilnahme durch das Talent, das sich in seinen Reden und Vertheidigungsschriften kundgab, wurde jedoch auf Verlangen des Papstes nach Avignon ausgeliefert und hier ins Gefängniß gesetzt. Der neue Papst Innocenz VI. schickte ihn aber später, nachdem er ihn hatte vor Gericht stellen und freisprechen lassen (1353), wieder nach Rom, wo dann Rienzi noch einmal auf kurze Zeit herrschte.

Während Rienzi in Rom seine politische Posse gespielt hatte, war Neapel der Schauplatz eines gräßlichen Trauerspiels gewesen. Der Papst hatte dort durch einen eigens gesandten Oberrichter eine Untersuchung anstellen lassen, jedoch so, daß dieser die Königin und die Prinzen von Geblüt schonte und, um sie, die Hauptschuldigen, zu retten, eine große Zahl anderer Mitschuldigen grausam martern und hinrichten ließ. Dies erbitterte den König Ludwig, der bereits einen Rachekrieg für seinen ermordeten Bruder beschlossen hatte, noch mehr. Er rüstete ein aus Miethlingen bestehendes Heer, da er für eine so entfernte Unternehmung seine Ungarn nicht aufbieten durfte, und diese größtentheils deutsche Schaar ward während des Zuges durch Italien immer zahlreicher. Ludwig fand auf seinem Marsche nur von Seiten des päpstlichen Legaten Bertrand im Kirchenstaat einiges Hinderniß; da aber der berühmte Condottiere Malatesta, sowie die Ritterschaft und die kleineren Herren von Mittelitalien sich an ihn anschlossen, so konnte ihn Bertrand nicht aufhalten, und auch die Drohung desselben mit dem Bannfluche hatte keine Wirkung. Unterdessen war der Graf von Fondi, welcher die Unzufriedenen in Neapel um sich gesammelt hatte, mit ihm in Verbindung getreten, und Johanna selbst hatte sich zwar dadurch, daß sie dem in Sicilien herrschenden Hause Aragonien die Insel förmlich abtrat, von der einen Seite für den bevorstehenden Kampf zu decken gesucht, war aber zugleich unvorsichtig genug gewesen, durch einen leichtsinnigen Schritt die Verwirrung und Unzufriedenheit im Lande zu vermehren. Sie hatte nämlich, ohne die päpstliche Dispensation einzuholen, ihren Vetter Ludwig von Tarent geheirathet und dadurch den Prinzen Karl von Durazzo, den Gemahl ihrer Schwester Maria, der den nächsten Anspruch an den Thron hatte, so gekränkt, daß derselbe mit Ludwig von Ungarn in Verbindung trat. Unter diesen Umständen und bei der auch damals, wie in unserem Jahrhundert sich bewährenden Unfähigkeit der neapolitanischen Truppen zur Vertheidigung des Vater-

landes war der Ausgang des bevorstehenden Kampfes leicht voraus-zusehen. Ludwig von Tarent ward bei Capua nach einem Kampfe von wenigen Stunden geschlagen (Januar 1348), und dieses Treffen, welches wir ein Vorpostengefecht nennen würden, entschied das Schicksal des Reiches. Alle Prinzen des königlichen Hauses verließen bei der Annäherung des ungarischen Heeres die Königin; die Stadt Neapel schickte eine Deputation an den König von Ungarn, um ihn als rechtmäßigen Herrn zu begrüßen, und Johanna mußte nebst ihrem Gemahle eiligst die Flucht ergreifen. Der Letztere suchte in Toscana Zuflucht. Johanna selbst begab sich in ihr südfranzösisches Reich, die Provence, wo sie sogleich von einigen Baronen des Landes verhaftet ward, angeblich wegen der Ermordung ihres Gemahls, in der That aber, weil sie den Plan gehabt hatte, die Provence an die französische Krone zu verkaufen. Sie fand sich mit den Baronen dadurch ab, daß sie in einer Urkunde das Versprechen gab, die Provence nie zu veräußern und nur Eingeborne zu Stellen und Aemtern zu befördern. Dann gewann sie den Papst, indem sie ihm die Stadt Avignon mit der Hälfte der Grafschaft Venaissin für die unbedeutende Summe von 80,000 Goldgulden, die man auf 630,000 Gulden oder 360,000 Thaler unseres Geldes berechnet, verkaufte, was nachher der Papst durch Kaiser Karl IV. als den eigentlichen Herrn der zum Reiche Arelate gehörenden Lande Provence und Dauphiné bestätigen ließ. Hierauf hielt sie mit ihrem Gemahl, der ihr von Italien her nachgefolgt war, einen königlichen Einzug in die Stadt Avignon, ließ durch den Papst ein Gericht wegen des Mordes ihres Gemahls bestellen, führte vor demselben die Komödie eines rührenden Geberdenspieles und einer in Petrarca's Stil gehaltenen Vertheidigungsrede auf, ward für unschuldig erklärt und erhielt die nöthige Dispensation für ihre zweite Ehe.

Unterdessen hatte sich in Neapel der Zustand der Dinge wieder geändert. Ludwig von Ungarn hatte gleich nach seinem entscheidenden Siege den Prinzen des königlichen Hauses zu Aversa ein großes Gastmahl gegeben und dabei Karl von Durazzo an der nämlichen Stelle, an welcher Andreas getödtet worden war, vor seinen Augen ermorden, die anderen Prinzen aber verhaften und nebst dem Sohn der Johanna nach Ungarn bringen lassen. Der Letztere starb dort schon nach kurzer Zeit. Nachdem Ludwig auf solche Weise den Tod seines Bruders gerächt, zog er feindlich und drohend an der Spitze seines Heeres in Neapel ein und nahm von dem Königreich förmlich Besitz. Er konnte jedoch nicht lange bleiben, weil es ihm an Geld zur Bezahlung der Söldner fehlte und seine Anwesenheit in Ungarn nöthig war. Er kehrte deshalb im Juni 1348 dahin zurück,

nachdem er überall deutsche und ungarische Statthalter bestellt hatte. Die Neapolitaner wurden der drückenden fremden Herrschaft bald müde und schickten eine Gesandtschaft nach Avignon, um Johanna zur Rückkehr auffordern zu lassen. Diese miethete darauf Söldner und Schiffe, und derselbe Papst Clemens VI., welcher früher in einem Briefe dem ungarischen Könige über die Anwerbung des Herzogs Werner und seines Raubgesindels die heftigsten Vorwürfe gemacht hatte, nahm es dem Gemahl der Johanna keineswegs übel, daß er die nämlichen Leute zur Vertreibung der Ungarn miethete. Ludwig von Tarent ließ sich sogar, als er in Neapel eingezogen war, von demselben gräßlichen Werner, welchen der Papst in jenem Briefe mit einem reißenden Thiere verglichen hatte, zum Ritter schlagen. Deutsche Söldner kämpften übrigens damals für und gegen Johanna und ihren Gemahl; denn Ludwig von Ungarn hatte bei seiner Abreise die Vertheidigung des Landes deutschen Miethlingen anvertraut, deren Führer zwei Herren von Wolfhart waren. Außer den Deutschen stritten nur die provençalischen Ritter, welche des Gewinnes wegen der Johanna gefolgt waren, tapfer; die Neapolitaner selbst thaten in diesem Kriege wenig und unterlagen gewöhnlich, wenn sie im Felde erschienen. Alles kam übrigens darauf an, ob Johanna oder Ludwig von Ungarn am meisten Geld hatte; denn die Deutschen waren und blieben nur dem Theil ergeben, der ihnen am meisten zahlte. Schon 1349, als der von Ludwig mit einem Heere und mit bedeutenden Summen gesandte Stephan von Siebenbürgen im Neapolitanischen erschien, trat Herzog Werner zu den Ungarn über.*) Der Krieg ward von den rohen Söldnerschaaren mit wahrer Barbarei geführt; ganze Städte, und zum Theil sehr bevölkerte und blühende, verschwanden damals, die schöne Terra di Lavoro wurde in eine Wüste verwandelt, und die Habsucht der deutschen Führer, welche den französischen Generalen Napoleonischer Zeit sehr ähnlich waren, zeigte sich in wahrhaft kannibalischen Grausamkeiten. Könnte freilich ein Deutscher, wie die Franzosen und Engländer zu thun pflegen, über der bloßen Uebung im Felde, dem rohen Muthe und der militairischen Geschicklichkeit jede andere Eigenschaft übersehen, so würde er in diesem Kriege Gelegenheit genug finden, die Tapferkeit und poetische Ritterlichkeit seiner durch Mord, Brand und Treubruch gebrandmarkten Landsleute zu preisen. Im Jahre 1350 erschien der ungarische König selbst zum zweiten Male mit einem Heere in Italien. Die Schiffe

*) Die Schicksale dieses Bandenführers sind sehr bezeichnend für das frühere Condottiere-Wesen; vergl. „Abenteuerliche Geschichte Herzog Werner's von Urslingen, von Xaver Bronner, Aarau 1828."

zur Ueberfahrt hatte er von den Johannitern erhalten, welche ihm durch Einräumung einer dalmatischen Burg zu Dank verpflichtet worden waren, und der Prior dieses Ritterordens, der ihn begleitete, spielte nicht blos an der Spitze der unter seinen Fahnen vereinigten provençalischen Johanniter in Neapel, sondern nachher auch als Anführer einer berühmten Söldnerbande in anderen Gegenden unter dem Namen Fra Morialis die bedeutendste Rolle.

Der ungarische König besetzte gleich nach seiner Ankunft einen Theil des Königreichs; viele befestigte Orte vertheidigten sich aber mit hartnäckiger Ausdauer gegen ihn, und sein größtentheils aus Ungarn bestehendes Heer schwand nach und nach durch Krankheit und Mangel zusammen. Auch Johanna befand sich in großer Verlegenheit. Sie war bereits auch mit ihrem zweiten Gemahl nicht mehr im besten Vernehmen, die Genuesen wurden an ihr zu Verräthern, und Raynald von Baux, den sie mit einer kleinen Flotte aus der Provence hatte kommen lassen, damit er sie im Nothfall nach Marseille bringe, benahm sich wie ein Miethling. Er unterhandelte bald mit ihr, bald mit dem ungarischen König, erhob in Neapel Abgaben von den einlaufenden Schiffen, raubte Karl's von Durazzo Wittwe Maria, die Schwester der Königin, zwang sie mit Gewalt, seinen Sohn Robert zum Gemahl zu nehmen und veranlaßte dadurch neue Verbrechen. Als er nämlich wegen dieser Gewaltthat mit Johanna und ihrem Gemahl in persönliche Unterhandlung trat, ermordete ihn der Letztere mit eigener Hand und warf seinen Sohn in den Kerker. Diesen ließ später seine Gemahlin Marie vor ihren Augen grausam morden und aus dem Thurme, in welchem er gefangen gehalten wurde, auf den Strand werfen, um mit dem Bruder Ludwig's von Tarent ihren dritten Ehebund zu schließen. So bedenklich übrigens auch die Verhältnisse für Johanna waren, so ging es doch ihrem Gegner kaum besser. Dieser befand sich nämlich bald in einer ähnlichen Lage, in welche unsere deutschen Kaiser gewöhnlich kamen, wenn sie in Italien gesiegt hatten. Außerdem war seine Rückkehr nach Ungarn dringend nöthig geworden, weil die Polen, deren Reich er einst erben sollte, von den Litthauern hart bedrängt wurden. Unter diesen Umständen war es ihm sehr erwünscht, daß die päpstliche Vermittelung, die er vorher stets verschmäht hatte, ihm Gelegenheit und Vorwand gab, sich mit Ehren aus dem neapolitanischen Kriege zu ziehen; er konnte dieselbe um so eher annehmen, als er schon vorher immer erklärt hatte, daß er nicht um Neapel zu erobern, sondern um seines Bruders Andreas Tod zu rächen, ausgezogen sei. Der letztere Punkt war daher auch die Grundlage des Waffenstillstandes, den er im October 1350 unter päpstlicher Vermittelung auf sechs

Monate schloß. Der Papst sollte mit seinen Kardinälen die Ermordung des Andreas abermals untersuchen lassen, und wenn Johanna schuldig befunden werde, so sollte das Reich Neapel dem ungarischen König übergeben werden, im entgegengesetzten Falle aber der Königin Johanna verbleiben. Dadurch ward die Entscheidung über Neapel in die Hände des Papstes gegeben. Uebrigens ließ Ludwig von Ungarn bei seinem Abzuge den deutschen Söldnerhauptmann Konrad von Wolfhart, den Johanniter-Prior Fra Morialis und seine Ungarn in den von ihm besetzten Plätzen des Neapolitanischen zurück.

Johanna gerieth unmittelbar nachher in große Verlegenheit, weil sie eines Theils durch Verletzung der 1348 eingegangenen Verpflichtungen in der Provence Unruhen hervorgerufen hatte, und weil anderes Theils Papst Clemens VI. Reue über seine treulose Justiz empfand und endlich den Mord des Andreas ernstlich untersuchen lassen wollte. Sie beschwichtigte die provençalischen Herren durch Nachgiebigkeit, aus den Gefahren eines peinlichen Processes aber ward sie auf eigene Weise gerettet. Die Kardinäle halfen nämlich sich und ihr damit, daß sie den Teufel zu Hülfe riefen. Johanna mußte vorgeben, ihr Gemahl sei ihr durch Zauberei verhaßt gemacht worden und sie sei besonders in der Nacht seiner Ermordung von Dämonen behext gewesen; auf diese theologische Rechtfertigung hin erklärten die theologischen Richter sie für unschuldig. Ludwig von Ungarn ließ sich die Entscheidung der Kardinäle gefallen und suchte sich nur einige Vortheile zu wahren. Er schloß im October 1351 mit dem Papste eine politische Uebereinkunft, welche sieben Monate später in einen förmlichen Frieden verwandelt ward und ihm gegen die Aufgebung des Königreiches Neapel die Stadt Salerno, sowie seinem Bruder Stephan das Castel St. Angelo als Privateigenthum verschaffte. Nachher ließ Clemens VI. Johanna und ihren Gemahl, Ludwig von Tarent, durch einen Legaten in Neapel krönen; doch mußte sich Ludwig dabei die Verfügung gefallen lassen, daß, wenn seine Gemahlin kinderlos stürbe, das Reich an die Erben seiner Schwägerin Maria übergehen solle. Der deutschen Söldner, welche nach dem Abzuge der Ungarn im Besitze vieler Städte und Burgen geblieben waren, sowie des Johanniter-Priors Fra Morialis entledigte man sich durch Geld. Es fehlte zwar in Neapel auch nachher an Unruhen und an Fehden mit den Großen und Prinzen nicht; doch behauptete Ludwig von Tarent die Herrschaft bis an seinen Tod (1362). Die wichtigste Begebenheit seiner Regierung war ein Angriff auf Sicilien, in welchem Lande nach dem frühen Tode des Königs Ludwig (1355) dessen Bruder, Friedrich III., die Herrschaft erhalten hatte. Die Neapolitaner benutzten einen Aufstand der Stadt

Messina, um wo möglich die Insel wieder zu erobern, und hatten so viel Glück, daß Johanna sich in Messina huldigen lassen konnte; bald nachher vereitelte aber eine einzige blutige Niederlage bei Catania alle ihre Hoffnungen; Sicilien verblieb dem aragonischen Hause. In der Provence hatten Johanna und Ludwig von Tarent ihre Noth mit den Compagnieen oder Söldnerbanden, welche damals im südlichen Frankreich ebenso, wie in Italien, hausten, und unter deren Führer sich zwei, der sogenannte König der Compagnieen, Seguin von Bardesol, und Arnold von Cervole oder, wie er genannt ward, der Erzpriester von Vergins, besonders berühmt machten. Diese Banden übten jede Art von Raub und Erpressung und waren allen Truppen, welche Ludwig von Tarent gegen sie aufbot, überlegen; selbst der Papst mußte sich vor ihnen demüthigen. Er empfing, als der Erzpriester Avignon bedrohte, den Räuber wie einen Prinzen, ließ ihn mit sich und den Kardinälen speisen, ertheilte ihm völlige Absolution und erkaufte seinen Abzug mit 40,000 Thalern.

Der Papst Clemens VI. hatte bei den Verwirrungen im neapolitanischen Reich seinen Zweck, sich als Oberlehnsherr desselben geltend zu machen, völlig erreicht. Er hatte auch in Deutschland endlich obgesiegt, da Ludwig's des Baiern Nachfolger, Karl IV., sich ihm so durchaus fügte, daß er als König von Arelate den Kauf von Avignon bestätigte und sich auch der um dieselbe Zeit erfolgten Abtretung der Dauphiné an die französische Krone nicht widersetzte. Clemens selbst war ganz und gar der Sklave seiner Geliebten, der Vicomtesse von Türenne, und der Hof des Oberhauptes der Kirche zeigte eine Sittenlosigkeit, deren Beispiel auch in anderen Gegenden den Klerus ermuthigte, den göttlichen und weltlichen Gesetzen Hohn zu sprechen. Petrarca und die frömmsten Anhänger der römischen Kirche, welche Augenzeugen der vom Papste gegebenen Aergernisse waren, schildern uns die Hofhaltung und das Leben in Avignon, die Schwelgerei und Ueppigkeit des Papstes und seiner Geliebten mit denselben Farben, mit denen die jüdischen Propheten die Greuel Babylons geschildert haben. Unter Clemens VI. wurden auch die Damen im päpstlichen Palast zugelassen, Johanna von Neapel und ihre leichtfertige Begleitung machten bei den Kardinälen einen ungemein großen Eindruck, alles lose Volk und alle galanten Weiber von Südfrankreich sammelten sich in Avignon, und der Aufwand, die Pracht, die Sinnlichkeit des päpstlichen Hofes wurden damals zum Sprichwort. Dagegen erlosch der Glanz der alten Hauptstadt der Welt immer mehr und die Römer horchten deshalb mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf die rednerischen Elegieen eines Petrarca und Rienzi über den Untergang der zum Sitz der geistlichen Herrschaft erkorenen Stadt.

Clemens VI. entzog den Römern sogar einen Theil der Vortheile, die ihnen eine geistliche Speculation des Papstes Bonifacius VIII. gebracht hatte. Bonifacius hatte nämlich 1300 zum ersten Male ein sogenanntes Jubeljahr verkündigt, oder mit anderen Worten einem jeden, der im Laufe dieses Jahres die Kirchen in Rom besuchen würde, völligen Ablaß versprochen. Dadurch waren Tausende aus allen Ländern Europas nach Rom gelockt worden, wo man sie unter allen möglichen Vorwänden dahin gebracht hatte, daß sie die Hoffnung künftiger Seligkeit mit irdischem Gold und Silber recht theuer bezahlten. Clemens ließ nun durch seine Theologen aus den Büchern Mosis nachweisen, daß der Papst das Recht habe, dieses Jubeljahr, welches nach Bonifacius' Verordnung in jedem Jahrhundert einmal Statt finden sollte, alle fünfzig Jahre halten zu lassen, wie ja auch bei den Israeliten in Kanaan ein solches großes Jubiläum alle fünfzig Jahre stattgefunden habe. Er entbot dann die Christen auf das Jahr 1350 nach Rom. Er ließ Briefe in alle Welt ausgehen, schickte seine Legaten an alle Fürsten und zog eine solche Menge Menschen nach Rom, daß die uns überlieferten Angaben über die Zahl der täglich dort eintreffenden Pilger ins Unglaubliche steigen. Wenn übrigens auch die Nachricht, daß damals 1,800,000 Menschen nach Rom gewallfahrtet seien, gewiß sehr übertrieben ist, so war doch jedenfalls die Zahl der Pilger erstaunlich groß. Jedes Haus der Stadt ward zur Herberge, Hunderte mußten unter freiem Himmel übernachten, täglich wurden einige Menschen im Gedränge erdrückt und der Preis der Lebensmittel ging von Monat zu Monat mehr in die Höhe. Am zahlreichsten suchten die guten Deutschen und die rohen Ungarn die Vergebung ihrer Sünden in Rom, und die schlauen Italiener können sich in ihren Chroniken einer fein versteckten Ironie nicht enthalten, wenn sie von der ihnen schon damals auffallenden und lächerlichen wahren und aufrichtigen Andacht beider Völker reden. Der Papst Clemens, dessen Stelle bei der Ablaß-Ertheilung in Rom der Kardinal Hannibal von Ceccano vertrat, eignete sich auf Unkosten der Römer einen großen Theil der den frommen Seelen abgenommenen Schätze zu. Die Pilger besuchten nämlich entweder alle oder doch wenigstens die vornehmsten Kirchen der Stadt und ließen in jeder ein Stück Geld als Opfer zurück; diese Spenden wurden auf Befehl des Papstes in drei Theile getheilt, von welchen nur einer den Kirchen blieb, der zweite aber nach Avignon geschickt und der dritte für den Krieg, welchen Clemens in der Romagna führen ließ, bestimmt ward. Dieses Verfahren konnte freilich dem päpstlichen Legaten keine große Achtung in Rom verschaffen, zumal da die auf Rienzi's Vertreibung erfolgte Wiederherstellung der alten Anarchie der Stadt

überhaupt keinen Nutzen gebracht hatte. Der Legat mußte mehr als einmal den republikanischen Trotz der Römer empfinden, er ward sogar einst mit Steinwürfen heimgesucht und konnte sich nur mit Klagen über den Bettelstolz des römischen Volkes helfen, wobei er dann die naive Bemerkung aussprach, er möchte lieber der niedrigste Priester in Avignon, als ein vornehmer Prälat in Rom sein, und der heilige Vater werde bei einem solchen Betragen schwerlich Lust bekommen, nach Rom zurückzukehren. Am Ende ward Hannibal sogar vergiftet.

Nach dem Jubeljahre herrschte in Rom und im ganzen Kirchenstaate wieder völlige Anarchie. In der Stadt befehdeten sich die Colonna und Orsini auf den Straßen, außerhalb kämpften die kleinen Tyrannen mit einander und mit dem päpstlichen Heere. Sie riefen einen Malatesta, einen Fra Morialis und den fürchterlichen Werner mit ihren Banden herbei, und der Letztere ließ sich damals seinen berüchtigten kostbaren Wappenrock anfertigen, auf welchem die Worte standen: „Ich bin Herzog Werner, der Anführer der großen Compagnie, der Feind Gottes, des Mitleids und des Erbarmens." Im Jahre 1353 ward die Verwirrung noch durch eine in ganz Italien herrschende Theuerung vermehrt, und das allgemein verbreitete Gerücht, daß die beiden in Rom regierenden Senatoren, Stephanello Colonna und Berthold Orsini, die Noth zu Kornspeculationen benutzten, veranlaßte einen förmlichen Aufstand des römischen Volkes; sechs Monate lang ward Tag für Tag in den verrammelten Straßen der Stadt blutig gestritten. Das Volk diente aber auch diesmal den Großen als Werkzeug ihrer Herrschsucht, bis es endlich zur Einsicht kam und für sich selbst sorgte. Es richtete eine neue demokratische Regierung ein und ernannte einen Slavonier, den Senatsschreiber Baroncelli, zum Haupte derselben oder, wie sein Titel war, zum Tribun. Um diese Zeit schickte der Nachfolger des 1352 gestorbenen Papstes Clemens, I n n o c e n z VI., welcher den festen Vorsatz hatte, Rom gegen die Anarchie und gegen die geniale Ritterschaft der Stadt sicher zu stellen, einen Legaten mit großen Geldsummen und mit einer sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen ganz ungewöhnlichen Vollmacht nach Italien. Dieser Legat war der Spanier A e g i d i u s A l b o r n o z, welcher lange Zeit als weltlicher Rittersmann mit großem Ruhme gegen die Saracenen gefochten hatte, dann in den geistlichen Stand getreten und auch noch als Erzbischof von Toledo und als Kardinal so rüstig und glücklich in den Waffen gewesen war, daß der König von Castilien sich über die Abberufung seines besten Streiters gegen die Ungläubigen heftig beschwerte. Albornoz sammelte ein Heer, verschaffte sich die Unterstützung des toscanischen Bundes,

begann einen glücklichen Kampf mit den Tyrannen im Kirchenstaate, vertrieb Malatesta und seine Bande aus der Mark Ancona, und bewog auch die Römer, deren Volksobrigkeiten den Colonna und Orsini nicht gewachsen waren, dem Papste aufs neue zu huldigen. Doch wurde das päpstliche Ansehen in Rom dadurch nur wenig vermehrt. Albornoz beschloß deshalb, sich gegen die römischen Großen des jedenfalls dem Volke verständlichen Redners Cola Rienzi zu bedienen, welchen Innocenz zu diesem Zwecke aus der Dunkelheit hervorgezogen und wieder nach Italien geschickt hatte. Rienzi erhielt den Titel eines Senators, warb eine deutsche Bande, wurde, als er an der Spitze derselben in die Stadt einzog, von dem römischen Pöbel, deren echter Repräsentant er in jeder Hinsicht war, mit Jubel empfangen und durch die buntgeschmückte Stadt nach dem Capitol geleitet, genau sieben Jahre nachdem er dort sein Ritterthum eingeweiht hatte (1. August 1354). Rienzi's Biograph, sein Zeitgenosse und Landsmann, vergleicht seinen Einzug boshafter Weise sogar mit dem Einzuge Christi in die heilige Stadt der Juden; er bemerkt, hier wie dort hätte das Volk Kleider und Palmen gestreut und den Einziehenden als Gebenedeiten des Herrn begrüßt, hier wie dort hätte es ihn nachher seinem Schicksale überlassen.

Der Tribun hatte sich in Prag und in Avignon an Schwelgerei gewöhnt, er war dick und fett geworden, blühte nach dem Ausdruck seines Biographen wie eine Rose und hatte mit dem Titel auch die Sitten der Senatoren angenommen. Seine Macht war daher bei der Rolle, die er jetzt zu spielen begann, nicht mehr auf die Gunst des Volkes, sondern gleich der aller anderen italienischen Tyrannen auf Miethlinge gegründet und der zum Schreiben, nicht zum Fechten erzogene ehemalige Notarius hatte nicht einmal, wie die anderen wüsten und genialen Herren, Ansehen und Achtung bei seinen eigenen Trabanten. Auch konnten seine Söldner nur auf Kosten der Römer unterhalten werden und der Mann des Volkes wurde auf diese Weise bald dahin gebracht, daß er, um sich zu behaupten, das Volk, das er hätte schützen sollen, bedrücken und fremden Miethlingen preisgeben mußte. Er hatte daher auch schon lange vor dem Ende des laufenden Jahres (1354) seine neue Rolle ausgespielt. Gleich anfangs versuchte er sich vergebens gegen Stephanello Colonna, der in dem festen Palestrina lag und dem verächtlichen neuen Senator Hohn sprach; derselbe konnte nämlich im Kampfe mit einem persönlich sehr tapferen Feinde seine Söldner nur durch prahlerische Declamationen, nicht durch sein Beispiel ermuntern und mußte deshalb die Belagerung jener Stadt nach acht Tagen mit Schimpf und Schande aufgeben. Als er nach Rom zurückgekehrt war, ergriff er, um seiner Geldverlegenheit abzuhelfen,

ein Mittel, das ihm den Haß und die Rachgier der furchtbarsten Menschen zuzog. Der schreckliche Johanniter-Prior Fra Morialis kam damals nach Rom, wo sich zwei Brüder desselben befanden, beschuldigte den Tribun nicht mit Unrecht, daß er ihn und diese um vieles Geld gebracht habe und drohte, sich selbst Recht zu verschaffen. Rienzi eilte, ihm durch einen abscheulichen Streich zuvorzukommen. Er ließ den Prior unter der Anklage, daß er ihm nach dem Leben getrachtet habe, verhaften, im Kerker schrecklich foltern und dann hinrichten. Auf diese Weise erlitt Fra Morialis freilich die Strafe, die er durch unerhörte Grausamkeiten und Verbrechen verdient hatte, aber er erlitt sie für ein Vergehen, an welches er höchstwahrscheinlich nicht einmal gedacht hat. Rienzi bemächtigte sich seiner Schätze und verwendete sie auf die Errichtung eines stehenden Söldnerheeres. Gleich darauf unternahm er einen zweiten Zug gegen Palestrina, welcher ebenso endigte, wie der erste. Nachher führte er im Druck seiner eigenen Lage ein recht klägliches Leben: er durfte, wie sein Biograph sich ausdrückt, an nichts Anderes denken, als wie er seine Soldaten ernähren sollte, mußte zu diesem Zwecke die ersten Lebensbedürfnisse, Salz und Wein, besteuern und sah sich, da es natürlich nicht an Verschwörungen fehlte, zu Einkerkerungen, zu Hinrichtungen und zu allen anderen Mitteln eines ohne Rücksicht auf das Volk herrschenden Despoten genöthigt. Endlich ward er ein Opfer seiner Ohnmacht und Unfähigkeit. Er wollte einige seiner Hauptleute, die ihm verdächtig geworden waren, aus Rom entfernen, diese reizten das Volk auf und der Tribun sah sich eines Morgens, als er noch im Bette lag, ganz unerwartet von einer tobenden Menge belagert. Unter dem damals in den Staaten Italiens bei jeder neuen Revolution gewöhnlichen Geschrei: Es lebe die Freiheit! Es sterbe der Verräther! umzingelte das Volk seinen Palast. Vergebens bot Rienzi seine Beredsamkeit und seinen Volkswitz auf, um die tobende Menge zu beruhigen; seine Rechtfertigung ward kaum angehört. Zwar konnte das Volk in den befestigten Palast nicht eindringen, es zündete aber rings herum Feuer an, um ihn in demselben zu verbrennen. Rienzi suchte sich unter einer Verkleidung zu retten, ward erkannt und mit vielen Stichen getödtet (8. September 1354). Die Rohheiten, welche der Pöbel an seinen gestürzten Abgöttern zu üben pflegt, blieben nicht aus; man schnitt seiner Leiche den Kopf ab, der Leib aber soll durch die Juden in Rom auf einem Scheiterhaufen von trockenen Disteln verbrannt worden sein. Was der närrische Tribun zum Besten des Papstes nicht zu Stande zu bringen vermocht hatte, das suchten Petrarca und der Papst unmittelbar nachher durch den deutschen Kaiser Karl IV. auszurichten, der des Einen Freund und des Anderen Creatur war. Karl's Unter-

nehmungen in Italien stehen aber mit der deutschen Geschichte in Verbindung und können daher erst weiter unten berichtet werden; hier müssen wir dagegen noch erwähnen, auf welche Weise in jener Zeit die Visconti ihre monarchische Gewalt in Mailand befestigten.

Dort hatte bereits Azzo durch Geld und Miethlinge, durch Schlauheit und Arglist oder, wie seine Landsleute die Sache ansahen und bezeichneten, durch glückliche Politik und weitblickende Staatsweisheit die Herrschaft seiner Familie neu und fester, als je zuvor, gegründet. Er breitete sich zugleich in der Lombardei und selbst jenseits der Apenninen nach Toscana hin aus. Dabei blieb er von der bei den italienischen wie bei den altgriechischen Tyrannen gewöhnlichen Raubsucht und Grausamkeit frei, obgleich er allerdings am Mord seines Oheims Marcus Antheil gehabt hatte. Bei seinem Tode (1339) folgten ihm seine beiden Oheime Luchino und Johann, von welchen der Letztere 1342 zu seinem Bisthum Novara auch noch das Erzbisthum Mailand erhielt; doch theilte Johann die weltliche Regierung nur dem Namen nach mit seinem Bruder. Wenige Tyrannen waren grausamer, treuloser, in rohen Genüssen ausschweifender und im Ausüben von Verbrechen genialer, als Luchino und doch hat auch er, wie die Tyrannen des alten Griechenlands und wie in unserem Jahrhundert Mehemet Ali von Aegypten, sehr geistreiche, durch gelehrte Kenntnisse, Poesie und Beredsamkeit berühmte Lobredner gefunden; denn auch er beschäftigte sich, wie Phalaris und die beiden Dionysius, mit Philosophie, Poesie und Kunst und beschenkte die Freunde der damals in Italien neu aufblühenden Wissenschaften des Alterthums. Wenn man aber die Thatsachen aus dem Leben dieses Tyrannen mit der Darstellung jener sophistischen Lobredner vergleicht, die ihn als großmüthigen Kenner und Beförderer der Wissenschaft und als einen gar thätigen und vorsichtigen Regenten preisen, so schaudert man mit Rousseau vor den Gelehrten und ihrer Weisheit. Luchino besaß alle Talente eines schlauen Staatsmannes und eines genialen, philosophisch gebildeten großen Herrn, den weder Rücksichten der Moral noch die Bedenklichkeiten des in niederen Verhältnissen lebenden Privatmannes zurückhalten, und mit seiner grausamen Strenge und orientalischen Gerechtigkeitspflege schaffte er, was damals in ganz Europa selten war, Sicherheit der Straßen und des Verkehrs, bändigte den Uebermuth und Frevel der Großen und schützte den materiellen Wohlstand seiner Unterthanen; man braucht aber nur sein Verfahren gegen Franz von Pusterla und gegen seine eigenen Neffen zu beachten, oder auch nur zu erfahren, daß er, wie Phalaris und Dionysius der Aeltere, sich ängstlich in seinem Kabinette bewachen und durch zwei ihn stets begleitende Bluthunde jeden, der ihm mißfiel, zerreißen ließ, um die

Genialität dieses gerühmten Regenten und die Natur seiner Regierung richtig beurtheilen zu können. Franz von Pusterla, welcher freilich zu Azzo's Zeit manchen Mord begangen und manchen Frevel geübt hatte, besaß zu seinem Unglück eine durch ihre Schönheit berühmte Gemahlin. Diese reizte Luchino's Begierde, vor welcher kein Weib sicher war, sie widerstand aber der Verführung des Tyrannen und nun übte Luchino rohe Gewalt gegen sie. Ihr Gemahl stiftete, um sich zu rächen, eine Verschwörung, ward verrathen und entfloh nach Avignon. Dorthin wurden ihm nicht nur Spione und Banditen nachgeschickt, sondern Luchino ließ auch, um ihn wieder nach Italien zu locken, im Namen des in Verona herrschenden Scala falsche Briefe schreiben und überredete die Regierung von Pisa, sein Werkzeug zu werden und dem Unglücklichen die Aufnahme in ihrer Stadt zuzusichern. Kaum war der Betrogene in die Schlinge gegangen, so erlangte Luchino von den schmutzigen Handelsleuten durch einen vortheilhaften Tractat die Auslieferung seines Feindes. Diesen ließ er dann mit allen seinen unschuldigen Verwandten öffentlich hinrichten. Noch grausenhafter war des Tyrannen Verfahren gegen die Söhne seines Bruders Stephan, auf denen nicht einmal, wie auf Franz von Pusterla, der Vorwurf von Verschwörung und von Frevelthaten ruhte. Sie erweckten bei ihrem Oheim Besorgniß wegen der Nachfolge seiner eigenen Kinder und er verfolgte sie deshalb mit unerhörter Grausamkeit. Dabei bot ihm der Papst Clemens VI. die Hand, weil ihr Vater ein besonderer Freund Ludwig's des Baiern gewesen war. Einen von ihnen, Matthäus II., der mit Philipp Gonzaga's Tochter vermählt war, schonte Luchino aus Rücksicht auf diesen Tyrannen; die anderen Beiden aber, Barnabas (Bernabo) und Galeazzo II., verfolgte er überall hin, so daß sie unter fremden Namen außer Italien herumirren und theils aus Armuth, theils aus Furcht, ausgekundschaftet zu werden, von einander getrennt im Elend leben mußten. Der Papst ließ sich aus Feindschaft gegen den Kaiser Ludwig dazu gebrauchen, sie nicht nur in den Bann zu thun, sondern auch jede Ehe, die sie schließen würden, für ungültig zu erklären und ihnen im Voraus das Begräbniß zu versagen.

Luchino starb 1349, angeblich vergiftet von seiner üppigen und leichtsinnigen Gemahlin, die ihn durch ihr ärgerliches Betragen auf einer Wallfahrt nach Venedig tief gekränkt hatte und dann seiner Rache zuvorkam. An seine Stelle trat sein Bruder, der Erzbischof Johann Visconti, der bisher nur die geistliche Regierung geführt hatte. Dieser verdrängte die Söhne Luchino's, von denen übrigens nur ein zweijähriges Kind ehelich war, nahm dagegen die so grausam verfolgten Söhne Stephan's in besonderen Schutz und behandelte sie als

künftige Erben der Visconti'schen Herrschaft. Barnabas ward mit einer Tochter Mastin's della Scala von Verona, Galeazzo mit der durch ihre Schönheit berühmten Blanca, einer Schwester des Grafen Amadeus von Savoyen, vermählt. Luchino hatte übrigens die Herrschaft des Hauses Visconti sehr erweitert und sein Nachfolger gebot mit königlicher Macht über das schönste und reichste Land in Europa. Er herrschte von Vercelli, Alba und Alessandria an bis nach Parma und Brescia hin, gelangte ein Jahr nach seines Bruders Tode auch zum Besitz von Bologna und vereinigte also unter seinem Scepter die Gegenden und Städte, von welchen damals Kunst, Wissenschaft, Civilisation und Handel aller europäischen Reiche ausging. In Bologna hatte sich nach der Vertreibung des Kardinals Bertrand von Poggetto die Familie Pepoli der Herrschaft bemächtigt; im Jahre 1350 gerieth diese aber durch unglückliche Kämpfe in solche Geldnoth, daß sie die Stadt insgeheim an Johann Visconti verkaufte. Die Bürger von Bologna, welche den ganzen Hergang erfuhren, wollten zwar durchaus nicht verkauft sein, sie tobten und schrieen; die Pepoli hatten aber Einfluß genug, die Erwählung Johann's zum Herrn der Stadt durchzusetzen und dieser, der einem entfernten Verwandten seines Hauses, Johann von Oleggio, die stellvertretende Verwaltung in Bologna übertrug, schickte eine gehörige Zahl Truppen dahin, um die neue Erwerbung zu behaupten. Auch der Zorn des Papstes gegen einen Erzbischof, der auf solche Weise das Eigenthum der Kirche an sich reiße, ward leicht beschwichtigt. Johann war unermeßlich reich, der Papst bedurfte, da er gerade damals den Kardinal Albornoz nach Italien schickte, großer Summen und seine Umgebung war, wie Johann wohl wußte, für Geld feil. Durch Bestechung derselben und durch eine dem Papste bezahlte Summe von 200,000 Goldgulden erhielt Johann ein Diplom, in welchem ihm der Besitz von Bologna zuerkannt ward.

Seit dieser Uebereinkunft mit dem Papste war von den Söldnerschaaren, welche die Visconti in ihren Diensten hatten, in der Romagna kein Gebrauch mehr zu machen; Johann schickte sie also nach Toscana, um dort Eroberungen zu versuchen. Toscana war das einzige Land Italiens, wo die Guelfen völlig die Oberhand hatten. Dies verdankten sie den Florentinern, deren Stadt, was auch immer Dante dagegen vorbringen mag, doch seit dem Anfange des Jahrhunderts durch den Guelfismus Größe und Macht erlangt hatte. Das Vordringen der Visconti'schen Miethlinge setzte die Florentiner in Schrecken und bewog sie, bei dem deutschen Kaiser Hülfe zu suchen. Sie boten ihm viel Geld an, damit er seinen Römerzug mache und Petrarca unterstützte ihr Ansuchen durch dringende rhetorisch-poetische Briefe.

Dieser Schritt der Florentiner, welche sonst die heftigsten Feinde des Kaiserthums waren, würde unerklärlich sein, wenn man nicht bedächte, daß der damalige deutsche Kaiser, Karl IV., ein Freund ihres Landsmannes Petrarca und überaus dienstfertig gegen den Papst war und daß derselbe nicht wie Dante's Ideal, Can della Scala, um der Weisheit und Tugend willen Geld und Gut verschmähte, sondern vielmehr für Geld und Gut die kaiserliche Ehre und die Rechte des Reiches hingab. Die Verbindung der Florentiner mit dem deutschen Kaiser und der geringe Erfolg, den der kostspielige Krieg hatte, bewogen Johann von Oleggio schon im Anfange des Jahres 1353, mit den toscanischen Republiken Frieden zu schließen. Unmittelbar nachher zeigte sich für ihn und für das Haus Visconti eine bessere Gelegenheit, die Söldnerbanden zu gebrauchen, da die Umstände die Aussicht gewährten, auch Genua mit dem Reiche der Visconti vereinigen zu können.

Genua war, seitdem die Florentiner Pisa verdunkelt hatten, die einzige See- und Handelsmacht, welche mit Venedig wetteifern konnte. Seine Bewohner hatten Jahrhunderte lang gegen die Saracenen zu kämpfen gehabt, welche die Küste von Ligurien beunruhigten; auch später waren Handel und Seekrieg bei ihnen in steter Verbindung und die Bürgerschaft nahm hierdurch einen mannhaften, aber auch harten und selbstsüchtigen Charakter an. Dazu kam, daß die Edelleute, die sich in den festen Gebäuden der Stadt niederließen, mit den Kaufherren fast gleiche Gesinnungen und Interessen hatten. Genua besaß bedeutende Rhedereien und vermiethete an Frankreich, zuweilen selbst an England, sowie an Neapel und andere Staaten ausgerüstete Kriegsgaleeren; es übte und vermiethete Tausende von trefflichen Bogenschützen; es hatte endlich blühende Colonieen und Factoreien am schwarzen und mittelländischen Meer und beherrschte Korsika nebst einem großen Theil von Sardinien. Lange Zeit war seine Eifersucht hauptsächlich gegen Pisa gerichtet; seit jedoch diese Stadt 1284 in einer großen Seeschlacht besiegt, ihr Hafen verdorben und die Insel Elba ihr entrissen war (s. oben S. 146), hatte Genua nichts mehr von ihr zu befürchten und kämpfte dafür mit Venedig um den Vorrang. Die Verhältnisse, unter denen dieser Wettkampf geführt wurde, sind ungemein großartig. Die Genuesen standen ihren Nebenbuhlern an Staatsweisheit, aber nicht an Unternehmungsgeist nach. Sie herrschten im schwarzen Meer, namentlich am Ausflusse des Don und legten auf der Halbinsel Krym die größte Stadt an, die jemals dort bestand, das reiche und blühende Kaffa oder Theodosia (in griechischer Aussprache Feodosia); auch beherrschten sie die Inseln Chios und Lesbos (Metelin). Zu der Zeit jedoch, von der wir jetzt reden, war

Genua in einen vernichtenden Seekrieg verwickelt. Die Venetianer hatten sich nämlich zuerst mit den Griechen und den im ganzen mittelländischen Meere furchtbaren Cataloniern vereinigt und bedrohten den Handel und die Colonieen von Genua. Diese Republik bot alle ihre Kräfte gegen sie auf und man erstaunt über die Menge von Menschen, Schiffen und Geld, welche Genua damals jährlich aufbrachte, um die See zu behaupten. Die Genuesen erfochten einen glänzenden Sieg im griechischen Meere und wagten darauf, die Venetianer in ihren Lagunen aufzusuchen. Jetzt vereinigten sich diese aber mit dem König Peter IV. von Aragonien, der den Genuesen Sardinien zu entreißen hoffte und ihre Flotte erschien unter Nicolo Pisani an der sardinischen Küste, um in Verbindung mit der aragonischen die Genuesen anzugreifen. Diese hatten 60 große Kriegsgaleeren ausgerüstet und die ganze Jugend ihrer Stadt nebst der Blüthe ihres Adels aufgeboten, um dieselben zu bemannen und die Zahl der Bogenschützen zu vermehren; ihre Feinde waren ihnen aber an Zahl der Schiffe um das Doppelte überlegen und ihr Admiral Antonio dei Grimaldi that, als es im August 1353 zur Schlacht kam, seine Schuldigkeit nicht, weil es ihm entweder an Muth oder an Geschicklichkeit fehlte. Er ergriff gleich anfangs mit 19 Schiffen die Flucht und die Genuesen erlitten eine furchtbare Niederlage: 30 ihrer Schiffe wurden mit einigen tausend angesehenen Genuesen vom Feinde genommen, die übrigen in den Grund gebohrt. Der Schlag war um so härter, da zu gleicher Zeit auch die inneren Unruhen in Genua wieder ausbrachen. Unmittelbar darauf unterwarf sich die Stadt dem damaligen Beherrscher von Mailand, dem Erzbischof Johann Visconti. Ueber den eigentlichen Hergang dieser Sache weichen die uns überlieferten Nachrichten von einander ab; nur darin stimmen dieselben überein, daß die Ghibellinen in Genua zuerst den Gedanken faßten, die Visconti aus Mailand herbeizurufen und daß die Herren in der Stadt, welche die Sache zu Stande brachten, Geld von Johann Visconti erhielten. Uebrigens ward Genua nicht unbedingt, sondern nur unter einem gewissen Vorbehalt dem Erzbischof und Beherrscher von Mailand übergeben. Die mailändische Besatzung, welche Genua damals erhielt, rettete den Staat; denn dieser wurde dadurch nicht blos von der doppelten Gefahr innerer Unruhen und auswärtiger Angriffe befreit, sondern Johann Visconti lieh auch der Stadt große Geldsummen und versorgte sie, da die gewöhnliche Zufuhr zur See abgeschnitten war, von der Landseite her. Die Erweiterung der mailändischen Herrschaft und die Verbindung der genuesischen Seemacht mit dem starken Heere von Miethstruppen, welches Johann Visconti unterhielt, bewog die Venetianer, Alles aufzubieten, um einen Bund

aller Fürsten Oberitaliens gegen Mailand zu Stande zu bringen. Wirklich gelang es ihnen auch im Juni 1354, diesen Bund zu schließen. Die Feindseligkeiten begannen darauf sogleich; im October 1354 starb aber Johann Visconti und dies änderte plötzlich die ganze Lage der Dinge.

8. Geistescultur und Litteratur der letzten Zeit des Mittelalters; Anfang der neueren Bildung.

1. Letzte Bildungsversuche des Mittelalters auf altem Wege.

A. Geschichtschreibung diesseits der Alpen.

Wir haben ausdrücklich von dem, was in Italien für die Geistesbildung des Mittelalters geschah, keine Erwähnung gethan, weil wir in dieser Abtheilung unserer Uebersicht der Bildungsgeschichte zu zeigen gedachten, daß man in Italien früher als in anderen Ländern den Weg einschlug, der zur neuen Civilisation führte. Es wurden dort die Ueberbleibsel der altrömischen Cultur, sowie die aus dem Christenthum, aus dem Orient, aus dem Cultus der Kirche und aus der Poesie der germanischen, keltischen, scandinavischen, arabischen Stämme zu einem neuen Ganzen gebildet, welches im 15. Jahrhundert vollendet dastand; wir müssen daher hier die Anfänge bezeichnen. Ehe wir indessen zu den Wirkungen der Kreuzzüge, des Zusammenhanges mit Constantinopel und mit dem ganzen Orient, des Studiums der Alten in Italien übergehen, müssen wir noch andeuten, was in dem Jahrhundert, dessen Geschichte in diesem Bande erzählt wird, unabhängig von italienischer Hülfe geleistet ward.

Die Ritterpoesie hatte, wie wir im vorigen Bande erzählt haben, im 13. Jahrhundert in Deutschland ihre höchste Höhe erreicht gehabt; sie war dort in den Meistergesang übergegangen, von dem wir, weil wir nur von fortschreitender Cultur reden wollen, nicht handeln können. Die Poesie stand also stille, insofern, was nicht fortschreitet, zurückgeht; Geschichte und Philosophie des Mittelalters dagegen machten einige Fortschritte, obgleich die herrschende Schulphilosophie ihren scholastischen Charakter noch behauptete. Die Geschichte behielt dagegen in Deutschland allein auch im 14. Jahrhundert meist lateinisches Gewand, wenn wir von den Reimchroniken absehen; in allen anderen Ländern, etwa England ausgenommen, ward sie in der Muttersprache behandelt und dadurch national. Man versuchte zwar auch in Deutschland etwas Aehnliches; aber diese Versuche haben nur für den Forscher Interesse, das Volk lassen sie kalt.

Wir wagen nicht, unseren Lesern von den zahlreichen Chroniken und Compilationen in lateinischer Sprache zu reden, aus denen die

deutsche Geschichte von der Mitte des 13. Jahrhunderts an geschöpft werden muß; sonst würde sich sehr leicht im Einzelnen und am Einzelnen nachweisen lassen, daß alle die Mönche und Juristen, welche unsere trübseligen Reichsgeschichten aufzeichneten, vom eigentlichen Zweck und Wesen der Geschichte als bildender Wissenschaft auch nicht einmal eine Ahnung hatten. Dies wird man am besten lernen können, wenn man das, was über die Kaiser, welche, wie Heinrich VII., Ludwig der Baier und Karl IV., in Italien erschienen, von Italienern berichtet wird, mit dem vergleicht, was die Deutschen berichten.

Seit Otto von Freisingen, der ein eben so gründlicher Philosoph als tüchtiger Geschichtschreiber war, geht die zusammenhängende Geschichtschreibung, die durch einen Begriff vereinigt wird, ganz aus. An Nachrichten, Notizen, Documenten fehlt es nicht, wohl aber an gesundem und kritischem Urtheil. Dies gilt nicht blos von den in lateinischer Sprache geschriebenen Chroniken, sondern auch von den beiden einzigen Büchern, die wir noch allenfalls nennen dürfen, wenn von deutscher Geschichte, die in deutscher Sprache geschrieben ist, die Rede sein soll. Diese beiden Bücher wurden am Ende des 14. Jahrhunderts verfaßt und werden auch oft genannt, aber nicht viel gelesen und benutzt. Das Eine ist unstreitig den Forschern der Geschichte deutscher Städte, ihrer Verfassungen und Streitigkeiten, sowie den Freunden der Nachrichten und Notizen über Particular- und Provinzialgeschichte wichtig genug; wer aber den Menschen in der Geschichte sucht und nicht den Spießbürger, legt das Buch unzufrieden aus der Hand. Die beiden Bücher, die wir meinen, sind des Jakob Twinger von Königshofen Straßburger und Elsasser Chronik und des Ritters Eberhard von Windeck im Anfange des 15. Jahrhunderts geschriebene Geschichte des Kaisers Sigismund. Jakob Twinger, ein Weltpriester zu Straßburg, der wahrscheinlich bis gegen 1420 lebte, hatte für sein Werk einen nicht geringen Reichthum von Quellen, da unter den besseren Bürgern seiner Stadt auch schon im 13. Jahrhundert ein sehr lebhaftes Interesse für die heimathliche wie die deutsche Reichsgeschichte herrschte. Sein größeres Werk, das in bemerkenswerther Weise die Geschichte der Vaterstadt und der Landschaft mit der Weltgeschichte zu verknüpfen sucht, beruht zum Theil auf früheren Aufzeichnungen, liegt aber noch nicht in einer wohlgeordneten vollständigen Ausgabe vor. Wie Twinger nur das bürgerliche, so hat Eberhard von Windeck, ein Mainzer, der in Kaiser Sigismund's Diensten stand, nur das ritterliche Interesse seiner Zeit und der gnädigen Herren, bei denen er sich herumtreibt, im Auge. Die nicht umfangreiche Limburger Chronik, die gewöhnlich dem Stadtschreiber Johann Gensbein zugeschrieben wird, ist culturge-

schichtlich hervorzuheben, weil der Verfasser es sich angelegen sein läßt, zu verschiedenen Epochen nicht nur die üblichen Trachten zu beschreiben, sondern auch die damals gangbaren Volkslieder anzuführen. *)

In Spanien suchte man schon seit dem 13. Jahrhundert der Geschichte ihren alterthümlichen Charakter und ihre Würde wiederzugeben und sie den Mönchen zu entreißen. König Alfons X., den seine Zeit den Weisen nannte, den wir aber lieber den Gelehrten nennen, welcher als Titularkaiser auch unter uns Deutschen bekannt ist, wollte nämlich Schöpfer der neueren Geschichte werden, wie er unstreitig Schöpfer der neueren Astronomie geworden ist und unter allen Regenten der neuzeitlichen Staaten zuerst daran gedacht hat, seinem Reiche ein eigenes Gesetzbuch zu geben. Er wollte eine allgemeine Geschichte und eine Geschichte von Castilien auf dieselbe Weise unter seiner Aufsicht verfertigen lassen und an der Arbeit der von ihm vereinigten und besoldeten Gelehrten Theil nehmen, wie dies bei den berühmten Himmelstafeln geschah, die er verfertigen ließ. Er hatte nämlich, wie an einem anderen Orte (IV, S. 214) berichtet ward, mit einem im Occident unerhörten Aufwande besonders maurische und jüdische Gelehrte versammelt, besoldet, belohnt und mit allen Hülfsmitteln versehen, um die astronomischen Tafeln zu verfertigen, die den Namen der alfonsinischen tragen, und ohne welche Tycho de Brahe, Copernicus, Kepler und Galilei die neuere Astronomie nie würden haben begründen können. Auch für die Chronik Spaniens und für die allgemeine Geschichte, welche Bücher ebenfalls seinen Namen an der Stirn tragen, ließ er mit sehr großem Aufwande alle älteren Annalen und alle Documente sammeln und stellte eine Anzahl königlich besoldeter Männer an, die unter seinen Augen diese Materialien ordnen, sichten, vergleichen und das Wichtige und Zuverlässige aus ihnen auswählen sollten. Zu der Chronik, welche seinen Namen trägt (Crónica general), schrieb er selbst eine Vorrede, obgleich ausgemacht ist, daß nicht er, sondern seine besoldeten Historiographen die beiden Werke verfaßt haben. Das Resultat entsprach, wie das bei allen befohlenen Arbeiten der Fall ist, insofern nach einem belebenden Geiste gefragt wird, dem ungeheuren Aufwande und dem Lärm, den die Lobredner des Königs davon machten, keineswegs: nicht, weil nur ein Theil der großen Geschichte, auf die es abgesehen war, verfertigt ward, denn dies dürfen wir nach den Proben, welche davon

*) Er nennt einen Mönch, der, am Aussatze leidend, auf dem Main lebte und allbeliebte Gesänge dichtete. Daß dieser Mönch, wie man gern annimmt, gerade in Frankfurt seine Leidenszeit verbrachte, geht aus dem Wortlaute der Chronik nicht hervor.



übrig sind, keineswegs bedauern, sondern weil die Gelehrten, deren sich Alfons bediente, in ihrer Gattung nicht so bedeutend waren, als die Astronomen, die an seinen Tafeln arbeiteten, in der ihrigen. Nichtsdestoweniger hat Alfons der spanischen Geschichtschreibung durch seine Bemühungen eine Richtung zur altklassischen gegeben, welche in Spanien wie in Italien herrliche Früchte getragen hat. Des Königs spanische Annalen hat nachher der große Annalist von Aragonien, Zurita, den wir den besten Geschichtschreibern der Neueren beizählen, herausgegeben, und Florian d'Ocampo hat sie als ein Hauptwerk der Geschichte seines Vaterlandes noch einmal drucken lassen. Die allgemeine Geschichte, die den Namen des Königs trägt, und seine Geschichte der nach Palästina gerichteten Züge der abendländischen Christen können in Beziehung auf den Zweck unseres Werkes ganz übergangen werden. Die Frucht der Bemühungen des Königs um Mathematik und Astronomie waren die großen Schiffahrten und Entdeckungen der Spanier und Portugiesen im 15. Jahrhundert; die Frucht seiner Bemühungen um die Geschichte waren klassische, in der Nationalsprache geschriebene historische Werke im 14. und 15. Jahrhundert.

Da wir nicht einmal gewagt haben, der deutschen Geschichtschreibung auch durch das spätere Mittelalter Schritt vor Schritt zu folgen, so dürfen wir dies noch viel weniger bei der spanischen versuchen; wir wollen daher blos eines mißlungenen Versuchs, die Geschichte in der Manier der alten Römer und Griechen zu schreiben, erwähnen und dann andeuten, wie bald das, was einmal mißlungen war, glücklich ausgeführt ward. Wir wählen zu diesem Zweck zwei Männer, von denen der Eine im Anfange, der Andere am Ende des 15. Jahrhunderts schrieb, und fügen nachher noch einen Wink über einen Geschichtschreiber des 16. Jahrhunderts hinzu. Es scheint uns nämlich, als wenn der Großkanzler Castiliens, Peter Lopez de Ayala, gefühlt habe, daß es, um der Geschichte eine praktische Bedeutung und eine Wirkung auf feurige spanische Gemüther zu geben, nöthig sei, seine Landsleute mit der Art und Manier der Alten bekannt zu machen, und daß er deshalb den Livius ins Spanische übersetzte. Die Beurtheilung dieser Arbeit gehört nicht hierher; aber seine eigenen historischen Arbeiten, welche als Quellen der Geschichte betrachtet unschätzbar sind, beweisen, daß es ihm wenigstens selbst nicht gelungen war, spanische Geschichten in der Nationalsprache in Livius Manier zu schreiben. Wir haben von ihm die Geschichte Peter's des Grausamen, Heinrich's II., Johann's I. und Heinrich's III.; man merkt ihm aber an, daß er sich vergebens abquält, den philosophischen oder auch nur den eleganten Geschichtschreiber in seiner Muttersprache

zu machen. Was er nicht erreichen konnte, leistete Fernando del Pulgar, der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb, und den wir weit über Guicciardini setzen würden. Er ward freilich zur Nationalgeschichte in der Nationalsprache auch durch die großen und glänzenden Thaten seiner Landsleute begeistert, denn er behandelte die Zeit Ferdinand's und der Isabella; aber er zeigte sich der Aufgabe ganz würdig. Seine Geschichte wird allgemein als klassisch anerkannt und ist immer noch in den Händen der Nation, was wir unter uns von keinem Werke über Nationalgeschichte sagen können. Er ist nicht blos des Stils ganz mächtig und zeigt nicht blos bei der Darstellung der Ereignisse und beim Lobe der Thaten große Beredsamkeit, sondern seine ganz unbestechliche Treue und Wahrhaftigkeit wird auch von Landsleuten allgemein anerkannt. Er wird noch immer durch neue Auflagen im Andenken der Nation erhalten, deren Livius er oft genannt worden ist. In seine Spuren trat etwas später Diego Hurtado de Mendoza, den man, weil er sich eines gedrängten Stils und eines sententiösen Vortrags befleißigt, oft den Sallust der Spanier nennt. Dieser schrieb den Krieg, welchen König Philipp II. in Granada führte (Historia de la guerra contra los moriscos), ein Buch, das noch immer in Aller Händen ist und als Muster spanischen Stils in unseren Tagen auch in Deutschland gedruckt ward. Hurtado de Mendoza gehört aber einem weit späteren Zeitalter an, als demjenigen, das wir hier behandeln.

England und Frankreich erhielten, da in beiden Ländern einerlei Sprache am Hofe, in den Gerichten, im Verkehre der ritterlichen Geschlechter gebraucht ward, im Laufe des 14. Jahrhunderts an Froissart einen Geschichtschreiber ganz eigener Art, welcher der Gattung der erzählenden Dichter der Ritterzeit viel näher steht, als der Geschichtschreibung der Alten. Die französische Geschichtschreibung in der Muttersprache ward daher, weil Froissart in Aller Händen und Mund war, nicht nach klassischen Mustern umgebildet, sondern man muß die Geschichte der folgenden Zeit bei Schriftstellern suchen, die auf dem Wege fortwandelten, welchen Villeharbouin und Joinville betreten hatten. Froissart's Chronik (Histoire et Chronique de Messire Jean Froissart) enthält alles, was der Verfasser über die Geschichte von England, Frankreich, Belgien und Castilien erfahren hatte. Die Chronik beginnt vom Jahre 1326 und endigt mit dem Jahre 1400, in welchem wahrscheinlich Froissart starb. Die Eigenthümlichkeit der Erzählungsweise, die Naivetät des Verfassers, die Art, wie sich in dem Buche überall der Geist der späteren Ritterzeit und die Natur der Verfertiger der Ritterromane ausspricht, welche die Hauptlectüre der Zeit bildeten, macht das Werk Froissart's, das

sich außerdem noch durch Originalität der Sprache auszeichnet, zum Hauptwerke der historischen Litteratur des 14. Jahrhunderts diesseits der Alpen. Die Sprache desselben ist nicht ganz so veraltet, als die durchaus unverständlich gewordene Sprache Joinville's, welche ohne die beigefügte neuere Uebersetzung nicht verständlich ist, und dabei doch weniger verständlich, als die Sprache der Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. In Rücksicht der Geschichtserzählung hält sich Froissart in der Mitte zwischen dem kritischen Historiker und dem unterhaltenden Erzähler im Kreise galanter Ritter und ihrer Damen. Er ist ganz Kind seiner Zeit, und gibt uns eher Gelegenheit, an ihm und aus ihm ein Bild der Zeit zu entwerfen, als daß er selbst eins für uns entwürfe, oder mit anderen Worten, als daß wir ihm wörtlich folgen und die Dinge in unserer Zeit so nehmen könnten, wie er sie in der seinigen genommen hat. Weil Froissart auf dichterische Weise sich und seine Geschichte mit den von ihm erzählten Begebenheiten und Abenteuern aufs innigste verflochten und bei jeder Gelegenheit statt allgemeiner historischen Betrachtungen oder Urtheile des kalten Verstandes seine individuellen Empfindungen ausgesprochen hat, so muß man seine Privatgeschichte kennen, wenn man seine Manier richtig beurtheilen will. Er war, obwohl er in seinen Gesinnungen und Anschauungen durchaus der Ritterwelt angehört, doch von Herkunft ein Bürger, geboren um 1337 als Sohn eines vermögenden Kaufmannes in Valenciennes. In den geistlichen Stand trat er ziemlich spät ein; derselbe störte ihn wenig in seinem weltlich heiteren, der bunten Aeußerlichkeit geneigten Sinne. Er wurde Kanonikus und Schatzmeister der Kirche von Chimay, blieb aber ein lustiger Geselle, der gern trank und gut erzählte, er brachte daher die meiste Zeit in lustigen Gesellschaften zu. In diesen Gesellschaften erzählte man die Geschichten der Zeit, sang Ritterlieder, las Romane von der Ritterwelt und kümmerte sich um Bibel und Kirche wenig. Schon in seinem zwanzigsten Jahre zeichnete er sich durch sein Talent als Erzähler so aus, daß ihm der Graf von Namur auftrug, die Zeitgeschichte seit dem Treffen bei Poitiers oder Maupertuis (1356) zu sammeln und in seiner Weise romantisch zu erzählen. Das that er dann und überreichte das Buch der Königin von England, der von ihm viel gepriesenen Philippa de Hainault, Gemahlin Eduard's III., als unterhaltendes Lesebuch. Wäre diese auch nicht Französin gewesen, so war doch damals in England, wie in Belgien, das Französische Hof-, Gerichts- und Geschäftssprache, die Königin fand also an dem Buche Behagen. Froissart war außerdem ein großer Kenner der unzähligen Ritterromane, in deren Stil und Manier er auch die Geschichte seiner Zeit schrieb, und zeichnete sich zugleich durch ritterliche Poesieen aus; es

nahm ihn daher 1361 die Königin von England zum Privatsecretär an. Er ward seitdem in alle Geheimnisse der Geschichte, die er schreiben wollte, eingeweiht und machte sich ein Geschäft daraus, Erkundigungen einzuziehen und über die Ereignisse, die er beschreiben wollte, Jedermann zu befragen. Neben der Beschäftigung mit der Zeitgeschichte machte er auch den Hofdichter und reiste selbst an die Orte und zu den Personen, welche in seiner Geschichte vorkamen, um die Localitäten richtig bezeichnen und die handelnden Personen selbst befragen zu können. Als lustiger Pfaffe, vortrefflicher Erzähler, lockerer und galanter Sänger und guter Trinker ward er an Höfen und bei Rittern gern gesehen. In den Jahren 1367 und 1368 bereiste er seiner Geschichte wegen sogar die italienischen Höfe und besuchte besonders Savoyen und Mailand. Eine seiner merkwürdigsten Fahrten ist diejenige, die er in Begleitung des Herzogs von Clarence unternahm, als dieser nach Mailand zog, um sich (1368) mit einer Visconti zu vermählen; sein Reisegefährte war der berühmte englische Dichter Gottfried Chaucer und in Mailand trafen sie mit dem noch berühmteren Petrarca zusammen. Nach dem Tode der Königin von England kehrte Froissart anfangs nach Chimay zurück und wollte sich der Pfarrei annehmen; das behagte ihm aber doch am Ende nicht recht und er begab sich zu Herzog Wenzel von Brabant und Luxemburg. Wenzel war Minstrel wie Froissart, und dieser setzte aus Wenzel's Gedichten den Roman „Meliador oder die Sonnenritter“ zusammen. Sein abenteuerlicher Sinn führte ihn nachher auch ins südliche Frankreich, wo er zuerst in Blois und Berry verweilte, dann aber nach Foix und in andere Gegenden ging. Dort fand er, wie er uns berichtet, einen Ritter, der ihm für seine Geschichte die wichtigsten Dienste leistete. Der Ritter hatte alle Kriege in jenen Gegenden mitgemacht, er zeigte ihm dort alle historisch wichtigen Localitäten, führte ihn in alle Städte und Schlösser, wo entweder etwas Merkwürdiges vorgefallen war oder wo einer der Helden seiner Geschichte seinen Sitz hatte. Der Charakter der Geschichten, die er erzählt, hat also die Form und das Unterhaltende der Ritterromane, in denen das Hauen und Stechen und das Ungewöhnliche der Begebenheiten den Zuhörern, deren Rolle Froissart in seinen Erzählungen mehrentheils selbst übernimmt, oft laute Ausrufungen entlockt. Dies geschieht besonders in den ersten Kapiteln des dritten Buches, wo er uns die Erzählungen des erwähnten Ritters wörtlich wiedergibt, wie er sie erhalten hatte. Er sagt uns nämlich, daß er jedes Mal, wenn er mit seinem Ritter ins Nachtquartier gekommen sei, alles aufgeschrieben habe, was ihm von diesem erzählt worden. Er untermischt fortdauernd seine Erzählung mit allen den Ausrufungen und Zeichen der Verwunderung, die er

dabei ausgestoßen. Während er sich in Ortez beim Grafen von Foix befand, las er Abends immer aus jenem Meliador oder Sonnenritter vor, wobei ihn der Graf über Stellen und Sätze, die ihm auffielen, befragte. Seine Antworten klärten den Grafen über das Wesen der ritterlichen Dichtung auf, der Graf erzählte ihm dagegen von seinen Kriegen, und Froissart schrieb nieder, was er gehört hatte. Der Herzog von Lancaster, der sich mit seinen Leuten in der Nähe aufhielt, erzählte ihm die Kriege der englischen Herren, und Bastot de Maubion, der sich in den spanischen Kriegen ausgezeichnet hatte, berichtete ihm von den Kriegen der Könige Johann von Castilien und Dionysius von Portugal. Die großen Herren sahen in ihm den Mann, welchem ihr Ruf bei der Nachwelt anvertraut war.

Froissart legt große Bedeutung darauf, daß er alle seine Geschichten unmittelbar aus dem Munde der handelnden Personen vernommen und berichtigt habe. Er rühmt sich daher, daß es ihn viel Geld gekostet habe, seine Geschichten zusammenzubringen; doch hofft er dafür bei der Nachwelt Dank zu verdienen (aussi ai-je fait mainte histoire, dont il sera parlé dans la postérité). Er blieb deshalb auch noch, nachdem er eine neue Reise nach Paris gemacht hatte, in steter Bewegung, und reiste an jeden Ort, wo er eine bedeutende Person in irgend einer der von ihm zu erzählenden Geschichten anzutreffen hoffte. Er befindet sich z. B. im Innern von Frankreich, als er erfährt, daß in den Niederlanden ein Ritter angekommen sei, der von den Kriegen in Portugal genauen Bescheid geben könne; sogleich eilt er nach Middelburg und läßt sich sechs Tage hindurch erzählen. Kaum hat er um 1398 vernommen, daß Friede zwischen England und Frankreich geschlossen ist, als er nach England eilt, um ganz genaue Kunde über die letzten Kriege zwischen England und Irland einzuziehen.

Das ganze Werk allgemeiner romantischer Geschichte seiner Zeit, wie wir Froissart's poetische Chronik in Prosa nennen würden, zerfällt in vier Theile. Diese Theile sind wieder in Kapitel eingetheilt; doch hat der erste dabei noch eine besondere Einrichtung. Das erste Buch geht bis 1379, das zweite bis 1383, das dritte bis 1389, das vierte bis 1400. Im Anfange jedes neuen Buches wird das vorher Erzählte berichtigt, oder doch angeführt, was der Verfasser seit der Bekanntmachung der vorhergehenden Abtheilung zuverlässiger darüber gehört hat.

Froissart verhält sich bei Erzählung des großen Nationalkampfes zwischen Frankreich und England unparteiisch. Dies hat seinen Grund nicht blos darin, daß er von Geburt einem Grenzgebiet angehörte und daß die aus dem Hennegau stammende Königin von

England seine Gönnerin war, sondern noch weit mehr in dem hohen Werthe, den er auf Courtoisie legt. Milderung der Feindseligkeit durch ritterliche Begegnung, Anerkennung der Tapferkeit und Feinheit, wo sie sich auch finde, wirkten damals in ähnlicher Weise, wie in anderen Zeiten Völkerrecht oder Humanität. Froissart's Unparteilichkeit paßt für die Erzählung eines Krieges, in welchem der siegende Kronprinz den besiegten König bei Tische bedient und in welchem ein feindlicher Festungs-Commandant den berühmten Bertrand de Guesclin einladen läßt, ihm die Ehre einer Berennung zu erweisen. Anstößiger ist seine Gleichgültigkeit in Bezug auf das eigentliche Volk; obwohl es ihm nicht an Bonhomie fehlt und er manche Bedrückung tadelt, sind ihm doch die Bewegungen im Bauernstand ohne weitere Untersuchung verdammenswerth und die schonungslose Härte, mit der sie unterdrückt werden, findet er wo nicht erfreulich, doch selbstverständlich.

Wie Herodot die Mythographen und epischen Gedichte, so hat Froissart seine Ritterromane immer im Sinn. Er beginnt die einzelnen Bücher mit einer Art dichterischer Ankündigung, wie die herumziehenden Minstrels, Recitatoren und Wettsänger. Gleich das erste Kapitel des ersten Buchs seiner Chronik beginnt er mit einer allgemeinen Bezeichnung seiner Zuhörer und mit der Verkündigung seines Zweckes (pour tous nobles coeurs encourager et leur donner exemple et matière d'honneur, je Jean Froissart etc.). Im dreizehnten Kapitel des vierten Buchs tritt er aufs neue persönlich und gemüthlich auf: „Solche Dinge zu sagen und zu verkündigen (mettre en avant), macht mir großes Vergnügen, und hätte mich das Vergnügen nicht gespornt, dieses zu erforschen und niederzuschreiben (à dicter et à l'enquerre), nie wäre ich damit zu Stande gekommen." Da er nach Art der guten romantischen Erzähler stets eine Reihe von Abenteuern in allen ihren Beziehungen durchführt und nach epischer Weise von einem gegebenen Punkte rückwärts bis zum ersten Anfang aufsteigt, so geräth er nicht selten mit der Chronologie in Streit. Was er überhaupt von Geschichte und Geschichtschreibung hält, spricht er aus, als er sich darüber entschuldigt, daß er von einem ritterlichen Räuber aus Limousin, Amerigot Marcel, welcher seine Frevelthaten zuletzt mit dem Tode büßen mußte, so viel gesagt und so weit ausgeholt habe. Die Worte sind: „Ich habe so viel und so lange von Amerigot Marcel erzählt, um durch Anführung der Thatsachen von seinem Leben und Tod einen richtigen Begriff zu geben (embellir son ame et sepulture). Denn in einer so ausführlichen Geschichte, wie die meinige ist, muß man sowohl von den

Guten als von den Bösen ausführlich reden, damit die Nachkommen gute Beispiele und einen Antrieb gut zu handeln vor sich haben (pour donner action et matière de bien faire); denn wenn Amerigot Marcel seine Talente und Fähigkeiten gut angewendet hätte (eust tourné ses voyes et argus en bonnes vertus), so wäre er ein guter Kriegsmann in Kriegsthaten und Unternehmungen gewesen, weil er aber das Gegentheil gethan hat, so gings übel mit ihm aus (en vint à male fin).

Froissart läßt seine Personen, wie in den Romanen, redend auftreten und auf dieselbe Weise, wie Herodot mit dem „man sagt" sehr freigebig ist, kehrt die Formel der Romane „man erzählt ferner (on dit le conte)" bei Froissart sehr oft wieder. Er hat auch noch viele andere Formeln mit den Romanen gemein. Wenn er z. B. den unglücklichen Todesfall einer bedeutenden Persönlichkeit berichtet hat, folgt darauf mehrentheils der Gemeinplatz: „aber dem war nun einmal nicht abzuhelfen (mais amender ne se peut)." Er ist übrigens unruhig, bewegt und heftig wie die Zeit, deren Sitten und Gebräuche er so meisterhaft beschreibt. Alle Verhältnisse der Ritterschaft werden anschaulich gemacht, Bann und Hinterbann erscheinen handelnd, Angriff und Vertheidigung befestigter Orte, Art der Befestigungen, Ausfälle, Scharmützel, Schlachtordnungen, Schiffe, Seewesen und Seegefechte, Geschütz, Rüstungen werden mit einer Leichtigkeit und Ausführlichkeit beschrieben, die wir homerisch nennen könnten. Herausforderungen, Gelübde, Kämpfe auf Leben und Tod, Lanzenstechen, Turniere, Einzüge der Fürsten, Prachtfeste, Bälle, Kleidungen u. s. w. werden mit einer Genauigkeit und Sorgfalt historisch beschrieben, wie sie der Verfasser der Chronik in seinen Gesängen und Romanen für Damen zu beschreiben gewohnt war. Es fehlt jedoch dem Herodot der Ritterzeit weder an Ernst, noch an einer ihm und seiner Zeit eigenthümlichen Philosophie. Neben den vielen lustigen, oft auch rührenden Liebesgeschichten erscheint die Religion der Zeit auf ähnliche Weise, nur in einer anderen äußeren Form, als bei Herodot. Was bei Herodot „neidische Gottheit" heißt und von ihr geleistet wird, das heißt und leistet bei Froissart „der Teufel mit seinen Gesellen." Wir haben uns bei Froissart so lange aufgehalten, weil sein Werk die naive Gattung der Denkwürdigkeiten, die mit Villehardouin beginnt und von Joinville vervollkommnet ward, zur größten Vollkommenheit bringt und beendigt. Nach ihm wird die Gattung der Denkwürdigkeiten, zu welcher Villehardouin und Joinville gehören, politisch, und die eigentliche Geschichte hüllt sich auch in Frankreich noch einmal in ein lateinisches Gewand.

B. Philosophie.

Wir würden der Schulphilosophen des 13. Jahrhunderts und des scholastischen Gezänks der Thomisten und Scotisten in diesem Werke gar nicht erwähnen, wenn das Erstarren des Scholasticismus und das Positive der Schulen der Dominikaner und Franziskaner nicht schon im 13. Jahrhundert einen Idealismus eigener Art hervorgerufen hätten. Die mystische und contemplative, die schwärmerische und poetische Theologie und Philosophie des Mittelalters verhielt sich nämlich, seit der Zeit der Stiftung der Schule zu St. Victor und seit Bonaventura, zur herrschenden Schulphilosophie sowohl der Thomisten als der Scotisten gerade so, wie sich der reine Pietismus eines Arnd und Spener zu der steifen Dogmatik und Consistorialreligion des 17. und 18. Jahrhunderts verhielt. Die mystische und contemplative Lehre des 14. Jahrhunderts ist nicht blos in Beziehung auf die Bildung, sondern auch in Beziehung auf die mit der Kirchengeschichte innig verflochtene Staatsgeschichte der Zeit vorzugsweise wichtig; wir dürfen daher die Männer nicht unerwähnt lassen, von denen einige den italienischen Dichtern den philosophischen Stoff lieferten, andere überall einen heftigen Widerstand gegen die ausgeartete oder erstarrte Kirchenlehre hervorriefen. Durch den Kampf der Schulphilosophieen mit der vom heiligen Bernhard in die Kirche gebrachten Mystik und Schwärmerei, aus welcher Bonaventura eine neue Philosophie und ein System machte, ward bewirkt, daß eine Minorität der Gläubigen in der Kirche auch sogar im späteren Mittelalter die Poesie der christlichen Religion gegen die Prosa des Aristoteles in Schutz nahm. Um den Gang der Philosophie des 13. und 14. Jahrhunderts in Beziehung auf den von uns bezeichneten Zweck zu übersehen, dürfen wir nur die Schulphilosophie der Franziskaner und der Dominikaner ins Auge fassen, und dann einen Blick auf die contemplative Schule zu St. Victor und auf die platonische des Bonaventura werfen.

Die Philosophie der Schule ward nur von Franziskanern und von Dominikanern gelehrt; jeder Orden hatte eines Ordensbruders Bücher als Norm der Lehre seines Ordens anerkannt; die Dominikaner den Thomas von Aquino, ihre Philosophen nannten sich **Thomisten**; die Franziskaner den Duns Scotus, ihre Philosophen hießen **Scotisten**. **Thomas von Aquino** († 1274), aus einem Grafengeschlecht in Unteritalien, war Schüler Albert's von Köln (s. Bd. VI, S. 104 ff.), beschäftigte sich aber nicht wie dieser mit realen Wissenschaften und mit den nützlichen Künsten des bürgerlichen Lebens, sondern ganz ausschließend mit der Speculation und mit

dialektischen Spitzfindigkeiten. Er lehnte das Erzbisthum von Neapel ab, um sich einzig der Philosophie widmen zu können. Sein Hauptwerk, das noch nach Jahrhunderten als eine der größten Geistesschöpfungen gepriesen wurde, ist die „Summa der Theologie", die er jedoch nicht vollendete. Thomas, dem der Beiname doctor universalis, auch angelicus, beigelegt wird, war tief und gründlich, und sein Orden glaubte, man habe alles erlernt, was dem Menschen nöthig sei, wenn man alle seine Bücher gelesen habe. Käme es nur auf die Masse des Materials und auf die Mühe der Ueberwindung von Schwierigkeiten an, so hätte allerdings ein Philosoph mit dem Lesen der Werke des Thomas von Aquino sein ganzes Leben lang genug zu thun. Diese Werke, die noch im 18. Jahrhundert auf katholischen Universitäten stark studirt wurden, füllen in einer Ausgabe von 1572 17 Folianten, in einer anderen von 1612 18, in der Pariser Ausgabe von 1660 gar 23 Folianten und in der neuesten von 1751 bis 1760 28 Quartanten.

So wenig wir geneigt oder auch nur fähig sind, diesem großen Dialektiker und speculativen Kopf durch die Labyrinthe seiner aus Begriffen erbauten Welt zu folgen, so bewundern wir dennoch in ihm die Kraft des menschlichen Geistes, die uns in den Stand setzt, bewunderungswürdige Gebäude aus Schöpfungen des Verstandes auf dieselbe Weise zu errichten, wie sie der Dichter aus den Gebilden seiner Phantasie erschafft. Thomas war, nach dem Zeugnisse der tüchtigsten Philosophen, ein dem Aristoteles so verwandter Geist, daß er zu einer Zeit, als Aristoteles ganz mißverstanden und mißgedeutet ward, den wahren Sinn desselben besser durch angebornen Tact traf, als die in den Schulen durch schlechte Uebersetzungen bekannten arabischen und griechischen Commentatoren. Da Thomas als Grundsäule der Befestigung der Kirchenlehre durch den Aristoteles angesehen ward, so suchte ihm der Papst zum Verständniß des Aristoteles und seiner bis dahin ganz schlecht übersetzten Commentatoren zu helfen. Er gab ihm einen sehr beschränkten, aber sprachgelehrten Dominikaner, Wilhelm von Moerbeke aus Brabant, zur Seite. Dieser übersetzte den Aristoteles Wort für Wort und aus seiner Uebersetzung errieth oder, wie wir jetzt sagen, construirte sich Thomas den wahren Aristoteles. Diese Uebersetzung ward gegen 1270 verfertigt. Abgesehen von der Methode ging Thomas von der Ueberzeugung aus, daß Erkenntniß und Anschauung Gottes das höchste Ziel sei, welches durch die Vernunft allein nie völlig erreicht werden kann. Da jedoch Vernunft und Offenbarung beide der göttlichen Weisheit entstammen, können sie in ihren Ergebnissen einander nicht widerstreiten. Die Vernunftwahrheiten finden sich in den Glau-

benswahrheiten wieder; der beste Gebrauch der Vernunft besteht in der speculativen Auffassung des Glaubens und der Kirchenlehren. Einige der letzteren sind jedoch niemals auf dem Wege des Beweises zu gewinnen, wie z. B. die von der Erbsünde, der Menschwerdung des Wortes und der Auferstehung im Fleische. Ihr Inhalt ist nicht widernatürlich, jedoch übernatürlich. Gleichwohl erstaunen wir darüber, mit welcher Schärfe er die geschulte Vernunft zur Darlegung specieller Glaubenspunkte zu verwenden weiß und z. B. die Lehre vom Gnadenschatz, worauf die Ertheilung des Ablasses beruht, mit Denkformen stützt, die dem System des Aristoteles entnommen sind. Wir werden daran erinnert, wie selbst ein Dante (in seinem Werk über die Sprache) Schluß für Schluß dahin gelangt, das erste Wort, das Adam gesprochen, nämlich das Wort El (Gott) festzustellen.*) Derselbe gelehrte Mönch lieferte nachher noch mehrere andere mechanische Uebersetzungen griechischer philosophischer Schriften, die sich für uns ganz sonderbar ausnehmen.

In den Schulen der Thomisten, wo des Thomas von Aquino Schriften so gebraucht wurden, wie die Bibel in den Kirchen gebraucht wird, galt die philosophisch-theologische Wissenschaft für durch ihn erschöpft, und jeder Lehrer mußte mit des heiligen Thomas Waffen kämpfen, wenn er in den Disputationen auftrat, in welchen man mit Schlüssen und Reihen von Schlüssen kämpfte und sich streitend den höchsten Ruhm erwarb, wie die Ritter in Turnieren mit der Lanze. Daraus muß man sich erklären, daß schon im 14. Jahrhundert in den Schulen der Dominikaner auf das Einprägen von Formen und Formeln, von Fragen und möglichen Antworten Alles ankam; die Philosophie ward also Uebung des Gedächtnisses auf der einen Seite, auf der anderen technische, durch Uebung erworbene Fertigkeit im Definiren, Distinguiren und Schließen. Fertigkeit war Hauptsache, das Selbstdenken verschwand. Die Sprache des spitzfindigsten unter den Scholastikern hat übrigens eine Reinheit, die uns in Verwunderung setzt, und schon ein flüchtiger Blick auf die Werke des heiligen Thomas zeigt einen erstaunlichen Reichthum an Materialien und eine ganze Welt von Begriffen, von denen immer einer aus dem anderen entwickelt wird. Wir finden bei ihm Unterscheidungen an Unterscheidungen gereiht, Bestimmungen auf Bestimmungen gehäuft, Fragen an Fragen geknüpft. Der Philosoph schürzt einen Knoten nach dem anderen bei Dingen, wo der einfache Sinn durchaus keine Schwierigkeit wahrnimmt, er versetzt uns in eine ganz

*) Hierzu paßte es freilich im Sinne des symbolisirenden Mittelalters vortrefflich, daß der letzte Ausspruch des Erlösers mit demselben Worte (Eli) beginnt.

eigene Welt, die nur für die Schule existirt und mit der übrigen Welt gar keine Verbindung hat. Weil diese Schulwelt sich und andere damit ängstigte, Knoten an Binsen zu suchen und den Ungeübten durch Disputiren in Verlegenheit zu setzen, so hat Thomas seinen Schülern einen ungeheuren Vorrath von Fragen hinterlassen, die sie nur dem Gedächtniß einprägen durften, um Gegner in Verlegenheit bringen zu können. Er hat eine Menge von Antworten bereitet, damit seine Schüler nie eine schuldig bleiben dürfen. Man rühmt, daß man bei ihm 3000 Fragen über streitige Punkte und 15,000 Argumente wie in einem Arsenal zusammen gehäuft finde. Das Denkformensystem des Aristoteles, welches dieser Schule zur Stütze dient, erhielt bei den Dominikanern allmählich ein ganz ähnliches kanonisches Ansehen, wie die Lehren der Kirchenväter, oder wie bei den Juristen das Gesetzbuch Justinian's.

Das Haupt der Schule der Franziskaner, Dunstan oder Duns, von seinem Vaterlande Scotus (der Schotte) genannt, ist uns aus eigener Ansicht weniger bekannt, als Thomas; er soll aber noch reicher an Spitzfindigkeiten, an Distinctionen, Definitionen, Fragen und Antworten sein, als Thomas. Man gab ihm daher auch den Namen des subtilen Lehrers (doctor subtilis); seine Sprache ist aber von der Art, daß jeder, der gutes Latein gelesen hat, davor zurückschaudert, und daß alle deutschen Schulen, an denen Scotisten lehrten, zu eben der Zeit ganz barbarisch wurden, als man in Italien die alten Klassiker wieder zu lesen und ihren Stil nachzuahmen begann (Duns Scotus starb 1308 zu Köln); er lehrte vornehmlich in Paris. Er hat etwas weniger geschrieben als Thomas; doch füllen seine in einem Latein, welches originell barbarisch ist, geschriebenen Werke in der Lyoner Ausgabe von 1639 zwölf starke Folianten. Er förderte den geistigen Fortschritt, indem er zwischen dem Wissen und Glauben die Grenze schärfer zog und auch platonischen Vorstellungen Zugang gewährte; er verdankte aber seinen Ruhm besonders seiner Fertigkeit in dialektischen Künsten, welche ihn in den Stand setzten, den rüstigen Kämpfern, die sich in den Hörsälen Schlachten lieferten, wie Ritter im Felde, große Waffenvorräthe von Spitzfindigkeiten zu liefern. Die Kämpfe der Thomisten und Scotisten, an denen die ganze Welt, mochte sie etwas davon verstehen oder nicht, damals ebenso Antheil nahm, wie in Deutschland im 18. Jahrhundert Jedermann an den Streitigkeiten der philosophischen Schulen Theil nahm, betrafen Dinge, über welche sich ohne Ende streiten ließ. Die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria war es besonders, welche in den täglichen öffentlichen Disputationen von rüstigen Kämpfern verfochten ward. Man leitet gewöhnlich von Duns Scotus die Ein-

richtung her, daß an der Pariser Universität in jeder Woche an einem bestimmten Tage den ganzen Tag hindurch ein Scotist als Vertheidiger der scotistischen Theorie der unbefleckten Empfängniß Mariä zum Streit bereit stehen mußte. Die Einrichtung dieser fortdauernden Disputationen rührt indessen nicht von Scotus, sondern von Franz de Mayronis, einem seiner Schüler, her, der um 1325 starb. Dieser war der Erste unter den Franciscanern, der die Sitte begann, an einem bestimmten Tage in der Sorbonne den ganzen Tag ohne Essen und Trinken da zu stehen, um jedem, welcher Lust zum Disputiren hatte, und deren waren nicht wenige, Antwort geben zu können. Als ein Denker, der den Uebergang zur Erneuerung des Nominalismus (s. V, S. 220) machte und in die religiös-politischen Kämpfe der Zeit mit Kühnheit eingriff, ist hier der Franciscaner Wilhelm von Occam, ein Schüler des Duns Scotus, zu erwähnen, den wir oben unter den Vertheidigern Kaiser Ludwig's IV. genannt haben; er starb zu München während der letzten Regierungszeit dieses Kaisers.

Die Philosophie des Disputirens und Spaltens der Begriffe, die Theologie der positiven, dem Gemüthlichen und Beschaulichen feindseligen Lehrer, deren Aristotelische Weisheit von Petrus Lombardus, dem magister sententiarum oder Meister entscheidender Aussprüche, christlich abgerundet war, ward seit Abälard's und Roscelin's Zeiten von den rein contemplativen Gemüthern verschiedener geistlichen Orden ganz im Stillen bekämpft. Diese Bekämpfung der Schultheologie ging zuerst von einem Mystiker Othlo aus, erhielt aber mehr Bedeutung dadurch, daß sich der heilige Bernhard, den man oft den letzten Kirchenvater nennt, den Spitzfindigkeiten dialektischer Klopffechter widersetzte. Dieser Heilige wird daher auch von Otto von Freisingen wegen Mangels an Kritik und Philosophie und von Luther wegen seiner Vernachlässigung der gelehrten Schrifterklärung und seiner Ueberzeugung, daß der Geist der Schrift allein lebendig, der Wortsinn aber todt sei, hart getadelt. Otto von Freisingen sagt: „Der heilige Mann hatte einen so gewaltigen Feuereifer für die christliche Lehre, und die Demuth, die er sich zur Gewohnheit gemacht hatte, machte ihn so leichtgläubig, daß er jeden Lehrer, welcher Gewicht auf menschliche Beweisgründe legte und der irdischen Weisheit einen Werth gab, verabscheute und von allen denkenden Männern, die man ihm als irrgläubig schilderte, gern glaubte, daß sie wirklich Ketzer wären." Luther sagt: „Der heilige Bernhard war ein Mann von großem, herrlichem Gemüth, ich möchte ihn fast allen älteren und neueren kirchlichen Schriftstellern vorziehen; aber man sehe einmal, wie er mit der heiligen Schrift und

ihrem sogenannten geistlichen Sinn sein Spiel treibt und sich vom Wahren entfernt!"

Die schwärmende Lehre des heiligen Bernhard ward nach ihm mit der Dialektik in Verbindung gebracht und es bildete sich eine Art von christlichem Platonismus oder Neuplatonismus dem Aristotelismus gegenüber. Diese neue Lehre der Spiritualisten hatte eine praktisch-biblische und eine poetisch-schwärmende Seite. Die erstere erhielt an der Universität von Paris, wo sie im Kloster St. Victor geübt und gelehrt ward, ein großes Ansehen. Drei Lehrer der Schule von St. Victor scheinen uns noch in gegenwärtiger Zeit der Aufmerksamkeit würdig, wenn gleich Vieles in ihren Schriften unserer, dem beschaulichen Leben entfremdeten Zeit nicht mehr angemessen ist. Die ausgezeichnetsten Verkündiger dieser nachher in den Niederlanden und an vielen Orten Deutschlands mit Enthusiasmus aufgenommenen praktischen und beschaulichen Religionslehre, zu der sich auch Thomas a Kempis und Tauler bekannten, waren Hugo, Richard und Walter von Sct. Victor.

Von ganz anderer Art war die mystische Philosophie des berühmten Aristotelikers, der als Schüler des Alexander von Hales (welcher um 1245 starb) und als Mitschüler des dunkeln Johann Duns Scotus in der Wissenschaft der herrschenden Schulen eben so groß, als reich an wahrer Begeisterung und platonischer Schöpfungskraft war. Die Dialektiker beugten sich vor ihm, wie die gemüthlichen Schwärmer und die von romantischer Liebe dichtenden ritterlichen Sänger. Man nannte ihn in den Schulen nicht mit Unrecht den Lehrer der Weisheit der Engel (doctor seraphicus). Bonaventura gab dem Christenthum die philosophisch-poetische Form, die wir in Dante's großem Gedichte bewundern und durch welche die Glaubenslehre auch denen empfohlen wird, denen der populäre Begriff von göttlicher Offenbarung zu sinnlich und craß ist. Arabische Dichter hatten, wie wir schon oben berichteten, den Islâm ebenfalls in ein mystisches Gewand gehüllt. Die ganze indische Weisheit ist von dieser Art; eine Gattung von persischen Dichtern, die man Sofis nennt, beschäftigte sich ganz ausschließend mit Religionsphilosophie. Wir glauben sogar, daß Bonaventura, der, wie alle Philosophen seiner Zeit, die arabischen Commentatoren des Aristoteles studiren mußte, durch die arabische Theosophie zu seiner Idealphilosophie geleitet ward. Wer dies genauer wissen will, hat nicht nöthig, arabische Schriftsteller zur Hand zu nehmen, er darf nur in Herbelot's orientalischer Bibliothek den Artikel Akl oder Aklen, Verstand, Erkenntniß, zur Hand nehmen, er findet dort einen Auszug aus dem „Buch der Erkenntniß."

Bonaventura stand übrigens in der Kirche in eben dem Ansehen, als Thomas von Aquino, mit dem er in einem Jahre starb (1274 zu Lyon, während der Kirchenversammlung); auch er hatte ein ihm vom Papst angebotenes Bisthum, das von York, abgelehnt. Seine Werke füllen in der römischen Ausgabe von 1588 acht Folianten, in der venetianischen von 1751 dreizehn Bände in Quarto. Die ersten sechs Bände enthalten Predigten und die gewöhnliche Schulphilosophie. Beim siebenten und achten müssen wir einen Augenblick verweilen, um anzudeuten, wie er und die größten Männer Italiens bis ins 16. Jahrhundert die Volksreligion für sich und für Ihresgleichen vergeistigten und den Volksglauben schonten, weil sie daran verzweifelten, die Menge je zu sich erheben zu können. Wir dürfen hier schon der Kürze wegen in eine Analyse der in den beiden Bänden enthaltenen Schriften nicht eingehen und können noch weniger philosophisch für Philosophen darüber urtheilen, sondern wollen nur als Dilettant für Dilettanten angeben, wie uns Bonaventura in diesen Bänden erschienen ist. Es schien uns, als wenn seine tieffühlende, mit großem poetischem Talent begabte Seele durch die schwere Kunst der Dialektik der Zeit, durch die spitzfindigen Uebungen der Schule und durch die Klopffechterei der Disputationen gestählt, dort versuche, was sie aus sich selbst durch sich selbst erzeugen könne. Bonaventura erhebt sich von Zeit zu Zeit nicht sowohl denkend, als innerlich seine eigene Wesenheit schauend über alles, was endlich und irdisch ist. Was die Form angeht, so sucht er nicht, wie die Latinisten seiner Zeit, ängstlich einen klassischen Ausdruck; aber wer Sinn dafür hat, wird leicht merken, daß er sich mit poetischer Gewalt einer für ihn passenden Latinität meisterhaft bemächtigt. Wenn er vom Versinken der Seele in ihr ursprüngliches Wesen oder von tiefer philosophischer Selbstbetrachtung redet, können unsere Zeitgenossen vielleicht zaudern, ihm zu folgen; aber bewundern muß ihn jeder und in Beziehung auf das Mittelalter wird auch jeder wünschen, daß die essenden, trinkenden und singenden Mönche seinem Rathe gefolgt wären. Dies bezieht sich auf Bonaventura's Büchlein vom Fortschreiten der Klostergeistlichen in der Gotteserkenntniß, besonders auf eine Stelle (Antwerper Handausgabe S. 339), die er überschrieben hat: „Vom siebenfachen Stoff zum Lobe Gottes."

Wer übrigens nicht Lust oder Zeit hat, größere Schriften dieses außerordentlichen Mannes zu lesen, darf nur sein Buch von der Reise der Seele zu Gott in die Hand nehmen und ihn eine Zeit lang auf dieser Reise begleiten. Er geht in dem Buche von dem Satze aus, den unsere Zeit vielleicht pantheistisch nennen würde: daß die Gottheit und ihre Weisheit eigentlich in jeder erworbenen Kenntniß, in jedem an=

geschauten Wesen ergriffen werde, daß also alles wahre Wissen eine Gotteserkenntniß sei. Der erleuchtende Weg, den Gott dem Menschen gebahnt habe, sei so breit, daß jede Empfindung, die nicht bloß äußerlich sei, die Gottheit in die Seele des Menschen bringe oder vielmehr die in ihr ruhende Gottheit wecke. Alle Empfindung und Vorstellung im Weltall sei geheimnißvoll gebunden, der Schlüssel des Alles umschlingenden Bandes seien die heiligen Zahlen der Drei und der Sieben. Das ganze Räthsel der endlichen und unendlichen Existenz liege in der doppelten Drei und der hinzutretenden Einheit. Das niedere Leben habe nämlich drei Stufen, das höhere ebenfalls; die siebente Zahl, welche die doppelte Drei verbinde, habe in der menschlichen Sprache keinen Namen und keinen entsprechenden Zustand mehr, weil sie in Gott sei. Alle menschlichen Erkenntnisse werden von ihm auf diese Weise gleich dem Leben dreifach getheilt und dabei Gebrauch von der Schrift gemacht. Auch die Schrift hat nach ihm einen dreifachen Sinn, einen Wortsinn, einen mystischen oder geistlichen, einen moralischen und anagogischen, d. h. zu Gott hinanführenden; und aus diesem dreifachen Sinn entspringt eine dreifache Ordnung der Lehre. Die erste Ordnung der Lehre betrifft Christi ewige Zeugung aus Gott und seine Menschwerdung, die andere die Ordnung des menschlichen Lebens, die dritte die Einigung der Seele mit Gott.

2. Entstehung der Bildung der neueren Zeit in Italien; Umgestaltung der Litteratur des Mittelalters durch Erneuerung des Studiums der alten klassischen Schriftsteller.

A. Bildung und Litteratur Italiens bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts.

Wir setzen voraus, daß die Leser dieses Werkes aus dem politischen Theil der Geschichte mit den Ursachen des früheren Aufblühens des ganzen civilisirten Lebens, wie es im Alterthum war und wie es sich in den letzten drei Jahrhunderten in Europa gestaltet hat, in den italienischen Staaten des Mittelalters hinreichend bekannt sind; wir können uns daher hier darauf beschränken, die litterarischen Erscheinungen hervorzuheben, in denen sich die stufenweise Entwickelung offenbart. Wir glauben zu bemerken, daß abgesehen von der lyrischen Dichtung die Gesammtbildung eine Frucht des in Italien früher als in anderen Gegenden entwickelten kirchlichen und bürgerlichen Lebens war. Das kirchliche Leben rief Musik und Baukunst, das bürgerliche alles das hervor, was mit den Gewerben, der Schiffahrt, dem Handel, der Politik und den diplomatischen Künsten in Verbindung stand. Dazu kommt, daß man die Ueberreste des Alterthums in der Nähe

hatte, daß die Unterrichtsthätigkeit nie völlig unterbrochen war und daß die Richtung zum Schönen und Geschmackvollen im Allgemeinen durch die Landesnatur begünstigt wurde. Diese Sätze im Einzelnen weiter auszuführen, erlaubt die Beschaffenheit dieses Werkes nicht; wir wollen daher nur einfach einen historischen Faden angeben, an welchen man die Erscheinungen und die Wirkungen der italienischen Civilisation diesseits und jenseits der Alpen reihen kann.

Musik und Kirchengesang wurden offenbar schon zu Karl's des Großen Zeiten von Italien aus nach Deutschland gebracht. Im 11. Jahrhundert schon erwarben sich Michael und Guido, Mönche des Klosters Pomposa, große Verdienste um die neuere Musik, wenn sie auch das Solfiren nicht selbständig erfanden, sondern vielleicht in Spanien lernten (s. V, S. 48). Die Heilkunst wurde ebenfalls schon im 11. und 12. Jahrhundert in Italien mit demselben Glück, wie in Montpellier, betrieben und die Schule von Salerno, welche Stadt mitunter als Civitas Hippocratica (Stadt des Hippokrates) bezeichnet wurde, war durch ihre in Denk- oder lateinischen Knittelversen abgefaßte Diätetik berühmt, die sie dem Herzog Robert von der Normandie überreichte, als er auf der Rückkehr vom Kreuzzuge nach Salerno kam (doch streitet man, ob er wirklich der rex Anglorum war, an den die Denkverse gerichtet sind). Wie das medicinische Studium in Unteritalien blühte, so das römische Recht in Bologna. Irnerius oder Werner (V,200, 326), Martin Gosias und Bulgarus, Johann Bosianus, Azzo, dem im 13. Jahrhundert Accursius und Odofredus folgten, sind unter dem Namen der Glossatoren ebenso berühmt, als einige derselben durch Gemeinheit, durch Habsucht und durch ihr barbarisches Küchenlatein berüchtigt sind. Ein Gelehrter des 15. Jahrhunderts (Laurentius Valla) sagt daher mit Recht, es sei sehr zu bedauern, daß ein Bartolus, Baldus, Accursius und andere Gänseriche an die Stelle der römischen Schwäne des Rechts, nämlich der Sulpicius, Scävola, Paullus und Ulpianus getreten seien. Bartolus und Baldus, die Juristen der grausamsten Visconti, lebten später, obgleich sie hier neben den Glossatoren erwähnt werden. Sie gründeten im 14. Jahrhundert eine neue Schule barbarischer Juristen, die nicht mehr Worterklärer (Glossatoren) sein wollten, sondern die Künste der Scholastiker auf das Recht anwandten.

Auch die realen Wissenschaften, die zur Schiffahrt und zu den wieder erwachenden Künsten des Lebens nothwendig waren, wurden schon im 12. und 13. Jahrhundert in Italien lebhaft getrieben. Man nennt uns einen Mönch Constantinus, der schon zu Robert Guiscard's Zeit seine Zeitgenossen durch geometrische Figuren, durch arith-



metische Fertigkeit und durch einige physikalische Kenntnisse so in Erstaunen setzte, daß er in Gefahr kam, als Hexenmeister verurtheilt zu werden. Wir werden indessen das Resultat der Bemühungen aller früheren Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, welche das Gewerbe und die Künste des bürgerlichen Lebens angehen, weiter unten angeben, wenn von den Fortschritten die Rede sein wird, welche Kunst und Wissenschaft im 14. Jahrhundert in Italien machten. Wir übergehen daher auch alles das, was von den Leistungen eines Gerhard von Cremona, aus welchem Andere einen Spanier von Carmona machen, der am Ende des 12. Jahrhunderts lebte, in Beziehung auf die realen Wissenschaften erzählt wird.

Wir können uns übrigens, wenn wir die vorhergehenden Notizen und den blühenden, wiewohl auch ganz anarchischen Zustand von Italien im 13. Jahrhundert als bekannt voraussetzen dürfen, nicht wundern, daß in ganz Ober- und Mittelitalien am Anfange des 14. Jahrhunderts schon das Studium des positiven geistlichen und weltlichen Rechts, die Poesie, die schönen Wissenschaften, d. h. alles, was man in jener Zeit Grammatik nannte, mit unglaublichem Eifer getrieben ward. Mag es immerhin etwas übertrieben sein, daß in Bologna allein sich über 10,000 Studirende gesammelt haben sollen, wir wissen doch, daß gleichzeitig auch in Parma, Pisa, Padua, Vicenza, Modena die schönen Wissenschaften unter großem Zulauf gelehrt wurden und daß Friedrich II., als er eine Rechtsschule in Neapel gründete und den Besuch von Bologna verbot, doch die grammatischen Studien ausnahm. Wie groß die Zahl derer war, die sich Schulbildung verschaffen mußten, geht daraus hervor, daß eine Chronik, deren Statistik wir übrigens nicht verbürgen, 200 Rechtsgelehrte (judices), 400 Stadtnotare, 600 kaiserliche Notare, 200 Aerzte und 80 Lehrer an höheren Schulen in Mailand aufzählt. Papst Innocenz III. und sein gelehrter Kardinallegat Robert Courçon bemühten sich rühmlich in der Wissenschaft; der Papst und die Leute, die er in seiner Kanzlei gebrauchte, schrieben reines und gutes Latein und der Kardinallegat nahm den größten Antheil an den Händeln über den Aristoteles. Innocenz III. war es, der Friedrich II. so erziehen ließ, daß er der arabischen, deutschen und lateinischen Sprache und des neapolitanischen Dialektes oder eigentlich des sicilianischen, aus dem sich der toscanische bildete und der Wissenschaften seiner Zeit gleich mächtig ward. Ihm war dann sein Kanzler Peter a Vineis Freund und Genosse der Studien, wie Robert Courçon dem Papste. Beide glänzten unter den provençalischen und limousinischen Dichtern, welche Friedrich um sich versammelte. Friedrich II. versuchte sich in den verschiedenen Dichtarten, hatte aber nach den Proben, die

uns übrig sind, mehr die prosaischen Eigenschaften seines grausamen Vaters, als die poetische Heldenseele seines Großvaters. Er hatte nicht einmal die Anlagen seines Kanzlers, dessen Gedichte sich unter den seinigen finden.

Wenn wir bedenken, daß Thomas von Aquino und Bonaventura gegen das Ende des 13. Jahrhunderts in Italien von anderen Philosophen studirt wurden, so werden wir uns nicht wundern, daß bei den ewigen Kämpfen der Parteien in den Städten um Herrschaft und in der Kirche darüber, ob die kaiserliche oder die päpstliche Theologie die echt christliche sei, eine kühne Himmelstürmerei sich neben finsterem Aberglauben erhob. Dazu trug die Bekanntwerdung des eigentlichen Sinnes des Aristoteles, dem Alle nachbeteten, nicht wenig bei. Wir glauben nicht, daß Friedrich, wie man sagt, den ganzen Aristoteles unmittelbar aus dem Griechischen übersetzen ließ, wissen aber gewiß, daß Bartholomäus von Messina die Moral (Ethik) des griechischen Philosophen zwar nicht gut, aber doch richtig übersetzte.

Jene kühne Philosophie um Dante's Zeit, welche weder Gott noch Menschen scheute und nach Dante's Darstellung die Hölle verachtete, sei, glaubt er, Hunderten der größten Männer seiner Zeit eigen. Als er nämlich in der Abtheilung der Hölle, wo alle kühnen Zweifler in feurigen Gräbern ruhen, den edlen Farinata fragt, wer noch außer ihm dort sei, so antwortet dieser:

> Mit mehr als tausend liege ich hier. Hier liegt der zweite Friedrich und des Papstes Kardinal (Ubaldini, der für einen Anhänger der epikuräischen Philosophie galt). Von den Anderen schweig' ich.

Vorher sagt er, daß Farinata auch gequält sich um die Hölle nicht kümmere. Es heißt:

> Er richtete sich empor, so daß aufgerichtet sein Haupt und seine Brust war, als hätte er die Hölle in großer Verachtung.

Noch unbekümmerter um die Hölle der Theologen zeigt sich Cavalcante Cavalcanti, der Vater des Guido Cavalcanti, des Freundes und Altersgenossen von Dante (Hölle, Ges. X).

Die politischen, geographischen, mathematischen, astronomischen Wissenschaften wurden im 13. Jahrhundert besonders in Beziehung auf Astrologie, Schiffahrt, Handel und Oekonomie betrieben; wir dürfen aber alles dessen, was sich blos auf das äußere Leben bezieht, in dieser kurzen Uebersicht der Fortschritte der Civilisation in Italien nur kurz erwähnen. Wir übergehen daher die Uebersetzung des Euklid, welche, so schlecht sie war, doch im 12. Jahrhundert Epoche machte, mag sie nun Campanus von Novara oder Adelard verfertigt haben. Auch die Verdienste, welche sich Fibonacci um die mathematischen Studien erwarb, müssen wir den Mathematikern zu würdigen über-

lassen. Nur das Eine dürfen wir nicht übergehen, daß Fibonacci das System unserer Zahlziffern und unserer Art, den Werth der Ziffern durch ihre Stellen zu bezeichnen, die schon Gerbert (Sylvester II.) von den Arabern angenommen haben soll (V, 44, 46), in Italien herrschend machte. Der Mann wird von den italienischen Mathematikern unserer Zeit als so wichtig betrachtet, daß zuerst Cossati in den zwei Quartbänden der Geschichte der Einführung der Algebra in Italien und dann Libri in seiner 1838 erschienenen Geschichte der mathematischen Wissenschaften in Italien von seinen Büchern sehr ausführlich gehandelt haben.

Die Poesie und die Geschichte wurden schon im 13. Jahrhundert in der sich aus dem sicilianischen Dialekt bildenden toscanischen Sprache mit Glück betrieben; doch las man mit gleichem Vergnügen die Dichter, welche in provençalischer und limousinischer Sprache sangen, als die toscanischen Dichter. Der Mantuaner Sordello, der eine Zeit lang am Hofe des grausamen Ezzelin von Romano lebte und dessen italienischer Patriotismus bei Dante auch noch im Purgatorium durch das einzige Wort „Mantua" geweckt wird, war Provençaldichter und ist uns durch elf Gedichte, die sich in der berühmten Estensischen Sammlung der Provençaldichter finden, bekannt, weit bekannter aber durch die Verse Dante's im sechsten Gesang des Purgatoriums, wo es heißt:

> Aber schau dort jenen Schatten, der allein und gesondert von Anderen auf uns blickt, der wird den kürzesten Weg uns zeigen. Wir kamen zu ihm. O lombardischer Schatten, wie standest du so stolz da und schautest verachtend auf uns! Wie war deiner Augen Bewegung so langsam, voll Würde! Er redete uns nicht an, er ließ uns vorbeigehen, auf uns blickend wie ein Löwe, der ausruht. Virgil nahete sich ihm und bat ihn, daß er uns zeige, wo man am leichtesten hinauf gehe. Doch der Schatten erwiderte nicht auf seine Frage, sondern fragte nach dem Lande, wo wir gelebet, und mein theurer Führer begann: Mantua — Der Schatten, in sich mächtig erreget, sprang auf, stürzte auf ihn zu von dem Orte her, wo er gestanden, und rief: „O Mantuaner, ich bin Sordello, dein Landsmann", und Einer umschlang mit seinen Armen den Anderen.

Wir könnten noch eine ganze Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Dialekten Italiens anführen, wollen aber der Kürze wegen nur die drei nennen, welche vor Dante eben so rein toscanisch, eben so philosophisch gesungen haben, als Dante, nämlich Guittone, welcher weniger bekannt ist, Guido Guinicelli und Guido Cavalcanti, welche sehr berühmt sind. Guido Guinicelli wird von Dante als Sänger idealischer Liebe, das heißt der Venus Urania, nicht der cyprischen Göttin, in seinem Büchlein von der Dichtung in toscanischer Sprache (de vulgari eloquio) durch zwei aus ihm an-

geführte Verse besonders ausgezeichnet. Die Worte sind: „Die Liebe war nicht, bis edle Herzen entstanden, und der Menschheit edleres Wesen war nicht, ehe die Liebe geworden." Darum begrüßt Dante im Purgatorium Guido Guinicelli's Schatten so freundlich und ruft ihm zu:

Deine lieblichen Lieder (detti vostri) werden, so lange toscanisch man redet, theuer und werth machen die Feder, die sie geschrieben.

Was die Geschichtschreibung in italienischer Sprache angeht, so nennt man oft Matteo Spinelli als den Ersten, der angefangen habe, die Geschichte als bildende Lehre in der Landessprache dem Volke, nicht lateinisch den Gelehrten zu erzählen; allein das ist irrig. Ricordano Malespini, dessen Erzählung Villani, der ausführlichste der Geschichtschreiber des folgenden Jahrhunderts, oft Wort für Wort in sein Werk aufgenommen hat, schrieb früher als Spinelli. Schon Ricordano Malespini behandelt die Geschichte nicht mehr als Sammlung von Notizen, sondern als Mittel zur Volksbildung. Er schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz bis zum Jahre 1281. Sein Neffe Giacchetto setzte sie fort bis zum Jahre 1286. Er ist in der früheren Geschichte unabsichtlich, wie Villani absichtlich, weil er die Florentiner unterhalten will, voll Märchen, die allerliebst erzählt werden. Er berichtet viel von Adam, und weiß, wie lang die Zeit war zwischen diesem und dem König Ninus (Nimrod). Er berichtet, wie Apollo der Astrologe die Erbauung von Fiesole veranlaßt habe.

Ganz besonders blühten im dreizehnten Jahrhundert grammatische und rhetorische Studien, welche Friedrich's Kanzler, Peter von Vinea, eifrig förderte, und welche in den unzähligen großen und kleinen freien Städten und von den kleinen Tyrannen vorzugsweise gepflegt wurden, weil jedermann sich zu Staatsgeschäften drängte, die man nicht führen konnte, ohne Stilist zu sein. Die Lehrer der Rhetorik verbanden oft einen encyklopädischen Unterricht in allen realen und spekulativen Wissenschaften ihrer Zeit mit der Anweisung zur Rhetorik und Aesthetik, oder sie verfaßten doch Bücher, in denen das ganze Wissen ihrer Zeit, welches sich damals noch leicht übersehen ließ, zusammengedrängt war. Ein solches Werk verfaßte im 13. Jahrhundert diesseits der Alpen der von uns schon genannte Vincent von Beauvais ziemlich geistlos, aber fleißig und ausführlich. Er nannte die drei ungeheuren Folianten, in welche er Naturwissenschaften, moralische und speculative Wissenschaften und endlich das historische Wissen zusammendrängte, Spiegel.

Mit mehr Geist, Philosophie und Poesie schrieb Dante's Lehrer, Brunetto Latini, eine ähnliche Encyklopädie oder eigentlich zwei, eine ausführliche, die er als vollständige Sammlung (thesaurus

thesaurorum), und eine andere, die er als kurze Sammlung alles Wissenswürdigen (tesoretto) bezeichnete. Das erstgenannte Werk ist durch sonderbare Fügung der Umstände in der altfranzösischen, damals in Italien als Dichter- und oft als Hofsprache geltenden Sprache geschrieben, weil Brunetto zuerst bis 1260 in Florenz lehrte, dann, als Manfred dorthin kam, nach Paris ging, daselbst bis 1284 lehrte, dann zurückkehrte und bis 1295 wieder Lehrer in Florenz war. Wie wichtig der trésor für das 14. Jahrhundert war, sieht man aus der großen Zahl von Handschriften desselben, die sich auf den Bibliotheken finden. Die beste ist in Genf, in Paris allein sind zwölf. Das Buch ist auch gedruckt, am besten Venedig 1533; alle Ausgaben sind aber sehr selten.

Brunetto Latini hat sein ganzes Werk in drei große Abtheilungen getheilt, welche wieder in Bücher getheilt sind. Der erste Theil hat deren fünf. Das erste Buch desselben enthält die Geschichte des alten Testaments, das zweite die des neuen Testaments und die ganze Weltgeschichte bis auf Brunetto's Zeit. Es handelt ferner von den Elementen und vom Himmel. Das dritte Buch lehrt Geographie, das vierte und fünfte Naturgeschichte. Diese letzten Bücher, sagt er, habe er aus Plinius und Solinus genommen. Die zweite Abtheilung zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste als sechstes Buch zu den vorhergehenden fünf die Ethik des Aristoteles und das zweite als siebentes eine Abhandlung von Tugenden und Lastern enthält. Die dritte Abtheilung hat wieder zwei Bücher. Das erste gibt eine Anweisung zur Redekunst nach Cicero und Aristoteles. Das zweite handelt von der Regierungskunst, und dabei wird vom Plato fleißig Gebrauch gemacht. Wie bedeutend dieser Mann als Lehrer seiner Zeit war, lernen wir von Dante, der mit vollendeter Dichterfähigkeit ein tiefes, zusammenhängendes allgemeines Wissen verband; denn dieser bekennt dankbar, daß er seine Wissenschaft dem Brunetto Latini verdanke; auch spricht ihm Brunetto noch beim Abschiede die Ueberzeugung aus, daß er in dem „tesoro" fortleben werde. Villani im neunten Kapitel des achten Buches seiner Florentinischen Geschichten gibt ihm zuerst ein herrliches Lob, und fügt dann hinzu, er habe Brunetto's erwähnt, weil dieser der erste Lehrer gewesen sei, der die Florentiner civilisirt (il primo a degrossare i Fiorentini), und sie gelehrt habe, wie sie es anzufangen hätten, um schön zu reden und ihren Staat nach richtigen politischen Grundsätzen zu verwalten.

Dante, wie er im fünfzehnten Gesang der Hölle mit Brunetto zusammentrifft, bietet Alles auf, um Ehrfurcht und Dankbarkeit auszudrücken. Er bedauert, daß er etwas höher gehen muß, als sein verehrter Lehrer, um nicht im glühenden Sande zu gehen, und sagt:

Ich wagte nicht, mich zu entfernen vom erhöhten Wege und neben ihm zu wandeln; aber ich hielt gesenket mein Haupt, wie ein Mann, der erfüllt von tiefer Ehrfurcht einhergeht.

Er schließt das Gespräch mit ihm mit den Worten:

Wäre erfüllt mein heißes Gebet, dann wäret ihr noch nicht aus dem Leben im Leibe vertrieben; denn fest ist in meiner Seele geheftet und erfüllet mich jetzo mit Wehmuth euer gutes, mir theueres Bild, wie ihr von Stunde zu Stunde mich väterlich lehrtet, wie der Mensch sich verewigt.

Einiger anderen Männer, welche in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Revolution der ganzen Litteratur vorbereiteten, die im 14. Jahrhundert aus Italien über ganz Europa verbreitet ward, wollen wir der Ordnung und des Zusammenhangs wegen erst weiter unten erwähnen, wenn wir im nächsten Bande der italienischen Bildung der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gedenken, da wir uns hier auf die erste beschränken müssen.

B. Entwickelung der neueren Bildung in Italien im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts.

Der Reichthum der italienischen Litteratur des 14. Jahrhunderts, der innige Zusammenhang derselben mit der Litteratur des 15. Jahrhunderts und dadurch mit der Zerstreuung des Dunkels, welches die Hierarchie und der Feudalismus über ganz Europa verbreitet hatten, nöthigt uns, die vollständige Angabe der bedeutendsten litterarischen Arbeiten der Italiener des 14. Jahrhunderts mit der Uebersicht der Bildung des 15. im 7. Bande dieses Werkes zu verbinden; wir wollen indessen die Einleitung dazu hier vorausschicken. Wir fügen in dieser Absicht hier zuerst einige äußere, der Entwickelung der italienischen Bildung günstige Umstände bei, und gehen dann zu der welthistorischen Bedeutung von Dante's Werken über, weil durch ihre Erscheinung für ganz Europa ein neuer Tag anbrach. Die Hauptursache der Blüthe der schönen Wissenschaften in Italien war, daß die Regierungen, die in unseren Tagen oft aller freien Bewegung des Geistes, allem höheren Streben, allem Spiele der Phantasie oder der reinen Vernunft feindlich sind, und nur materielle Interessen und solche Wissenschaften begünstigen, die sich unmittelbar auf das äußere Leben beziehen, damals vorzugsweise freie Kunst begünstigten, daß die Fürsten, die gegenwärtig entweder allem Wissen feindlich gesinnt sind oder sich dem Wahn hingeben, daß sie Wissenschaft und Kunst schaffen könnten wie Lustschlösser, damals einem ganz entgegengesetzten System folgten. Es war damals politisch klug, Kunst und Wissenschaft zu hegen; es gehörte ein Kreis von Künstlern und Gelehrten zum Glanz jedes kleinen Hofes und jeder freien Stadt. Gelehrte, Künstler und Dichter zogen oft von einer Stadt zur anderen, aber selbst ihre Eifer-

sucht und ihr Neid ward Sporn und Antrieb und war Ursache von Leben und Bewegung. Jeder Ort hatte einen ausgezeichneten Mann, mit dem er dem anderen gegenüber prahlte. Welchen Wetteifer dieses erwecken mußte, und wie viele Menschen sich vermöge der angeführten Umstände in einem freien, wenn auch mitunter anarchisch oder despotisch tyrannisirten Lande mit rein geistigen Studien beschäftigen konnten, wird aus der bloßen Aufzählung der Orte hervorgehen, wo die freien Studien entweder zu einer und derselben Zeit oder auch zu verschiedenen Zeiten Schutz fanden.

In Mailand schützten sowohl die Torre als nach ihrer Vertreibung die Visconti Wissenschaft, Kunst und Studium des Alterthums, auch dann, wenn sie ihre Mitbürger grausam mißhandelten. Wir müssen daher im folgenden Jahrhundert sehr oft auf die Visconti zurückkommen. Seit Azzo VIII. schützten die Herrscher von Ferrara aus dem Hause Este ebenfalls jede freie Kunst, und diesem Hause gehorchten auch Modena, Rovigo, Reggio. Die Scotti in Piacenza, die Fisiraga in Lodi, die Rusca in Como, die Langoschi in Pavia, die Avocati in Vercelli, die Brussati in Novara, die Maggi in Brescia, die Correggeschi in Parma, die Scaligeri oder della Scala in Verona, die Bonacossi in Mantua und auch die Grafen von Montferrat wandten große Summen an, um als Begünstiger der Poesie oder der Wissenschaften im oberen Italien zu glänzen. Im Kirchenstaat wetteiferten mit den genannten herrschenden Familien die Polenta in Ravenna, die Ordelaffi in Forli, die Malatesta in Rimini. Die Geschichte der mächtigen Republik Bologna dreht sich fast ganz um die Geschichte der von vielen Tausenden aus ganz Europa besuchten Universität. Der äußeren Feinde erwehrte sich die Stadt leicht; ihre inneren Streitigkeiten führten das Aufblühen der Universität zu Padua auf ähnliche Weise herbei, wie im folgenden Jahrhundert die inneren Streitigkeiten der Universität Prag die Gründung von Leipzig veranlaßten. Was nämlich die äußere Gewalt angeht, so gerieth Friedrich von Oestreich 1303, als er mit seinen Reisigen in der Stadt lag, mit dem Rector in Streit; die Professoren und Studenten griffen darauf zu den Waffen, Friedrich selbst ward gefährlich verwundet; so viel wir wissen, hatte aber die Sache weiter keine nachtheiligen Folgen. Anders war es, als Papst Clemens V. den Kardinal Napoleon Orsini als Vermittler bei inneren Streitigkeiten in die Stadt schickte. Diesen jagte man fort, weil er sich in die Regierung mischen wollte; das veranlaßte aber die Excommunication der Stadt, in welche die Universität und Alle, die dort studiren würden, ausdrücklich einbegriffen wurden. Dadurch ward die Universität zu Padua, nach der sich Lehrer und Studenten begeben hatten und über deren erste Gründung

etwas Sicheres nicht festzustellen ist, beträchtlich gehoben. Die meisten Eingewanderten kehrten freilich schon im folgenden Jahre nach Bologna zurück; doch blühte seitdem Padua empor und wetteiferte mit Bologna. Die Stadt Bologna gerieth später mit der Universität in Streit, indem die Behörde einen Studenten, der die Nichte eines angesehenen Rechtslehrers gewaltsam geraubt und sich, von seinen Freunden unterstützt, in Waffen gegen den Podesta vertheidigt hatte, enthaupten ließ. Die Universität fand in dieser Ausübung des Blutbannes eine Verletzung ihrer Gerichtsbarkeit und wanderte nach Siena. An einem solchen Auszug betheiligten sich nicht blos Professoren und Studenten, sondern Diener, Schreiber, Buchbinder und was zum gelehrten Betrieb gehörte. Siena wandte große Summen an, um sie auf die Dauer an sich zu ziehen. Die Stadt gab 6000 Gulden, um die verpfändeten Bücher einzulösen, trug die Kosten des Umzugs, versprach den Professoren einen jährlichen Gehalt von 300 Gulden und den Studirenden freie Wohnung für ein Jahr und vier Monat. Als die Stadt ihr Versprechen, die nöthigen Privilegien vom Papste und vom Kardinals-Collegium auszuwirken, nicht erfüllen konnte, trennten sich Lehrer und Schüler nach vier Seiten hin, und es entstanden zwei neue Lehranstalten, wenn auch nicht gerade Universitäten. Ein Theil blieb in Siena; ein anderer ging nach Florenz; der dritte und unter ihnen Dino, der berühmteste Lehrer der Arzneiwissenschaft, ging nach Padua; die meisten kehrten nach Bologna zurück, wo der Bankier Romeo dei Popoli sich an die Spitze einer Volkspartei gestellt und die Behörden genöthigt hatte, der Universität Genugthuung zu geben (um 1321).

In Neapel blühten, wie schon aus Petrarca's Lebensgeschichte hervorgeht, so lange König Robert lebte, Beredsamkeit und Dichtkunst, wenn auch gleich die berühmten Männer, welche sie trieben, nicht immer den besten Geschmack hatten. Auch die Pisaner wurden vom allgemeinen Enthusiasmus ergriffen und hatten den guten Gedanken, für die Universität, die sie 1330 gründen wollten, von den Geistlichen den Zehnten ihrer liegenden Güter zu fordern. Das wollte der Papst nicht leiden und die Anstalt ging 1339 auf einige Zeit ganz ein. Alle diese Anstalten waren ohne theologische Facultät; denn zu einer solchen bedurfte man des Papstes. Als daher Galeazzo II. Visconti eine ganz neue Universität in Pavia gründete, ertheilte Kaiser Karl IV. ein Privilegium für das Studium des römischen Rechts, der Decretalen, der Physik, der Chirurgie, des Notariats und der Stilistik. Diese Anstalt war nachher eine Zeit lang in Piacenza, wo wir um 1399 67 Professoren finden, unter denen der barbarische Civilist Baldus monatlich 164 Lire, der Decretalist Marsilius di santa Sofia

gar 170 Lire monatlich erhielt, andere Professoren dagegen nur 22, ja manche nur 4 Lire. Der ganz gesunkenen Anstalt zu Arezzo gab Kaiser Friedrich III. noch im Jahre 1446 ein neues Privilegium. In Lucca, in dem kleinen Fermo, in Ferrara, in Brescia, in Bergamo, in Rom selbst wurden Universitäten gegründet; in Modena und Reggio bestanden Specialschulen der Jurisprudenz und Medicin.

Um an einem einzigen Beispiel zu zeigen, von welcher Art und Beschaffenheit die Bildung Italiens und wie groß ihre Blüthe in den beiden Jahrhunderten war, in welchen die schönste Frucht des Ritterthums und seiner Poesie und die höchste Philosophie des Christenthums mit der altklassischen Bildung innig verbunden ward, dürfen wir nur einen Blick auf Dante's Schriften werfen. Dante oder eigentlich Durante Alighieri war der Schöpfer einer neuen, zugleich auf das Studium der Alten und auf christliche und ritterliche Poesie und Philosophie gegründeten Litteratur. Der Dichter selbst hat die wichtigsten Umstände seines Lebens so in sein großes Gedicht verflochten, daß die Nachwelt, um es zu verstehen, jedes Ereigniß seines Lebens mit der größten Sorgfalt hat erforschen müssen. Für unsere Absicht, welche dieses Mal nicht darauf gerichtet sein darf, die Divina Comedia zu erklären, sondern nur die Wirksamkeit des Dichters für Wissen und Glauben, für Poesie, Geschichte und Philosophie zu bezeichnen, ist es genug, einige wenige Umstände und Zeitbestimmungen anzugeben. Er war 1265 in Florenz geboren und seine Mutter Bella trug Sorge, daß er in jeder Wissenschaft und Kunst und in mehreren alten und neuen Sprachen Unterricht erhielt. Wie dankbar er selbst seinem Lehrer Brunetto Latini für den Unterricht in allen Wissenschaften seiner Zeit war, haben wir oben schon mit seinen eigenen Worten berichtet. Sein theuerster Mitschüler war der große philosophische Dichter, Guido Cavalcanti, der vor ihm schon der toscanischen Sprache den Vorrang vor allen Dialekten verschafft hatte, dem er daher den Preis des poetischen Ausdrucks (la gloria della lingua) vor allen Anderen zuerkennt. Dante liebte und verehrte vor allen Dichtern den Virgil, dem er, wie er sagt, sein dichterisches Dasein und seine Begeisterung verdanke (il mio maëstro e il mio autore), den er lange und viel mit Liebe gelesen (con longo studio e grande amore). Dazu ist ihm Virgil der Sänger des römischen Reiches, des Kaiserthums, gleichsam der Evangelist der Monarchie; er ist ihm der Vertreter der ewigen Vernunft für die weltliche Seite der Menschheit, für das Staatsleben. Er meint, sein Freund Guido habe nur darum nicht, wie er, Ruhm auf Erden und unter der Erde, auf dem Berge der Sühne und im Himmel erlangt, weil er mehr den Ernst der Philosophie, als den Zauber unterhaltender Virgilischer Dichtung

gesucht habe. Damit tröstete er wenigstens Guido's Vater; denn als dieser in der Hölle ihn fragte:

Wenn dir diesen dunkeln Kerker zu durchwandern vergönnt ist, weil deine Geistesfähigkeit groß war, warum ist mein Sohn nicht bei dir?

so erwidert er:

Ich bin nicht selber mein Führer, mich leitet Virgil, welcher dort wartet, vielleicht hat den euer Sohn nicht geachtet.

Auch die damals aufblühende Malerkunst der Neueren schätzte Dante richtig und ehrt sie in dem ihm befreundeten großen Maler und Baumeister Giotto. Was Musik angeht, so schildert er am Eingang des zweiten Theiles der Göttlichen Komödie, wie am Berge der Sühne (Purgatorium, gewöhnlich unpassend mit „Fegefeuer" übersetzt) der Sänger Casella aus Florenz ihn selbst sammt Virgil und allen Schatten einige Zeit hindurch trotz der Warnung des Wächters festhält und ihre Läuterung verzögert. Eifrig studirte er nachher den Aristoteles und die scholastische Theologie; dadurch, sagte er, „erhob ich mich über alle von Liebe faselnden Dichter (per essa uscì della volgare schiera)." Er zeigte sich vor seiner Verbannung in seiner Vaterstadt und später in Schriften als vortrefflichen Staatsmann und Rechtsgelehrten; Astronomie, Geographie, alte und neue Geschichte und Mythologie kannte er, wie er in seinem großen Gedichte beweist, sehr gründlich und Anatomie und Physiologie besser, als man für seine Zeiten denken sollte. Erst durch Harvey ward nämlich bekanntlich die Lehre vom Blutumlauf diesseits der Alpen verbreitet, Dante deutet aber gleich im Anfange seines Gedichtes auf Puls und Blutadern hin (le vene ed i polsi). Auf dieselbe Weise gedenkt er lange vor Columbus der Antipoden; doch erscheint ihm das Bestreben, jenseits der Säulen des Hercules ein neues Land zu suchen, als frevelhafte Vermessenheit.*) Neben der Parteiung der Guelfen und Ghibellinen, welche ganz Italien in zwei Theile trennte, bestand in Pistoja und bald auch unter den Guelfen von Florenz eine andere, welche man die der Weißen und Schwarzen nannte. Alle angesehenen Familien von Florenz gehörten einer oder der anderen an; Dante war, um dem Gemeinwesen thätig anzugehören, in die Zunft der Aerzte und Apotheker eingetreten und bald auch am Parteileben betheiligt. Veri de Cerchi war das Haupt der Weißen, Corso Donati stand an der

*) Die Stelle findet sich Inferno, Ges. XXVI. Ulysses, der als Zerstörer der Vaterstadt des Aeneas zu den Bösewichtern gehört, entflammt die Wißbegier und den Ehrgeiz seiner Gefährten, daß sie in den atlantischen Ocean steuern, obwohl die Säulen des Hercules den Menschen mahnen, nicht darüber hinaus (più oltre) zu streben. Più oltre ist lateinisch plus ultra; nach der Entdeckung von Amerika nahm Karl V. gerade diese Worte, über zwei Säulen angebracht, zur Devise.

Spitze der Schwarzen, und man hatte Dante, welcher Mitglied des Schöffenraths (del Priori) der Republik war, im Verdacht, den Weißen anzugehören. Als er daher im Jahre 1302 in Geschäften der Republik an Papst Bonifacius VIII. nach Rom geschickt war, wurde er durch Kabalen in das Schicksal der Weißen verwickelt, um 8000 Lire gestraft und auf zwei Jahre verbannt. Durch Nachdenken und durch die Ausbildung seiner geschichtlichen Anschauungen wurde er der monarchischen Denkweise zugeführt, die in dem Kaiserthum das gottgewählte, daher dem Papstthum gleichstehende und von demselben unabhängige Rüstzeug zur Erhaltung der Harmonie im Welt- und Staatsleben erkannte. Zudem erbittert über den Papst, der seine Feinde schützte und seine Vaterstadt in die Hände der Franzosen spielen wollte, deren König seinen Bruder dahin schickte, schloß sich Dante in der Verbannung an die Weißen und an die Ghibellinen an, welche vereinigt mit Gewalt in Florenz eindringen wollten. Sie erlitten aber 1304 eine blutige Niederlage. Dante ward dann auf immer verbannt und seine Güter eingezogen; er fand jedoch bei den herrschenden ghibellinischen Familien Oberitaliens Schutz und Aufnahme. Die Scala in Verona, die Papafavi in Padua, die Bosoni in Gubbio, die Malaspina in der Lunigianischen Mark, die Salvatici im Casentinischen, die Fogginolo im Urbinatischen Gebirg bewirtheten ihn gastlich. Ganz zuletzt war er bei den Polenta in Ravenna und starb hier, als er eben eine ehrenvolle Gesandtschaft übernommen gehabt hatte, um 1321. Allen den Familien, die sich ihm freundlich bewiesen, hat er in seinem großen Gedicht ein ewiges Denkmal gesetzt. Dem Kinde, welches Dante im Hause der Scala fand, als sie ihn gastlich bewirtheten und hegten, prophezeit er gleich vorn im Inferno, gestützt auf die Weissagung eines Astrologen (Michele Scotto), eine Herrschaft über alles Land vom Gebiet von Urbino an bis nach Treviso (la sua nazione sarà trà Feltro e Feltro). Alle seine Schützer werden von ihm hochgepriesen, obgleich er eingesteht, „daß er recht gut wisse, wie salzig schmecke das Brod, an fremdem Tische genossen, und wie müde es mache, fremde Treppen auf- und niederzusteigen." Seine wissenschaftliche Thätigkeit in lateinischer, ganz den Alten nachgebildeter, nur etwas zu bombastischer Sprache knüpft sich an seine Geschäftsthätigkeit für das wiederherzustellende Ansehen des Kaisers, sein poetischer Ruhm an seine erste Liebe, deren Gegenstand, die damals 15jährige Beatrice Portinari, er in seinem neunten Jahre zuerst gesehen, die er aber, wie alle provençalischen Dichter, idealisirt hat. Dante's Beatrix ist, wie Petrarca's Laura, gleichsam ein sinnliches Ideal, um den Gesang von himmlischer Liebe nicht auf bloße Dichtung, sondern auf die Wirklichkeit und auf einen bestimmten Körper zu

beziehen, ohne daß dabei der einzelne Gegenstand eine besondere Bedeutung hätte.

Was Dante's wissenschaftliche Thätigkeit angeht, so sind die Briefe oder, wie wir sagen würden, die Proclamationen und Manifeste, die er für Heinrich VII. aussandte, als dieser in Italien war, historisch und politisch merkwürdig; sein Buch von der Monarchie ist aber als philosophische Staatsrechtslehre bedeutend. In den Sammlungen der Denkmale der deutschen Geschichte ist daher auch dieses Buch mehrmals abgedruckt, weil es die Rechte deutscher Kaiser in allen weltlichen Dingen vertheidigt, ohne das rein geistliche Ansehen des Papstes schmälern zu wollen. Dante fordert, daß die Kraft des kaiserlichen Ansehens die Einheit der verschiedenen unabhängigen Staaten Italiens erhalten solle; wie wir in Deutschland zur Zeit der Bundesversammlung immer die Einheit der Regierung der Nation vermißten, weil Niemand als Repräsentant der Gesammtheit die einzelnen Staaten überwachte und im Nothfall die Tyrannei einzelner Regierungen im Interesse des Volkes zügelte. Daß er an keinen despotischen Alleinherrscher, sondern nur an einen Kaiser denkt, der dem Gesetze, nicht der Willkür seinen Arm leiht, spricht er schon in dem Gesange des Paradieses aus, in welchem er den Kaiser Justinian idealisirt und sein Gesetzbuch preist; er sagt es aber auch ausdrücklich in dem erwähnten Buche, welches wir das Buch von der kaiserlichen Gewalt in Italien nennen würden (de monarchia). Es heißt dort: „Man muß sich aber allerdings hüten, daß man, wenn von uns behauptet wird, daß das ganze menschliche Geschlecht durch einen einzigen Fürsten regiert werden müsse, dies nicht so verstehe, als wenn alle besonderen Staatseinrichtungen, Gesetze und Verfassungen der einzelnen Staaten von diesem allein ausgehen müßten; denn Nationen, Reiche und Staaten haben Eigenthümlichkeiten, welche durch ganz verschiedene Gesetze geordnet werden müssen." Daß sein Kaiserthum kein türkisches oder russisches sein soll, liegt schon in dem Satze, daß der Fürst um des Volkes, nicht das Volk um des Fürsten willen da sei (non enim gens propter regem, sed e converso rex est propter gentem): womit der Satz in genauer Verbindung steht, daß, wenn die Gesetze nicht den Vortheil derer zum Zweck haben, die ihnen gehorchen sollen, sie den Namen Gesetze nicht verdienen.

Die poetische und theologisch-philosophische Wirksamkeit Dante's knüpft sich ganz an die Geschichte seines Uebergangs von reiner sinnlichen Liebe zur himmlischen oder des Uebergangs vom Entzücken am Bilde der Gottheit im menschlichen Antlitz zum reinsten inneren Schauen des göttlichen Wesens. Dieser Uebergang ist in einer Sammlung von Sonetten und Canzonen dargestellt, welche der Dichter selbst

in mystischer Prosa erläutert und in Zusammenhang bringt und die er als „Neues Leben" (vita nuova) bezeichnet. Jene Erhebung des inneren Sinnes vom Anblick der geliebten Erscheinung zum entzückten Anschauen des göttlichen Urbildes ist für unsere Zeit hart und schwer und wird ganzen Menschenklassen lächerlich oder bis zur Verrücktheit ungereimt scheinen; zu Dante's Zeit war das anders. Wer die Philosophie der Schule von Sct. Victor, die Theosophie des tiefen Denkers Bonaventura kennt, sowie die unvergleichlichen Gedichte eines Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti und Petrarca nebst den Mustern aus allen romanischen Dialekten, denen diese folgten, wird ganz anders urtheilen. Allegorie und Mystik, Symbolik und Contemplation waren zu Dante's Zeit schon wegen der Kirchen-Ceremonieen, Feste, geistlichen Gesänge den gebildeten Italienern nicht fremd. Wenn er mit unerreichbarer Kunst, durch ein poetisches Spiel mit der Geschichte des alten und neuen Testaments, mit der Geschichte des Alterthums und seiner Zeit, mit der Religionsphilosophie, mit Luft und Nebel und endlich sogar blos mit reinem Licht und farbigem im Paradiese, das stufenweise Fortschreiten vom Schauen des Menschlichen im Göttlichen zur Auflösung alles menschlichen Schauens im reinen Gottschauen darstellt, so fühlt er selbst, daß unter Tausenden nur sehr wenige ihm zu folgen im Stande sein werden. Er ruft daher gleich in den 15 ersten Versen des zweiten Gesanges des Paradieses allen nicht eingeweihten Lesern zu:

„O ihr, die ihr in kleinem Kahne, begierig zu horchen, meinem Schiffe gefolgt seid, welches mich den Sänger durchs Meer trägt, kehrt um, euer Gestade wieder zu schauen, wagt euch nicht in die Meerfluth; denn, wenn ihr mich aus den Augen verlöret, ihr fändet nimmer den Weg mehr. Die Gewässer, die ich zu durchfahren im Begriff bin, wurden niemals befahren. Die Weisheit des allmächtigen Vaters haucht in mein Segel (Minerva spira), die Kraft seines göttlichen Sohnes lenket mein Steuer (conducemi Appollo), ihr heiliger Geist (nuova musa), nicht des Heidenthums Muse, ist mein Pilot, und zeigt mir die Sterne am Pole des ewigen Lebens (mi dimostran l'orse). Ihr wenigen Anderen, die ihr früh nach dem Brode der Engel verlangtet, von dem man sich nähret, ohne daß man seiner je satt wird, ihr dürft euch dreist wagen durch die Salzfluth; doch gebt wohl Acht auf die Furche, die mein Schiff im Meere macht, ehe es wiederum gleich wird."

Durch die Vita nuova und die Divina Comedia geht eine und dieselbe Idee. Beide hängen nämlich durch den Gedanken zusammen, daß reine Liebe das sinnliche Wesen des Menschen veredelt und daß die Erkenntniß der Vergänglichkeit sinnlicher Wonne zu Gott führt. Uebrigens besteht die Vita nuova blos aus einer Reihe lyrischer Poesieen, die Divina Comedia ist ein zusammenhängendes erzählendes Gedicht in drei Theilen, welche zusammen gerade hundert Gesänge enthalten, von denen jeder etwa 140 Verse hat; Hölle, Läuterungs-

berg und Paradies sind in je 33 Gesängen geschildert, zu welchen noch der Einleitungsgesang kommt.*) Die Liebe zu Beatrix, des Fulco Portinari Tochter, die er als Kind sieht und liebt, die er dann aus den Augen verliert, gibt ihm in der Vita nuova Gelegenheit, von seiner Genesung von sinnlicher Liebe zu singen. Er erfährt nämlich die Krankheit der Geliebten, glaubt sie todt, erfährt ihre Genesung; dennoch wird sie aber in der Blüthe des Lebens, etwa 24 Jahre alt, hingerafft; das gibt ihm Gelegenheit, seine innere Geschichte zu besingen. Alles Erwähnte könnte übrigens eben so gut eine poetische Fiction, als eine Geschichte sein; es wird aber durch die Art, wie Dante die Sache mit seinem inneren und äußeren Leben in Verbindung gebracht hat, allerdings zu einer Realität. Die Sonette und Canzonen, welche die Vita nuova bilden (denn die Prosa, die als Erklärung eingeschoben wird, ist nicht allein langweilig, sondern auch überflüssig, weil die Verse deutlicher sind als die Prosa), schildern den Uebergang der Empfindungen des Dichters von Leidenschaft zu betrachtender Ruhe. Diese lyrischen Gedichte der Vita nuova, welche zuerst einzeln verbreitet wurden und in Italien von Mund zu Mund gingen, verschafften ihrem Dichter den höchsten Ruhm vor allen seinen Zeitgenossen. Ein einziges derselben allein (voi ch' avete l'intelletto d'amore) zeigte ihn auf einer so unerreichbaren Höhe, daß aller Neid schweigen mußte. Dante hieß plötzlich unter einem geistig-belebten Volke der größte Mann seiner Zeit. Er führt uns in diesen lyrischen Ergüssen wahrer und kräftiger Empfindung zuerst durch alle Grade der Wirkung reiner sinnlicher Liebe, durch alle Abwechselung von Furcht und Hoffnung, über alle Stufen des Schmerzes langer Trennung und der Unmöglichkeit des Besitzes des geliebten Gegenstandes; dann haucht er bei der voreiligen Nachricht vom Tode der Beatrix noch einmal tiefen Schmerz aus, bereitet aber die, welche seinem Gesange horchen, auf einen Trost vor, der ihm vom Himmel kommt. Er schaut im inneren Gesichte der Engel Chor und als seine Geliebte wirklich stirbt, ist seine Liebe des sterblichen Mädchens im Schmerz, den er ausgehaucht hat, zur Liebe der Seele, nicht des Leibes geworden; er sieht also bei ihrem Scheiden vom Leibe nur noch den verklärten Engel in ihr.

Durch schwere Genesung von Leidenschaft hat er die Feuertaufe des Geistes erhalten; seine Divina Comedia soll durch Erzählung lehren, wie er Gegenwart und Vergangenheit, wie er, gesund gewor-

*) Der von Dante beobachteten Symmetrie entspricht es, daß jeder der drei Haupttheile mit dem Worte „Sterne" abschließt, also mit einer Erinnerung an den erhabensten Gegenstand der äußeren Welt.

den an der Seele, sein eigenes Leben und das seiner Freunde, wie er Kunst, Wissenschaft und Poesie, wie er Guelfen und Ghibellinen, Schwarze und Weiße, betrachtet, verglichen und im Verhältniß zum ewigen moralischen Princip aller Dinge. In der Hölle und am Berge der Sühne (denn das Wort Fegefeuer paßt nicht) zeigen sich ihm alle Erscheinungen blos in Beziehung auf das äußere Dasein oder im Verhältniß zu der Regentenweisheit, die er im Virgil personificirt, also zu dem Recht und zu der Ordnung und zu dem Gesetz, welches er im Buche von der Monarchie vom Kaiser herleitet. Im Paradiese zeigen sich alle Erscheinungen des Himmels und der Erde, durch welche er uns führt, im Verhältniß zum göttlichen Schauen oder zu jener fortschreitenden Ausbildung der Seele, durch welche der endliche Geist mit der unendlichen Wesenheit der Dinge vereinigt wird. Hier leitet ihn also nicht mehr der weltliche Lehrer Virgil, sondern seine verklärte Beatrix, das Symbol göttlicher Liebe, ewiger Gnade und wahrer Gotteserkenntniß, führt ihn von einer himmlischen Sphäre zur anderen in die Gegenwart Gottes, wo kein Kreisen der Sphären mehr ist. Weil diese Poesie ohne eine sinnliche Darstellung zur nackten Theosophie geworden sein würde, hat er seine Reise durch eine Welt der Ideen so versinnlicht, daß der, welcher blos Poesie sucht, nur Gestalten, Geschichten, Bilder sieht, der denkende Geist aber weder an der christlichen Mythologie, noch an der Menschengestalt des Göttlichen Anstoß nehmen kann. Jeder, der tiefer schaut, wird leicht durch den Schleier sehen; wer aber im Volksglauben beharrt, der kann ohne Nachtheil Alles nehmen, wie es dasteht, indem der Dichter fast eben so stark als Luther gegen die Art von Christenthum eifert, welche von Rom und von den Mönchen gelehrt ward. Da die Welt und alle ihre Erscheinungen in der Divina Comedia beschrieben und beurtheilt werden, und da die durchgeführte Allegorie nur leise angedeutet wird, so hat man den höheren Sinn oft ganz abgeleugnet und die ganz offenbar allegorischen Figuren entweder auf den Streit der Guelfen und Ghibellinen oder auf Politik und auf Entartung der römischen Kirche bezogen, oder auch auf die Zeitgeschichte gedeutet. Das beweist am besten, wie sehr sich Dante von Spielerei frei gehalten und wie sehr er sich gehütet hat, die Poesie unter der Allegorie zu ersticken. Es wäre zu wünschen, daß seine Commentatoren ebenso behutsam gewesen wären, als er selbst.

Den ganzen Inhalt und den Zweck der drei Theile seines großen Gedichtes läßt er selbst im ersten Gesange der Hölle durch Virgil angeben, wenn dieser zu ihm sagt:

Zu deinem Heile denk' und beschließe ich, daß du mit mir gehen sollst und ich will leitend dich führen durch die ewigen Lande, wo vernehmen du wirst der

Verzweifelten Wehschrei, schauen die Seelen von denen, die vor dir gelebet im Jammer, so daß eine jede nach dem Tode des Leibes sich den Seelentod wünschet. Dann wirst du schauen auch die, welche zufrieden sind im Reinigungsfeuer, weil sie hoffen zu gelangen, wie spät es auch immer sein mag, zu der Seligen Kreisen. Willst du zu diesen hinaufgehen, so führt dich eine Seele, die dieses Geschäftes würdiger als ich ist. Sie verharret bei dir, wenn ich von dir scheide; denn der oberste Herrscher will nicht, daß man durch mich, der ich seine Gesetze nie kannte, zu seinem Sitze gelange. Ueberall ist er allmächtiger Herrscher, ein milder König nur dorten. Dort sind die Seinen um ihn vereinigt (sua città), dort ist sein erhabener Wohnsitz! O selig der, den er dorthin zu gelangen erkoren!

Weil Dante in der Hölle, wie er sich von Virgil sagen läßt, das Unglück des Abfalls von Gott dadurch kennen lernen soll, daß er die Rückseite aller menschlichen Größe und alles selbstsüchtigen Treibens der Welt nicht blos durch Worte lernt, sondern in der That anschaut, so vereinigt er im Raume eines sinnlichen unterirdischen Reichs alles, was Mythologie, Geschichte und seine eigene Erfahrung ihn von menschlicher Abweichung vom Moralgesetz gelehrt haben. Er schafft daher eine unterirdische Welt voll solcher Menschen, welche nie den Gedanken eines durch Mühe und Kampf zu erringenden reinen geistigen Daseins gefaßt haben, und vertheilt alle diese in neun Kreise, deren Entfernung von einander den Unterschied der verschiedenen Arten von Sünden sinnlich macht. Die Kreise verengen sich, je mehr sie in die Tiefe hinabgehen; je schwerer die Vergehungen sind, um so geringer wird die Zahl der Büßer, bis zum untersten Punkte des Trichters, wo Lucifer steht. Diese Kreise sind, wie er selbst im elften Gesang lehrt, nichts Anderes, als eine Versinnlichung von Aristoteles' Moralsystem (Ethik) über menschliche Abweichung von der göttlichen Ordnung. Diese Abweichung beginnt mit dem bloßen Hingeben an rohe Sinnlichkeit und endigt mit absichtlicher Bosheit, mit Frevel gegen Gott, gegen Vaterland und gegen Wohlthäter. Die Entfernung der Sünden gleicher Gattung wird durch die Distanz concentrischer, aber immer tiefer herabgehender Kreise bezeichnet; ganze Gattungen der Sünden sind anders geschieden, um den Abstand der Gattungen zu bezeichnen. Es ist daher die Plutonische Stadt der Himmelstürmenden geschieden durch Sumpf, Graben, Mauer, Thore, Schrecken der Medusa und der Furien vom Straforte derer, welche den Lüsten des Fleisches fröhnend die Vernunft der Sinnlichkeit (al talento) geopfert haben. Eine unabsehbare Felskluft, die man auf dem gräßlichen Hippogryphen der Unterwelt, dem symbolischen Ungeheuer des Betrugs, durchfliegen muß, trennt die, welche die Vernunft vorsätzlich mißbraucht haben, von denen, die aus Vermessenheit sündigten. In den untersten Raum werden nachher Virgil und Dante durch einen

der Riesen gebracht, die einst den Olympus stürmten und mit den Göttern kämpften. Eine andere symbolische Scheidung der Höllenräume machen die Ströme der Unterwelt, um bildlich anzudeuten, wie so ganz verschieden die stillen Qualen des Gewissens beim erwachenden Bewußtsein, daß man den Zweck des menschlichen Daseins verfehlt habe, die Seele zerreißen. Die, welche die höhere Bestimmung des Menschen ohne ihre Schuld nie kennen gelernt hatten, trennt von den eigentlichen Sündern der Strom, welchen die Alten den Freudenleeren (Acheron) nannten. Die Burg derer, die auf ihren eigenen Verstand trotzten und moralische Lehre verachteten, umgibt der Strom des Hasses und der Scheu, vor dessen Name auch die Götter erbeben (Styx). Die Frevler weiter unten, welche Gewalt übten, statt ritterlich das Recht zu schützen, quält der glühende Höllenstrom (Phlegethon), der Gleiches mit Gleichem, nämlich das gewaltsam Verkehrte mit der ewig ungestillten Glut brennender Begierden vergilt. In den untersten Raum rinnt tröpfelnd hinab mit dumpfem Geräusch des Cocytus Strom, in dessen Eise die Menschheit erstarrt. In diesem Eise findet der Dichter ganz unten neben dem Engel, den sein Egoismus des Himmels beraubt hat, die Verräther des Vaterlandes, unter ihnen einen Carlino, der Piano den Pisanern verrieth, und Bocca degli Abbati, welcher schuld an der Niederlage der Weißen um 1304 war. Das Symbol egoistischen Frevels, Lucifer, welcher den göttlichen Verstand zum Frevel gegen Gott mißbrauchte, bildet den untersten Punkt der Hölle; in seiner Nähe Judas Ischarioth neben Brutus und Cassius, den Verräthern des Stifters der weltlichen Obergewalt im römischen Reiche (s. V, S. 351). An Lucifer herauf geht der Weg der Buße, weil sein und seiner Umgebungen Anblick tiefe Reue hervorruft.

Der zweite Theil des großen Gedichts ist erfreulicher, der Natur der Sache nach aber weniger äußerlich, weniger sinnlich und schwieriger für alle diejenigen, welche keiner Gnade, keiner Erleuchtung, keiner ihnen unerklärlichen Hülfe von oben zu bedürfen glauben, um rein zu werden von den Leidenschaften und Verkehrtheiten, welche die Civilisation unfehlbar zur Folge hat, oder von der Thierheit, die das Herabsinken von der moralischen Würde mit sich bringt. Rousseau sucht den Urmenschen im Wilden und Barbaren, Dante zeigt, daß Rohheit den Menschen seiner Würde beraubt und ihn zum Thier macht. Die Seele zu einer ursprünglichen Freiheit, welche jenseits aller Erfahrung liegt, zurückzuführen, ist also das Ziel dessen, der die Folgen jeglicher Entartung erkannt hat; der Berg, auf dessen oberer Höhe der idealische Mensch im irdischen Paradiese wohnt, muß also genau der Grube entsprechen, deren unterste Mitte der Teufel bei

seinem Sturze vom Himmel durchbohrt hat. Die verschiedenen Terrassen des Berges ernstlicher Reue sind nach derselben Aristotelischen Moral geordnet, der die großen Abtheilungen und kleineren Kreise der Hölle entsprechen. Die Geschichten des alten und neuen Testaments, die Mythologie, die Zeitgeschichte oder auch die Profangeschichte überhaupt geben auf den einzelnen Terrassen gewöhnlich hinter einander dreierlei Reihen von Figuren, welche die Lehre Virgil's in Anschauung verwandeln, und durch Handlungen zeigen, daß der Mensch nur mühsam kämpfend und arbeitend jede einzelne verkehrte Neigung zu besiegen im Stande ist, daß Leiden die Seele bessern. Auch die Terrassen des Berges büßender Reue und aufrichtiger Umkehr sind, wie die Gruben der Hölle, in drei größere Räume getheilt. Diese Räume sind die Terrassen vom Fuße des Berges, den der Reinigungs-See umspült, in welchem der Demuth Binse wächst, bis an den zweiten Raum, den eine Mauer umschließt. Zum Wächter des ersten Raumes ist Cato von Utica auserkoren, in welchem sich alle sittliche Größe findet, die ohne das Licht der Offenbarung durch Charakter und Festhalten an Freiheit und Tugend erreicht werden kann; er hat sich der römischen Monarchie widersetzt, aber aus Seelenadel und aus hohen Grundsätzen. Der zweite Raum, den ein Engel mit flammendem Schwerte bewacht, erinnert an die sieben Hauptsünden; als höchstes Muster der Schuldlosigkeit wird Maria bezeichnet, indem bei jeder Sünde ein Zug aus ihrem Leben angeführt wird, der sie als frei von derselben erscheinen läßt. Der dritte Raum umfaßt den Vorraum des irdischen, vom Himmlischen wohl zu unterscheidenden Paradieses, und dieser Sitz des Ideals der reinen Menschheit bildet die oberste Höhe. Die Scenen auf den sieben Terrassen dienen, die Seele zu mahnen, jene sieben Hauptfehler der Menschheit, welche die Kirche sieben Todsünden nennt, abzulegen; dies wird angedeutet durch die sieben P, welche der Engel als Symbol der Kirchengewalt mit dem Flammenschwerte dem Dichter an die Stirn schreibt und die Asche, das Symbol der Trauer über die Sünde, wegtilgt. Das Verschwinden der einzelnen P (wohl als Anfangsbuchstabe von Peccato, Sünde) auf den einzelnen Terrassen macht daher, daß sich der Dichter jedes Mal unendlich viel leichter fühlt. Der Raum, den der Engel bewacht, ist wie unten die plutonische Stadt (Città de Dite) mit Mauern umgeben und mit einem Thore verschlossen, welches nur die himmlische Gnade eröffnet, deren Symbol seine Beatrix ist. Als Virgil und Dante dem Thore sich nahen, ruft der Engel, der es mit flammendem Schwerte bewacht, ihnen zu:

„Sagt mir, was ihr wollt", aus der Ferne begann er zu reden, „wo ist euer Geleitsmann? Schaut euch vor, daß das Hinaufgehen nicht euch Verderben

bringe!" — „Ein himmlisches Weib, dieser Dinge gewahrsam", erwidert mein Meister. Er ließ ihn nicht seine Rede vollenden, sondern rief uns zu: „Geht dorthin, das ist das Thor, möge dieses Weib eure Schritte leiten zum Heile!" Und weiter sprach der freundliche Thorwart: „Kommt herauf nun herüber über unsere Stufen!"

Diese Stufen bezeichnen den kirchlichen Begriff von kirchlichen Mitteln der Besserung; demüthige Erkenntniß und Bekenntniß, bittere Reue und harte Genugthuung; wo diese sind, da vergibt nicht der Priester, sondern Gott die Sünde, der Priester gibt nur Beruhigung durch die Erklärung, die er im Namen der Kirche gibt, daß genug geschehen sei. Die Schwelle des Thors ist der Diamant, auf welchen Christus die wahre Kirche gegründet hat, die durch Demuth und Leiden, durch edles Streben und Rechthandeln, nicht durch Ceremonie und mechanisches Mönchsgebet zu Gott führt. Die Stelle lautet:

Wir gingen hinauf, und die erste der Stufen war weißer Marmor, so polirt und geglättet, daß ich in ihr mich spiegelte ganz so, wie ich mich zeige. Die zweite der Stufen war dunkel gefärbt, schwarzdunkel, von rauhem und sprödem Gestein, geborsten der Läng' und der Quer nach. Die dritte, die mächtig darauf lag, schien mir flammender Porphyr, gleich dem Blute, das aus der Ader hervorspritzt. Auf dieser ruhten beide Sohlen des Engels der Gottheit, welcher auf der Schwelle des Thores saß, und diese schien mir Demantstein.

Von Sünden entlastet gelangt der Dichter im 27. Gesange in die Nähe des irdischen Paradieses, wo ihm der Sinn für himmlische Seligkeit durch geistige Weihe, durch Einsicht in den Sinn kirchlicher Symbole, durch Unterscheidung der himmlischen und irdischen Kirche, durch Erkenntniß der Entartung einer Kirche, wie die des Papstes Bonifacius und Philipp's des Schönen war, und durch das Trinken aus dem Quell der Vergessenheit des Irdischen, d. h. aus dem Lethe, und aus dem entgegengesetzten Quell des edelsten Strebens, d. h. aus der Eunoë, soll aufgethan werden. In Beziehung auf die mit aller Pracht der Poesie, allem Glanz der Symbolik des Cultus aus der Tiefe christlicher Speculation dem Dichter durch alle Weihen der Religion zu ertheilende Aufklärung über scheinbares und wahres Glück des Menschen wird ihm im 27. Gesange des Purgatoriums verkündigt, daß er in den folgenden sechs Gesängen alles erfahren und sehen solle, was ihn fähig machen könne, nachher durch Beatrix im Paradiese zum Gottschauen zu gelangen. Zuerst heißt es im 125. Verse: „Der Seligkeit liebliche Frucht, welche der Sterblichen Sorge an so mancherlei Bäumen suchend umhertreibt, wird heute dir stillen all dein Verlangen". Dann sagt (Vers 128) Virgil:

„Jetzt hast du, o mein Sohn, geschaut der Zeitlichkeit verderbendes Feuer und des Ewigen rettende Flamme; du bist gelangt zu dem Orte, wo ich durch meine menschliche Leitung dich nicht aufwärts zu führen im Stande bin. Bis hierher hab' ich dich geleitet mit der Menschen Einsicht und mit dem, was ihr

herrschender Geist zu erfinden im Stande war; fortan folge du sicher dem leitenden Führer, der in dir selbst ist; heraus bist du aus der Enge des Weges, heraus aus der Steile. Schau dorten die Sonne, deren erster Strahl deine Stirne trifft. Schau hier die grünenden Kräuter, die Blümlein, die Sträuche, die ohne Säen und Pflanzen diese Erde der Urwelt hervortreibt. Hier darfst du ruhend jetzt sitzen, bis die schönen Augen sich zeigen, deren Thränen zu deiner Leitung mich trieben, oder darfst auch hier wandeln, dich der Blüthen erfreuend. Erwarte nicht mehr, daß ich mit Worten dich mahne oder mit Winken dich leite. Frei, recht, gesund ist nunmehr dein eigener Wille; Sünde wär' es, wenn du ihm nicht folgtest. Drum kröne und kränze ich dich zum Gebieter über dich selber."

Zum Paradiese hinauf führt ihn dann seine Beatrix, das Symbol göttlicher Liebe, ewiger Gnade und der Gotteserkenntniß, die keine menschliche Weisheit erreicht. Der Dichter führt, spielend mit Lehre, mit Lust, mit Licht, mit Farben und Feuer, die Seele zur Ahnung von einer Weisheit, welche der Menschheit nur im Ahnen und Dichten, nicht im Denken und Schauen zu Theil wird, der sie daher nur in der Ferne naht. Die sieben Planeten, die man damals allein kannte, geben ihm sieben feste Sphären, der Fixsternhimmel die achte hoch über der Alles bewegenden Sphäre, und im Feuerhimmel erst wird anschaulich, was auf Erden Ahnung war. Alle Sphären werden mit Gestalten belebt, mit Handlung und Bewegung erfüllt; die tiefste Contemplation, die schärfste und dunkelste Speculation wird Anschauung, der Gottheit Wesen wird empfunden. Das Schwerste dabei war, nicht ganz mystisch oder ganz sinnlich zu werden. Was das Letztere angeht, so hat Dante vom Göttlichen und Himmlischen gesungen, ohne wie Milton, Klopstock und andere christliche Dichter Gott auf ärgerliche Weise zum Menschen zu machen. Es ist ihm gelungen, das Menschliche und Irdische im Göttlichen und Himmlischen aufzulösen, ohne das Göttliche zum Menschlichen herabzuziehen. Wie wenig er Menschliches und Göttliches verwechselt, beweist er im elften Gesange des Purgatoriums durch die Art, wie er die Anfangsworte des Vaterunsers und die erste Bitte poetisch umschreibt, wenn er singt:

Unser Vater, dem in den Himmeln eine Wohnung wir geben, nicht weil dich ihre Räume beschränken, sondern weil du die oberen Sphären, die zuerst du geschaffen, mit mehr Liebe erfüllt hast! Geheiliget werde dein Name von jedem Wesen, das du erschufst; denn jeglicher Danksagung werth ist ja dein Hauch, der uns beseligt.

Auf der Reise durch die Sphären, wo der Dichter stufenweise erhöhte Seligkeit empfindet, im reinen Wissen und Erkennen, im Lernen und im dichterischen Ahnen, weiter hin in den ihm von Johannes, von Petrus und Jakobus mitten im finsteren Mittelalter ertheilten Aufschlüssen über das reine Evangelium und über die Gründe,

auf denen es beruht, endlich im Schauen der Heiligen, an deren Gemeinschaft wir Alle hoffend glauben, und ganz zuletzt im Schauen der Gottheit können wir dem Dichter nicht folgen, weil wir fürchten müßten, daß unsere Leser nicht in dem Falle sein möchten, dem Fluge der Beatrix folgen zu wollen. Das hat der Dichter selbst gefühlt und in den oben von uns angeführten Versen des Paradiso ausgesprochen. Er sagt es aber auch gleich in den ersten Versen des ersten Gesanges, und fügt den Grund bei, warum auch er nicht einmal aussprechen könne, was er empfunden habe:

Weil die Seele, wenn sie dem Ersehnten ganz nah kommt, mit allen ihren Vermögen so einsinkt, daß das Erinnerungsvermögen gänzlich verwischt wird, so kann wahrhaftig nur soviel, als ich vom heiligen Reiche in meiner Seele zu fassen im Stande war, fortan der Stoff meines Gesangs sein.

Er spricht es wiederholt aus, daß seine Freude am Wissen und Erkennen, am Schauen des Ewigen im Endlichen, des Uebersinnlichen im Sinnlichen für ihn den Schauenden trotz der Leiden der Verbannung Vorgeschmack ewiger Seligkeit gewesen sei. In dieser Beziehung läßt er sich im fünften Gesange von den in der Sphäre Mercur's vereinigten Seelen zurufen:

„O wie bist du zum seligen Leben geboren, da dir die Gnade gewährt war, der siegenden Kirche Triumphzug zu schauen, ehe du noch von der dienenden getrennt bist!"

Licht, Farben und Töne werden viel von ihm gebraucht, weil sie dem Unkörperlichen verwandt sind; er deutet daher auch im 21. Gesange sehr passend die erreichte Höhe dadurch an, daß sein sterbliches Auge den erhöhten Reiz des Lächelns der Beatrix nicht mehr sieht, und daß sein sterbliches Ohr die gesteigerte Musik der Sphären nicht mehr hört. Er erhält auf die Frage, warum hier die Sphären-Musik verstummt sei, die Antwort:

„Dein Ohr ist sterblich gleich deinem Auge, darum hörst du auf gleiche Weise hier der Sphären Gesang nicht, wie du der Beatrix Lächeln nicht schautest."

Im folgenden Gesange spricht er unter dem Symbol seines Herabschauens aus dem Fixstern-Himmel auf die Erde das Gefühl der Seele aus, wenn sie sich ihrer göttlichen Natur ganz bewußt wird. Es heißt:

Mit meinem Blick übersah ich alle sieben Sphären, und erblickte auch diese unsere Kugel. Wie war sie so klein! Ich lächelte, weil sie mir so gering schien.

Vom 27. Gesange an beginnt die höchste und reinste Mystik; doch erhält der Dichter zuerst in dieser Höhe die himmlischen Weihen, wie er auf der Höhe des Reinigungsberges im irdischen Paradiese die irdischen erhalten hatte. Es heißt:

„Ehre und Preis in der Höhe sei dem Vater, dem Sohne, dem heiligen Geiste!" begannen des Paradieses gesammte Bewohner so lieblich zu singen, daß ich vom süßen Gesange berauscht ward. Das, was ich sah, schien mir ein Lächeln des Weltalls, Trunkenheit drang mir durchs Auge und durchs Ohr in die Seele. O Freude, o unaussprechliches Frohsein! O Leben ganz erfüllet mit Frieden und Liebe! O ohne weitere Wünsche fest bestehender Reichthum!

Dante's lyrische Gedichte (rime) athmen denselben Geist, wie sein Hauptwerk. Die neun Gedichte, die er in seinem sonderbaren Buche „Gastmahl (Convito)" genannt pedantisch, dunkel und verworren weitschweifig erklärt hat, würden jedem Anderen, auch wenn er nichts Anderes gedichtet hätte, die Unsterblichkeit gesichert haben; man muß sie aber vom prosaischen Text trennen, denn dieser ist ganz ungenießbar.

III. Frankreich, England, Deutschland und Italien von Albrecht's I. Tod bis auf Papst Urban V.

Zweite Abtheilung.

1. Frankreich und England unter Philipp VI. und Ednard III. bis auf den Anfang ihres Krieges mit einander.

In Frankreich, wo seit 1328 Philipp VI. aus dem Hause Valois herrschte, waren von Ludwigs des Heiligen Zeit an viele Schritte geschehen, um durch eine dem Monarchen anvertraute Dictatur die Hindernisse zu entfernen, welche das Feudalwesen der sich von Italien aus verbreitenden Civilisation entgegensetzte. Von den alten, unseren deutschen Kurfürstenthümern ähnlichen Pairschaften waren nur noch Flandern, Burgund, Guyenne und Bretagne übrig geblieben; die neuen Pairs, selbst wenn sie aus der königlichen Familie waren, glichen nicht mehr unabhängigen Fürsten; außerdem ward seit Süger's Zeiten in Frankreich ganz allein die Geistlichkeit zur Ausbreitung der königlichen Gewalt nützlich gebraucht; endlich war seit kurzem auch der Papst so sehr von dem französischen Könige abhängig geworden, daß er unter Philipp's VI. Regierung froh war, von Johanna, der Königin von Neapel und Gräfin der Provence, zu einem billigen Preise das Gebiet von Avignon kaufen zu können, um nur nicht unmittelbar auf französischem Gebiet zu wohnen. Auch die Vergrößerung des Reiches war, hauptsächlich auf Kosten des deutschen Reiches, längst begonnen worden und ward unter Philipp VI. fortgesetzt. Philipp eröffnete damit gewissermaaßen seine Regierung;

denn er schloß schon 1328, um die französischen Besitzungen der Königin Johanna II. von Navarra, Champagne und Brie, bei seinem Reiche zu erhalten, einen Vertrag, nach welchem diese gegen eine jährliche Rente an den König von Frankreich abgetreten wurden. Doch entstand noch öfters Streit darüber und erst unter Karl VI. wurde die Sache bleibend geordnet.

Schon zwei Monate nach seiner Krönung mußte Philipp einen kostspieligen Zug nach der Grafschaft Flandern unternehmen, deren Besitzer, Graf Ludwig, ihn gegen die mächtigen demokratischen Bürgerschaften des Landes zu Hülfe rief. Obgleich die französische Ritterschaft, durch die Erfahrung gewarnt, anfangs wenig Lust zu diesem Zuge zeigte, so unternahm ihn Philipp doch und bot die Reichsmacht dazu auf. Bei Cassel (zwischen St. Omer und Ypern) kam es im Juli 1328 zu einer entscheidenden Schlacht. Durch einen nächtlichen Ueberfall brachten die Truppen der Städte dem französischen Heere, das sich ganz unvorsichtig gelagert hatte, Gefahr und Schmach; am Tage und auf offenem Felde aber war die hauptsächlich aus Fußvolk bestehende und nur durch ihre Menge furchtbare Macht der Fläminger der Ritterschaft nicht gewachsen und erlitt eine völlige Niederlage. Hierauf wurden die Städte selbst besetzt und viele hundert Bürger mußten als Geisel der Treue dem feindlichen Heere nach Frankreich folgen. Der Graf Ludwig suchte nachher auf den Rath des Königs die stolzen Bürger durch strenge militärische Justiz in Ordnung zu halten und trieb seine Härte und Grausamkeit so weit, daß er innerhalb drei Monaten gegen 10,000 Bürger aus der Welt geschafft haben soll. Er täuschte sich jedoch, wie Alle, welche glauben, man könne ein ganzes Volk durch bloße rohe Gewalt auf die Dauer im Gehorsam erhalten; schon nach neun Jahren ward er, wie wir weiter unten angeben werden, von seinen empörten Unterthanen aus dem Lande gejagt.

Die in ihren Folgen wichtigste Begebenheit unter Philipp's VI. Regierung ist der damals beginnende und mit einigen Unterbrechungen über hundert Jahre fortdauernde Krieg mit England. In diesem Reiche standen nach der schändlichen Ermordung Eduard's II. dessen Gemahlin Isabella und ihr Geliebter, Mortimer, an der Spitze des Staates. Beide hatten zuerst dem für den minderjährigen König Eduard III. eingesetzten Regentschaftsrath gezeigt, daß er sich geirrt hatte, als er vom Morde seines Königs ein oligarchisches Regiment hoffte. Dann waren sie mit dem ganzen Hofe nach dem Norden gereist, wo der schottische König Robert I. in das englische Reich eingebrochen war. Ein ganzes Jahr brachten sie dort zu, ohne etwas zu unternehmen und im Anfang des folgenden Jahres (1328) schlossen

sie zu Northampton einen schimpflichen Frieden. Englands Ansprüche an Schottland wurden aufgegeben und sogar noch alles weggebrachte Staatseigenthum mit Ausnahme des mehrerwähnten Krönungsstuhles zurückerstattet; der achtjährige Sohn Robert's, David II., der im nächsten Jahre seinem Vater in der Regierung folgte, ward mit einer Tochter der Isabella verlobt und dafür an England eine Geldsumme bezahlt. Dieses Geld kam in die Hände Mortimer's und wurde von ihm zur Befriedigung seines thörichten Stolzes und zur Unterhaltung einer beleidigenden ritterlichen Pracht verwendet. Den jungen König Eduard, dessen große Eigenschaften noch schlummerten, der aber in ritterlicher Uebung bereits alle seine Landsleute übertraf, hielten Isabella und ihr Buhle bis zu seinem 18. Jahre in einer Art von Gefangenschaft, obgleich er bei feierlichen Gelegenheiten den König vorstellen mußte. Dem neuen Beherrscher von Frankreich, welcher Eduard auffordern ließ, vor ihm zu erscheinen und die volle Huldigung für Guyenne zu leisten, gab Isabella die schnöde Antwort, der Sohn eines Königs werde sich nicht vor dem Sohne eines Grafen demüthigen. Doch ließ sie gleich nachher, als Philipp VI. Ernst zeigte und einen Termin bestimmte, ihren Sohn zur persönlichen Huldigung nach Amiens reisen. Der junge Eduard trat bei dieser Gelegenheit zum ersten Male mit einem ritterlichen Trotz auf, den er nachher sein ganzes Leben hindurch gegen Frankreich gezeigt hat. Er erschien vor dem französischen Könige mit einer so großen Menge von Begleitern und mit solchem Luxus und Glanz, daß der Vasall den Lehensherrn beschämte, suchte sich manchen Ceremonieen der Huldigung zu entziehen und brachte förmliche Beschwerden wegen seiner Besitzungen in Frankreich vor. Dagegen gab der Zustand der Regierung in England dem König Philipp den Muth, seinen Vasallen nachher durch öffentliche Vorladungen zu necken.

Im Herbste des Jahres 1330 ward das schmähliche Regiment, welches auf der englischen Nation und auf seinem ritterlichen König lastete, endlich gebrochen. Kurz vorher hatte Eduard's II. Bruder, der Herzog Edmund von Kent, mit Heinrich von Lancaster und anderen Großen eine Verschwörung gemacht, um seinen Neffen aus den Händen Mortimer's und der Isabella zu reißen; die Sache war aber verrathen worden und Mortimer hatte, während er dem Grafen von Lancaster für Geld Verzeihung gewährte, den Herzog von Kent nicht nur ins Gefängniß werfen, sondern auch nach einem ungerechten, wenn gleich in aller Form erlassenen Urtheilsspruche der Pairs hinrichten lassen. Der gerichtliche Mord des Oheims Eduard's weckte endlich den schlafenden Löwen. Der junge König verband sich insgeheim mit Lancaster und mit dem rüstigen Lord Montague, überfiel

den übermüthigen Mortimer, nahm ihn gefangen und ließ ihn durch dieselben Leute, welche an Edmund's Hinrichtung schuld waren, zu einem schimpflichen Tode verurtheilen. Der grausame Despot ward als Verräther in Tyburn an einen gemeinen Galgen aufgeknüpft. Eduard ließ sich anfangs auch zu einiger Härte gegen seine Mutter verleiten, deren gerichtliche Verfolgung nur durch die Bemühungen des Papstes Johann XXII. verhindert ward; er milderte aber sein Verfahren gegen sie schon zwei Jahre nachher, verlieh ihr bedeutende Güter und Einkünfte, besuchte sie jährlich auf ihrem Wittwensitz und ließ sie nach ihrem Tode feierlich bestatten.

Unmittelbar nachdem Eduard III. die Regierung allein übernommen hatte, begann er die Heldenlaufbahn, die ihn zum Abgott und Musterbild der Ritterschaft von ganz Europa machte. Das erste Opfer seiner Kriegslust waren die Schotten, und sie blieben es die ganze Zeit seines Lebens hindurch, obgleich ihr junger König, für welchen anfangs ein vormundschaftlicher Regent herrschte, mit Eduard's Schwester verlobt war. Der Umstand, daß der Regent von Schottland einigen zugleich in Schottland begüterten englischen Baronen ihre Lehen entzog, gab den ersten Anlaß zum Kriege; doch nahm Eduard anfangs keinen unmittelbaren Antheil an dem Streit seiner Vasallen mit dem schottischen Regenten, und der Krieg war daher eine Zeit lang eine bloße Ritterfehde. Eduard benahm sich dabei mit großer Schlauheit. Die englisch-schottischen Vasallen zogen nämlich den in der Normandie lebenden Eduard Baliol, den Sohn des früheren Königs Johann Baliol, zur Theilnahme am Kampfe herbei, und Eduard gab demselben, als er nach England herüber kam, einen Paß, während er zugleich eines Theils seinen Vasallen die Befehdung des schottischen Königs verbot und anderes Theils von diesem die Zurückgabe ihrer eingezogenen Güter verlangte. Eduard's Vasallen beachteten sein Gebot so weit, daß sie nicht zu Lande, sondern über die See in Schottland eindrangen. Sie vereinigten den Kern der englischen Ritterschaft in sich, und da auch geübte französische Abenteurer mit Baliol gekommen waren, so konnten sie, obgleich die Zahl der Ihrigen nur 3000 betrug, die 40,000 Schotten, welche der Regent durch Aufgebot zusammengebracht hatte, leicht besiegen (1331). Sie drangen hierauf nach Scone vor und ließen Eduard Baliol durch seine schottischen Freunde und Verwandten als König krönen. Der neue Beherrscher von Schottland wurde jedoch schon nach zehn Monaten durch die Schotten, welche sich unter dem tapferen Archibald Douglas zu nationalem Widerstand erhoben hatten, wieder aus dem Lande gejagt. Eduard von England, mit welchem Eduard Baliol bereits Unterhandlungen an-

geknüpft hatte, verfuhr jetzt nach der vortrefflichen Taktik, die er auch späterhin stets befolgte und durch welche er alle seine Kriege zu Nationalkriegen machte, damit die Nation seinen Ruhm als den ihrigen erkenne und die unerhörten Opfer, welche sie bringen mußte, nicht achte. Er verlangte, während er seinen Unterthanen noch immer jede Feindseligkeit gegen Schottland verbot, von dem schottischen Regenten beständig die Rückgabe der Güter seiner Vasallen, unterhandelte aber dabei auch mit Eduard Baliol und schloß im November 1332 einen Vertrag, in welchem dieser als rechtmäßiger König von Schottland anerkannt wurde und dagegen sein Reich von dem englischen Könige zu Lehen nahm. Dann benutzte Eduard die Streifereien schottischer Ritter in Nordengland als Vorwand zu einem Kriege gegen Schottland. Die alten Schotten sahen nämlich Frevel, Mord, Raub und Verachtung jedes friedlichen Geschäfts als eine ehrenvolle Sache an, und bei diesem Charakter der Nation, welchen Walter Scott uns sehr gut und reizend, aber romantisch geschildert hat, konnte der Regent die Raubzüge nach England durchaus nicht verhindern. Das wußte Eduard recht gut, er nahm aber, nachdem er Eduard Baliol ganz von England abhängig gemacht hatte, nichtsdestoweniger aus den mehrfach wiederholten Grenzverletzungen den Anlaß zu einem Kriege. Er zog mit der gesammten englischen Ritterschaft aus, lieferte der schottischen Volksmacht in der Ebene bei Halidonhill unweit Berwick eine Hauptschlacht und erfocht einen glänzenden Sieg, der den Engländern nach den lächerlich prahlerischen Berichten ihrer Chroniken nur Einen Ritter und zehn Fußgänger, den Schotten 30,000 Mann gekostet haben soll (August (1333)! Der Regent Douglas selbst blieb in dieser Schlacht. Der junge König David irrte seitdem flüchtig umher, und an seiner Stelle ward Eduard Baliol als englischer Vasall den Schotten aufgedrungen. Der neue König mußte den südlichen Theil von Schottland, als die besten Landstriche des Reiches, an England abtreten und sich noch andere sehr lästige Bedingungen gefallen lassen; er konnte sich daher nur durch englische Hülfe und durch Bedrückung seiner Unterthanen halten. Die Prälaten des Landes wandten sich an den Papst, die mächtigsten Großen flohen nach Frankreich und kehrten bald mit französischer Unterstützung zur Befehdung ihres Königs zurück, und von den ohnedies stets im Kriegszustande befindlichen Hochlanden aus begann ein unausgesetzter Angriff auf die ebenen Gegenden, welchen der ohnmächtige König nicht abwehren konnte. Diese Umstände nöthigten Eduard III. fast jedes Jahr, einen Kriegszug nach Schottland zu machen, wobei er und seine Ritterschaft stets viel Ruhm, aber desto weniger Vortheil errangen.

2. Frankreich und England vom Anfange des Krieges zwischen Philipp VI. und Eduard III. bis zum Tode des Ersteren.

Bald nachdem Eduard Baliol als englischer Vasall in Schottland eingesetzt worden war, erschien bei Eduard III. ein französischer Flüchtling und bot ihm die Gelegenheit, sich wegen der Unterstützung, welche die Schotten und ihr König David aus Frankreich erhielten, zu rächen. Dieser Flüchtling war Robert III., der Enkel des 1302 gestorbenen Grafen Robert II. von Artois. Als der Letztere starb, lebte Robert's III. Vater nicht mehr und die Schwester desselben, Mathilde, setzte sich sogleich in den Besitz der Grafschaft Artois, weil sie dem Erblasser um einen Grad näher verwandt sei, als dessen Enkel. Der junge Robert machte ihr, sobald er mündig geworden war, dieses Recht streitig und obgleich der König von Frankreich, sowie nachher auch die französischen Pairs zu Gunsten der Mathilde entschieden, so suchte er später doch seine Ansprüche aufs neue geltend zu machen. Er bediente sich dazu sogar des falschen Zeugnisses gemeiner Menschen, sowie nachgemachter Urkunden. Dies hatte 1329 eine Wiederaufnahme des Processes zur Folge, bei welcher dann der Betrug entdeckt und die falschen Zeugen zu einer grausamen Strafe verurtheilt wurden. Robert selbst ward, als er nichtsdestoweniger auf seinen Ansprüchen beharrte, vor den Gerichtshof der Pairs geladen und, da er nicht erschien, in die Acht erklärt. Er flüchtete sich nach Brabant, schmiedete Kabalen gegen den König Philipp VI., suchte sich, wie es heißt, sogar durch Gift an ihm zu rächen und floh zuletzt, von Philipp's Leuten verfolgt, nach England (1334). Hier hatte damals Eduard III., um dem Könige von Frankreich, welcher die Schotten gegen seinen Vasallen Eduard Baliol unterstützte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, bereits mit den französischen Vasallen in den Niederlanden Unterhandlungen angeknüpft und Robert war ihm wegen seiner Verbindungen mit diesen ein so willkommener Gast, daß er demselben Geld, Güter und Rechte gab, um ihn durch Wohlthaten an sich zu knüpfen.

Eduard hatte schon im Jahre 1335 mit mehreren niederländischen Herren Verträge gegen den französischen König geschlossen; auch viele deutsche Fürsten und Prälaten zwischen Maas und Rhein ließen sich in der nächsten Zeit durch Geld zu demselben Zwecke gewinnen. Dagegen war Eduard's Verhältniß zu Flandern eine Zeit lang fast feindlich, weil sich unter ihm, der die constitutionellen Formen sorgsam wahrte, neben dem Ritterstand auch die Gewerbe und die Seemacht in England hoben und das Monopol des Wollhandels und der Wollfabrikation, welches die Fläminger bisher besessen hatten, bedrohten. Während nämlich bisher England fast nur Rohstoffe, namentlich Wolle

und Häute, ausgeführt hatte, zog Eduard Weber, Fabrikanten und sogar Fabrikarbeiter durch Zusicherung großer Vortheile nach England.*) Auch verbot er, um die Fläminger zu kränken, die Ausfuhr der Wolle gänzlich, die ihnen doch unentbehrlich war. Dieses Verhältniß zu Flandern änderte sich jedoch kurz vor dem Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich, und Philipp VI. mußte damals die freilich gebrechliche Stütze, die er am Grafen Ludwig von Flandern gehabt hatte, plötzlich zusammenbrechen sehen. Ludwig hatte nämlich durch seine militärische Despotie die Fläminger aufs Aeußerste gebracht und es war daher in Gent ein Geist des Widerstandes und der Empörung erwacht, der sich bald auch über die anderen republikanisch regierten Städte des Landes verbreitete (1337). An der Spitze der ganzen Bewegung stand der Genter Jakob von Artevelde, welchen der ritterlich-poetische Chronikschreiber der Franzosen Froissart verächtlich einen Methbrauer nennt; diese Bezeichnung ist aber gerade so zu verstehen, wie der Name eines Gerbers, mit welchem Aristophanes den athenischen Demagogen Kleon belegte. In Flandern blühte nämlich damals der Handel mit Meth und Bier ebenso, wie in unseren norddeutschen Städten (s. S. 288 f.), es bestanden deshalb dort ansehnliche Brauereien und Artevelde gehörte zu den Fabrikanten und Kaufleuten, welche dieses Geschäft ganz im Großen trieben. Da er nun nicht nur persönlich angesehen und beliebt war, sondern auch die vielen Gutsbesitzer und Handelsleute, deren Getreide er brauchte, sowie Tausende von Arbeitern und Gewerbsleuten an sich geknüpft hatte, so war er vermöge der freien Verfassung Flanderns mächtiger, als sein armer und verhaßter Graf. Er riß seine Vaterstadt Gent von diesem ab, übernahm in derselben die Rolle eines demagogischen Lenkers, verdrängte durch seinen überwiegenden Einfluß die Beamten und Anhänger des Grafen auch in den anderen Städten des Landes, trieb dann ihn selbst und die meisten Edelleute aus dem Lande und umgab sich als Ruwart (Statthalter) von Flandern ebenso, wie die Ritterschaft Reisige um sich hatte, mit einer gedungenen Schaar rüstiger Leute, welche sein Haus bewachten, ihn beim Ausgehen begleiteten und gleich Rienzi's Miethlingen summarische Justiz an jedem übten, der das Unglück hatte, ihm zu mißfallen. Gleich in der ersten Zeit seiner demokratischen Herrlichkeit knüpfte er mit England Unterhandlungen an und suchte durch innige Verbindung mit diesem Reiche seinen Landsleuten alle die Vortheile zu verschaffen, welche sie durch das

*) In früheren Jahrhunderten war bei den Hanseaten der in unserer Zeit merkwürdige Ausdruck verbreitet: „Wir kaufen von den Engländern den Fuchs für einen Groschen und verkaufen ihnen den Schwanz für einen Thaler."

zwischen ihrem Grafen und dem König von Frankreich bestehende Verhältniß verloren hatten.

Von dieser Zeit begannen, ohne daß gerade Krieg ausgebrochen war, Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Franzosen in Guyenne und in den Niederlanden. Damals trat Eduard auch zuerst mit dem Anspruch an die französische Krone auf, den er auf die Rechte seiner Mutter Isabella, einer Tochter Philipp's des Schönen und seiner Großmutter Margaretha, einer Schwester dieses Königs, gründete. Er sah selbst freilich recht gut ein, daß für ihn keine Hoffnung sei, Frankreich mit England zu vereinigen und Philipp VI. hatte, was man auch gegen das bei seiner Thronbesteigung angewendete salische Gesetz sagen mag, ein wichtigeres und besseres Recht für sich, als die vieldeutigen Worte eines alten Gesetzartikels: denn die herrschende Sitte, der Wille der Nation und das Wohl eines Feudalreiches, welches nur von einer männlichen Hand regiert werden konnte, forderten die Ausschließung der Weiber vom Thron. Nichtsdestoweniger gab der Anspruch der englischen Könige auf den französischen Thron, nachdem ihn Eduard III. einmal erhoben hatte, nachher ein Jahrhundert lang den Vorwand zu blutigen Kriegen zwischen beiden Nationen. Uebrigens machte Eduard seinen Anspruch erst 1340, als er mit den Flämingern einen förmlichen Vertrag gegen Philipp VI. schloß, durch die Annahme des Königstitels von Frankreich im ganzen Umfange geltend, weil dadurch das Gewissen der mit ihm verbündeten französischen Unterthanen und Vasallen beruhigt ward; er setzte zugleich die vereinigten Wappen beider Staaten, Leoparden und Lilien, in sein Reichssiegel. In die Zwischenzeit fallen die bereits oben angegebenen Verhandlungen auf dem Reichstag zu Koblenz (1338), namentlich die Bemühungen Eduard's um den Titel eines deutschen Reichsstatthalters jenseits des Rheines, welche seine Kasse erschöpften und ihn bei der Habsucht der deutschen Fürsten und Bischöfe sogar nöthigten, seine und seiner Gemahlin Krone zu versetzen, die ihm aber wenigstens den einen Vortheil gewährten, daß er, als die theuer erkauften Bundesgenossen ihm nachher durchaus nichts nützten, sich inniger an sein Volk anschließen und seine Sache zu einer Angelegenheit der Nation machen mußte. Freilich nöthigten ihn die Subsidien, die er nicht blos den niederländischen und rheinischen Fürsten und dem deutschen Kaiser, sondern selbst dem Dauphin von Vienne, dem Grafen von Genf, den Admirälen und Großen des Königs von Sicilien und vielen genuesischen Edelleuten bezahlte, zu drückenden Steuern; doch erhob er diese zum Unterschied von seinem Großvater Eduard I. nur mit Zustimmung des Parlaments, das ihm mit Aufopferung entgegenkam; selbst die Geistlichkeit erbot sich auf drei Jahre zur Zahlung eines

Zehnten und im Jahre 1340 wurde dem König als Abgabe die neunte Feldgarbe, das neunte Lamm und das neunte Wollenfell bewilligt.

Erst nachdem Eduard das Reichsvicariat erhalten hatte (1338), begann er den Krieg mit Frankreich. Er erschien 1339 vor Cambray, belagerte diese Stadt einen Monat lang vergebens und rückte dann verwüstend weiter vor. Philipp VI., der ihm mit dem Reichsheer entgegen zog, vermied bedächtig eine Schlacht und Eduard mußte bald unter bedeutendem Verluste aus Frankreich zurückweichen. Bei der Gelegenheit darf als eine Sonderbarkeit jener Zeit und ihres Rechtes nicht unerwähnt gelassen werden, daß der Graf Wilhelm IV. von Hennegau, Holland und Seeland in diesem Feldzug kurz nach einander als Eduard's Freund und als sein Feind auftrat. Er wohnte der Belagerung von Cambray unter Eduard bei, weil dieser als Reichsvicar die Stadt dem Reiche wieder gewinnen wollte und erschien gleich darauf, als Philipp seine Vasallen zur Vertheidigung des Landes gegen die Engländer aufbot, mit 500 Mann im französischen Lager. Nach dem Rechte jener Zeit durfte sich Philipp über den ersteren Schritt nicht beklagen und auch Eduard mußte, als sich der Graf von ihm trennte, die Entschuldigung von ihm annehmen, daß er nur zur Wiedererwerbung des Reichsgutes beim englischen Heere erschienen sei. Daher war auch der König von Frankreich, der das deutsche Reich nicht reizen wollte, klug genug, den Engländern bei ihrem Abzug aus Frankreich nicht zu folgen. Eduard, welcher im nächsten Jahre seinen Vertrag mit den Flämingern schloß, kehrte nach England zurück, wo die Nation für seinen Ruhm, der auch der ihrige war, neue bedeutende Anstrengungen machte; auch die fremden Kaufmannsgesellschaften in London, namentlich die deutsche, waren mit Darlehen zur Hand. Eduard rüstete eine starke Flotte und Truppenmacht zu einem zweiten Unternehmen gegen Frankreich. Philipp dagegen hatte schon früher von den Genuesen, welche Eduard vergebens durch Geld von diesem einträglichen Gewerbe abzubringen suchte, eine Kriegsflotte gemiethet und schickte dieselbe in Begleitung normannischer Schiffe an die flandrische Küste, um die Engländer auf ihrer Ueberfahrt aufzufangen. Nahe dem Hafen von Sluys in Flandern kam es im Juni 1340 zwischen beiden Flotten zu einer Schlacht, welche von den Franzosen verloren wurde und für die blutigste Seeschlacht des Mittelalters gilt, obgleich den Angaben der Chroniken, daß 20—30,000 Mann dabei umgekommen und nicht weniger als 200 französische Schiffe genommen, die übrigen aber vernichtet worden seien, kein Glaube zu schenken ist. Die Niederlage der Franzosen ward übrigens hauptsächlich durch die Gewandtheit der leichten flämischen Schiffe und durch die Ueberlegenheit der englischen Bogenschützen über die genuesischen so blutig.

Ungeachtet dieses glänzenden Sieges endete die Belagerung von Tournay, welche Eduard nachher begann, nicht rühmlicher, als die von Cambray; es mangelte ihm an Geld und bald auch an Genossen. Es kam ihm daher sehr gelegen, als seine Schwiegermutter, die verwittwete Gräfin Johanna von Hennegau, sich zur Vermittlerin zwischen ihm und ihrem Bruder, dem König Philipp, anbot.

Nachdem diese im September 1340 einen Waffenstillstand zu Stande gebracht hatte, fand Eduard in England Gelegenheit, sich zu überzeugen, welche Fortschritte bereits der Freiheitsinn im Lande gemacht hatte und wie tief das Verfassungsrecht im Volke wurzelte. Von Argwohn gegen die höheren Beamten erfüllt, hatte er mehrere derselben festnehmen und auch den Erzbischof von Canterbury, als dieser in einem scharfen Sendschreiben ihn auf das Ungesetzliche des Verfahrens hinwies, in Haft nehmen lassen. Allein das Parlament nahm um der Rechtsfrage willen die Verfolgten in Schutz und setzte sogar die Bestimmung durch, daß künftig jedes Mitglied der Regierung auf die Magna Charta zu vereidigen sei. So beliebt seine Persönlichkeit und seine, obwohl kostspielige, äußere Politik war, mußte der König nachgeben. Bald nachher fand er an einem Prätendenten des Herzogthums Bretagne, Johann von Montfort, einen nützlichen Bundesgenossen gegen Frankreich. Johann's Stiefbruder war Herzog der Bretagne und hatte von Frankreich, sowie von Eduard III. die Einwilligung erlangt, sein Land seiner Tochter vermachen zu dürfen. Als er aber 1341 starb, protestirte Johann gegen die weibliche Erbfolge und eilte vom Herzogthum Besitz zu nehmen, ehe Philipp's Neffe, Karl von Blois, welchem der verstorbene Herzog seine Erbtochter vermählt hatte, eingetroffen sei. Dann reiste er nach England, um Eduard zu gewinnen. Philipp ließ durch den Gerichtshof der Pairs seinem Neffen wegen des Anrechtes seiner Gemahlin*) das Herzogthum zusprechen und schickte dann seinen Sohn, Johann den Guten, ab, um dasselbe zu besetzen. Johann von Montfort ward von diesem in Nantes belagert und sah sich, als die Bürger der Stadt ihn verrathen wollten, zu einer Capitulation genöthigt. Die Franzosen erfüllten jedoch die Bedingungen der Capitulation nicht und schleppten den Besiegten gefangen nach Paris. Seine Gemahlin aber, die heldenmüthige Johanna von Flandern, machte den Franzosen jeden Fußbreit Landes streitig und Eduard von England, welchem Johann von Montfort, sobald er der Haft entkommen war, als dem rechtmäßigen König von Frankreich huldigte, schickte nicht nur Hülfe, sondern er-

*) In Bezug auf den Thron erklärte gerade derselbe König die weibliche Erbfolge für ungültig.

schien sogar selbst mit einem Heere in der Bretagne. Er hatte jedoch den Krieg kaum begonnen, als die Legaten des Papstes Clemens VI., der dem Kriege unablässig zu steuern suchte, einen neuen Waffenstillstand auf drei Jahre und acht Monate vermittelten (Januar 1343). Die Bedingungen desselben erlaubten die Fortdauer der Feindseligkeiten zwischen den Anhängern Karl's von Blois und Johann's von Montfort und dies gab die Veranlassung zu einer neuen heftigen und ganz persönlichen Erbitterung Eduard's gegen Philipp. Der Erstere gewann nämlich insgeheim die angesehensten Ritter der Bretagne und Philipp ließ hierauf zehn derselben, unter denen sich auch Olivier dü Clisson, der Vater des später berühmt gewordenen Connetable dü Clisson, befand, aufheben, nach Paris bringen und, ohne sie vor ein Gericht gestellt zu haben, hinrichten. Eduard kündigte in Folge davon 1345 den Waffenstillstand auf und ein englisches Heer ward unter dem Grafen von Northampton nach der Bretagne, ein anderes unter dem tapfern und freigebigen Grafen Heinrich von Derby, dem nachherigen Herzog von Lancaster, der seinen Streitern alle Beute überließ und sie, wenn der König nicht zahlen konnte, aus seinem eigenen Vermögen belohnte, nach Guyenne geschickt; Eduard selbst ging mit einem dritten Heere nach Flandern. Von dieser dreifachen Kriegsmacht machte nur das unter dem Grafen von Derby stehende Heer einen rühmlichen Feldzug; es schlug die Franzosen in einer entscheidenden Feldschlacht bei Bergerac an der Dordogne und eroberte alle festen Orte von Guyenne mit Ausnahme von Blaye.

In Flandern drohte gleich nach Eduard's Ankunft die Verbindung zwischen ihm und den Städten sich aufzulösen. Jakob von Artevelde, welcher damals Flandern neun Jahre lang ganz nach seinem Sinne geleitet hatte, suchte das Land dadurch an England zu knüpfen, daß er den Städten vorschlug, den Prinzen von Wales zu ihrem Grafen zu ernennen. Dies erzeugte eine große Erbitterung, weil die Engländer in Flandern verhaßt waren und Artevelde sich durch seine Verbindung mit ihnen längst verdächtig gemacht hatte. Girard Denys, welcher als Wollfabrikant eben so viel Einfluß hatte, als Artevelde durch seine Brauereien, stellte sich in Gent an die Spitze der Gegner desselben, stürmte, als Artevelde vermittelst seiner Miethlinge und einer vom englischen König erhaltenen Schaar Gewalt gebrauchen wollte, Artevelde's Haus und ließ ihn auf der Schwelle desselben von dem tobenden Haufen ermorden (1345). Eduard kehrte hierauf sogleich beleidigt und erbittert nach England zurück; alle anderen Städte aber mit Ausnahme von Gent schickten eine Gesandtschaft an ihn, um ihr Mißfallen über das Betragen der Genter bezeugen zu lassen. Sie erklärten ihm freilich auch, daß sie ihrem Grafen treu

bleiben wollten, wiewohl er in seinem Wesen und Charakter ein Franzose sei; aber sie ließen ihm zugleich den Wunsch aussprechen, den Sohn und künftigen Erben desselben mit einer englischen Prinzessin vermählt zu sehen. Endlich machten sie ihm noch das Anerbieten, die zahlreiche Bürgerschaft von Gent, Brügge, Ypern und anderen Städten unter einem seiner Prinzen ins Feld rücken zu lassen, während er selbst von einer anderen Seite her in Frankreich einfalle. Eduard wurde dadurch mit ihnen wieder ausgesöhnt und schiffte gegen die Mitte des Sommers 1346 ein Heer ein, welches scheinbar nach Guyenne bestimmt war, mit dem er aber ganz unerwartet in der Normandie landete und dieselbe verwüstete. Die Unternehmung erwies sich als planlos, indem sie nur den Bewohnern einer sehr gut angebauten Provinz, welche bereits in Sitten und Denkweise weit mehr französisch als englisch waren, nicht aber dem König von Frankreich selbst Schaden brachte. Nun drang Eduard sengend und brennend am linken Ufer der Seine, auf deren rechter Seite Philipp VI. das französische Reichsheer vereinigt hatte, bis nach Poissy in der Nähe von Paris vor, ohne einen Uebergang über den Fluß finden zu können. Nachdem er endlich glücklich übergesetzt war, vernichtete er den Anbau und die Ortschaften zwischen Seine und Somme, fand sich aber hier plötzlich in großer Verlegenheit. In seinem Rücken zog das weit überlegene französische Heer, welches nach einer wahrscheinlich übertriebenen Angabe 80,000 Mann stark war, in eiligen Märschen auf ihn los; vor ihm hemmte die Somme, deren Brücke die Franzosen besetzt hatten, den Weg. Er schien daher eingeschlossen und unrettbar verloren zu sein; zum Glück ließ sich aber ein Kriegsgefangener durch ein bedeutendes Geldgeschenk bewegen, ihm eine Furth in der Somme, ganz nahe an deren Mündung in den Kanal, zu zeigen, so daß er während der Ebbe mit seinem Heer durch denselben gehen konnte, während Philipp gleich nachher durch die Fluth genöthigt ward, umzukehren und weiter oben die Brücke zu suchen.

Als Eduard glücklich über die Somme gekommen war, beschloß er, die Franzosen, die ihn aufsuchten, in einer günstigen Stellung zu erwarten. Er hatte Zeit, sich sein Schlachtfeld zu wählen, und stellte sein Heer auf den Höhen des Städtchens Crecy auf. Hier kam es am 26. August 1346 zu einer entscheidenden Schlacht, welche durch die Schuld der Franzosen für sie nicht allein unglücklich, sondern fast vernichtend ausging. Die Verständigen in ihrem Heere hatten besonders aus dem Grunde von einem Angriff abgerathen, weil, während man gegen Crecy heranzog, ein anhaltender Regen fiel und die Bogensehnen der ohnedies ermüdeten genuesischen Schützen schlaff machte; aber die heftigen und trotzigen Großen hatten sich nicht zurück-

halten lassen. Ja, man fing das Treffen so übereilt an, daß einer der ersten Herren den Reiches und sein Gefolge ihr eigenes Fußvolk verhöhnten, weil es ermüdet und durchnäßt den Kampf nicht beginnen wollte. Der König war ferner nicht einziger Gebieter in seinem Heere, wie Eduard in dem seinigen. Auch zeichnete sich der Letztere nebst seinem 15jährigen Sohne und Thronerben Eduard, welcher nachher unter dem von der Farbe seiner Rüstung (nach Einigen von seinem dunklen Haar) entlehnten Namen des schwarzen Prinzen als einer der tapfersten und edelsten Helden des Mittelalters berühmt geworden ist, nicht blos durch Tapferkeit und Kampfübung aus, sondern sie besaßen auch große Feldherrn-Eigenschaften, da die von ihnen getroffenen Anordnungen Taktik und Disciplin des Heeres verrathen. Ihre Feinde dagegen zeigten nur Tapferkeit, diese war aber durch keine Klugheit geleitet und bewirkte deshalb nicht nur den Verlust der Schlacht, sondern war auch Ursache, daß die Niederlage des französischen Heeres, besonders des ritterlichen Theiles, unerhört groß war. Den Ausschlag gab, wie alle Chroniken versichern, die Geschicklichkeit und Ueberlegenheit der englischen Armbrustschützen. Auf Seiten der Franzosen fielen nach der Versicherung des poetischen Geschichtschreibers Froissart 30,000 Gemeine, 1200 Ritter und 12 Prinzen. Dies scheint freilich eine Uebertreibung zu sein und wir ziehen die prosaische Angabe eines gleichzeitigen Ministers der Dauphiné vor, nach welcher nur 10,000 Gemeine und 1716 Ritter geblieben sind. Jedenfalls war die Niederlage der Franzosen furchtbar und die Beute der Engländer unermeßlich; auch zog Eduard nachher aus dem Lösegeld der vielen vornehmen Gefangenen bedeutende Summen. Unter den Gebliebenen befand sich auch der blinde König Johann von Böhmen, welcher auf einem rechts und links an andere Pferde angebundenen Roß mitten in das Schlachtgewühl geritten war. Hieran knüpft sich die verbreitete Angabe, der Helmschmuck des Königs mit dem Wappenspruche „Ich dien'" sei dem Prinzen von Wales zu Händen gekommen und von ihm als Sinnbild angenommen worden, wie es noch heute der Prinz von Wales als Großmeister des Bath-Ordens trage. Doch ist dies unrichtig, indem weder die Straußfeder noch die Devise luxemburgischen oder böhmischen Ursprung haben; die letztere (Ich dene) lesen wir übrigens noch in zwei Urkunden, wo sie der schwarze Prinz eigenhändig seiner Unterschrift beigefügt hat, sowie auf seinem Grabe in Canterbury. Die Stiftung der weltlichen Ritter- oder Hof-Orden, die nicht der Kirche, sondern einem Monarchen oder Staate dienen, ist allerdings für die mit dem 14. Jahrhundert herankommende neue Periode Europa's

bezeichnend. In derselben Beziehung ist auch eine Angabe des florentinischen Geschichtschreibers Villani merkwürdig, daß man in der Schlacht bei Crecy auch Kanonen gebraucht habe; diese trugen aber jedenfalls nichts zur Entscheidung bei. Sie kommen übrigens damals nicht zum ersten Male vor, da schon zwanzig Jahre vorher in Villani's Vaterstadt Kanonen zum Fortschleudern eiserner Kugeln gegossen wurden, auch die Stadt Metz bereits im Jahre 1324 sich mit solchen vertheidigte; ihr Gebrauch in der Feldschlacht ist jedoch vor der Schlacht bei Crecy und einige Zeit nachher nicht nachgewiesen.

Die Engländer plünderten nach der Schlacht die nördlichen Provinzen Frankreichs so völlig aus, daß, wenn wir der Versicherung eines englischen Annalisten Glauben schenken dürften, die Größe der gemachten Beute sogar eine bedeutende Veränderung in ihrem Leben und ihren Sitten bewirkt hätte; allein Eduard mußte auf die Belagerung von Calais, die er bald nach der Schlacht begann, weit größere Summen verwenden, als er jemals aus dem französischen Raub und aus dem Lösegeld der Gefangenen zu ziehen vermochte; er erhob starke Steuern und entlieh 20,000 Pfund bei deutschen Kaufleuten. Jene Belagerung schien ihm nothwendig, weil er an bleibende Eroberungen nicht denken konnte, und sich daher eines Seeplatzes zu bemächtigen wünschte, der ihm festen Fuß in Frankreich gebe und gewissermaaßen als Vorposten diene, um jeden Augenblick einen Raubzug unternehmen zu können. Dazu war Calais am gelegensten. Diese Stadt war aber sehr fest und von eifrigen Franzosen bewohnt, welche viele Vorrechte genossen. Sie wehrten sich ungeachtet ganz unerhörter Drangsale elf Monate lang aufs hartnäckigste. Dies ist der einfache prosaische Verlauf der Belagerung von Calais; die Geschichte derselben ist aber von dem ritterlich patriotischen und poetischen Chronikschreiber der Franzosen, Froissart, in ein reich ausgestattetes romantisches Drama umgewandelt worden. Besonders hat Froissart einen der Bürger von Calais, Eustach von St. Pierre, als Musterbild französischer Patrioten verherrlicht. Gewiß ist, daß die Stadt elf Monate lang alles, was eine belagerte Stadt nur erdulden kann, mit heldenmüthiger Ausdauer erduldet hat und sich erst in der äußersten Noth zu einer Capitulation verstand, sowie daß der erbitterte König von England sich dabei auf keine Bedingung einließ, sondern nach der Sitte jener Zeit verlangte, daß die angesehensten Bürger barfuß und mit einem Strick um den Hals vor ihm erscheinen und um Gnade flehen sollten. Nach Froissart's Erzählung sollten diese Abgeordneten für die gesammte Bürgerschaft büßen; sie hätten sich freiwillig dazu angeboten und der reiche Eustach von St. Pierre, der sich unter ihnen befand, wäre mit dem Beispiel

der Aufopferung vorangegangen. König Eduard befahl, wie es weiter heißt, die Enthauptung derselben, ließ sich aber durch die fußfälligen Bitten seiner Gemahlin davon abbringen. Für diese rührende patriotische Erzählung ist jedoch der Umstand sehr bedenklich, daß derselbe Eustach von St. Pierre nachher in der englisch gewordenen Stadt wohnen blieb und als englischer Unterthan seines Vaterlandes vergaß. Eduard vertrieb aus Calais, das seitdem 200 Jahre lang im Besitze der Engländer blieb, viele Einwohner, und zog dagegen Leute aus England herbei, denen er die verlassenen Häuser und Güter gab. Uebrigens waren die Fläminger dem Könige von England bei der Belagerung sehr nützlich gewesen und die Kunde von der großen Beute, die man in englischen Diensten machte, hatte schon damals ganze Schaaren von Rittern aus Flandern, Brabant, Deutschland und anderen Ländern herbeigelockt. Nach der Einnahme von Calais gelang es (September 1347) den päpstlichen Legaten, unter denen sich auch der Kardinal Hannibal von Ceccano befand (der drei Jahre später des Papstes Stelle beim Jubiläum vertrat), einen kurzen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, welcher nachher bis 1351 verlängert ward. Die Engländer hatten, als derselbe geschlossen ward, nicht nur Calais zu einer englischen Stadt und Festung und zu einem Stapelplatz englischer Waaren gemacht, sondern auch ganz Guyenne und alles Land zwischen der Loire und Garonne erobert; in der Bretagne, wo der Krieg als ein Wettstreit der französischen und englischen Ritterschaft oder als ein ernstes und blutiges Turnier geführt wurde, war Karl von Blois kurz vorher in englische Gefangenschaft gerathen; Flandern endlich blieb im Bunde mit England, obgleich man beim Waffenstillstand dem jungen Grafen Ludwig III., dessen Vater, Ludwig II., in der Schlacht bei Crecy geblieben war, seine Rechte ausdrücklich vorbehielt.

Während der Belagerung von Calais hatten die Irländer vergebens versucht, das englische Joch abzuwerfen, und die Schotten waren, von Philipp VI. unterstützt, verwüstend in die nördlichen Grafschaften Englands eingebrochen. Sie drangen bis nach Durham vor; aber die Herren Ralf Nevil, Heinrich Percy und der Erzbischof von York sammelten ein Heer, überfielen die Schotten bei Nevils Croß unweit Newcastle und erfochten einen glänzenden Sieg (October 1346). Froissart läßt seine Gönnerin, die Königin Philippa, als Führerin der Schlacht auftreten, was eine durchaus unbegründete Ausschmückung ist. Eine große Zahl Schotten verlor das Leben und ihr König David wurde nebst den vornehmsten Anführern gefangen. Nichtsdestoweniger hatte der Gegenkönig Eduard Baliol auch nach-

her eine höchst elende Existenz; er konnte nie festen Fuß in Schottland fassen, blieb ein bloßes Werkzeug der Engländer und lebte hauptsächlich von dem ärmlichen Jahrgelde, welches ihm der englische König zufließen ließ.

Den Engländern wie den Franzosen hatte der Krieg unermeßliche Summen gekostet; denn Eduard und Philipp hatten ihren Baronen die Erscheinung in den Waffen sehr theuer bezahlen müssen. Der Letztere war z. B. dem Grafen von Foix für wenige Monate Sold, die er ihm und seinen Kriegern zu entrichten hatte, 49,500 schwere Livres schuldig geworden und hatte ihm, da er diese Summe nicht bezahlen konnte, dafür ein Schloß und zwei Güter abtreten müssen; die Kosten, welche Eduard für sein Heer zu bestreiten gehabt hatte, beliefen sich nach den uns überlieferten Angaben während eines Jahres monatlich auf 31,000 Pfund, und er mußte 4022 Personen seines Heeres täglich mit elf Schillingen, 15,430 Bogenschützen täglich mit drei und jeden Ritter mit zwei Pence besolden. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß es in jener Zeit mitunter so wohlfeile Jahre gab, daß ein fetter Ochse vier Schilling, eine Kuh einen Schilling und ein Schaf drei Pence kostete. Man kann hieraus zugleich ersehen, in welchem Mißverhältniß die Feudalkriege des Mittelalters zu den baaren Einnahmen der Staaten und zum Preise der ersten Lebensbedürfnisse standen. Es ist daher auch ganz natürlich, daß sich sowohl Eduard als Philipp in der größten Geldverlegenheit befanden. Beide waren zu harten Erpressungen genöthigt, am meisten aber Philipp, weil die Art, wie er sich half, weniger ergiebig war und weil das Meiste, was er erpreßte, von den Juden und Lombarden, deren er sich bedienen mußte, verschlungen wurde und nur sehr wenig davon in die Staatskasse kam. Philipp führte die in der späteren französischen Geschichte so berüchtigt gewordene Salzsteuer (gabelle) ein, erfand neue Zölle, ließ sich eine Art Gewerbsteuer entrichten, erhob von der Geistlichkeit einen Zehnten und ahmte in Bezug auf Münzverfälschung das Beispiel seines Vorgängers Philipp IV. nach. Trotz der wiederholten, heilig betheuerten und von den Ständen mit neuen Auflagen erkauften Versprechungen wurden die Münzen durch Zusatz verschlechtert oder beschnitten, dann wieder außer Umlauf gesetzt und von neuem umgeschmolzen, je nachdem es den Wucherern, mit denen die königlichen Minister damals ebenso, wie jetzt mit den adelichen und bürgerlichen Bankiers, gemeine Sache machten, am bequemsten war. Endlich nahm Philipp seine Zuflucht zu der den asiatischen Despoten eigenthümlichen Methode: er entriß von Zeit zu Zeit den Wucherern, Ministern und Beamten durch Gewaltstreiche das, was sie mit Gewalt oder Betrug an sich gebracht hatten.

Gerade in diesen unglücklichen Zeiten bildete sich, wie die sogleich zu erwähnenden neuen Erwerbungen zeigen, die Einheit der französischen Sprache und Sitte von Calais an bis zum mittelländischen Meer und von den Pyrenäen an bis zum Var: eine Einheit, durch welche die Franzosen den Deutschen, die sich immer mehr in einzelne Staaten spalteten, als Nation Jahrhunderte hindurch überlegen geblieben sind. Sogar die Engländer wurden fast in den Kreis der französischen Nationalität hineingezogen, da die Sprache ihres Hofes und ihrer Gesetze und Gerichte, sowie die Sitten der vornehmsten Klasse ihrer Nation sogar bis auf die Kleidung und den Hausrath herab französisch waren.*) Frankreich war freilich schon nach dem 1347 geschlossenen Waffenstillstand mit dem Verluste vieler Provinzen bedroht, welche 13 Jahre später wirklich auch an England abgetreten werden mußten; allein diese Provinzen blieben mit so festen Banden der Nationalität an Frankreich geknüpft, daß man ihre Wiedervereinigung früher oder später zuverlässig erwarten durfte. Dagegen gelang es dem König Philipp VI., das französische Reich durch Vernichtung der aragonischen Erbherrschaft in Montpellier und des letzten Restes der deutschen Schattenherrschaft in Arelate so sehr auszudehnen, daß außer Roussillon und Cerdagne das ganze südliche Frankreich damals von jeder fremden Herrschaft befreit ward. Diese Vergrößerung und Abrundung des Reiches ist um so merkwürdiger, weil sie mit dem Erlöschen zweier Linien unabhängiger Fürsten, der aragonischen zu Montpellier und der Dauphins von Vienne, verbunden war.

Das aragonische Königshaus war im 13. Jahrhundert in drei Linien getheilt worden. Jakob I. von Aragonien hatte nämlich seinem ältesten Sohne, Peter III., Aragonien und Catalonien, dem jüngsten, Jakob, das Königreich Majorca oder Mallorca, d. h. die balearischen Inseln nebst Roussillon, Montpellier und einigen anderen französischen Herrschaften, die zu Aragonien gehörten, im Voraus zugetheilt, und beide Söhne traten bei seinem Tode (1276) die ihnen bestimmte Erbschaft an. Dadurch, daß Peter III. sechs Jahre später in Folge der sicilianischen Vesper Sicilien eroberte, und daß bald nach seinem Tode diese Insel an seinen jüngeren Sohn, Friedrich II., Aragonien aber an den älteren, Jakob II., kam, entstand ein dritter Zweig des Hauses

*) Französisch blieben die Formeln, mit welchen der König die Anträge des Parlaments annahm oder ablehnte; französisch war die Devise „Honni soit qui mal y pense“, die Eduard dem neu gestifteten Knieband-Orden (garter, franz. jarretière) verlieh. Einer anekdotischen Erzählung nach wurde der Orden der schönen Gräfin von Salisbury zu Ehren gegründet, der Ordens-Urkunde nach zur Ehre Gottes, der heil. Jungfrau und des Märtyrers Georg; eine Kapelle in Windsor wurde ihm 1348 durch königliches Patent zugewiesen.

Aragonien. Von diesen drei Linien residirte die eine in Saragossa und Barcelona, die andere in Palermo, die dritte in Montpellier und Majorca. Die letztere behauptete sich nur bis zur dritten Generation im Besitze. Schon zu Philipp's des Schönen Zeit war der König von Majorca gezwungen worden, als Besitzer von Montpellier dem französischen König die Huldigung zu leisten; der dritte König von Majorca aber, Jakob II., verlor sowohl die französischen Besitzungen, als die balearischen Inseln. Jakob gerieth nämlich mit seinem Verwandten, dem König Peter IV. von Aragonien, in die heftigste Zwietracht, und als dieser ihm Roussillon, Cerdagne und die Balearen gewaltsam entriß, wußte der schlaue König Philipp VI. von Frankreich den besten Nutzen aus Jakob's hülfloser Lage zu ziehen. Er gab diesem das zum Kampfe mit dem aragonischen König nöthige Geld und erhielt dagegen Montpellier und die anderen kleinen Herrschaften, welche Jakob damals noch im französischen Reiche besaß (1349). Jakob ward gleich nachher, als er mit seinen gemietheten Rittern auf Majorca landete, besiegt und getödtet.

Das Land der Dauphins von Vienne kam auf ähnliche Weise an Frankreich. Dieses bisher unabhängige oder vielmehr noch als ein deutsches Reichslehen betrachtete Land, das sogenannte Delphinat, Dauphiné, erstreckte sich von der Gegend von Montpellier an bis in die Nähe von Genf und Lyon, und seine Beherrscher führten aus unbekanntem Grunde seit alter Zeit den Titel Dauphins oder Delphine. Drei Linien derselben folgten sich auf einander. Die dritte, welche von 1279 bis 1349 herrschte, stammte aus dem Hause de la Tour und hielt, wie die beiden vorhergehenden, die Scheinverbindung mit Kaiser und Reich aufrecht, hatte aber zugleich Lehensverbindlichkeiten gegen den französischen König, weil sie, wie die zweite Linie, bedeutende Güter in Frankreich besaß. Der letzte Dauphin aus dem Hause de la Tour, Humbert II., war ein eitler, abergläubiger und aus Eitelkeit und Bigotterie höchst verschwenderischer Mann. Er verweilte oft lange in Avignon und richtete sich durch diesen Aufenthalt, sowie durch einen Kreuzzug, durch fromme Schenkungen und durch die Stiftung von Klöstern und Kapiteln zu Grunde. Die große Schuldenlast, die er in Folge davon aufhäufte, nöthigte ihn nicht nur zu harten Bedrückungen seiner Unterthanen, sondern auch zur Veräußerung von Gütern. Dazu kam ein besonderer Unglücksfall: als Humbert, seinen einzigen rechtmäßigen Sohn auf den Armen haltend, am Fenster seines Schlosses stand, stürzte der Knabe herab und zerschmetterte sich den Kopf. Dies machte den Grafen geneigt, wegen der Landesherrschaft mit der Krone ein Abkommen zu treffen. Nachdem er die Besitzungen in der Auvergne, in der Normandie und in anderen Län-

dern verkauft hatte, ward er endlich durch fortwährende Verschwendungen dahin gebracht, daß er die Geldsummen, die ihm der französische König für sein Erbfürstenthum angeboten hatte, nicht mehr ablehnen konnte. Im Jahre 1343 schloß er mit Philipp VI. einen Vertrag, durch welchen dieser für seinen zweiten Sohn, Philipp von Orleans, gegen eine Summe von 120,000 Goldthalern und gegen die jährliche Zahlung von 10,000 Livres das Recht der Nachfolge im Dauphiné erkaufte. Dabei blieb jedoch Humbert nicht allein dem Kaiser und Reich bis zu seinem Tode getreu, sondern er war auch sorgfältig bedacht, in der Vertragsurkunde die Unabhängigkeit seines kleinen Staats und die Rechte seiner Unterthanen sicher zu stellen. Es hieß nämlich in dem Vertrage, Philipp von Orleans und seine Nachfolger sollten den Titel Dauphins tragen und alle Rechte und Gewohnheiten des Landes gewissenhaft schützen und bewahren; dieses müsse selbstständig bleiben und dürfe nie mit Frankreich vereinigt werden, als bis auch das deutsche Kaiserthum an den französischen König komme.

Neue Geldverlegenheiten, in die sich Humbert unmittelbar nachher stürzte und aus denen er durch Philipp wieder herausgezogen ward, zwangen ihn einige Jahre später, sich eine Veränderung des Vertrags gefallen zu lassen, nach welcher statt des Herzogs Philipp von Orleans der ältere Bruder desselben, der künftige König Johann der Gute, zum Erben der Dauphiné erklärt und also die einstige Verschmelzung des Landes mit Frankreich in der Ferne gezeigt wurde. Hierauf unternahm Humbert einen kostspieligen Kreuzzug gegen die Türken, welcher gleich beim Beginn mißglückte, aber sehr viel Geld kostete. Als er von demselben zurückgekehrt war, verfiel er auf den Gedanken, sich von neuem zu vermählen; wahrscheinlich ward er durch Leute seines Gefolges, welche nicht gern französisch werden wollten, zu diesem Entschluß gebracht. Er bewarb sich um die Tochter des Herzogs von Bourbon und hatte auch bereits Unterhandlungen mit demselben angeknüpft, als Philipp VI. den Letzteren durch einen vortheilhaften Antrag davon abzog. Zu gleicher Zeit ließ Philipp den schwachen Humbert durch Papst und Geistlichkeit so bearbeiten, daß er, durch das Verfahren des Herzogs von Bourbon gekränkt, sich ganz aus der Welt zurückzuziehen und in ein Dominikanerkloster zu gehen beschloß. Gern gab Philipp noch bedeutende Summen Geld, damit dieser Entschluß recht bald ausgeführt werde und folglich die Dauphiné schon zu Humbert's Lebzeiten an Frankreich komme. Dieser trat hierauf (1349) die Dauphiné wirklich an den ältesten Sohn des französischen Thronerben, den nachherigen König Karl V., ab und ging als Mönch in ein Kloster, in welchem er nach mehreren Jahren sein Leben beschloß. Ehe er jedoch abdankte, sorgte seine Umgebung dafür, daß in

einer schriftlichen Acte, welche Philipp VI. feierlich als Verfassungs-Statut des Dauphiné anerkennen mußte, den Bewohnern des Landes ihre Rechte für künftige Zeiten gesichert würden. Als später Philipp's Enkel, Karl, den französischen Thron bestieg, wurde der Gebrauch eingeführt, daß immer ein Prinz des regierenden Hauses und zwar der älteste Sohn des Königs, den Titel und das Wappen eines Dauphin erhielt. Ein Jahr nach der Erwerbung des Dauphiné starb Philipp VI. (1350).

3. England und Frankreich unter Eduard III. und Johann dem Guten bis auf den Frieden von Bretigny.

Der neue König von Frankreich, Johann der Gute (1350 bis 1364), bemühte sich viel lebhafter als sein Vater um die Herstellung des Friedens mit England und Papst Innocenz VI. unterstützte ihn darin mit allen seinen Kräften; die Bemühungen Beider waren aber vergeblich, weil Eduard aller Lehenspflicht gegen Frankreich entledigt sein wollte und Johann kein wesentliches Recht seiner Nation aufzugeben wagte. Es kam daher nur zu kurzen Erneuerungen des Waffenstillstandes und diese hieß man allerdings willkommen, da die furchtbare Pest, der schwarze Tod genannt, in den letzten Jahren große Menschenmassen hingerafft hatte, so daß im Grunde kein Volk in Europa einen großen Krieg wünschen konnte; doch brach endlich derselbe 1355 wieder aus. Beide Theile hatten auch während des Waffenstillstandes nicht aufgehört, mittelbar Feindseligkeiten gegen einander zu üben, England durch Unterstützung der Montforts in der Bretagne, Frankreich durch Aufreizung der Schotten. Die Letzteren, deren König noch immer in englischer Gefangenschaft war, machten wiederholte Raubeinfälle, welche Eduard dann an den unschuldigen Bewohnern der ebenen Striche von Schottland rächte. Der englische König erhielt übrigens damals durch Johann's Heftigkeit, Jähzorn, Schwäche und übereilte Strenge unter den französischen Großen Freunde, die ihm nützlicher waren, als die raubenden Schotten den Franzosen. Johann gerieth nämlich fast zu gleicher Zeit mit seinen Ständen, mit dem Grafen von Foix, mit dem Könige von Navarra und mit dem diesem befreundeten normannischen Hause Harcourt in Streit. Wir wollen zuerst seine Zwistigkeiten mit Navarra auseinander setzen, welche mit der inneren Geschichte von Castilien zusammenhängen.

Das Reich Castilien war während des 13. Jahrhunderts die Hauptmacht in Spanien geworden. König Ferdinand III., der Heilige, hatte nämlich dort große Eroberungen und Erwerbungen gemacht und die Untheilbarkeit der zu Castilien gehörenden Provinzen festgesetzt. Auch sein Sohn, Alfons X. der Weise, dehnte die Grenzen

von Castilien aus; er schadete aber seinem Reiche nicht nur durch seine Eitelkeit und durch sein Streben nach der deutschen Kaiserwürde, die er ungemein theuer bezahlen mußte, sondern auch durch seine Gesetzgebung. Er schaffte in einem neuen Gesetzbuch das alte spanische Erbrecht ab und traf neue Bestimmungen über die Nachfolge. Statt daß nämlich in Castilien bisher, wenn der ältere Prinz vor dem Vater starb, nicht der Sohn, sondern der Bruder desselben die Nachfolge hatte, sollten künftig die Nachkommen des älteren Prinzen den Vorzug vor ihrem Oheim erhalten. Doch machte Alfons sein Gesetzbuch nie bekannt und dasselbe war daher rechtlich nicht gültig, als noch vor seinem eigenen Tode sein ältester Sohn, Ferdinand de la Cerda, mit Hinterlassung zweier Prinzen, Alfons und Ferdinand, starb. Die Stände erkannten damals dem alten Rechte gemäß nicht einen der Letzteren, sondern den zweiten Sohn des Königs, Sancho IV., als Thronfolger an, und Alfons ließ ihren Beschluß feierlich bekannt machen. Die Mutter der beiden Prinzen de la Cerda, Blanca, eine Tochter Ludwig's IX. von Frankreich, protestirte dagegen und wandte sich zugleich an ihren Bruder, den französischen König Philipp III., und an den Mutterbruder ihres verstorbenen Gemahls, Peter III. von Aragonien. Auf diese Weise entstand ein Streit unter den Castilianern selbst, sowie zwischen ihnen und fremden Staaten, welcher im folgenden Jahrhundert damit endigte, daß die Linie de la Cerda ihre Ansprüche an den Thron aufgab und dafür ein castilianisches Lehen als Herzogthum annahm. Einer der Prinzen dieser Linie, Karl de la Cerda, der von früher Jugend an in Frankreich lebte, ward der Freund und Liebling des französischen Königs Johann.

Dieser castilianische Prinz wurde von dem heftigen, ebenso als Freund wie als Feind ungemäßigten und unverständigen König Johann auf dieselbe Weise begünstigt, wie Gaveston von dem englischen König Eduard II. und die französischen Großen zeigten nicht weniger Unzufriedenheit über die Bevorzugung eines Ausländers, als früher die englischen. Johann verlieh, sobald er die Regierung angetreten hatte, seinem Günstling mehrere Güter, namentlich auch solche, welche Philipp VI. den Königen von Navarra als Unterpfand einer jährlichen Rente angewiesen hatte, er erbitterte aber die Großen des Reiches aufs höchste, als er den Connetable des Reiches, Raoul de Brienne, Grafen von Eu und Guines, auf einen bloßen Verdacht hin mit Verletzung aller rechtlichen Formen im Thurm von Nesle hinrichten ließ und die von demselben bekleidete Würde, die erste des Reiches, dem verhaßten Castilianer übertrug. Unmittelbar nachher vermählte Johann den neuen Connetable mit der Tochter Karl's von Blois, eines nahen Anverwandten des königlichen Hauses. Eine so

übermäßige Begünstigung machte den castilianischen Prinzen selbst besorgt, und er erklärte sich darüber gegen Johann wie ein Mann, welcher weiter blickte, als der unverständige König. Bald zeigte es sich auch, daß die Besorgniß des Connetable gegründet und des Königs Vertrauen auf die Scheu, welche er einflöße, thöricht gewesen sei. Der König von Navarra, Karl der Böse, welcher 1349 von seinem Vater Philipp von Evreux und seiner Mutter Johanna II. dieses unbedeutende Königreich und viele Besitzungen in Frankreich geerbt hatte und seit 1351 mit Johann's des Guten achtjähriger Tochter Johanna verlobt war, verschwor sich mit seinem Bruder Philipp von Navarra, drei Grafen von Harcourt und einigen anderen Großen zum Morde des verhaßten Connetable und dieser ward hierauf, wahrscheinlich in Gegenwart Karl's des Bösen, bei Laigle in der Normandie meuchlings im Bette umgebracht (1354). Johann beschloß sogleich, den Mord seines Lieblings zu rächen, und begann damit, daß er den Harcourt's ihre großen Güter in der Normandie entriß; Karl der Böse suchte aber bei dem Herzog Heinrich von Lancaster, der sich damals gerade in Flandern aufhielt, englischen Schutz, und dies setzte den schwachen französischen König so sehr in Schrecken, daß er sich nach wenigen Wochen dazu verstand, mit Karl einen schimpflichen Vertrag zu schließen, kraft dessen er dem Mörder seines Freundes nicht nur verzieh, sondern auch eine Entschädigung für die ihm früher genommenen Güter gewährte. Schon einen Monat später übte der König von Navarra neuen Frevel: er blieb mit den Engländern in Verbindung, ging nach Avignon, um den Papst gegen Johann aufzureizen, und spann allerlei Händel an. Jetzt benahm sich Johann wieder ebenso heftig und schwach, wie früher: er gab zuerst den Befehl, alle Besitzungen Karl's des Bösen einzuziehen; als aber dieser und seine Vasallen und Freunde, von den Engländern unterstützt, der Gewalt Gewalt entgegensetzten, versöhnte sich Johann auf die früheren Bedingungen hin wieder mit ihnen.

Im Jahre 1355 brach der Krieg mit England von Neuem aus. Eduard III. schickte seinen ritterlichen Sohn, den schwarzen Prinzen, nach Guyenne, während er selbst nach Calais übersetzte und von da aus Artois und die Picardie verheerte. Ein räuberischer Einfall der Schotten rief ihn bald wieder nach Schottland zurück. Er rächte denselben durch Verwüstungen, die den Haß größer, den Krieg blutiger machten und den Engländern zur Behauptung des Landes nicht das geringste nützten. Unterdessen hatte der schwarze Prinz einen ebenso rühmlichen, ebenso verheerenden und ebenso wenig entscheidenden Feldzug nach Languedoc gemacht. Er war verwüstend, brennend und raubend bis Carcassonne und Narbonne gedrungen, und wollte gerade

seinen Zug bis nach Montpellier und Avignon fortsetzen, als sich die Ritterschaft und das Volk rings umher erhob und ihn nöthigte, nach Bordeaux zurückzukehren.

Die Verwüstung der reichsten Provinzen im Norden und Süden von Frankreich trieb den französischen König in seiner Geldnoth, sich an die Stände seines Reiches zu wenden. Diese waren nach den beiden Hälften, in welche Frankreich der Sprache und den Rechten nach zerfiel, zwiefach. Der kleinere südliche Theil des Landes, oder, wie er der Sprache nach genannt ward, Languedoc, hatte das geschriebene römische Recht und ebenso, wie der nördliche Theil, seine besonderen Stände. In dem Letzteren oder in dem Lande Langue d'oil, dessen Stände die allgemeinen hießen, galt, einzelne Districte ausgenommen, das ungeschriebene Recht oder das Herkommen. Die Stände von Languedoc sorgten für sich allein, sie trafen zur Vertheidigung ihres Landes die nöthigen Maaßregeln und legten sich die dazu erforderlichen Abgaben auf, deren Verwendung sie auch selbst bewachten. Um sie zu neuen und größeren Anstrengungen zu bewegen, versprach Johann, seinen Sohn, den Dauphin, zu ihnen zu senden; auch stellten sie nachher aus ihren Mitteln ein Vertheidigungsheer gegen die Engländer auf. Die allgemeinen Stände berief Johann auf den 30. November 1355 nach Paris. Sie waren aber kaum zusammengekommen, als sie sehr auffallende und entschiedene Schritte thaten. Um dies begreiflich zu finden, muß man bedenken, daß Johann der Gute in Bezug auf Münzverschlechterung und Erpressungen ganz in die Spuren seines Vaters getreten war und außerdem sogar ohne Recht und Gericht die vornehmsten Leute hatte verhaften und hinrichten lassen. Die beständige Zwietracht unter den drei Ständen, welche den Reichstag bildeten, hatte ihm diese Willkürlichkeiten erleichtert; jetzt aber in der Zeit der Noth vereinigten sich die Stände zu gemeinschaftlichem Widerstand gegen ein dem Lande nach und nach aufgedrungenes System absoluter Königsherrschaft. Patriotisch und weise versagten sie dem König die nöthigen Summen nicht; sie bewilligten sowohl die Salzsteuer als die überaus beschwerliche Abgabe von jedem Verkauf irgend eines Gegenstandes; sie suchten aber dem Mißbrauch vorzubauen, wiewohl sich in ihren neuen Anordnungen zeigt, daß die den Ton angebenden Mitglieder der Versammlung bessere Juristen als Staatsökonomen und Finanzkundige waren. Die Stände ernannten aus ihrer Mitte eine Commission von neun Mitgliedern, nämlich von dreien aus jedem Stand, welche die Erhebung der bewilligten außerordentlichen Steuer beaufsichtigen und zugleich darüber wachen sollte, daß die Gelder nur zu dem bestimmten Zwecke verwendet würden. Dieser Ausschuß erhielt bedeutende Rechte und es

ward sogar ein Theil der monarchischen Gewalt auf ihn übertragen. Das letztere galt freilich nur für die Zeit des Krieges, zu dessen Führung die neuen Abgaben bewilligt waren; allein dadurch, daß man die Steuer nur auf ein Jahr bewilligte, war der König zur jährlichen Wiedereinberufung der Ständeversammlung genöthigt, und außerdem mußte derselbe noch andere Zugeständnisse machen, welche als Aenderung der Verfassung anzusehen waren. Er selbst, seine Söhne und sein Kanzler wurden aufs feierlichste verpflichtet, nie mehr die Münze zu ändern, jeder Beamte aber, der ihm eine solche Speculation vorschlagen würde, mit der Absetzung bedroht. Der Mißbrauch, daß der König, die Prinzen, die Generale und alle königlichen Diener überall, wohin sie kamen, Getreide, Wein, Wagen, Pferde und A. m. ohne Bezahlung wegnahmen, ward nicht nur verboten, sondern man erlaubte auch den Bürgern und Bauern, sich dagegen thätlich zu widersetzen und verpflichtete den Generalfiscal durch einen Eid, Alle, welche etwas mit Gewalt wegnehmen würden, als Kriminalverbrecher zu verfolgen. Ferner sollten die Forderungen der Lombarden nach zehn Jahren verjährt sein und den Rittern und Beamten, welche bisher ein Geschäft daraus gemacht hatten, Schulden derselben an sich zu kaufen und dann mit Gewalt einzutreiben, ward dieser Unfug, sowie jedes Handelsgeschäft überhaupt strenge untersagt. Merkwürdig ist außerdem, daß der König in Bezug auf Polizei und Gerechtigkeitspflege eidlich geloben mußte, Dinge abzustellen, welche später sogar noch unter Ludwig XV. und seinem Enkel ausgeübt wurden. Er versprach z. B., daß Niemand seinem natürlichen Richter entzogen werden dürfe, und daß die Gerichtsbarkeit seiner höheren Beamten durchaus auf die Disciplin ihrer unmittelbaren Umgebungen beschränkt bleiben solle. Endlich setzte die Ritterschaft, die sich durch die häufigen ohne Noth erlassenen Aufgebote gedrückt fühlte, den Beschluß durch, daß der König kein allgemeines Aufgebot ergehen lassen dürfe, ohne vorher das Gutachten der drei Stände eingeholt zu haben, wenn nicht etwa die Befragung derselben durch die Umstände unmöglich gemacht wäre.

So nothwendig auch Verbesserungen in der Regierung, Verwaltung und Verfassung waren, und so feierlich auch die von den Ständen beschlossenen Maaßregeln durch den König zugesagt wurden, so waren doch eines Theils diese selbst schlecht ausgedacht und ganz unausführbar, und anderes Theils band sich der König an die gegebenen Versprechungen nicht. Die neu eingeführten Steuern, Gabelle und Verkaufs-Abgabe, waren unzweckmäßig gewählt, sie reichten zudem nicht aus und führten zu Willkür und schwerem Druck, die ständischen Commissäre wurden entweder verachtet oder mißbrauchten die ihnen an-

vertraute große Gewalt zum Nachtheil des Volkes. Der König selbst nahm auf seine heilig gegebenen Zusicherungen so wenig Rücksicht, daß er sich sogar zu derselben Zeit, als die Stände zum zweiten Male zusammenkamen, eine unerhörte Gewaltthat gegen einige der ersten Männer des Reichs erlaubte (April 1356). Diese Gewaltthätigkeit traf den König von Navarra und seine Freunde. Karl der Böse war höchst wahrscheinlich auch nach der zweiten Aussöhnung mit den Engländern in Verkehr geblieben, hatte den Dauphin gegen seinen Vater aufzureizen gesucht und benutzte die neu ausgeschriebenen Steuern, um in der Normandie das Volk zu einem Aufstand zu treiben. Der König suchte sich dadurch gegen ihn sicher zu stellen, daß er sich seiner Person bemächtigte. Als Karl von Navarra eines Tages der Einladung des Dauphin zu einem Gastmahl in Rouen gefolgt war, eilte Johann insgeheim herbei, drang plötzlich mit Bewaffneten in den Speisesaal und verhaftete Karl, den Grafen Johann von Harcourt und mehrere andere Großen, welche am Morde des Connetable Karl de la Cerda Theil genommen hatten, ließ vier von den Gefangenen, unter ihnen jenen Grafen von Harcourt, sogleich enthaupten und nahm Karl den Bösen mit sich nach Paris. Dieser ward hierauf anderthalb Jahre lang von Kerker zu Kerker geschleppt, seine Burgen belagert und sogar Befehl gegeben, das Königreich Navarra zu besetzen. Karl's Bruder Philipp und die anderen Grafen von Harcourt vertheidigten jedoch seine Besitzungen und schlossen mit dem englischen König einen Vertrag gegen Johann.

Während der französische König mit der Besetzung von Karl's des Bösen Gütern, namentlich Evreux in der Normandie, beschäftigt war, brach plötzlich der schwarze Prinz mit seinem Heere aus Guyenne auf und drang durch Rouergue, Auvergne, Limousin gegen die Loire vor. Sein Zug war eine ununterbrochene Verheerung und es wurden auf demselben über 500 Ortschaften niedergebrannt; denn auch dieser edle und großmüthige Prinz sah sich genöthigt, der Sitte seiner Zeit zu huldigen und das feindliche Land zu einer Wüste zu machen. Solche Grausamkeiten waren im Mittelalter aus verschiedenen Gründen ein nothwendiges Uebel. Damals wurden nämlich die Kriege nicht, wie heut zu Tage, von dem König und seinem bezahlten Heere, sondern von der Masse des Volks und von der Ritterschaft geführt; diese mußten also auch in Feindes Land auf jede Weise angegriffen und beeinträchtigt werden. Außerdem konnte man dem Feinde auch deshalb nur durch Verwüstungen schaden, weil für Regenten ohne feste Einnahme und ohne stehendes Heer die bleibende Unterwerfung fremder Länder unmöglich war. Die Verheerungen des schwarzen Prinzen versetzten den schwachen und dabei jähzornigen König von

Frankreich in die äußerste Wuth. Er zog mit dem in größter Eile zusammengebrachten Reichsheer, bei welchem sich auch seine vier Söhne und die vornehmsten Herren des Reichs befanden, an die Loire, entschlossen, eine Schlacht zu suchen. Als er in Poitiers angekommen war, erwartete er nicht, wie Jedermann ihm rieth, den Angriff des schwarzen Prinzen, welcher das königliche Heer vor sich und die Truppen von Languedoc im Rücken hatte und ohne seines Gegners leidenschaftliche Hitze in große Verlegenheit gebracht worden wäre. Der Prinz selbst hielt damals die Lage für sehr gefährlich und soll, wie Froissart erzählt, den Kardinal Talleyrand von Perigord beauftragt haben, die Herausgabe aller in Frankreich eroberten Burgen und einen siebenjährigen Waffenstillstand anzubieten. Johann ging darauf nicht ein, sondern brach von Poitiers auf und griff (19. September 1356) die Engländer zwei Stunden von dieser Stadt, bei Maupertuis, in einer hügeligen, von Hecken und Weinbergen bedeckten Gegend an, in welcher alle Umstände ihm nachtheilig und seinem Feinde günstig waren. Er mußte, um nur angreifen zu können, seine unbeholfenen Gerüsteten, welche blos zu Pferde zu streiten gewohnt waren, absitzen lassen und auf einem schmalen Pfade hinanführen, wo sie den Pfeilen der versteckten englischen Armbrustschützen preisgegeben waren. Wenn das Heer der Franzosen, wie Froissart sagt, wirklich aus 50- bis 60,000 oder nach einer anderen Angabe auch nur aus 40,000 Mann bestand, so war es doppelt thöricht, daß Johann diese schlecht geleitete Masse an einen Ort führte, an welchem ihr gerade ihre große Zahl verderblich werden mußte. Das ganze Heer des Prinzen von Wales zählte nur 12,000 Mann, aber es wurde von dem tapfersten Ritter und dem geschicktesten Feldherrn jener Zeit geführt und enthielt, außer den die Mehrzahl bildenden tapferen Baronen der Gascogne, den kleinen Kern der freiwilligen englischen Ritterschaft, welcher mit jenen um den Preis der Tapferkeit wetteiferte. Außerdem war die Disciplin im englischen Heer musterhaft, weil Alle dem Prinzen von Wales und seinem Genossen, Jean Chandos, dem größten Helden nach ihm, unbedingt vertrauten; im französischen Heere dagegen wollte kein Prinz, kein vornehmer Herr gehorchen, Alle ordneten eigenmächtig ihren Angriff, weil Alle ihren König verachteten. Diese Umstände, verbunden mit der Tüchtigkeit und vortrefflichen Stellung der englischen Armbrustschützen und der übereilten Heftigkeit der Franzosen, verschafften dem kleinen Heere der Engländer einen vollständigen Sieg. Die Zahl der Gebliebenen war zwar nicht sehr groß, weil die Engländer sich wohl hüteten, die fliehenden Feinde hitzig zu verfolgen, und weil der Dauphin mit dem größten Theil des Heeres das Schlachtfeld sehr früh verlassen hatte;

allein der Kern des französischen Adels ward getödtet oder gefangen und die Franzosen erlitten also einen sehr empfindlichen Verlust. 6000 von ihnen wurden theils gefangen, theils getödtet; die meisten derselben waren aus den angesehensten Familien, so daß es in dem ganzen Lande Langue d'oil kein vornehmes Haus gab, welches nicht einen der Seinigen unter den Todten oder Gefangenen zählte. Es fielen der Herzog von Bourbon, der Bischof von Chalons und der Connetable; die Beute war unermeßlich. Der König Johann selbst, sein jüngster Sohn Philipp, welcher später den Beinamen des Kühnen erhalten hat, der Erzbischof von Sens, 18 Grafen und Vicomtes, 20 Bannerherren und 800 Ritter waren unter den Gefangenen. Uebrigens wurden auch in der Schlacht bei Maupertuis Kanonen gebraucht; wir finden aber nicht, daß sie viel zur Entscheidung beigetragen hätten.

Sowohl die französischen als die englischen Chroniken preisen ungemein die ritterliche Höflichkeit, welche der schwarze Prinz gegen den gefangenen König von Frankreich bewies. Sie erzählen unter Anderm, der schwarze Prinz habe, als der König Johann am Abend nach der Schlacht das Essen nahm, nicht mitgegessen, sondern hinter dem Sessel Johann's gestanden und, selbst als dieser ihn dazu aufforderte, sich nicht gesetzt. Ein Franzose berichtet sogar, der schwarze Prinz sei in seiner Großmuth so weit gegangen, daß er bald nachher, wegen der in Frankreich ausgebrochenen inneren Bewegungen, mit Johann, um ihn frei zu lassen, einen Vertrag geschlossen habe, der aber von Eduard, damit der gefangene König nach England gebracht werde, verworfen worden sei. Der Sieger brachte seinen Gefangenen zunächst nach Bordeaux; nach England konnte er erst gehen, nachdem er sich durch einen förmlichen Kaufcontract mit denen, von welchen der König gefangen worden war, abgefunden hatte. Ueberhaupt entstand über die gefangenen Franzosen gleich nach der Schlacht ein heftiger Zwist, weil die gascognischen Herren diejenigen, welche sie gefangen genommen hatten, auch behalten wollten, und dies war auch einer der Gründe, warum der schwarze Prinz sich sobald als möglich von der Loire nach der Garonne zurückzog. Im März des folgenden Jahres ward ein Waffenstillstand auf zwei Jahre geschlossen, welchen die Engländer bereitwillig eingingen, weil, so lange Johann und seine Großen ihre Gefangenen blieben, der Vortheil desselben ganz auf ihrer Seite war. Einerseits hätten sie etwaige Eroberungen nicht behaupten können, und andererseits machten ihnen die Schotten viel zu schaffen; es kam also für sie blos darauf an, während der Waffenruhe aus der Ungeduld des Königs Johann den größten Vortheil zu ziehen. Nachdem der Vertrag geschlossen worden war, begab sich der schwarze Prinz mit seinem Gefangenen nach England. Er spielte

auch bei seinem Einzug in London die Rolle eines demuthsvollen Ritters, indem er den König Johann auf einem prachtvollen Zelter reiten ließ und selbst neben ihm auf einem kleinen Rappen einherzog; sein Vater empfing und behandelte den gefangenen König ebenfalls mit großer Aufmerksamkeit.

Die Verwaltung des französischen Reiches führte während der Gefangenschaft Johann's der 19jährige Dauphin Karl, den sein Vater zu seinem Stellvertreter oder zum lieutenant général du royaume ernannt hatte. Dieser berief vier Wochen nach der Schlacht bei Maupertuis oder Poitiers die Stände, welche damals seit einem Jahre bereits zum dritten Male versammelt wurden. Er fand sie entschlossen, die Lage des Reiches zu benutzen, um mit Festigkeit durchzusetzen, was sein Vater dreimal versprochen und nie gehalten hatte. Die Stände drangen nicht blos auf Abstellung der von ihnen erhobenen Beschwerden und auf Zulassung zur Theilnahme an der Regierung, sondern auch auf Entfernung sämmtlicher Minister und Beamten des gefangenen Königs. Karl verabschiedete sie daher bald wieder und suchte sich durch Münzverfälschung und ähnliche Mittel aus der Verlegenheit zu helfen; auch begab er sich nach Metz, wo sein Verwandter, Kaiser Karl IV., damals (Ende 1356) eben mit der Verkündigung der goldenen Bulle beschäftigt war; doch fand er bei diesem wenig Rath. So war er schon im Februar 1357 genöthigt, die Stände nochmals zu versammeln und ihnen unbedingt nachzugeben, weil die Pariser Municipalität, die sich mit den Magistraten anderer Städte verbunden hatte, fest und entschieden gegen ihn auftrat, und die Stände drei Leiter erhalten hatten, durch welche sie auf dem einmal betretenen Wege immer weiter fortgerissen wurden. Diese Männer waren: Etienne Marcel, der erste Magistratsbeamte (Prévôt des marchands) von Paris für den dritten Stand, der Bischof von Laon Robert le Coq, für den zweiten und der Statthalter von Artois, Johann von Pecquigny, für den ersten. Der Reichstag war im Februar kaum zusammengetreten, als er 22 königliche Minister und Räthe von ihren Stellen vertrieb und eine Reihe von Verordnungen erzwang, durch welche die geforderten Verbesserungen der Reichsverfassung zugestanden und 36 von den Ständen erwählte Männer in den königlichen Rath aufgenommen wurden. Auch mit diesen Maaßregeln erreichte man jedoch den beabsichtigten Zweck nicht. Niemand hatte Zutrauen zu den neuen Einrichtungen, die 36 ständischen Commissäre erhielten wenig Einfluß auf die Regierung, die abgesetzten Räthe blieben mit dem Dauphin-Reichsverweser in Verbindung und wirkten im Stillen fort, die Richter im ganzen Reiche waren endlich durch die allerdings gerechten Beschwerden der Stände über die Ge-

richte beleidigt. Außerdem erregte das verwirrte republikanische Treiben der Stände, sowie der überwiegende Einfluß des Bürgerstandes überall Neckereien und Widerstand gegen die ständische Herrschaft und gegen die in ihre Heimath zurückgekehrten Deputirten. Auch verhielt sich eines Theiles die Geistlichkeit ziemlich zweideutig und ernannte nur vier Mitglieder zu dem Ausschuß der 36, und andererseits benutzte die Ritterschaft die Zeit der Anarchie zu schändlichen Bedrückungen des Landvolkes und veranlaßte dadurch im folgenden Jahre einen Bauernkrieg, welcher von dem Spottnamen Jaques bonhomme, d. i. Jakob Einfaltspinsel, mit dem der Adel den Bauernstand bezeichnete, die Jacquerie genannt ward*).

Gleich nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes erklärte König Johann, höchstwahrscheinlich auf Betreiben seines Sohnes, alles, was dieser kurz vorher zugestanden hatte, für ungültig. Der Dauphin hatte sich dabei freilich geirrt: er mußte seines Vaters Erklärung gegen die neue Ordnung sogleich wieder zurücknehmen. Die Verwirrung wurde aber dadurch noch größer. Die neuen Verordnungen wurden nicht geachtet, die Regierung und der ständische Ausschuß handelten gegen einander, und schon im März waren auch die Stände selbst unter sich nicht mehr ganz einig. Doch blieben die drei Männer, welche bei ihnen den leitenden Einfluß hatten, immer mit einander einig und verbunden. Von diesen Männern werden besonders Marcel und le Coq in den Schriften der französischen absoluten Partei mit den schwärzesten Farben dargestellt; man darf aber nicht nach der gewöhnlichen Weise der Servilen eine gute Sache mit der Persönlichkeit ihrer Vertheidiger verwechseln. Hätte der Adel damals in Frankreich ebenso, wie in England, den Bürgerstand kräftiger unterstützt, so würde Frankreich durch die Bemühungen jener drei freilich nicht moralisch reinen Parteimänner eine Verfassung erhalten haben, welche der Nation neue Rechte gesichert hätte; sobald die Drei auf sich allein angewiesen waren, wurden sie bloße Revolutionärs. Uebrigens vermögen nur Leute, welche die gemeinen Leidenschaften kennen und zu gebrauchen verstehen, den großen Haufen ohne gewaltsame Mittel zum Guten wie zum Bösen zu leiten. Solche Leute waren aber Marcel und le Coq. Sie waren, wie die Robespierre, Cambacérès, Reubel, Brougham und Lyndhurst unserer Tage, Juristen und glück-

*) Der berühmte neuere französische Geschichtschreiber Augustin Thierry († 1856) faßt in einer Erzählung, die man als historische Lehrfabel bezeichnen kann, den Bauer Jaques Bonhomme als den Vertreter der echten gallischen Landbevölkerung auf, die nach einander von Römern und Franken, vom Adel, von den Königen und den Helden der Neuzeit unterdrückt worden sei. Vermöge dieser Auffassung gehört er zu den Begründern der gallischen Schule in der französischen Geschichtschreibung.

liche Advokaten, dem gemäß herrschsüchtig, hochmüthig, eitel und schlau, aber eben deshalb auch zu Parteihäuptern geschaffen. Marcel hatte sich vom Advokaten zum ersten Beamten der Pariser Bürgerschaft emporgearbeitet, und auch le Coq, der als Bischof von Laon herzogliche Würde besaß, hatte, ehe er in den geistlichen Stand getreten war, in den ihm übertragenen königlichen Geschäften und Aemtern die Laufbahn eines Advokaten bis an ihr äußerstes Ziel verfolgt.

Die Pariser Bürgerschaft kam nach der Entlassung der Stände in eine eigenthümliche Lage. Die Fehden des Adels, der Druck, den die Ritterschaft gegen Landvolk und Geistliche übte, die Streifereien einzelner Söldnerschaaren sowohl in Guyenne als zwischen Seine und Loire, die Angriffe der mit den Engländern verbundenen Feinde des Königs machten das Land unsicher, Alles drängte sich daher Schutz suchend nach Paris. Die Bürgerschaft dieser Stadt selbst, welche ihre eigene, unabhängige Verwaltung hatte, fürchtete nicht blos den auswärtigen Feind und die ritterlichen Räuber, sondern namentlich auch den Dauphin und seine Umgebung, die man im Verdacht hatte, daß sie die Anarchie begünstigten, um die Pariser und die Stände dadurch verhaßt zu machen. Der Magistrat ließ deshalb zum Schutz gegen innere und äußere Feinde die Stadt neu befestigen; die Pariser übten sich in den Waffen, errichteten bei der Gelegenheit zum ersten Male jene Barrikaden, welche nachher bei allen bürgerlichen Unruhen wieder vorkommen; sie bestanden zunächst in Ketten, welche man quer über die Straßen zog, um dieselben namentlich gegen Reiterei abzusperren. Dies geschah zu derselben Zeit, als der Dauphin, durch die Pariser Bürgerschaft, in deren Gewalt er sich befand, getrieben, die Stände wieder versammelt hatte (November 1357). Alles, was man von diesen hätte hoffen können, ward jedoch sogleich vereitelt, als die drei Parteihäupter sich durch die Anhänger Karl's von Navarra verstärken zu müssen glaubten und diesen deshalb gewaltsam aus seiner Haft befreiten. Die Freunde des Vaterlandes hielten seitdem die drei Männer, welche Verbesserungen hatten bewirken wollen, nur für Häupter einer verderblichen Faction. Die Mehrzahl der Stände widersetzte sich daher auch dem Verlangen, Karl von Navarra nach Paris zurückkehren zu lassen, damit er sich hier rechtfertige; und als er dessen ungeachtet dort erschien und vor dem versammelten souveränen Volk von Paris eine sehr gewandte Rechtfertigungsrede hielt, verließ der größte Theil der Deputirten die Stadt. Von jetzt an war alles, was geschah, revolutionärer Art. Der Dauphin war gezwungen worden, die Rede mit anzuhören, welche Karl der Böse hielt; dieser und Marcel sprachen nachher noch öfters zu dem versammelten Volke, und der Dauphin mußte ihrem Beispiel folgen; auf Karl's des Bösen Betrieb

wurden alle Gefängnisse geöffnet und also eine Menge gemeiner Verbrecher unter das Volk geworfen; endlich ward der Dauphin von den Demokraten genöthigt, den Befehl zu erlassen, daß dem König von Navarra die ihm früher abgenommenen Orte zurückgegeben würden. Da nun die königlichen Befehlshaber, welche den Dauphin nicht als frei ansahen, diesem Befehle den Gehorsam verweigerten, verließ Karl der Böse die Stadt, um seine Schlösser gewaltsam wieder in Besitz zu nehmen. Während der Abwesenheit Karl's erreichte die Anarchie in Paris den höchsten Grad, und die auf Weihnachten einberufenen Stände erschienen nur in sehr geringer Zahl, der Adel blieb sogar ganz aus. Die Stadt war in drei Parteien zerfallen; die Herren und Ritter des Hofes nebst einem kleinen Theil der Bürger hingen unbedingt dem Reichsverweser an, die bei weitem größere Zahl der Bürger gehorchte dem Prevot Marcel, eine dritte Partei endlich erkannte den König von Navarra als ihren Leiter. Marcel's Anhänger nahmen, um sich unter einander zu erkennen, zweifarbige Mützen (blau und roth, die Farben der Stadt Paris) als Abzeichen an. Die Parteien waren in offenem Streit und es wurden mehrere Mordthaten begangen. Endlich (Februar 1358) ließ Marcel, umgeben von einem wilden Volkshaufen, die beiden Hauptstützen und Rathgeber des Dauphin, die Marschälle der Champagne und der Normandie, vor den Augen desselben niederhauen, und der Prinz sah sich bei dieser Frevelthat aus Furcht vor der tobenden Menge sogar genöthigt, sein goldgesticktes Barett dem Demagogen zu übergeben und dafür dessen Mütze mit den Volksfarben aufzusetzen; auch die Hofbeamten mußten die gleiche Kopfbedeckung annehmen.

Gleich nachher gab der Dauphin dem Gange der Dinge eine Wendung. Von Geburt schwach und unkriegerisch, hatte er in den letzten zwei Jahren zwar nicht an Muth und militärischer Geschicklichkeit gewonnen, wohl aber jene zähe diplomatische Schlauheit erlernt, welche dem Stärkeren ein Bein unterschlägt, und wegen deren er nachher den Beinamen des Weisen erhielt. Er vertauschte, sobald er das 21. Jahr erreicht hatte, den Titel eines Reichsverwesers mit dem eines Regenten, entfernte sich dann unter einem gutgewählten Vorwand aus Paris, hielt zuerst einige Provinzialstände-Versammlungen und berief endlich die allgemeinen Reichsstände nach Compiegne. Der Adel und die vornehme Geistlichkeit, welche diesem Ruf hauptsächlich folgten, gewährten ihm Subsidien, die er selbst erheben lassen durfte; le Coq ward auf Verlangen der Stände aus dem königlichen Rathe gestoßen und der Regent erklärte, auf ihre Hülfe vertrauend, daß er nicht eher nach Paris zurückkehren werde, als bis die Urheber der

Unruhen bestraft seien. Dies war eine Kriegserklärung; allein die Pariser verzagten nicht, sondern machten vielmehr sogleich Gegenanstalten. Der Dauphin hatte kein Heer und der Adel wurde durch die gerade damals ausbrechende Jacquerie gehindert, ihn kräftig zu unterstützen. Uebrigens nahmen die in Compiegne versammelten Stände trotz aller Loyalität keine der Verordnungen der Jahre 1355 und 1356 zurück, im Reichstagsabschied oder im Protokoll der Beschlüsse wurde vielmehr alles, was über das Münzwesen und die Steuer verordnet war, erneuert. Allein die Juristen der Regierung wußten in diesem Reichstagsabschied zwei Klauseln anzubringen, durch welche Alles vereitelt ward, und als im folgenden Jahre Bürger und Bauern niedergetreten waren, konnte der Regent es wagen, seine 22 früheren Räthe, die im Geheimen immer seine Rathgeber geblieben waren, in ihre Stellen wieder einzusetzen.

Der unter dem Namen der Jacquerie bekannte Bauernkrieg brach im Mai 1358 zuerst in Isle de France aus und verbreitete sich von da über einige andere Provinzen des Nordostens. Er ward durch die fürchterlichen Mißhandlungen und Erpressungen hervorgerufen, die sich der stolze, nur auf Kampfübung, Fehden und Feste bedachte Adel erlaubte. Zudem hatte der ritterliche Wehrstand nicht einmal das Land gegen die Engländer zu halten vermocht und hierdurch viel von seinem Ansehen verloren. Die zur Verzweiflung gebrachten Bauern rotteten sich in großen Haufen zusammen und machten, wie zwei Jahrhunderte später unsere schwäbischen und fränkischen Bauern, ihrem lange verhaltenen Grimm durch kannibalische Grausamkeiten gegen Schuldige und Unschuldige Luft, welche dann von der Ritterschaft durch gleiche Barbareien vergolten wurden. Sie verwandelten über 100 Schlösser in Schutthaufen, fingen die flüchtigen Ritter und ihre Familien auf und metzelten auf gräßliche Weise sowohl Männer als Frauen nieder. Zu ihrer Bekämpfung vereinigten sich sogleich die Ritter beider Parteien, die des Dauphin sowohl, als des Hauses Navarra; ein Führer der Bauern, Guillaume Callet, wurde auf Befehl Karl's des Bösen enthauptet. Auch aus Languedoc erschienen Edelleute, um das Joch der Ritterschaft dem Nacken der Bauern wieder aufdrücken zu helfen, so daß in etwa sechs Wochen der ganze Aufruhr gedämpft ward. Unter diesen Rittern des Südens befanden sich auch der Graf von Foix und der Captal oder Graf von Buch, welche gerade von Preußen zurückgekehrt waren, wo sie mit dem deutschen Orden gegen die Heiden gefochten hatten. Diese beiden Ritter erschienen mit ihrem Gefolge in der Stadt Meaux, gerade als die Gemahlin des Regenten nebst vielen Edelfrauen von den Bauern in einem festen

Hause belagert wurde. Sie stürmten auf die schlecht bewehrten Landleute ein, trieben sie mit leichter Mühe in die Flucht und metzelten mehrere Tausende nieder.

Die Maaßregeln des Regenten gegen die Pariser bestanden hauptsächlich darin, daß er ihnen die Zufuhr abschnitt und sie in ihrem Handel und Gewerbe hemmte. Ein großer Theil des Volkes, das bekanntlich seiner Götzen bald überdrüssig wird, ließ sich hierauf durch einige Männer der Gegenpartei von Marcel abwendig machen, und als dieser den Bürgern Karl von Navarra zum Oberbefehlshaber gegen den Regenten vorschlug, ward das Mißtrauen gegen ihn allgemeiner, weil seine Feinde dem Volke sagten, Karl gehöre zum Adel und sei folglich der natürliche Feind der Bürger. Man beschuldigte Marcel sogar, er wolle den mit den Engländern verbundenen König von Navarra und also die Nationalfeinde selbst heimlich in die Stadt einlassen. Dies gab dann einem bisherigen treuen Gehülfen des Prevot, Jean Maillard, den Vorwand, ihm bei einem in der Nacht des ersten August 1358 entstandenen Tumulte mit der Streitaxt den Kopf zu spalten. Robert le Coq entfloh und die siegende Partei lud den Dauphin zur Rückkehr ein. Marcel's Feinde sprengten nachher das Gerücht aus, er habe in dem Augenblick, als er erschlagen wurde, die Schlüssel in der Hand gehabt, um den Engländern die Thore der Stadt zu öffnen, und die Legitimisten unter den Franzosen können nicht müde werden, Jean Maillard wegen der Ermordung Marcel's und wegen der Hinrichtungen, die er gleich darauf an mehreren Anhängern desselben vollziehen ließ, als einen Retter des Vaterlandes zu preisen; allein ein aus legitimen Gründen begangener Mord ist nicht weniger verbrecherisch, als ein revolutionärer, und Maillard war mit seiner Partei allein daran schuld, daß die ganze Frucht von drei furchtbaren Revolutionsjahren für die Nation, welche jetzt um alle durch die Stände herbeigeführten Verbesserungen betrogen wurde, verloren ging. Der Regent zog drei Tage nach Marcel's Ermordung in die Stadt ein, ward von dem Pöbel, dessen Natur man ja kennt, mit Jubel empfangen, gewann durch schlaue Milde, durch erheuchelte Freundlichkeit und durch wiederholte Reden gegen Karl von Navarra und gegen die Engländer als Feinde der Nation alle Herzen, und benutzte dann mit seiner diplomatischen Weisheit die Umstände zur Wiederherstellung seines willkürlichen Regiments. Die Pariser waren servil geworden, die Bürgerschaften der kleineren Städte und die Bauern hatten des Adels Faust und Joch wieder fühlen müssen oder waren wie Schlachtvieh getödtet worden, der König von Navarra endlich schloß im August einen förmlichen Vertrag mit den Engländern und begann, von diesen Feinden seines Vaterlands unterstützt,

einen offenen Krieg mit seinen Landsleuten. Der Dauphin konnte daher jetzt die Maske des Liberalismus abwerfen. Er erklärte die seit 1355 gehaltenen Ständeversammlungen für Zusammenkünfte von Verräthern und Aufrührern, welche auf den Umsturz der Monarchie ausgegangen seien, und wußte es sogar dahin zu bringen, daß die Stände von Langue d'oil in die Aufhebung aller von ihnen gemachten Aenderungen einwilligten. Die Stände von Languedoc dagegen wachten sorgfältiger über ihre Rechte und bewahrten sich die erlangten Erweiterungen derselben. Uebrigens hatte der Regent gleich nach seinem Einzug in Paris die Führer der Gegenpartei hinrichten lassen; die zwei Hauptgenossen Marcel's jedoch, außer le Coq auch Pecquigny, retteten sich zu Karl dem Bösen und zogen nachher, wie wir unten sehen werden, als Mitglieder der Aristokratie den Kopf leicht aus der Schlinge.

Ein Jahr nach der Unterdrückung Marcel's und seiner Partei söhnte der Regent sich mit Karl dem Bösen aus. Er mußte diesen, der eine Zeit lang den Parisern die Zufuhr abschnitt, um jeden Preis für sich zu gewinnen suchen, weil Eduard III. von England den Waffenstillstand aufzukündigen drohte. Andererseits hatte aber auch Karl der Böse gute Gründe, sich mit dem Dauphin auszusöhnen; denn Eduard, der ihm nicht recht traute, unterstützte ihn nur wenig, und die ausländischen Söldnerschaaren, welche damals unter dem Namen der Compagnieen ungemein zahlreich in Frankreich umherzogen, liehen ihm zwar ihren Arm, wurden ihm aber bald lästiger, als seine Feinde, da zu ihrer Befriedigung seine Finanzen nicht ausreichten. In Folge dieser Umstände kam im August 1359 ein Versöhnungsvertrag zwischen Karl von Navarra und dem Dauphin zu Stande. Kurz vorher hatte der Letztere mit seinen gewohnten schlauen Künsten einen Friedensvertrag beseitigt, welchen König Johann, um wieder frei zu werden, geschlossen hatte, und nach welchem fast die Hälfte von Frankreich an England abgetreten werden sollte. Um weder einen solchen Vertrag genehmigen zu müssen, noch auch gegen seinen gefangenen Vater hart zu erscheinen, und um zugleich die Gelder zur Fortsetzung des Krieges zu erhalten, wurde der Dauphin plötzlich wieder liberal. Er suchte nicht nur die Stände dahin zu bringen, daß sie den Vertrag als verderblich und schimpflich verwarfen, sondern er gebrauchte auch das Pariser Volk ebenso für seinen Zweck, wie früher Ludwig der Baier das Frankfurter Volk für den seinigen gebraucht hatte: er ließ nämlich die Pariser Bürgerschaft im Hofe seines Palastes versammeln und ihr den von seinem Vater genehmigten Vertrag vorlesen, wobei dann im Voraus Sorge getragen war, daß dieselbe die Bedingungen mit tobendem Lärm verwarf. Alles dies hatte zugleich

den Erfolg, daß die Stände und die Pariser für den bevorstehenden Krieg neue Anstrengungen machten.

Im Herbst setzte Eduard III. nach Calais über, um den Krieg wieder zu beginnen, und von allen Seiten her strömten so viele Beute und Ruhm suchende Abenteurer zu ihm, daß es ihm selbst vor ihrer Menge bange ward und er ihnen erklären ließ, er könne sie nicht bezahlen, wolle sie aber nicht hindern, sich auf Unkosten der Franzosen durch Raub, Mord und Brand zu nähren. Verwüstend zog er durch die Picardie und Champagne, und brach dann (Januar 1360) in das Herzogthum Burgund ein. Hier schützte man sich nicht durch die Waffen gegen ihn, sondern durch Abschließung eines Vertrages, in welchem die Vormünder des jungen Herzogs von Burgund für 200,000 Goldgulden und für das Versprechen, ihr Vaterland Frankreich drei Jahre lang weder mit Geld noch mit Truppen zu unterstützen, den Abzug der Engländer erkauften. Eduard rückte gegen Ostern von Burgund auf Paris los, weil er, wenn sein Heer nicht durch Hunger umkommen sollte, einen anderen Weg wählen mußte, als auf welchem er nach Burgund gelangt war. Er bedrängte die Stadt Paris mehr als einen Monat lang und suchte sowohl durch grausame Verwüstungen, als durch Spott und durch wiederholte Herausforderungen den Regenten zu einem Kampf auf offenem Felde zu bewegen. Der furchtsame und schlaue Dauphin war jedoch nicht dazu zu bringen; er blieb hinter den Mauern von Paris, wo Eduard ihm nichts anhaben konnte; das Volk der Umgegend aber setzte sich gegen die Engländer zur Wehr und einzelne tapfere Bauern verrichteten hierbei Thaten, die an alte Heldenzeiten erinnern. Dies Alles bewog den englischen König endlich, den dringenden Ermahnungen der päpstlichen Legaten zum Frieden, die der Herzog von Lancaster kräftig unterstützte, nachzugeben. Der Letztere, welcher kurz vorher seine einzige Tochter mit Eduard's des Dritten Sohn, Johann von Gent (Gaunt), vermählt hatte und dadurch sein Herzogthum an das königliche Haus brachte, stellte dem König sehr verständig vor, daß bei den unsäglichen Verheerungen in Frankreich nur seine Ritterschaft und die fremden Abenteurer in seinem Heere gewinnen könnten, er selbst aber ungeachtet aller Siege verlieren müsse. Während nämlich die Ritter im englischen Heere durch Beute und Sold immer reicher wurden, war der König, soviel er auch durch Brandschatzungen und durch die Lösegelder für Kriegsgefangene gewann, fortwährend in Geldverlegenheit; denn er mußte seinen Rittern, sobald die wenigen Tage ihres Lehendienstes verflossen waren, nicht blos Sold zahlen, sondern auch sie und ihre Pferde beständig verpflegen, weil das verwüstete Land die Mittel zur Ernährung so vieler Menschen und Thiere nicht gewährte. Daher hatte er denn

auch, wie Froissart umständlich meldet, auf dem ersten Zug in diesem Kriege nicht weniger als 6000 wohlbespannte Wagen bei sich, welche mit allen Arten von Mundvorräthen, sowie mit Handmühlen, Backöfen und anderen Geräthschaften beladen waren.

Am 8. Mai 1360 ward zu Bretigny, einem Flecken bei Chartres, Waffenstillstand und Friede geschlossen. Eduard entsagte seinen Ansprüchen auf die französische Krone, sowie auf die Normandie; er erhielt dafür außer den Provinzen Guyenne und Gascogne, die er bisher als französische Lehen besessen hatte, noch Poitou, Saintonge, Agenois, Perigord, Limousin, Angoumois, Rouergue, Calais und andere Gebiete mit allen Souveränetäts-Rechten. Johann der Gute ward aus der Gefangenschaft entlassen, mußte sich aber verpflichten, als Lösegeld die für jene Zeiten fast unerschwingliche Summe von drei Millionen Goldthalern zu bezahlen und bis zur Abtragung derselben gewisse Personen als Geiseln zu stellen. Er versprach ferner, sich jeder Einmischung in die schottischen Angelegenheiten zu enthalten. Den Flämingern mußte er erlauben, mit England im Bunde zu bleiben, und in der Bretagne ward der junge Graf von Montfort, dessen bereits verstorbener Vater als Prätendent gegen Karl von Blois aufgetreten war, vorerst im Besitze des Herzogthums gelassen; doch sollte dem Letzteren die Fortsetzung der Fehde erlaubt sein und über die Ansprüche Beider durch ein gemeinschaftliches Gericht der Könige von England und Frankreich entschieden werden. Die Güter Gottfried's von Harcourt, welcher 1357 geblieben war, wurden dem Könige von England überlassen, der sie seinem Anhänger Jean Chandos schenkte. Auf dieselbe Weise erhielten alle französischen Freunde Eduard's das Ihrige von dem Könige, den sie verrathen hatten, zurück. Auch mit Karl dem Bösen mußte sich Johann aussöhnen und außerdem 300 Verräther, die sich zu demselben gewendet hatten, unter die von ihm zu begnadigenden Freunde Eduard's aufnehmen. Zu diesen gehörten auch le Coq, der jedoch nach Spanien ging und durch Karl den Bösen zum Bischof von Calahorra erhoben ward, und Johann von Pecquigny, der seinen Rang unter den angesehensten Herren Frankreichs wieder einnahm. Dieses sind die wichtigsten Bedingungen des Friedens zu Bretigny. In Calais wurde derselbe unterschrieben und bestätigt, jedoch mit Ausnahme des zwölften Artikels, der den beiderseitigen Austausch der Entsagungs-Urkunden betraf. Dies gab nachher einerseits dem Dauphin, als derselbe König geworden war, einen guten Vorwand, die verlorenen Provinzen wieder an sich zu reißen, und diente andererseits den späteren französischen Geschichtschreibern als Beweismittel für die Behauptung, daß die Verzichtleistung des Königs Johann auf die Lehenshoheit über die an England abgetretenen Pro-

vinzen nie rechtsgültig geworden sei, weil Eduard seinen Ansprüchen an den französischen Thron nicht auf die im Frieden vorgeschriebene Weise entsagt habe. Die Herbeitreibung des königlichen Lösegeldes brachte neues Elend über das erschöpfte Frankreich. Gegen Zahlung von 600,000 Goldthalern vermählte Johann eine seiner Töchter an Galeazzo Visconti von Mailand und gab ihm überdies noch eine Grafschaft in der Champagne zu Lehen. Aber obgleich man zu allen möglichen Mitteln seine Zuflucht nahm, um Geld zu erhalten, konnte doch die ungeheure Summe zu Johann's Lebzeiten nicht bezahlt werden. Dies machte den zweiten Sohn des Königs, Ludwig von Anjou, der sich als Geisel in England befand, ungeduldig. Er entrann aus der Gefangenschaft und nöthigte dadurch seinen Vater, sich selbst wieder dem englischen König zu stellen. Johann kehrte im Januar 1364 nach London zurück, wo er drei Monate nachher erkrankte und starb (April 1364).

Eine der letzten Regierungshandlungen dieses Königs war nicht blos für Frankreich, sondern für die Staatenbildungen in ganz Europa ungemein folgereich. Im Jahre 1361 starb nämlich Philipp, der noch unmündige Herzog desjenigen Reiches Burgund, das aus dem ehemaligen Niederburgund entstanden war. Der junge Philipp war der letzte Nachkomme Robert's von Burgund, der ein Enkel Hugo Capet's und ein Bruder des französischen Königs Heinrich I. war. König Johann betrachtete nun das Land als heimgefallenes Lehen und verlieh es 1363 seinem von ihm stets bevorzugten dritten Sohn, Philipp dem Kühnen. So begann das neuburgundische Reich, das, allmählich erweitert, bald auch den reichsten und schönsten Theil der Niederlande umfaßte. In diesem Reiche entfaltete einerseits das Ritterthum eine bunte, glänzende Nachblüthe, andererseits blühte in den Städten durch Handel und Fabrikfleiß der Wohlstand empor. Für Frankreich war freilich die Entstehung dieses Nebenstaates, dessen Herzog als der erste Pair des Königreichs galt, kein Vortheil.*)

England schien durch Eduard's III. Siege in Schottland und Frankreich und durch den Frieden von Bretigny zur ersten Macht in Europa geworden zu sein; schon zu Eduard's Lebzeiten aber und noch mehr nach seinem Tode ward es aller Welt kund, wie unsicher eine ritterliche oder militärische Uebermacht ist, und wie theuer jedes Volk den übermäßigen Ruhm, Wohlstand und Glanz seiner höheren und

---

*) Die vier neuburgundischen Herzoge sind: Philipp der Kühne, † 1404; Johann der Unerschrockene, † 1419; Philipp der Gute, † 1467; Karl der Kühne, † 1477; die Erbtochter des Letzteren, Maria von Burgund, Gemahlin des späteren Kaisers Maximilian I.

mittleren Stände bezahlen muß. Eduard konnte die gemachten Eroberungen entweder nur durch seine zu keinem Dienst im Frieden und nur zu kurzem Dienst im Kriege verpflichtete Ritterschaft oder durch fremde Abenteurer behaupten; Beides erschöpfte in einer Zeit, die mit unseren künstlichen Finanzsystemen nicht bekannt war, alle Hülfsquellen auf ganz unmittelbare Weise. Ein Blick auf Guyenne, Schottland und Irland wird dies anschaulich machen. In Guyenne und Gascogne mußte der schwarze Prinz, dem sein Vater die Herrschaft über die Besitzungen in Frankreich übertrug, die Ritterschaft durch den Glanz seiner Hofhaltung an sich zu fesseln suchen; er gerieth dadurch in solche Geldverlegenheit und ward zu so argen Bedrückungen genöthigt, daß seine Vasallen zur Verzweiflung gebracht wurden und sich nachher an ihren ehemaligen Lehensherrn, den König von Frankreich, um Hülfe wandten. In Schottland hatte ungeachtet aller Siege der Engländer der alte Haß gegen den aufgedrungenen König fortgedauert und die Grenzprovinzen des englischen Reiches waren unaufhörlich den Raubanfällen der Schotten ausgesetzt geblieben. Eduard hatte daher für das Beste gehalten, dem ärmlichen König Eduard Baliol seine Rechte auf Schottland für ein dürftiges Jahrgeld abzukaufen (1355). Er war aber bald nachher zu der Ueberzeugung gelangt, daß es vortheilhafter für ihn sei, den in seiner Gefangenschaft befindlichen König David, welchen die schottische Nation zurückverlangte, wieder auf den Thron zu setzen und daraus so viel als möglich Nutzen zu ziehen, als seine Ritterschaft ohne Unterlaß zur Abwehr der schottischen Räuber zu gebrauchen. Er hatte daher 1357 einen Vertrag geschlossen, in welchem sich die Schotten für die Freilassung ihres Königs zur Entrichtung von 100,000 Mark in zehn Abzahlungen verpflichteten. Auf diese Weise war zwar der gefangene König frei geworden, aber das arme, verödete und in völlige Anarchie gefallene Schottland hatte, um das Lösegeld aufzubringen, lange Zeit unsäglich zu leiden. David Bruce, welcher ohne Leibeserben war, vermochte seine schottischen Landsleute nicht dahin zu bringen, daß sie den dritten Sohn des Königs von England, Lionel, zum Thronfolger wählten und sich dadurch Ruhe schafften; er mußte zufrieden sein, daß sie ihn bis zu seinem Tode als Herrscher duldeten. Mit ihm starb der Mannesstamm des gepriesenen Robert Bruce bereits aus (1371); sein Nachfolger wurde Robert Stuart, durch seine Mutter ein Enkel des Letzteren.

Irland war noch weit unglücklicher als Schottland; denn es mußte unter der englischen Regierung einen gesetzlichen Druck erdulden, welcher ärger war, als ein offenbar feindlicher und räuberischer hätte sein können. Die alten Einwohner und die angesiedelten Engländer waren in steter offener Fehde mit einander, so daß sich keiner der Letz-

teren in den ausschließlich von Irländern bewohnten Gegenden blicken lassen durfte. Die englischen Beamten aber sahen ihr Amt blos als ein Mittel der Bereicherung an. Eduard erließ 1359 sogar eine Verordnung, nach welcher die Irländer von allen, selbst den geringsten Aemtern ausgeschlossen und also in ihrem eigenen Vaterlande ebenso behandelt wurden, wie bis auf unsere Zeit die Neger im freien Nordamerika. Die gewöhnliche Wirkung, welche solche Maaßregeln bei unverdorbenen Generationen zu haben pflegen, blieb auch hier nicht aus. Die Irländer empörten sich und Eduard mußte die von den beiden gefangenen Königen erhaltenen Summen verwenden, um einen Krieg mit seinen eigenen Unterthanen zu führen.

Die Bretagne, deren Schicksal im Frieden von Bretigny nicht entschieden worden war, hatte durch den langen Streit ihrer beiden Prätendenten ebenfalls sehr zu leiden gehabt. Namentlich wurde die eine Hälfte des Landes, die zu Karl von Blois hielt, durch die große Summe zu Grunde gerichtet, welche dieser für seine Befreiung aus englischer Gefangenschaft (1355) zahlen mußte, und die erst im Laufe von zehn Jahren zusammengebracht werden konnte. Der Krieg zwischen den beiden Prätendenten dauerte nachher noch bis zum Tode Karl's von Blois fort. Erst nachdem dieser in einem blutigen Treffen bei Auray (1364) gefallen war, verstand sich der französische König dazu, den jungen Grafen von Montfort, der mit einer Stieftochter Eduard's III. vermählt war, als Herzog der Bretagne anzuerkennen.

4. Deutschland unter Karl IV. bis zur Erlassung eines Reichsgrundgesetzes im Jahre 1356.

Nach dem Tode Ludwig's des Baiern (October 1347) säumte sein Gegner Karl IV. nicht, aus Böhmen nach Deutschland zu gehen, um sich auf Unkosten des Reiches Freunde zu machen. Im 17. Lebensjahre (1333) war er bereits von seinem Vater zum Markgrafen von Mähren ernannt und mit der obersten Verwaltung von Böhmen betraut worden; er hatte sich in diesen Ländern durch staatskluges Auftreten und durch treffliche Einrichtungen große Achtung erworben, wie er denn überhaupt eine für jene Zeiten seltene politische Bildung besaß. Dagegen erfuhr er nunmehr am Rhein, daß er als Creatur des Papstes und als Zögling der Pfaffen und Franzosen dort die allgemeine Stimme gegen sich habe. Er bestreute seinen Weg mit Urkunden und Diplomen, durch welche seinen Anhängern Rechte der Kaiser und Vorrechte der Landesherrschaft, sowie Güter des Reiches und Freiheiten des Volkes verliehen wurden; dennoch ward er überall schlecht aufgenommen und z. B. von den Mainzern nur unter der Bedingung eingelassen, daß er weder päpstliche Briefe vorlesen lassen, noch seinen

Freund, den vom Papst an Heinrich's von Virneburg Stelle ernannten Erzbischof Gerlach von Nassau, mitbringen wolle. Er wagte daher nicht weiter zu ziehen, sondern kehrte nach Böhmen zurück und mußte unterwegs noch mehr als einmal erfahren, wie wenig geneigt die Städte ihm, seinen päpstlichen Begleitern und dem kanonischen Rechte waren, welches diese gegen den gesunden Menschenverstand der Bürger und gegen die Religion der Bibel geltend machen wollten. Uebrigens bildeten in der ersten Zeit hauptsächlich der oben genannte Gerlach und der Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, welcher im Reiche sehr wenig galt, seine gewöhnliche Umgebung. Die beiden anderen Kurfürsten seiner Partei, nämlich sein Großoheim Balduin von Trier, der sich seines Alters wegen von den Geschäften zurückgezogen hatte, und der Erzbischof von Köln, waren ebenso, wie jene, nur schwache Stützen. Dagegen war die Partei des vorigen Kaisers damals unstreitig, wenn auch nicht die zahlreichste, doch noch immer mächtig. Sie bestand hauptsächlich aus Heinrich von Virneburg, Rudolf II. oder dem Blinden von der Pfalz, Ludwig von Brandenburg und Erich von Sachsen-Lauenburg, der mit Rudolf von Sachsen-Wittenberg um die sächsische Kurstimme stritt. Diese Fürsten beschlossen auf einer Zusammenkunft in Oppenheim (November 1347), dem englischen König Eduard III. die deutsche Krone anzubieten, und erwählten ihn dann im Januar des folgenden Jahres auf einer Versammlung zu Oberlahnstein förmlich zum Kaiser. Eduard war gar nicht abgeneigt, die Wahl anzunehmen, ward aber nicht allein von den englischen Großen, sondern auch mittelbar durch Kaiser Karl IV. dazu gebracht, daß er die dargebotene Krone ablehnte. Karl vereinigte nämlich das versteckte Wesen der Slaven, die er beherrschte, mit der diplomatischen Gewandtheit der Franzosen, die ihn erzogen, und mit den treulosen egoistischen und politischen Künsten der Italiener, die ihn ausgebildet hatten; er wußte daher auch die Gefahr, den unternehmenden Eduard von England zum Gegner zu erhalten, durch diplomatische Mittel zu beseitigen. Er schickte Wilhelm VIII. von Jülich, einen nahen Verwandten Eduard's, an diesen, und ließ ihm durch denselben versprechen, daß er ihn und Wilhelm in der holländischen Erbschaftsangelegenheit auf Unkosten des Reiches und der Erben Ludwig's des Baiern begünstigen wolle; Wilhelm mußte sich dabei besonders an Eduard's Gemahlin, Philippa von Hennegau, wenden, die besser, als ihr Gemahl wußte, welch eine mißliche Sache die deutsche Kaiserwürde sei.

Als Eduard von England die deutsche Krone ausgeschlagen hatte, bot man sie dem Markgrafen Friedrich II. dem Ernsthaften von Thüringen und Meißen an, welcher eine Tochter Ludwig's des Baiern zur Gemahlin gehabt hatte und als Sohn Friedrich's mit der gebissenen

Wange von dem Hohenstaufen Friedrich II. abstammte. Auch dieser ging anfangs auf den Vorschlag ein, ward aber nachher ebenfalls durch Karl's diplomatische Künste von seinen Verwandten abgezogen. Karl gewann ihn durch 10,000 Mark, welche unter den damaligen Umständen allerdings für Friedrich viel mehr werth waren, als der Kaisertitel, und bewog ihn später durch eine zweite Summe sogar zu einem engen Bündniß, wobei Friedrich jedoch, um den Schein zu wahren, die Bedingung machte, daß er nicht gegen die baierischen Herzoge ziehen müsse. Auch den Herzog Albrecht II. von Oestreich wußte Karl auf seine Seite zu bringen. Albrecht war der redlichste und beste Fürst seiner Zeit und hatte lange eine weise Neutralität beobachtet. Karl nahm daher anfangs eine fast drohende Miene gegen ihn an, veranlaßte die östreichischen Vasallen zu allerlei Schritten und gab sich den Schein, als wenn er gewisse Ansprüche gegen Albrecht erheben wolle; alles dies geschah aber blos, um ihn nachher durch Anerbietungen desto sicherer zu gewinnen. Er kam ganz unerwartet zu ihm, verlobte seine Tochter mit Albrecht's Sohn, Rudolf IV., und bereicherte Albrecht durch die Vergebung von Rechten und Städten des deutschen Reiches. Der auf diese Weise an Karl's Interesse geknüpfte Herzog suchte darauf die baierischen Herzoge mit Karl auszusöhnen. Er veranstaltete in Passau eine Zusammenkunft des Kaisers mit Ludwig von Brandenburg, welcher zwar damals noch mit seinen Brüdern gemeinschaftlich regierte, aber gewöhnlich im Namen derselben allein handelte. Anfangs schien es, als wenn man beiderseits Albrecht als Schiedsrichter annehmen wolle; allein Ludwig erhielt in Passau Nachricht von den Versprechungen, welche Karl dem englischen König und dem Grafen von Jülich in Betreff der holländischen Erbschaft gemacht hatte, und wurde dadurch noch heftiger, als vorher, gegen ihn erbittert. Die beiden Gegner schieden in solchem Unfrieden, daß sich die baierischen Vasallen sogar erlaubten, die an Karl's Wohnung angeschlagenen kaiserlichen Adler mit Koth zu bewerfen. Hierauf suchte Karl, der als Kaiser Ruhe und Ordnung hätte herstellen sollen, seinem Gegner dadurch zu schaden, daß er vermittelst seiner kaiserlichen Autorität die in der Mark Brandenburg ausgebrochenen Unordnungen unterhielt und vermehrte. Nichts kann uns seine treulose Politik mehr ins Licht setzen, als die Art, wie er in Brandenburg den Krieg nährte, ja gewissermaaßen sogar anstiftete.

In Brandenburg hatte die raubende Ritterschaft ebenso, wie anderwärts, zur Erhaltung des Gewerbes, welches sie gleich den Kurden und Turkmanen recht eigentlich als Geschäft betrieb, förmliche Verbindungen geschlossen, deren Absicht in den ihnen gegebenen Namen ganz offen ausgesprochen war. Der Verein der brandenburgischen Raub-

ritter gab sich den Namen des Bundes der Stellmeisen, und die schwäbischen Ritter, die sich um 1367 mit einander verbanden, benannten sich nicht nur nach dem Stiftungstage ihres Bundes Martinsvögel, sondern bald auch nach dem von ihnen angenommenen Ordenszeichen Schlägler. Kein Kaiser und kein Reichsgericht vermochte ein Urtheil gegen diese ritterlichen Räuber in Vollziehung zu bringen, und in Norddeutschland war es sogar dahin gekommen, daß Ludwig von Brandenburg, die Herzoge von Braunschweig und der Erzbischof von Magdeburg das Rauben und die Fehden der Ritter als rechtmäßig anerkannt hatten. Unter diesen Umständen blieb den Städten nichts übrig, als ihr Eigenthum, welches weder das sogenannte Reich noch die Landesherren schützen konnten oder wollten, nicht nur durch feste Mauern und durch Einübung der Bürger in den Waffen, sondern auch durch enge Verbindungen mit einander zu sichern. Solche Städtebündnisse bestanden in Westphalen, in Niedersachsen, im Lande der Wenden, am Rhein und in Schwaben schon seit 100 Jahren; die Städte der Altmark verbanden sich 1344 gegen die Ritter ihres Landes, die sie in der Stiftungsurkunde ihres Bundes mit Recht Landbeschädiger nannten. Zu derselben Zeit, als dieser Bund geschlossen ward und die Anarchie in Brandenburg den höchsten Grad erreicht hatte, verbreitete sich das Gerücht, der im Jahre 1319 gestorbene und feierlich begrabene Markgraf Waldemar lebe noch, und sei von einer Pilgerfahrt, die er aus Gewissensbissen wegen einer unerlaubten Ehe unternommen habe, nach 28 Jahren zurückgekehrt; sein Leichenbegängniß im Kloster Chorin sei eine absichtliche Täuschung gewesen. Dieses Gerücht fand, gerade weil es sehr unwahrscheinlich war, bei der Menge Glauben und ward schon bei seiner Entstehung vom Erzbischof Otto von Magdeburg, der nach Einigen die ganze sonderbare Kunde erdacht und ausgesprengt haben soll, sowie von Karl und von den Freunden Beider in Norddeutschland benutzt, um Ludwig von Brandenburg zu bedrängen und wo möglich zu stürzen. Sie fanden einen Mann, der sich zu dieser Rolle hergab und dazu gehörig abrichten ließ. Die Geschichte dieses falschen Waldemar ist freilich noch immer in Dunkel gehüllt, und es ist namentlich sehr unwahrscheinlich, daß derselbe, wie man mitunter behauptet hat, ein Müller Namens Jakob Rehbock aus dem kleinen Orte Hundeluft bei Zerbst gewesen sei; allein wie es sich auch mit seiner Person verhalten mag, ein grober Betrug muß doch hinter der ganzen Sache gesteckt haben. Nach der Zusammenkunft in Passau war der falsche Waldemar bereits von fast allen Städten des Landes und von den benachbarten Fürsten als der echte Waldemar anerkannt, und Ludwig, welcher von Passau gerades Weges nach Brandenburg zog, ward von den Freunden desselben oder vielmehr von den Fürsten,

welche den baierischen Markgrafen haßten und vermittelst eines Betruges seinen Untergang herbeiführen wollten, in Frankfurt an der Oder enge eingeschlossen. Kaiser Karl, der bei dieser Gelegenheit die Reichsvasallen gegen Ludwig aufbot, eilte ebenfalls herbei, und erklärte im Lager von Frankfurt an der Oder den falschen Waldemar feierlich für den rechtmäßigen Markgrafen; Ludwig wäre wahrscheinlich verloren gewesen, wenn nicht die Truppen des Kaisers, wie die Heere jener Zeit zu thun pflegten, in der späten Jahreszeit ihren Führer verlassen hätten (1348).*)

Die kaiserliche Anerkennung und Belehnung Waldemar's rächten Ludwig und seine Brüder dadurch, daß sie einen Gegenkaiser aufstellten; doch war es ihnen mit demselben ebenso wenig ernst, als ihrem Gegner mit dem falschen Waldemar. Sie wählten am Ende Januar 1349 vor Frankfurt am Main den Grafen Günther von Schwarzburg, Herrn zu Arnstadt in Thüringen, zum Kaiser, oder vielmehr sie übertrugen demselben auf einige Zeit die Rolle eines Gegenkaisers. Günther, welcher schon längst den Krieg als Gewerbe trieb, war einer der tüchtigsten und wackersten Haudegen jener Zeit. Er wird uns von seinen Zeitgenossen als Anführer und Musterbild der abenteuernden Raubritter und kleinen Dynasten geschildert und konnte bei dem neuen Abenteuer des Kaiserwerdens großen Ruhm gewinnen, auf keinen Fall aber viel verlieren. Er war jedoch nicht blos bieder, stark mit der Faust und geübt in den Künsten des Ritterthums, sondern er hatte auch in den Kriegen und Verhandlungen des Kaisers Ludwig und seines Sohnes bewiesen, daß er den Blick und das Talent eines Feldherrn mit Geschicklichkeit in diplomatischen Geschäften vereinigte. Seine Wahl war sehr gut auf den Charakter Karl's berechnet und der eigentliche Zweck derselben ward sogleich erreicht. Karl war nicht gewohnt, seine Angelegenheiten auf ritterliche Weise im Felde auszumachen, er suchte lieber mit Vermeidung der Gefahr durch Geld und Unterhandlungen zu erlangen, was er wünschte; er vermied daher auch den offenen Kampf mit Günther. Dieser dagegen ward als Kaiser der Ritterschaft angesehen, welche froh war, daß das Kaiserthum von zwei mächtigen Schützern der Städte, Ludwig dem Baiern und Karl IV., an einen Ritter übergegangen sei, welcher nothwendig ihr Handwerk in Ehren halten müsse; es sammelten sich daher auch aus Thüringen

*) Im folgenden Jahre nahm der falsche Waldemar sogar seinen Sitz im Kurfürstencollegium ein. Seine Vertheidiger beriefen sich darauf, daß 50 Jahre vorher ein mecklenburgischer Herzog nach fast ebenso langer Abwesenheit aus morgenländischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt sei. Die Echtheit Waldemar's wird noch aufrecht erhalten in: Klöden, Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar, Berlin 1844.

und der Wetterau, wo die Raubritter am zahlreichsten waren, ganze Schaaren derselben um Günther. Ihnen war es ganz gleichgültig, daß ihr Kaiser, dem der Weg nach Aachen versperrt war, nicht gekrönt oder gesalbt worden sei; sie lagerten sich mit ihm vor Frankfurt, zogen, als die Bürger dieser Stadt bei Karl's Ausbleiben ihm die Thore öffneten, mit ihm ein und unterstützten ihn, als er nachher prahlend und herausfordernd im Rheingau und in der Wetterau umherzog. Doch erkannten ihn auch bedeutende Städte an, so z. B. Nürnberg, wo kurz vorher die Herrschaft der Patricier gestürzt worden war.

Karl eilte zwar von Böhmen herbei, vermied aber den Kampf mit Günther und half sich zunächst dadurch, daß er den Pfalzgrafen Rudolf den Blinden, einen der Wähler Günther's, gewann. Die Gefangenschaft eines Neffen Rudolf's bot ihm das Mittel dazu dar. Er ließ denselben frei, verlobte sich, da im Jahre vorher seine erste Gemahlin gestorben war, im März 1349 mit einer Tochter Rudolf's, Anna, und zog auf diese Weise den Pfalzgrafen auf seine Seite herüber. Dann hielt er mit Ludwig von Brandenburg eine Zusammenkunft und versprach, um Günther ohne Waffen besiegen zu können, mit seiner italienischen diplomatischen Verschlagenheit ihm und den anderen baierischen Herzogen manche Vortheile. Unterdessen hatte er seine Freunde gesammelt und war nach Mainz gezogen, von wo der päpstliche Erzbischof Gerlach seinen Gegner Heinrich von Virneburg verdrängt hatte. Günther rückte ihm entgegen, war aber vor seinem Abzug aus Frankfurt tödtlich krank geworden und mußte sich, nachdem Karl eine Schlacht abgelehnt hatte, einige Stunden unterhalb Mainz in Elfeld (Eltville) einschließen. Die plötzlich ausgebrochene Krankheit Günther's wurde, wie dies in früheren Zeiten so häufig geschah, einer Vergiftung zugeschrieben, die nach einigen Nachrichten von denjenigen Kurfürsten, welche Günther zu ihrem Werkzeug erkoren hatten, veranstaltet worden wäre, um sich seiner zu entledigen. Andere schieben die Schuld auf Karl und gehen so weit zu behaupten, Karl habe dem Frankfurter Geistlichen, welcher Günther's Arzt gewesen, das Bisthum Speier zugesagt, wenn er seinem Kranken einen Gifttrank reiche, Günther habe aber gegen den Arzt Verdacht geschöpft und ihn genöthigt, von der dargereichten Arznei selbst zu kosten. Alle diese Erzählungen sind wenig beglaubigt; auch ohne die damals herrschende Pest in Betracht zu ziehen, ist die Voraussetzung einer Vergiftung ziemlich müßig.*)

*) Auch der Ausdruck „mit giftes wort", welcher sich am Schlusse der gereimten Inschrift auf dem Grabsteine Günther's im Dom zu Frankfurt findet, hat nicht den Sinn, den ihm spätere Leser beilegten, bei welchen er der Sage einigen Halt gab. Uebrigens ist der Grabstein mindestens drei, wahrscheinlich aber zwölf Jahre nach

Wohl aber sah sich der neue Kaiser in Elfeld durch den Abfall seiner mächtigsten Freunde genöthigt, mit Karl zu unterhandeln, und erhielt, obgleich todtkrank und enge eingeschlossen, die ehrenvollsten und vortheilhaftesten Bedingungen, als er wegen der Niederlegung der Kaiserwürde einen Vertrag mit Karl schloß (Mai 1349). Karl sicherte ihm eine Summe von 20,000 Mark zu, verpfändete bis zu deren Zahlung gewisse Reichsgefälle in Thüringen, in der Wetterau und am Rhein, und übernahm die 1200 Mark Schulden, welche Günther als Kaiser gemacht hatte. Ferner ward Heinrich von Virneburg mit Aufopferung Gerlach's als Erzbischof von Mainz anerkannt und sowohl ihm, als den baierischen Herzogen versprochen, daß der Kaiser ihnen die Absolution des Papstes verschaffen wolle, was er indessen nachher nicht vermochte. Endlich kam Karl mit Ludwig von Baiern und Brandenburg, der ihn jetzt ebenfalls als Kaiser anerkannte, dahin überein, daß er die Gegner desselben in Brandenburg von der Unterstützung Waldemar's abmahnen wolle; er zögerte aber nachher, um Anhalt und Sachsen-Wittenberg nicht zu beleidigen, mit einer öffentlichen Erklärung darüber und erließ erst im Spätjahr versiegelte Schreiben an die Städte der Mark. Nicht löblich benahm sich Karl in dem Manifest, das er über Günther's Abdankung erließ und in welchem er die ehrenvolle Art, wie sich Günther aus der Sache gezogen hatte, zu verbergen suchte. Uebrigens starb Günther schon drei Wochen nach dem Abschluß des Vertrags, am 14. Juni 1349 im Johanniterhof zu Frankfurt; Karl folgte dem Sarge, den 20 Reichsgrafen nach dem Dome trugen.

Gleich nachher kehrte Karl in sein Stammland Böhmen zurück, nachdem er auch diesmal im Reiche durch Urkunden und Verleihungen die Reste der Monarchie zerstört und die Anarchie vermehrt hatte. Während er auf solche Weise das eigentliche Deutschland seiner italienischen Politik opferte, erwarb er sich um Böhmen durch Civilisirung der Einwohner und durch Errichtung einer wohlgeordneten, halb deutschen halb slavischen Monarchie das größte Verdienst. Auch verfuhr er dort zur Erreichung seines Zweckes mit Energie und sogar mit wahrhaft despotischer Gewalt, während er in Deutschland kaum eine einzige kräftige Regentenhandlung verrichtete. Er sorgte in Böhmen ebenso sehr für die öffentliche Sicherheit, als er dieselbe in Deutschland vernachlässigte und sogar untergraben half; er ordnete die öffentlichen Verhältnisse des Landes durch ein Gesetzbuch, das unter dem

---

Günther's Tode gesetzt. Eine Chronik bezeichnet den Arzt als einen fremden Geistlichen, Goldast ohne alle Begründung als einen Juden, Andere beschuldigen aufs Gerathewohl den Frankfurter Arzt Freidank.

Namen Majestas Carolina bekannt ist, dessen vollständige Annahme er jedoch nicht durchzusetzen vermochte. Er zog deutsche Gelehrte, Handwerksleute, Bauern und Kaufleute nach Böhmen, schenkte Waldungen und öde Striche, damit sie mit Colonisten versehen und angebaut würden, an einzelne deutsche Herren und ließ aus Italien und aus Avignon Werkleute, Steinmetzen, Baumeister und andere Künstler kommen. Er verschönerte das schmutzige Prag, erweiterte es durch einen neuen Stadttheil, und suchte es nach dem Muster dessen, was er in Paris und Italien gesehen hatte, einzurichten. Bei seinem Streben, auch den Geist seiner Slaven zu wecken und zu entwickeln, hatte er freilich nur lateinische, italienische und französische Bildung im Auge; doch berücksichtigte er dabei wenigstens auch die Landessprache und that viel zur Begründung einer national-böhmischen Geschichtschreibung. Karl selbst war wohl der kenntnißreichste Herrscher seiner Zeit; er drückte sich in fünf Sprachen mit Geläufigkeit aus und verfaßte werthvolle Aufzeichnungen über sein Leben und seine Unternehmungen. Er stiftete ferner (1348) in Prag die erste Universität in Deutschland nach dem Muster der Pariser und zog dadurch in seine Hauptstadt die Tausende von Geistlichen, welche damals theils als Pfarrer und Beamten der Kirche, theils als Rechtsgelehrte und Aerzte der Universitätsbildung oder doch des Zeugnisses, daß sie auf der Universität ihre zunftmäßige Lehrzeit überstanden hätten, bedurften. Bei der Einrichtung seiner Universität, als deren Kanzler ihm der Erzbischof Arnest von Prag zur Seite stand, nahm er auf die Bedürfnisse Rücksicht, welche Dante, Petrarca, Boccaccio und ihre Freunde in Italien und von Italien aus erweckt und befriedigt hatten. Auch gab er der neuen Lehranstalt eine tüchtige Ausstattung mit Dörfern und Gütern und eine Art von republikanischer Verfassung. Die Studirenden waren in vier Nationen, die böhmische, polnische, baierische und sächsische getheilt; die Ausländer, besonders die deutschen Stämme erhielten sogar einen Vorzug vor den Böhmen. Er besaß manche Fertigkeit in rhetorischen Künsten, und Petrarca, der Schmeichler aller Großen, hat ganze Dampfwolken duftender Lobpreisungen des gelehrten Kaisers in schmeichelnden Versen oder in bombastischen prahlerischen Zuschriften aufsteigen lassen; diese können aber das Auge des Freundes der ernsten Wahrheit ebenso wenig verdunkeln, als Voltaire's und d'Alembert's ähnliche Briefe an Friedrich den Großen und an Katharina II. sein Urtheil zu bestechen vermögen.

Als deutscher Kaiser befolgte Karl eine eigennützige, kleinliche Politik. Er erweiterte sein böhmisches Erbreich auf Unkosten der Deutschen, opferte seiner Hausmacht zu Gefallen einen großen Theil der kaiserlichen Gewalt, und gab die Nation, statt sie in ihren Rechten

gegen die Räuber und Despoten zu schützen, der Habgier und Herrschsucht derselben preis. Einige Beispiele mögen dies anschaulich machen. Karl nahm die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf II., gegen dessen Straßenräuberei er selbst kurz vorher die Bürger von Speier und Worms geschützt hatte, in zweiter Ehe zur Gemahlin, und bestellte zum Reichsvogt in Schwaben einen der ärgsten Räuber in Süddeutschland, den Herzog Eberhard von Würtemberg, einen Enkel Eberhard's des Erlauchten; einen Mann, den man sogar in jener Zeit, wo Straßenraub ein ritterliches Handwerk, Unterdrückung der Schwachen ein Ruhm war, durch den Beinamen des Greiners oder Zänkers (auch des Rauschebarts) ausgezeichnet hat. Dieser wüthete mit einigen anderen Fürsten vereinigt gegen die wohlhabenden schwäbischen Städte und der Kaiser erließ, als man seine Hülfe anrief, blos Schreiben, deren die raubenden Herren lachten, weil damals die Gewalt allein half. Auch die Vorladung der vornehmen Räuber auf einen Reichstag nützte nichts. Endlich wurden dieselben durch Truppen, welche Karl aus Böhmen schickte, und durch ein Reichsheer unter dem Pfalzgrafen Ruprecht I. besiegt; allein der Kaiser ließ sich jetzt durch die Ritter und Pfaffen, welche das Uebergewicht des Bürgerthums fürchteten, bewegen, Alles beim Alten zu lassen, und söhnte sich zu Schorndorf auch mit Eberhard dem Greiner aus (1360).

Die baierischen Herzoge und die Pfalzgrafen am Rhein, welche schlechte Haushalter waren, dienten dem Kaiser, um seine Erbstaaten auf Kosten des Reiches zu vergrößern. Die Ersteren hatten in Betreff ihres väterlichen Erbes eine sonderbare Einrichtung getroffen. Ludwig von Brandenburg und seine beiden jüngsten Brüder, Ludwig mit dem Beinamen des Römers und Otto, besaßen Oberbaiern, ihre drei anderen Brüder aber, Stephan, Wilhelm V. und Albrecht, Niederbaiern gemeinschaftlich. Als sich Ludwig mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte, traf er 1351 mit Otto und Ludwig dem Römer ein neues Uebereinkommen. Er trat ihnen die Mark Brandenburg ab und erhielt dafür den alleinigen Besitz von Oberbaiern, welches für ihn bequemer gelegen war, als Brandenburg, weil er von seiner Gemahlin her Tyrol besaß. Ludwig der Römer und Otto mußten jedoch um den Besitz von Brandenburg erst einige Jahre Krieg führen. Die benachbarten Fürsten bekämpften nämlich unter dem Vorwand, dem falschen Waldemar beizustehen, die beiden baierischen Prinzen, und der Kaiser selbst verzögerte durch mancherlei Winkelzüge insgeheim die Vertreibung des falschen Waldemar, bis ihm die Letzteren die Oberlausitz abgetreten hatten. Dann erst erklärte er sich öffentlich gegen jenen Betrüger; es dauerte aber nachher noch drei Jahre, bis sich Sachsen, Magdeburg und Anhalt durch Vortheile, die man ihnen

gewährte, zum Frieden bewegen ließen. Nun trat der falsche Waldemar ebenfalls zurück; er überwies 1355 seine Anhänger und Unterthanen an Ludwig und Otto, und ward dann von seinen angeblichen Vettern, den Fürsten von Anhalt, bis zu seinem im nächsten Jahre zu Dessau erfolgten Tod verpflegt. Sogar den bedeutendsten Theil der Oberpfalz wußte der Kaiser an sich zu bringen. Er erkaufte sich von den drei Pfalzgrafen, als er von einem derselben sein einziges Kind zur Gemahlin nahm, theils im Heirathsvertrag, theils durch Anlehen die Nachfolge desselben in der Oberpfalz. Zwar starb seine Gemahlin, sowie der von ihr geborne Sohn noch vor seinem Schwiegervater; Karl hatte aber damals bereits die Söhne Ludwig's des Baiern dahin gebracht, daß sie ihm ihre Ansprüche auf jene Erbschaft im Voraus abtraten, und als Rudolf II. 1353 starb, kaufte er dem Bruder und dem Neffen desselben, Ruprecht I. und Ruprecht II., die ihrigen zugleich mit den Besitzungen, die sie selbst in der Oberpfalz hatten, für Geld ab. Bei dieser Gelegenheit bewog er die deutschen Kurfürsten, ihm einige Reichsgüter in der Oberpfalz, welche Ludwig der Baier an Böhmen verpfändet hatte, als Eigenthum zuzuerkennen, wofür er ihnen das Privilegium ertheilte, daß ein Kurfürst künftig nur vor dem Kaiser persönlich zu Recht stehen solle. Schon vorher hatte er durch seine dritte Vermählung, nämlich mit der Tochter des Herzogs von Schweidnitz und Jauer, sich die Gelegenheit verschafft, auch gegen Polen hin sein Land zu erweitern. Als Ludwig von Oberbaiern und Tyrol 1361 starb und Stephan die Blödsinnigkeit des einzigen Sohnes, welchen dieser hinterlassen hatte, Meinhard's III., benutzte, um Oberbaiern an sich zu reißen, ließ Karl auch diesen Anlaß zu Vergrößerungen nicht vorübergehen. Meinhard erregte durch sein Benehmen große Unzufriedenheit im Lande, diese unterhielt und vermehrte Stephan durch enge Verbindung mit den empörten Herren und Städten von Oberbaiern, Meinhard mußte sich daher nach Tyrol flüchten, wo er 1363 kinderlos starb, und nun nahm Stephan ohne Rücksicht auf seine beiden Brüder, Ludwig den Römer und Otto, Oberbaiern in Besitz. Dies eröffnete dem habgierigen Kaiser die Aussicht, sich zugleich in Tyrol und in Brandenburg auszubreiten. In dem ersteren Lande erreichte er seinen Zweck freilich nicht, wohl aber in dem letzteren. Tyrol, dessen Besitz er mit Bezug auf seinen Bruder Johann Heinrich, den früheren Gemahl der Margaretha Maultasch, in Anspruch nahm, ward ihm durch Margaretha und durch die Stände des Landes entzogen. Margaretha hatte wegen der Ländergier des Kaisers schon 1359, als sie ihren Sohn Meinhard mit der Tochter des östreichischen Herzogs Albrecht II. vermählte, durch eine besondere Urkunde bestimmt, daß, wenn Meinhard ohne Kinder sterben würde, Tyrol wieder mit

Kärnthen, welches damals zu Oestreich gehörte, vereinigt werden sollte. Gleich nach Meinhard's Tod eilte daher der älteste von seinen Schwägern, Rudolf IV., nach Tyrol, und wurde nicht blos von Margaretha, die sich hierauf nach Wien begab und dort 1369 starb, sondern auch von den Ständen der Grafschaft als Landesfürst anerkannt. Auf diese Weise sah sich Karl in seiner Hoffnung, auch Tyrol zu erhalten, getäuscht; er half sich aber damit, daß er die östreichischen Herzoge, welche damals alle noch kinderlos waren, bei ihrer Belehnung mit Tyrol zu einem Vertrag mit seinem Hause bewog, welchen man als die Erbverbrüderung von Brünn bezeichnet (1364). Tyrol blieb von nun an beim Haus Oestreich, Karl IV. begünstigte die Unternehmungen desselben, weil er hoffte, seine Familie werde längeren Bestand haben und die habsburgische dereinst beerben; dies war jedoch ihm und seinen Nachkommen nicht beschieden. Glücklicher war er in Brandenburg. Er benutzte die Erbitterung der beiden Markgrafen, Ludwig's des Römers und Otto's, gegen ihren Bruder Stephan, um die ganze Lausitz an Böhmen zu bringen und eine seiner Töchter mit Otto unter Bedingungen zu verloben, durch welche der Heimfall Brandenburg's an seine Familie vorbereitet ward. Ludwig und Otto verstanden sich nämlich damals (1363) zu einer Erbverbrüderung mit dem böhmischen Hause, und gaben sogar zu, daß Karl und sein Sohn Wenzel den Titel „Markgraf von Brandenburg" sogleich annehmen durften. Vergebens thaten sowohl die Häuser Anhalt und Sachsen-Wittenberg, als auch, mit Bezug auf den Hausvertrag von Pavia, die verschiedenen baierischen Herzoge Einspruch dagegen; die getroffene Verfügung wurde in eine Urkunde gefaßt und dadurch bekräftigt, daß Karl sogleich nach Berlin ging, um die Erbhuldigung feierlich entgegenzunehmen.

Karl war in diesen egoistischen Bestrebungen, wie überall, wo es auf Schreiben und Reden ankam und wo Schlauheit und Egoismus ausreichte, glücklich; selbst seine Theologie und sein religiöser Aberglaube dienten ihm dabei ganz vortrefflich als Mittel zu seinen selbstsüchtigen Zwecken; einer großen Handlung aber war die Seele des gelehrten, frömmelnden Pedanten nicht fähig. Wie wenig er trotz seiner Kirchlichkeit sich um Moral kümmerte, bewies er, als er dem rohen Nikolaus, der entweder sein natürlicher Bruder oder doch der natürliche Sohn eines seiner Brüder war, trotz seiner Sittenlosigkeit und trotz seiner unehelichen Geburt, die ihn nach den Gesetzen des Mittelalters selbst von einer Handwerksinnung ausgeschlossen hätte, zum Patriarchat von Aquileja verhalf. Wie wenig ihm an der Ehre des deutschen Reiches und an der Behauptung des monarchischen Ansehens der Kaiser gelegen sei, zeigte er, als Zürich, Bern, Zug und

Glarus sich an die Eidgenossenschaft der vier Waldstädte anschlossen; der letztere Name kam auf, seit Luzern sich an die drei Urkantone angeschlossen hatte, um sich von der habsburgischen Hoheit zu lösen (1332). Allmählich entstand zum Nachtheil des deutschen Reiches ein neuer Staat in den schwäbischen und burgundischen Landen.

In Zürich hatte sich 1336 durch eine der Revolutionen, welche damals in allen deutschen Städten sehr gewöhnlich waren, der niedere Adel und die gewerbtreibende Klasse der Regierung bemächtigt, die vornehmeren Geschlechter vertrieben und den Leiter der ganzen Unternehmung, Rudolf Brun, auf Lebenszeit zum Bürgermeister erwählt; die neue Verfassung, der „geschworne Brief" genannt, wurde von der Aebtissin des Fraumünsters wie vom Kaiser Ludwig bestätigt. Brun, der kräftige Demagog, war, wie diejenigen zu sein pflegen, welche auf die Freiheit pochen, um im Namen des Volkes despotisch zu herrschen, gebieterisch und gewaltsam und regierte in der republikanischen Stadt unabhängiger, als irgend ein Fürst jener Zeit in seinem Lande. Dem Grafen Johann von Habsburg auf Rapperswyl wurde das Bürgerrecht gekündigt und Fehde angesagt; bei einem Ueberfall der Züricher fand er seinen Tod. Nachdem Brun 14 Jahre regiert hatte, rächte er einen Versuch zur Rückkehr, den die vertriebenen Familien mit Hülfe des jüngeren Grafen Johann von Habsburg und anderer benachbarten Herren machten, auf höchst grausame Weise. Die Sache ward nämlich verrathen, Brun besiegte daher die Verschworenen, als sie nach Zürich gekommen waren, in einem verzweifelten, nächtlichen Kampfe, der unter dem Namen der Züricher Mordnacht bekannt geworden ist (1350), und ließ sie dann theils unter Qualen umbringen, theils gefangen setzen. Zu den Eingekerkerten gehörte auch der Graf Johann. Die Brüder und Freunde desselben drohten ihn zu rächen. Brun überfiel aber, um ihnen zuvorzukommen, in einer kalten Winternacht die dem Grafen gehörende Stadt Rapperswyl, verbrannte und zerstörte sie ganz und ließ die Einwohner theils niedermetzeln, theils auf das Feld treiben, wo sie durch Hunger und Kälte umkamen. Das ohnmächtige Reich und sein Kaiser kümmerten sich um diese Greuelthaten nicht; Albrecht II. von Oestreich aber und die Ritterschaft rüsteten einen Rachezug. Der Züricher Tyrann schlug daher seinen Mitbürgern eine Vereinigung mit den vier Waldstädten vor, welche bei Morgarten über dieselbe Ritterschaft gesiegt hatten, die jetzt Zürich bedrohte, und die Stadt trat wirklich (1. Mai 1351) dem Bunde der Eidgenossen bei, welcher durch die Aufnahme der reichsten gewerbtreibenden Stadt von Südschwaben nur gewinnen konnte. Die Verbindung der Züricher mit den Feinden Oestreichs machte den vom östreichischen Herzog beschlossenen Kriegszug noch mehr nöthig. Albrecht begab

sich zur Leitung desselben persönlich nach der Schweiz. Als er hier seine Ritter und Unterthanen aufbot, versagten ihm die Bewohner von Glarus, welche ihn ebenso wie die Zuger als Oberherrn anerkannten, aber wegen des Uebermuths und Frevels der Ritter die östreichische Herrschaft haßten, den Gehorsam. Ein Versuch, sie mit Gewalt dazu zu bringen, endigte mit der Vertreibung des östreichischen Vogtes Walther von Stadion, und Glarus schloß sich nun ebenfalls der Eidgenossenschaft an. Dasselbe that gleich nachher (1352) auch Zug, sowie im Jahre 1353 das wichtige Bern. Letztere Stadt, einst von Berthold V. von Zähringen gegründet und von den Hohenstaufen als Reichsstadt anerkannt, war 15 Jahre vorher um den Besitz der Ortschaft Laupen mit dem benachbarten Adel in Fehde gerathen; sie hatte damals von den Waldstädten einen Zuzug von 900 tapferen Streitern erhalten und in der Schlacht bei Laupen unter der Führung des in Bern hochgefeierten Rudolf von Erlach einen glänzenden Sieg erkämpft (1339). Man kann es daher auffallend finden, daß sie später wieder mit Oestreich zusammenstand; doch wurde dies Verhältniß durch den Bund mit den Waldstädten rasch gelöst. Vorher war ein östreichischer Feldhauptmann von den Zürichern unter Rüdger Manesse bei Tätwyl besiegt und ein drei Mal nach einander versuchter Angriff auf die Stadt Zürich zurückgeschlagen worden. Albrecht schloß daher einstweilen eine Uebereinkunft mit den Zürichern und wandte sich an Kaiser und Reich um Hülfe. Seine Sache war allerdings eine Sache des Reiches geworden, da sich aus Anlaß derselben in der Schweiz ein neuer Staat bildete, obgleich die Züricher betheuerten, daß sie ungeachtet ihres Beitritts zur Eidgenossenschaft dem deutschen Reich einverleibt bleiben wollten. Die Schweizer, deren biederes Gerede, wie es die Chroniken anführen, nichts Anderes ist, als eine bekannte, unter dem Ton der Biederkeit maskirte Bauernklugheit, mochten Recht haben, sich von einem Reiche zu trennen, welches aufgehört hatte, ein Staat zu sein; das Reich wäre aber verpflichtet gewesen, seine Glieder und ihre Rechte in der Person Albrecht's zu beschützen.

Karl versprach dem Herzog Albrecht seine Hülfe, war aber lange Zeit nur mit Worten und Schreiben für ihn thätig. Er begab sich nach Zürich, um zu versuchen, was seine Rede vermögen werde. Die Züricher ließen ihn mit seinem kleinen Gefolge gern in ihre Stadt, da er ihnen nicht gefährlich sein konnte, und erwiesen ihm große Ehre, da die regierenden kleinen Gewerbsleute durch seinen Aufwand viel gewannen; nichtsdestoweniger beharrten sie bei ihrer Widersetzlichkeit. Ihre Berufung auf Briefe und Urkunden, von denen weder vorher die Rede gewesen ist, noch nachher die Rede war, gaben dem

Kaiser einen schicklichen Vorwand, sich unverrichteter Sache zu entfernen. Die Stimmung im Reiche und Albrecht's Unwille nöthigten ihn im nächsten Frühjahr (1354), noch einmal nach Zürich zu reisen und einen zweiten Versuch zu machen. Es ging wieder wie das erste Mal; die schlauen Züricher stellten sich einfältig, demüthig und gehorsam, erklärten auch ihre Bereitwilligkeit, sich seinem Spruche zu unterwerfen, behielten aber dabei gerade die Hauptsache ihrem eigenen Ermessen vor. Karl reiste hierauf zu Albrecht, der in die Schweiz gekommen war, machte ihm mit seiner italienischen Politik den gemeinen Vorschlag, die Sache durch Geld auszugleichen, und erhielt dafür von dem edlen Herzog die verdiente Antwort, daß es unwürdig sei, Rechte und fürstliche Ehre für Geld zu verkaufen. Dann berief er einen Fürstentag nach Regensburg, weil dies das beste Mittel war, deutsche Angelegenheiten in die Länge zu ziehen. Da jedoch Albrecht seine Absicht merkte und deshalb nicht in Regensburg erschien, so war der Kaiser endlich genöthigt, sich das Ansehen zu geben, als wenn er in dieser Reichsangelegenheit wirklich Ernst zeigen wolle. Er bot Reichstruppen auf, erschien aber mit denselben erst dann in der Schweiz, als die gute Jahreszeit zu Ende ging und Albrecht für sein schon zwei Monate früher gesammeltes Heer sein Geld erschöpft hatte. Als der Kaiser darauf mit Albrecht vereinigt Zürich zu belagern anfing, entstand unter den verschiedenen deutschen Stämmen des verbündeten Heeres ein Streit über die Ehre des vordersten Platzes beim Angriff. Wegen dieses Streites trennten sich zuerst die Schwaben vom Heere; dann erklärte Karl, daß er das Reichsheer nicht länger als während der sechs Wochen der Feudal-Dienstzeit beisammen halten werde, und endlich waren ihm auch die schlauen Züricher bei seinem trügerischen Kriegsspiele behülflich; sie pflanzten zum Zeichen ihrer Treue gegen das Reich den Reichsadler auf ihre Thürme auf und ließen durch Gesandte um Frieden bitten. Karl zog hierauf mit seinen Truppen ab, indem er sich vorbehielt, auf einem neuen Reichstage seinen Spruch zu thun, was bei der Langsamkeit deutscher Berathschlagungen einer Vertröstung auf den jüngsten Tag ähnlich war. Der Krieg ward nachher blos als Fehde fortgesetzt, bis sich Albrecht durch Mangel an Geld zur Rückkehr nach Oestreich genöthigt sah. Karl aber begab sich nach Italien, wo er dieselbe Rolle spielte, wie vor Zürich. Als er von dort wieder zurückgekehrt war, hielt er die verheißene Versammlung zu Regensburg, und fällte, weil er damals der Freundschaft Oestreichs bedurfte, ein kaiserliches Urtheil zu Gunsten Albrecht's (1355). Dadurch ward aber, wie durch alle Urtheile jener Zeit, nichts geändert, weil Niemand auf den Kaiser und auf den Reichstag achtete und weil ebenso wenig Jemand da war, der die Vollziehung des

Spruches übernehmen wollte. Oestreich und die Schweizer legten daher zuletzt (1356) ihre Händel, so gut sie konnten, unter einander selbst bei. Die fünf Kantone Zürich, Zug, Glarus, Bern und Luzern blieben bei der auf Unkosten der deutschen Einheit errichteten neuen Republik; mit den drei Urkantonen zusammen werden sie als die acht alten Orte bezeichnet, indem von da an etwa 120 Jahre lang kein neuer Kanton beitrat. Uebrigens hatten die Vereinbarungen mit Oestreich wie mit dem Reiche manches Schwankende und Unbestimmte; die genannten fünf Orte standen nicht unmittelbar mit einander, sondern jeder von ihnen stand zunächst nur mit den Waldstädten in Verbindung, Glarus insbesondere in einer völlig losen, indem Oestreich seine Hoheit über dasselbe noch festhielt. Alle fünf aber bewahrten den Schein einer Verbindung mit dem Reiche, und Karl, welcher überall, wo es nicht seinen eigenen Nutzen galt, dem Schein das Wesen opferte, beruhigte sich dabei. In Schwyz, Uri und Unterwalden wurde eine völlig demokratische Verfassung eingeführt; die oberste Gewalt kam an die Volksgemeinde, welche selbst ihren Landammann wählte; ein Beispiel, das auf die Gesinnung der unruhigen Bauernschaften in Oberdeutschland nicht ohne Eindruck blieb.

Auch im nördlichen Deutschland veranlaßte Karl durch seine kleinliche italienische Politik eine Reihe bürgerlicher Unruhen und blutiger Fehden, welche das Land zwischen Elbe und Weser Jahre lang verwüsteten. Die Söhne Otto's des Kindes, des ersten Herzogs von Braunschweig, Albrecht und Johann, hatten durch Theilung ihres väterlichen Erbes die beiden Linien Braunschweig und Lüneburg gestiftet (1269). Zwei Enkel Johann's, welcher Lüneburg erhalten hatte, Wilhelm und Otto, regierten gemeinschaftlich, und da der Letztere gar keine Kinder, der Erstere aber nur zwei Töchter hatte, von welchen die eine an einen Prinzen des sächsischen Hauses, die andere an Ludwig von Braunschweig vermählt war, so kamen sie überein, daß nach ihrem Tode Lüneburg dem Gemahl der Ersteren, einem Herzog von Sachsen-Lauenburg, zufallen solle. Nach Otto's Tode änderte aber Wilhelm diese Verfügung zu Gunsten seines anderen Schwiegersohns, Ludwig von Braunschweig, um. Die ganze sächsische Familie wandte sich deshalb an den Kaiser, und dieser entschied zu ihren Gunsten, weil der Herzog von Sachsen-Wittenberg sein bester Freund war, die Herzoge von Braunschweig aber stets an Ludwig dem Baiern gehangen hatten. Um seine ganz ungerechte Entscheidung durchzusetzen, mußten seine Juristen ein gerichtliches Verfahren gegen Wilhelm einleiten, und dieser ward sogar in die Acht erklärt; allein das Schreiben, Richten und Decretiren war in dieser Angelegenheit ebenso fruchtlos, als vorher die kaiserlichen Urtheile gegen Zürich. Wilhelm

ließ sich bis zu seinem Tode (1369) dadurch gar nicht anfechten, sondern ernannte sogar, als sein Schwiegersohn vor ihm starb, dessen Bruder, Magnus II. mit der Kette, zu seinem Erben. Dieser ward ebenfalls geächtet, und hatte, da er ein grausamer Tyrann war, zugleich mit den Ständen des Landes und mit den lauenburgischen und wittenbergischen Fürsten zu kämpfen. Die Fehde um das Lüneburgische verwirrte und verwüstete einige Jahre hindurch ganz Niedersachsen, und als die streitenden Theile sich endlich (1373) mit einander verglichen, hatte ihre Uebereinkunft fast noch ärgere Folgen. Die verschiedenen Prätendenten und ihre Söhne sollten nämlich abwechselnd die Regierung von Lüneburg führen. Bei einer solchen Einrichtung konnte es an Streit nicht fehlen, und in der That begann der Krieg auch nach 14 Jahren wieder. In diesem Kriege erfochten endlich die braunschweigischen Herzoge bei Winsen an der Aller einen entscheidenden Sieg, welcher die sächsischen Herzoge nöthigte, auf ihre Ansprüche zu verzichten und sich mit einer Erbverbrüderung abfinden zu lassen (1389).

Wie in den angeführten einzelnen Fällen, so beschränkte sich Karl's unermüdliche Thätigkeit überhaupt auf Reden, Schreiben und Unterhandeln, und man würde kein Ende finden, wenn man alle Tausch- und Kaufverträge, Erbverbrüderungen und andere Urkunden, die er sowohl in Böhmen als in Deutschland schreiben und untersiegeln ließ, aufzählen wollte. Es galt ihm dabei blos um die Bereicherung seiner eigenen Familie; am Ende machte aber doch Gott alle diese egoistische Klugheit an seinen Söhnen zu Schanden. Nur eine einzige von seinen vielen, zum Theil mit goldenen Siegeln und mit Kapseln versehenen Verordnungen bleibt stets ein vor allen anderen kaiserlichen Decreten merkwürdiges historisches Document. Dies ist das im Jahre 1356 erlassene und unter dem Namen der goldenen Bulle berühmt gewordene Grundgesetz der unseligen deutschen Vielherrschaft. Auch dieses Gesetz ging, wie alles, was Karl that, zunächst aus Privatrücksichten hervor; doch hatte er dabei unstreitig eine rühmliche Hauptabsicht, den Papst mit aller möglichen Schonung inskünftige zu hindern, sich die Ernennung der deutschen Kaiser anzumaaßen. Die goldene Bulle ist nämlich hauptsächlich ein Gesetz über die Erwählung und Krönung des Kaisers und über das Verhältniß der Kurfürsten zu ihm und zu dem Reich, und Karl hatte dabei die doppelte Nebenabsicht, seinem slavischen Erbreich den ersten Platz unter den germanischen, zur Wahl eines Kaisers berechtigten Staaten zu geben und diejenigen deutschen Herren, die es mit ihm gehalten hatten, unter die Kurfürsten einzuschieben, diejenigen aber, deren Familie ihm entgegen gewesen war, für immer von jener Wahl auszuschließen. In dieser

Hinsicht entschied er den Streit zwischen Lauenburg und Wittenberg über die sächsische Kurstimme zu Gunsten des letzteren Hauses, schloß die baierischen Herzoge, welche die pfälzische Kurwürde als gemeinschaftliches Eigenthum des ganzen Wittelsbachischen Hauses betrachteten, von derselben ganz aus und knüpfte die brandenburgische Kurstimme an den Besitz der Kurmark und an ein Erzamt, so daß Ludwig von Oberbaiern und Tyrol, welcher, als er Brandenburg seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, abtrat, sich sein Recht an die Kurstimme vorbehalten hatte, um dieselbe gebracht wurde und Ludwig der Römer sie allein behielt.

Das neue Gesetz bestand übrigens eigentlich aus zwei Theilen, von welchen der eine im Januar 1356 auf dem Reichstag zu Nürnberg, der andere im December desselben Jahres auf einer zweiten Versammlung zu Metz von den Fürsten angenommen und um Weihnachten in der letztgenannten Stadt, die damals deutsche Reichsstadt und Sitz eines deutschen Bisthums war, unter glänzenden Feierlichkeiten bekannt gemacht wurde. Die vielen in demselben enthaltenen, äußerst genauen und sorgfältigen Verfügungen über das Ceremoniell, die Kleidung, die Rangverhältnisse u. dgl. m. sind unstreitig ein Werk des Kaisers selbst; denn prunkende Repräsentation war sein Hauptstudium und im Ornat, in Gold und Purpur zu figuriren sein liebstes Vergnügen. Alles Uebrige sollen Johann von Neumark und Rudolf von Friedberg ausgearbeitet haben. Die Probe der neu eingeführten byzantinisch-slavischen Auszeichnung des Kaisers, der Kaiserin und der Kurfürsten ward gleich in Metz gemacht. Ueber diese, dem schlichten deutschen Wesen widersprechenden Ceremonieen und alles Andere, was mit denselben zusammenhängt, Näheres hier anzugeben, wäre zweckwidrige Verschwendung des Raumes; wohl aber ist der eine Umstand hervorzuheben, daß der theologische Kaiser Karl in Betreff der Zahl der Kurfürsten die heilige Zahl Sieben aus Vorliebe beibehielt, und zwar, wie er der Lehre seines mystischen Freundes Petrarca getreu in dem Gesetz ausdrücklich bemerkt, wegen des wichtigen Zusammenhangs zwischen den deutschen Wahlherren und den sieben Leuchtern der Offenbarung Johannis. Solche in der Offenbarung Johannis vorbedeutete Fürsten mußten natürlich auch große Vorzüge haben. Von diesen handeln daher auch zwölf ganze Artikel der goldenen Bulle. Hierzu gehört, daß die Kurfürsten als Collegium ebenso mit dem Kaiser zu Einer Person gemacht werden, wie das Kardinals-Collegium Eine Person mit dem Papste bildet, und daß deshalb auch die Vergehen gegen einzelne Kurfürsten mit denselben Strafen belegt sind, wie die gegen den Kaiser selbst. Das Gesetz wegen Majestätsbeleidigung, wie es einst die Kaiser Honorius

und Arcadius zu Gunsten der Senatoren erlassen hatten, wurde auf die Kurfürsten ausgedehnt; ihre Regalien wurden bestätigt, mit Einschluß des Judenzolls, ebenso das Münzrecht; sie erhielten das Recht, daß von ihren Gerichten an kein anderes appellirt werden durfte, außer im Falle der Rechtsverweigerung (jus oder privilegium de non evocando); endlich sollte jedes Kurfürstengebiet, wie es eben bestand, ein untheilbares Ganze bilden und nur als solches vererbt werden.

Uebrigens enthält die goldene Bulle, wie dies mit deutschen Verordnungen zu sein pflegt, recht viele vortreffliche und weise Bestimmungen, allein es hatte damit auch dieselbe Bewandtniß, die es immer mit den Reichsbeschlüssen hatte. Wenn nämlich auch eine allgemeine Behörde gewesen wäre, welche das Verordnete hätte zur Ausführung bringen können oder wollen, so würde dieselbe doch nirgends eine Militärgewalt gefunden haben, deren sie sich im Nothfalle hätte bedienen können. Dies gilt nicht von den erwähnten Artikeln über Ceremonieen, Formalitäten und Rangverhältnisse, weil solche Dinge in Deutschland stets pünktlich erfüllt werden, sondern von den Bestimmungen, welche zu Gunsten des armen, geduldig leidenden Volkes in der goldenen Bulle gemacht waren. Zu diesen wohlthätigen Bestimmungen, welche erst Jahrhunderte später durch den Fortschritt der Zeit zur Erfüllung gebracht wurden, rechnen wir nur zum Theil die Artikel über die Verbindungen der Städte und der Ritterschaft; und große Unzufriedenheit erregten gleich anfangs die strengen Bestimmungen gegen die Aufnahme der auf ihren Gütern und Burgen Wohnenden in das Bürgerrecht der Städte oder das sogenannte Pfahlbürgerthum. Wohl aber rechnen wir zu diesen weisen, aber nicht vollzogenen Verordnungen des neuen Reichsgesetzes das Verbot jeder Befehdung und Beraubung ohne vorhergegangene Ankündigung der Fehde, sowie das Verbot der einstweiligen Aufkündigung des Lehens, um den Lehensherrn straflos bekriegen zu können. Wir rechnen dahin die Verordnung über den Landfrieden, eine Verordnung, welche seit Friedrich II. immer erneut und noch zwei Jahrhunderte nach Karl IV. vielfach übertreten wurde, sowie die Verordnungen gegen den Mißbrauch des Münzrechtes und gegen die eigenmächtige Errichtung neuer Zollstätten. Wie wenig im deutschen Reich an einen durch dieses Gesetz zu begründenden Landfrieden zu denken war, sieht man daraus, daß in der goldenen Bulle zwischen erlaubten und unerlaubten Verbindungen der Städte und der Ritter unterschieden ward und daß die Fehden erlaubt blieben, wenn sie drei Tage vor ihrem Beginn angesagt wurden. So wenig Aussicht übrigens auch war, daß die neuen Verordnungen ausgeführt werden könnten, so äußerten doch

überall die Städte, der Landadel und die Fürsten schon über den bloßen Versuch, Ordnung zu stiften, ihre Unzufriedenheit. Für das Volk hatte die goldene Bulle noch einen anderen bleibenden Nachtheil. Pedantische Juristen wußten aus dem Wahlgesetze derselben ein neues verwickeltes und schwieriges deutsches Staatsrecht herzuleiten; dieses war mit der Befestigung des römischen Rechtes in deutschen Landen enge verbunden und in Folge davon kam es endlich dahin, daß der gute deutsche Bürger und Bauer weder von seinen einfachsten staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten, noch vom Civilrecht irgend etwas wußte oder begriff. Er mußte das, was ihm die Juristen in barbarischer Sprache orakelnd offenbarten, als Recht gelten lassen und konnte weder verstehen, was sein Rechtsbeistand im Gericht zu seinen Gunsten vorbrachte, noch was sein Richter gegen ihn aussprach.

Der Papst war höchst unzufrieden mit dem gegen seine Anmaaßungen gerichteten Gesetze; aber er wußte, daß Karl ebenso schlau und selbstsüchtig sei, als die Regierung zu Avignon. Er schritt daher auch nicht gegen dasselbe ein, damit Karl nicht dadurch bewogen werde, den Rathschlägen der Freunde des Vaterlandes unter seinen Theologen und Juristen Gehör zu geben. Diese verlangten nämlich, der Kaiser solle darauf bestehen, daß Innocenz VI. die dem Reiche nachtheiligen oder schimpflichen Verordnungen seiner nächsten Vorgänger zurücknehme und daß in Deutschland ebenso, wie in England und Frankreich, der Geistlichkeit verboten werde, dem Papste den von ihm geforderten Zehnten zu entrichten. Da Beide, der Kaiser und der Papst, den Aberglauben des Volkes zu ihrem Vortheil benutzten, so verständigten sie sich leicht. Ueberdies war der theologische Freund Petrarca's so kirchlich gesinnt und so abergläubisch, daß er bei allen Feierlichkeiten den größten Werth auf das geistliche Privilegium seiner Kaiserwürde legte, als Subdiakonus das Evangelium mit dem bloßen Schwert in der Hand abzusingen, daß er aus Deutschland und Italien ganze Wagen voll Reliquien nach Böhmen schickte und daß er gleich seinen slavischen Unterthanen unablässig bemüht war, den Kirchenheiligen, den wunderthätigen Bildern, den Evangelienbüchern und den todten Knochen die Verehrung zu bezeugen, die nur dem lebendigen Gott allein gebührt. Der theologisch gelehrte Kaiser vereinigte sich daher auch leicht mit dem Papste dahin, daß dieser von seinen Einwendungen gegen die goldene Bulle und er selbst von der allgemein geforderten Reformation der deutschen Kirche schwieg. Die deutschen Erzbischöfe weigerten sich 1359 zwar, den von Innocenz ausgeschriebenen Zehnten zu entrichten; Karl gab aber dem Papste einen Wink, wie er sich auf eine andere Art aus dem Beutel der Deutschen

bereichern könne, indem er nämlich mit Bezug auf eine Bulle Benedict's XII. von jeder Kirche und von jedem Kloster ein bestimmtes Geld für Visitationen erheben lasse.

5. Italien von Karl's IV. erstem Römerzuge bis auf Urban's V. Rückkehr nach Rom.

Zeit und Umstände wären, als Karl IV. kurz vor der Abfassung der goldenen Bulle seinen ersten Römerzug machte, sehr günstig gewesen, um auch in Italien das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen; nur war freilich dieser Kaiser nicht geboren und erzogen, um Dinge zu vollbringen, welche Dante von dem Großvater desselben hatte erwarten können. Dante gibt dem von ihm hochgefeierten Heinrich VII. die schöne Rolle eines idealen Monarchen, der mit starker Hand die völlig entartete Kirche aus der Verbannung und aus den Sünden Babylons, die unterdrückten Städte und Staaten Italiens von dem falschen Liberalismus und aus der Gewalt der Tyrannen befreien werde. Der Dichter belohnt in einem der schönsten Gesänge der göttlichen Komödie den guten Willen, den der edle und ritterliche Heinrich in seinem leider kurzen Leben gezeigt hat, mit einem unverwelklichen Kranz, der schon bei Heinrich's Leben seiner auf dem leeren Sessel wartet, welcher für den erlösenden und wiederherstellenden Kaiser in der Nähe der Gottheit aufgestellt ist. Daß Karl sich auf dergleichen ideale Dinge nicht einlassen werde, daß sie viel zu tief unter seiner praktischen und diplomatischen Klugheit seien, würde schon aus der Antwort erkannt werden können, die er vor seinem Römerzug den Ghibellinen auf ihr dringendes Hülfegesuch ertheilte. „Besonnene Ueberlegung", sagte er, „führt Alles besser zum Ziele und je länger sie währt, um so kürzer und leichter ist nachher gewöhnlich die Ausführung; Kaiser Augustus gibt den Fürsten die Lehre, daß alles, was mit Ruhe und Bequemlichkeit geschehe, schnell genug gethan werde." Karl's Reise nach Italien ist daher auch der demüthigste Römerzug, der in der Geschichte vorkommt.

Die Fürsten von Oberitalien hatten kurz vorher zur Bekriegung des Erzbischofs und Herrschers von Mailand, Johann Visconti, mit Venedig den sogenannten lombardischen Bund geschlossen und unter Franz von Carrara, der jedoch den Oberbefehl bald an einen Fürsten aus dem Hause Gonzaga abtrat, ein Heer gegen ihn aufgestellt. Gleich darauf (October 1354) starb Johann; er hatte noch in den letzten Jahren vom Papste das ungern zugestandene Vicariat über Bologna und von den bedrängten Genuesen die Signorie über ihre Stadt erworben. Die Söhne seines unglücklichen Bruders Stephan, Matthäus II., Barnabas und Galeazzo II., theilten sein Reich

so, daß jeder von ihnen einzelne Städte für sich besonders erhielt, daß aber die eigentliche Regierung, sowie die Städte Mailand und Genua als Mittelpunkt und als Hauptquelle ihrer Macht ein gemeinschaftliches Besitzthum blieben. Diese Veränderung in Mailand war noch nicht vorgegangen, als Karl im Lager vor Zürich durch Gesandte Johann's, sowie durch Abgeordnete der Lombarden und des päpstlichen Legaten und Oberbefehlshabers in Italien, Albornoz, unter großen Versprechungen zu einem Römerzuge aufgefordert ward. Er fand den Augenblick günstig, um schnell in Italien einiges Geld zu sammeln und sich eilig in Rom krönen zu lassen und beschloß also, nicht als kriegerischer oder richtender und entscheidender, sondern als diplomatischer und kaufmännischer Kaiser über die Alpen zu ziehen. Dem Papste ließ er durch einen Gesandten versprechen, daß er keine Kriegsmacht aufstellen und sich nur Einen Tag in Rom aufhalten wolle, und Innocenz VI. ertheilte hierauf sogleich die nöthigen Befehle zu seiner Krönung. Im October 1354 zog Karl über die Alpen, er war aber nur von einigen hundert Reitern begleitet. Er schlüpfte schnell nach Mantua, wo er zwei Monate hindurch überlegte, ob es vortheilhafter sei, sich für den lombardischen Bund oder für die drei Brüder Visconti zu erklären. Unter diesen war Barnabas (Bernabo) der grausamste Tyrann, aber auch zugleich der kräftigste, schlaueste und belesenste Regent und wie Karl IV. ein Freund Petrarca's. Der Letztere leitete schon früh eine Unterhandlung der Visconti mit dem Kaiser ein, schreckte dadurch die lombardischen Verbündeten, welche Karl's Politik kannten und ihm deshalb nicht trauten und bewog ihn, die schimpflichen Anträge der mailändischen Herren anzunehmen. Karl erhielt von diesen die Summe von 150,000 Goldgulden, sowie die Reisekosten für sich und seine Begleitung und das Zugeständniß, daß er sich in Mailand oder Monza mit der lombardischen Krone krönen lassen dürfe, jedoch Alles unter der Bedingung, daß er als bloßer Gast ohne Kriegsmacht nach Mailand komme. An Schmeicheleien ließ es übrigens der vorgeblich nur dem beschaulichen Leben ergebene Petrarca ebenso wenig fehlen, als der Papst, welcher von Karl's Römerzug hoffte, daß in Rom Alles wieder auf den alten Zustand zurückgeführt werden würde. Petrarca ward, wie fast alle Rhetoren, Sophisten und Mystiker, durch seine Eitelkeit überall hin getrieben, wo irgend ein Tyrann einen glänzenden Hof hielt und von Wissenschaft schwatzte. Er war der Freund der ausschweifenden Königin Johanna, des grausamen Barnabas, des diplomatischen Kaisers Karl, und derselbe Mann, der sein ganzes Leben hindurch nur von Contemplation, von Verachtung alles Irdischen redete, dichtete und schrieb, suchte unablässig die Gunst der Fürsten und Tyrannen und rühmte noch

am Rande des Grabes als Segen des Himmels und als höchstes Glück, daß er diese Gunst erlangt habe. Seine Eitelkeit führte ihn auch zu den Visconti und nach Mantua zum Kaiser. Er ließ es dort an Declamationen, an Schmeicheleien, an Lobpreisungen Karl's und Italiens nicht fehlen und hat uns auch eine ziemliche Anzahl gekünstelter Briefe über diese Reise hinterlassen. Karl befolgte übrigens den Rath des meisterhaft schmeichelnden Florentiners mit besserer Kenntniß der von diesem als Muster aufgestellten Männer des alten Rom, als dem Bewunderer derselben lieb war. Petrarca ergoß sich nämlich zu Mantua, indem er dem Kaiser eine Münze mit August's Bildniß zeigte, in reichem Strom der Rede über Karl's Pflicht, diesem ersten römischen Kaiser nachzuahmen und sein treuer Schüler befolgte nachher in Mailand, in Toscana und in Rom zu Petrarca's großem Kummer wirklich August's schlaue, kalte und egoistisch berechnete Staatskunst.

Karl verweilte in Mailand, wie überall sonst, nur so lange, bis ihm das Geld gezahlt war, das man versprochen hatte, damit er schnell von dannen ziehe. Nachdem er sich in Mailand mit großer Pracht hatte krönen lassen (6. Januar 1355), ging er, mit weiteren 50,000 Goldgulden zur Fortsetzung seines Römerzuges und dazu mit den Gebeinen des heiligen Veit beschenkt, nach Toscana. Jedermann erwartete damals, daß er die übermüthigen, trotzigen Demokraten in Florenz zur Rechenschaft ziehen und die gegen seinen Großvater geübte Beleidigung an einer Republik rächen werde, welche auch ihn nicht in ihre Mauern aufnehmen wollte. Allein er behandelte diese Ehrensache als ein Handelsgeschäft, ließ sich von den Florentinern eine ansehnliche Summe zahlen und gab ihnen dafür alle Privilegien und Urkunden, deren sie bedurften, um sich die Freiheiten, die sie bis dahin nur angemaaßt besaßen, als ein verbrieftes Recht zu sichern; auch erhielten sie Amnestie für Alles, was sie früher gegen das Reich begangen. In Rom, wohin er die Reise ungewöhnlich schnell machte, ließ er sich am Ostersonntag durch zwei Legaten des Papstes feierlich krönen und brach dann, unbekümmert um die Vorstellungen und Bitten der Römer, sogleich wieder nach Toscana auf. Hier schien er verweilen zu wollen; allein seine Geldgier, die Habsucht und Gewaltthätigkeit seiner Deutschen und besonders der sklavische Gehorsam, welchen er dem Papste und den ihn begleitenden Legaten desselben erwies, erregten gerade bei der von jeher kaiserlich gesinnten Partei, die ihn günstig aufgenommen hatte, den größten Unwillen, weil ihr ererbter Haß gegen Papismus oder, was einerlei war, Guelfismus noch nicht erloschen war. Namentlich wurden ihm durch sein Betragen gegen die alte, reiche, patriotische und den Kaisern stets treu ergebene Familie Gambacorta in Pisa alle Herzen entfremdet. Lucca stand

nämlich damals unter Pisa, suchte sich aber mit Hülfe der Florentiner dieser Oberherrschaft zu entledigen und es verbreitete sich das Gerücht, daß der Kaiser, welcher beständig von Florentinern umgeben war und von Florenz Gesandtschaften erhielt, Lucca an Florenz verkaufen wolle; es brach darüber zu Pisa ein Aufstand aus, an dessen Spitze die Gambacorta standen und dies bewog den Kaiser, nicht nur ein Strafgeld von 30,000 Goldgulden von der Stadt zu erpressen, sondern auch die vornehmsten Glieder der Gambacorta und anderer alten, den Kaisern stets treuen Familien hinrichten zu lassen. Bald nachher zog er weiter, fand aber überall eine so erbitterte Stimmung, daß er nur in Cremona und auch hier blos, weil man durch sein plötzliches Erscheinen überrascht war, mit seiner ganzen Begleitung eingelassen ward; alle anderen Städte erlaubten ihm nur mit einem kleinen Gefolge den Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern. Schon zu Anfang Juli war er wieder in Nürnberg.

Der Kaiser hatte durch seinen eiligen Zug die Verwirrung, Gewaltherrschaft und Rechtlosigkeit in Italien nicht nur nicht vermindert, sondern vielmehr außerordentlich vermehrt; nur die Republik Florenz und der Papst oder vielmehr dessen kriegerischer Kardinal-Legat, Albornoz, hatten durch seine Anwesenheit gewonnen. Dies wird sich am besten durch einen Blick auf die Geschichte der einzelnen Staaten zeigen. Ehe wir aber dazu übergehen, ist es nöthig zu bemerken, daß damals Abenteurer und Miethlinge ebenso, wie früher die Banden von Werner, Wolfhart und Fra Morialis, eine wichtige Rolle in Italien spielten. Unter ihnen war der baierisch-schwäbische Graf Lando (Landus de Suevia, vielleicht von Landau), der sich von Karl ein Diplom als kaiserlicher Statthalter in Pisa verschafft hatte, der bedeutendste. Selbst ein angesehener Geistlicher, der Bischof Marquard von Augsburg, welcher vom Kaiser ebenfalls zum Statthalter von Pisa bestellt worden war, erscheint als ein unternehmender Bandenführer oder Räuberhauptmann und so groß war der Verfall der Kirche, daß man dies nicht gerade auffallend fand. Der Graf Lando war vor Karl's Römerzug im Dienste des lombardischen Bundes, machte sich aber bei einem Zuge gegen Bologna verdächtig, daß er, wie später fast alle Hauptleute der abenteuernden Miethlinge, zugleich im Solde der Feinde stehe und die Lombarden entledigten sich daher seiner bald wieder. Er zog hierauf nach dem Neapolitanischen, um dort Räuberei und Brandschatzung zu treiben und sein treuer Genosse, der Bischof Marquard, folgte ihm an der Spitze einer furchtbaren Bande. Nachdem Beide das Land Neapel ausgesogen hatten, dienten sie zugleich mit einem anderen Söldnerführer, Hans Michel von Baumgarten, dem Markgrafen von Montferrat gegen Galeazzo

Visconti und ließen sich, wie früher vor Bologna, von dem Freunde dafür bezahlen, daß sie mit ihm ins Feld zogen und vom Feinde dafür, daß sie nicht kämpften, wo sie hätten kämpfen sollen. Der Markgraf war daher auch froh, als sie (1356) von den Mailändern völlig geschlagen wurden und Marquard in die Gefangenschaft derselben gerieth. Gleich darauf nahm der Graf Lando bei den Visconti Dienst und bedrängte den Kardinal Albornoz so sehr, daß derselbe ihn mit Geld abkaufen mußte. Dann trat er wieder von den Visconti zu den gegen sie verbündeten Herren über. Als er nachher beim Friedensschluß von diesen entlassen wurde, warf er sein Auge auf Toscana, wo es bereits von deutschen Abenteurern wimmelte und reiste auf einige Zeit nach Deutschland, um sich von Karl ein Diplom als kaiserlicher Statthalter von Pisa zu erkaufen. Bei seiner Rückkehr ward er von den Florentinern, welche bereits mit seinem zurückgelassenen Stellvertreter, dem Grafen Burkard, unterhandelt hatten, absichtlich durch die furchtbaren Schluchten einer von rohen und rüstigen Bergbewohnern bevölkerten Gegend geführt. Er erlitt hier (1358) eine völlige Niederlage, in welcher Burkard blieb. Er selbst rettete sich schwer verwundet nach Bologna und seine Bande zerstreute sich unter anderen Führern, so daß er seitdem bis zu seinem Tode (1363) nur als einer der vielen gewöhnlichen Söldnerhauptleute erscheint.

Von den einzelnen Staaten, zu deren Geschichte wir jetzt übergehen, ist zuerst Venedig hervorzuheben. Diese Republik war, als Karl seinen ersten Römerzug machte, in sehr bedenklichen Verhältnissen; denn nicht nur setzte Genua, auch nachdem es dem Beherrscher von Mailand unterworfen worden war, seinen Seekrieg mit dem glänzendsten Erfolge fort, sondern auch von Ungarn her wurden die Venetianer ernstlich bedrängt. Doch retteten die Lage der Stadt, die Gewerbe, der Handel, die Schiffahrt, besonders aber die mit teuflischer Klugheit und Festigkeit regierende moralisch verächtliche, politisch vortreffliche Aristokratie den venetianischen Staat stets aus den Stürmen, in welchen alle übrigen Despotieen, Demokratieen und anarchisch zerrütteten Ritterstaaten des Mittelalters untergingen.

Das Volk war in Venedig allmählich von dem Antheil an Gesetzgebung und Regierung ausgeschlossen worden, den es in anderen Staaten Italiens noch immer behauptete; vollendet ward aber die künstliche Einrichtung einer grausamen, argwöhnischen, treulosen und dabei klugen, consequenten, gleich dem römischen Kardinals-Collegium Jahrhunderte lang fortlebenden und denselben Grundsatz befolgenden Aristokratie erst um den Anfang des 14. Jahrhunderts. Der Doge Pietro Gradenigo (1289—1311) hat den Ruhm, dieses System einer auf Polizeispione, auf Grausamkeit, auf Geburt und Reichthum

gegründeten, künstlichen und sehr zusammengesetzten Staatseinrichtung vollendet zu haben. Er veranlaßte zuerst, daß das eigentliche Volk von der Gesetzgebung, von allen Staatsämtern und von der Ernennung zu denselben ausgeschlossen ward; er veranlaßte die Schließung des großen Raths, d. h. die Maaßregel, daß künftig nur aus einer bestimmten Zahl von Familien, deren Namen man in das sogenannte goldene Buch eintrug, die Mitglieder des großen Raths genommen wurden. Dieser große Rath hatte alle die Rechte, welche dem Volke gebührten; er entschied über Krieg und Frieden, besetzte alle Stellen oder hatte doch die dazu Ernannten zu bestätigen, bestimmte die Auflagen und konnte die Beschlüsse des Senats aufheben, mit Einem Worte, er besaß die ganze souveräne Gewalt über das Volk; nichtsdestoweniger aber waren und blieben die Mitglieder dieses großen Rathes ebenso, wie der Doge, unbedingte Sklaven der aus ihrer Mitte und von ihnen gewählten argwöhnischen Regierungsbehörde oder des Senats. Jene Beschränkung der Bevorrechteten auf eine bestimmte Zahl (il serrar del maggior consiglio) erweckte sogleich allgemeinen Unwillen, besonders bei den vielen reichen und adelichen Familien, deren Namen nicht in das goldene Buch eingetragen waren. Dies bewog dann 1310, nachdem eine Verschwörung dagegen entdeckt und bestraft worden war, den Dogen Gradenigo, die Einsetzung des sogenannten Rathes der Zehner zu bewirken, eines schrecklichen Instituts, welches ebenso, wie die Inquisition des Papstthums und der Dominikaner die Kirche durch Folter und Feuertod schützen sollte, mit der Vernichtung aller Feinde der in Venedig herrschenden Aristokratie beauftragt war. Dasselbe sollte nur für zwei Monate eingesetzt werden, wurde jedoch immer aufs Neue bestätigt und nach 25 Jahren, angeblich zum Wohl des Staates, in eine dauernde Behörde verwandelt. Um die oligarchische Furchtbarkeit dieses Collegiums von zehn Männern zu mildern, ordnete man ihm den Dogen und sechs andere Räthe bei. Späterhin übertrug dasselbe sogar seine ganze Gewalt an drei von seinen Mitgliedern, und diese konnten jeden Bürger ohne Unterschied, vom Dogen an bis zum Niedrigsten im Volk herab, verhaften, verbannen und hinrichten lassen, ohne irgend Jemanden Rechenschaft darüber schuldig zu sein; ja, zwei von ihnen konnten dem Dritten ohne weiteren Proceß das Leben nehmen lassen. Kein Wunder, daß diese Staats-Großinquisition einen solchen Schrecken verbreitete, daß man nicht einmal ihren Namen auszusprechen wagte! Weiterhin trug man in Venedig Sorge, so viele Aemter und Collegien einzurichten, daß die Mitglieder der Oligarchie fast sämmtlich an der Regierung betheiligt waren; die Wahlen beruhten meist auf einem complicirten

System, bei welchem durch das Loosen auch der Zufall seinen Spielraum hatte. Der Schöpfer des Rathes der Zehner, welcher zugleich dem Dogen oder dem scheinbaren fürstlichen Oberhaupt der Republik alle Macht entzog und nur die äußeren Zeichen der Oberherrschaft übrig ließ, wird wegen seiner von Machiavelli als höchstes Muster anerkannten Staatsveränderung und Regierung allgemein gepriesen. Wir würden ihn dem Sulla zur Seite setzen, weil Venedig von seiner Zeit an bis zum 17. Jahrhundert wegen derselben Art von Größe und Politik bewundert worden ist, wie Rom zur Zeit der unbeschränkten Herrschaft des Senats. Uebrigens dauerten Gradenigo's Einrichtungen länger, als Sulla's blutige Herstellung der römischen Aristokratie; sie wurden nach seinem Tode immer mehr befestigt und 50 Jahre später sogar durch die Hinrichtung eines in den ersten Staatsämtern ergrauten Dogen, Marino Falieri, besiegelt.

Der blutige Sturz des Dogen Marino Falieri (1355) knüpft sich in so fern an Gradenigo's Staatsreform an, als jener Mann sich tief gekränkt fühlte, daß die aristokratische Regierung bei der Bestrafung einer ihm persönlich widerfahrenen Beleidigung mehr auf die Familienverbindungen des Beleidigers, als auf des Dogen Würde Rücksicht genommen hatte. Falieri's Geschichte ist freilich, wie alles, was im Innern von Venedig vorfiel, in Dunkel gehüllt; dem Umstande, daß Michel Steno den bejahrten Dogen durch allzu galantes Benehmen gegen seine junge Gemahlin, so wie durch Verhöhnung beleidigt habe, ist jedenfalls zu viel Wichtigkeit beigemessen worden; doch ist so viel klar, daß der Doge, welcher mit einigen beim geringen Volke in Ansehen stehenden Leuten eine Verschwörung machte, sich schwach, thöricht und zweideutig benahm, und daß die mit ihm verbündeten Plebejer weder Fähigkeit noch große Bedeutung hatten, auch sich selbst durch ihre Unvorsichtigkeit verriethen. Das ganze Beginnen wurde dadurch vereitelt und gab der Aristokratie Gelegenheit und Vorwand, die Schreckensregierung noch mehr zu befestigen. Falieri ward auf derselben Riesentreppe, wo er zum Dogen gekrönt worden war, enthauptet, die mit ihm verschworenen Plebejer sammt ihren unschuldigen Verwandten und Freunden aufs Grausamste verfolgt, seine eigene patricische Familie aber in allen Ehren belassen.

Kurz vor Falieri's Hinrichtung hatten die Venetianer unter Nicolo Pisani's Führung durch den genuesischen Admiral Paganini Doria bei Modon eine Niederlage zur See erlitten und ihre ganze Flotte war mit 5000 Mann in die Hände der Genuesen gefallen, welche sonderbarer Weise die eroberten Schiffe verbrannten (1354). Da Venedig damals zugleich mit den Visconti in Krieg war, und auch von dem mit Genua verbündeten Ungar-König Ludwig bedroht wurde,

so suchten die klugen Leiter der Republik unter jeder Bedingung einen Frieden mit Genua zu schließen. Dieser kam im Mai 1344 zu Stande und war freilich ebenso lästig als schimpflich, gab aber den Vertheidigern freie Hand in Bezug auf den ungarischen Krieg. Mit den Ungarn hatten die Venetianer schon längst häufige Streitigkeiten wegen des Besitzes von Dalmatien gehabt. Dieser Streit begann von neuem, als das Haus Anjou endlich festen Fuß in Ungarn gefaßt hatte und Karl Robert's Sohn, König Ludwig der Große (seit 1324), nicht blos die ungarischen Nebenländer wieder unterwarf, sondern auch Schutzherr von Polen ward. Die Genuesen hatten sich noch vor ihrem Sieg bei Modon mit Ludwig verbunden; der ungarische König war aber durch einen unerwarteten Krieg mit den Serbiern gehindert worden, zugleich mit ihnen die Venetianer zu bekriegen. Stephan Duschan der Starke, der größte Fürst von Serbien, welcher seinem Lande ein treffliches Gesetzbuch gab und zuerst von den Beherrschern desselben den Titel Zaar oder Kaiser annahm (1336—1356), hatte sein Reich auf Kosten der Byzantiner weithin ausgebreitet und war dabei auch mit dem Ban oder Fürsten von Bosnien, dessen Land Ludwig als eines der ungarischen Nebenländer in Schutz nahm, in Streit gerathen. Ludwig zog für den Ban zu Felde, ward aber von Stephan Duschan geschlagen und sah sich durch diesen Krieg, sowie durch einen gleich nachher unternommenen, übrigens glücklichen Zug gegen die Litthauer verhindert, in Gemeinschaft mit den Genuesen die Venetianer anzugreifen. Unmittelbar darauf ward zwischen diesen beiden Republiken der oben erwähnte Friede geschlossen. Unterdessen hatten die Venetianer Ludwig's Entfernung zu neuen Erwerbungen in Dalmatien benutzt, zwei dortige Städte, die dem Zaar von Serbien unterworfen waren, diesem abgekauft und die Unzufriedenen in einigen Theilen des ungarischen Reiches unterstützt. Dadurch ward Ludwig zu einem Kriege gegen die Venetianer und gegen Stephan Duschan bewogen. Der Letztere, welcher sich damals zugleich von den Griechen, den Türken und dem Ban von Kroatien bedrängt sah, wandte eine gut ausgesponnene List an, um sich vor den Ungarn auf ein Jahr Ruhe zu verschaffen. Er schrieb an den Papst, daß er von der griechischen zur römischen Kirche übertreten wolle, und dieser, welchen Ludwig nicht beleidigen durfte, mahnte hierauf den ungarischen König von den Feindseligkeiten gegen ihn ab. Auch die Venetianer, die sich dadurch ganz unerwartet allein bedroht sahen, suchten den Sturm zu beschwören, und Kaiser Karl IV. bewog den ungarischen König zu einem Waffenstillstand mit ihnen. Dieser rüstete sich unterdessen, und zwar, wie es schien, gegen den Zaar von Serbien, welcher 1356 plötzlich die Maske abwarf und dadurch den betrogenen Papst nicht wenig

erbitterte; allein Ludwig hatte es mit seinen Rüstungen nur auf die Venetianer abgesehen und verbündete sich jetzt zu ihrer Bekriegung mit Albrecht II. von Oestreich, mit dem Kaiser Karl, der ihn zum Reichsvicar gegen Venedig ernannte, mit dem Patriarchen Nikolaus von Aquileja, mit vielen kleineren Tyrannen des nordöstlichen Italiens, ja sogar mit Franz von Carrara, welcher kurz vorher seinen Oheim, den Beherrscher von Padua, eingekerkert und sich mit Hülfe der Venetianer dieser Stadt bemächtigt hatte. Auch ernannte der Papst den König Ludwig zum Gonfaloniere oder Schutzvogt der Kirche. Die Ungarn führten zwei Jahre lang (1356 und 1357) in Italien einen verheerenden Raubkrieg, und da sie auch in Dalmatien, wo die Venetianer wegen der Rohheit ihrer Söldner und Matrosen längst verhaßt waren, glänzende Fortschritte machten, so war die Republik 1358 genöthigt, einen Frieden zu schließen. Sie überließ dem ungarischen König ganz Dalmatien bis herab nach Durazzo (dem alten Dyrrhachium), verstand sich dazu, daß ihr Doge den Titel Herzog von Dalmatien und Kroatien, den er bisher geführt hatte, ablege, und erhielt dafür die von Ludwig in der Trevisaner Mark, in Istrien und Friaul besetzten Orte, wo ihre Patricier walteten, zurück.

Die Venetianer waren gleich nachher in Kandia, das ihnen damals völlig unterworfen ward, glücklicher, als sie in Dalmatien gewesen waren; dagegen erlangte aber auch Genua nach dem mit ihnen geschlossenen Frieden seine völlige Unabhängigkeit wieder. Simon Boccanera nämlich, welcher früher Doge in Genua gewesen war und als Geisel in Mailand festgehalten wurde, beredete die Visconti, ihn nach Hause zu entlassen, wo er ihnen sehr nützlich sein könne. Kaum war er aber nach Genua zurückgekehrt, als er das Volk aufforderte, die von dem Adel herbeigerufenen Mailänder zu verjagen und die Demokratie, deren Seele er gewesen war, wiederherzustellen. Beides geschah (1356). Hierauf wurde der Adel vertrieben, und Boccanera, der wieder Doge ward, schloß mit dem Markgrafen von Montferrat einen Bund gegen Mailand. Seit dieser Zeit ward Genua wieder eine der Hauptmächte Italiens, und im Jahre 1382 erhielt es sogar von Jakob von Lusignan, dem König von Cypern, die Stadt Famagusta als selbstständigen Besitz.

Von den übrigen Staaten Italiens war damals Neapel in unbedeutende innere Streitigkeiten verwickelt und Florenz lange vergeblich bemüht, sich die Oberherrschaft in Toscana zu verschaffen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen nur Mailand und der Kirchenstaat. Die drei Brüder Visconti in Mailand waren nach Karl's IV. Entfernung in einiger Verlegenheit. Sie wurden vom lombardischen Bunde und vom Markgrafen von Montferrat, sowie gleich nachher

auch von Genua bedrängt, und ihr nächster Verwandter, Johann von Oleggio in Bologna, fiel, als Barnabas eine Verschwörung gegen ihn anstiftete, von ihnen ab (1356). Außerdem war es für sie gefährlich, daß der älteste der drei Brüder, Matthäus, durch grenzenlose rohe Ausschweifungen die ersten Familien Mailands empfindlich kränkte. Indessen blieb das Glück, von welchem das Haus Visconti seit 100 Jahren begünstigt wurde, ihm auch damals treu. Die Venetianer kamen selbst in mannigfache Verlegenheiten, der Markgraf von Montferrat wollte, nachdem er mit Hülfe des Grafen von Lando oder Landau die Stadt Novara den Visconti entrissen hatte, die Feindseligkeiten nicht gern weiter fortsetzen, der lombardische Bund war unter sich uneinig, und schloß daher im Jahre 1358 Frieden. Endlich war es noch ein besonderes Glück für das Haus Visconti, daß der rohe Matthäus schon 1355 starb, ob durch die Schuld seiner Brüder oder, was wahrscheinlicher ist, in Folge seiner Ausschweifungen, muß dahin gestellt bleiben. Die beiden Brüder theilten sich in sein Erbe. Gleich nach dem Frieden mit den Lombarden suchte der Eine, Barnabas, Bologna, der Andere, Galeazzo II., Pavia zu erobern. Die Unternehmung des Ersteren scheiterte und hatte die Folge, daß Johann von Oleggio, als er es unmöglich fand, sich auf die Dauer zu behaupten, Bologna lieber durch Uebereinkunft mit dem großen Staatsmann Kardinal Albornoz der päpstlichen Oberherrschaft, als seinen Verwandten in Mailand überließ (1360). Galeazzo dagegen eroberte Pavia und machte sich dann dem Markgrafen von Montferrat wieder in so hohem Grade furchtbar, daß derselbe nach Avignon ging, um beim Papste Hülfe zu suchen. Dies fiel gerade in die Zeit, als nach dem Frieden von Bretigny die von Eduard III. und Johann dem Guten entlassenen Söldnerbanden, Engländer, Franzosen und Deutsche, das französische Reich verwüstend durchzogen und auch den Papst in Avignon ängstigten. Innocenz VI. bewog daher die in der Provence hausenden Schaaren durch Zahlung von 100,000 Thalern, mit dem Markgrafen in die Lombardei zu ziehen. Auf diese Weise kamen damals (1360) viele Tausende von Franzosen, Gascognern und Engländern nach Italien, und besonders spielte seitdem die englische Compagnie oder Bande unter Hawkwood oder Aguto dort dieselbe Rolle, welche vorher die deutsche unter dem Grafen von Landau gespielt hatte. Ueberhaupt entschieden seit jener Zeit rohe Miethlinge, die für Geld stets von einer Partei zur anderen übergingen, über das Schicksal aller Staaten Italiens. Diese Condottieri bildeten ihre Schaar zu eine Art von selbstständigem Staat aus, in welchem sogar manche Angelegenheiten durch Berufung eines Rathes von Officieren entschieden wurden. Ihre Armee war ihr Eigenthum; sie führten

im Kriegsgebrauch eine Art von Courtoisie oder gegenseitiger Verabredung ein, die zum Theil darauf berechnet war, Fußgänger wie Reiter möglichst zu schonen; denn sie waren wohl räuberisch, aber keineswegs fanatisch, da sie für die Sache, der sie dienten, kein Herz und kein Interesse hatten, ja nach Umständen sich ohne Weiteres der entgegengesetzten Sache anschlossen. Wer wird sich daher wundern, daß zuerst die Visconti und dann Venedig durch Geld, Grausamkeit und Verrath eine glänzende Herrschaft gründeten?

Die beiden Visconti beherrschten damals das reichste Land in Europa; ihre durch Pflege der Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Dichtkunst berühmt gewordene Regierung wurde mit wahrhaft großartiger Grausamkeit aufrecht erhalten und sie selbst scheuten sich nicht laut auszusprechen, daß sie militärisch herrschten und das Vermögen und Leben ihrer Unterthanen als ihr Eigenthum ansahen. Sie verfuhren in allen Stücken polizeilich und militärisch und erhoben, so oft es ihnen einfiel, drückende Steuern. Wir besitzen eine Verordnung des Galeazzo Visconti über die Martern, mit welchen politische Verbrecher 40 Tage lang im Kerker gestraft werden sollen, und die kaltblütige Grausamkeit, die sich in dieser Verfügung ausspricht, kann uns am besten zeigen, wie theuer die Ruhe und Ordnung, sowie die Blüthe des Handels, der Kunst und der Wissenschaft im Lande der Visconti erkauft wurden. Den Papst Innocenz VI., der sie in den Bann that, verhöhnten sie sammt seinem Bannspruch ganz öffentlich. Wenn Innocenz die Visconti an jedem Gründonnerstag auf einem Gerüste gräßlich verfluchte, so ließ dagegen wieder Barnabas durch seine Geistlichen von einem Thurm herab den Fluch über ihn unter Posaunenschall verkündigen. Der Grundsatz, den die Visconti stets im Munde führten, war, daß jeder in seinem Lande Kaiser und Papst sei, und sie machten dies jedem, der es zu bezweifeln wagte, nur allzusehr fühlbar. Um dem Papst zu schaden und die Tausende von Studirenden, welche das seinem Legaten übergebene Bologna besuchten, in das Land der Visconti zu ziehen, erneute Galeazzo 1361 die Universität zu Pavia, nachdem er sich vom Kaiser, welcher gleich dem Papste das ausschließende Recht Universitäten zu gründen in Anspruch nahm, durch Geld die nöthigen Privilegien verschafft hatte. Die zur Ausstattung der neuen Schulen erforderlichen Summen erhob Galeazzo von den Geistlichen und Stiftern, welche sich einfallen ließen, dem Papste mehr Gehör zu geben als ihm; die Gelehrten trieb er zum Theil polizeilich aus seinen und seines Bruders Städten zusammen. Zugleich hatte sich Barnabas, um seine Tyrannenherrschaft rechtmäßig zu machen, von Karl IV. einen sogenannten Majestätsbrief

erkauft: er war von ihm zum Reichsvicar in Brescia, Cremona, Parma und anderen Städten erklärt worden (1360).

Der Reichthum und Glanz der beiden Tyrannen von Mailand war so groß, daß König Johann der Gute von Frankreich und sogar das stolze Haus Plantagenet dem Einen derselben, die beiden ältesten Fürstenhäuser Deutschlands aber dem anderen ihre Verwandtschaft verkauften. Johann der Gute übergab, als er die ungeheure Summe seines Lösegeldes auf jede Weise zusammenzubringen suchte, für 600,000 Goldgulden seine unmündige Tochter dem Galeazzo, damit er sie zur künftigen Gemahlin seines Sohnes Johann Galeazzo erziehe. Die Visconti verschafften sich bei der Gelegenheit zugleich den Schutz Frankreichs und für den Nothfall ein Asyl in diesem Lande; denn sie erhielten damals eine Herrschaft in Languedoc, welche nachher mit der Grafschaft Vertüs in der Champagne vertauscht ward. Des englischen Königs Eduard III. zweiter Sohn, Lionel, half seinem erschöpften Vermögen dadurch auf, daß er die überreich ausgestattete Tochter Galeazzo's zur Gemahlin nahm. Vier Jahre vorher hatte Barnabas die eine seiner Töchter einem Sohne des Herzogs Albrecht II. von Oestreich, Leopold, verlobt und 1369 heirathete einer der Söhne des Herzogs Stephan von Niederbaiern die andere. Jede der beiden Prinzessinnen erhielt zur Ausstattung eine für jene Zeiten ganz unerhörte Summe, sowie viele Kostbarkeiten, welche das arme Deutschland staunend angaffte und seiner Schriftsteller kleine Seelen einzeln und mit Wichtigkeit aufzählten. Beide Prinzessinnen brachten aber, was wirklich wichtig war, auch verdorbene Sitten und italienische Grundsätze in ein noch unverdorbenes Volk.

Werfen wir, ehe wir zum Kirchenstaat übergehen, einen Blick auf das übrige Oberitalien und auf Toscana, so behaupteten sich damals im Osten und Nordosten noch die mächtigen Häuser Scala, Este, Gonzaga und Carrara, sowie eine Anzahl kleinerer Herren, welche später den Visconti oder den Venetianern unterlagen; aber die beiden Visconti herrschten vom Inneren des Cantons Tessin an bis zu den Grenzen von Bologna und vom Veronesischen an bis nach Piemont, ja bald auch über Novara und Tortona hinaus. An der westlichen Grenze von Galeazzo's Gebiet hatte der Markgraf von Montferrat durch englische und französische Compagnieen, sowie durch deutsche Söldner, welche Otto von Braunschweig anführte, eine neue Macht gegründet und führte mit Galeazzo Krieg, bis nach Innocenz VI. Tod Papst Urban V. ihn mit den Visconti aussöhnte (1364); der Markgraf behielt Asti, trat aber Pavia und andere Städte an Galeazzo ab. Nach dem Frieden begaben sich seine verschiedenen Söldner-

banden zu ihren Brüdern in Toscana. Dieses Land war, während Genua neu aufblühte und der Ruhe genoß, ein Tummelplatz der Banden geworden und ward zugleich unaufhörlich durch innere Kriege verheert. Die Banden unter Baumgarten und Hawkwood lebten dort auf Kosten der Florentiner und Pisaner, welche fast beständig mit einander im Kriege waren; gelegentlich besetzten sie auch einige Orte des Kirchenstaats oder brandschatzten hier und da in der Lombardei.

Im Kirchenstaat erwarb sich damals der Kardinal Albornoz unsterblichen Ruhm; denn er allein eroberte das weltliche Fürstenthum der Kirche wieder und machte es möglich, daß der Sitz des Papstthums nach Italien zurückverlegt werden konnte. Zwar war sein Versuch, sich durch Rienzi den Weg zum Besitze von Rom bahnen zu lassen, gescheitert und auch die Erwartungen, welche Innocenz VI. von Karl's IV. Römerzug gehegt hatte, waren wie ein Nichts zerronnen; aber Albornoz unterwarf gleich nachher die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto und die kleinen Herren in der Romagna, die Malatesta, Polenta und Ordelaffi, dem Papste. Die zuletzt genannten Herrscher hatten seit einem Jahrhundert den Fluch der Menschheit auf sich geladen und Dante sang schon 50 Jahre früher von ihnen mit Recht, daß sie als Tyrannen stets Haß und Zwietracht im Herzen trügen, auch wenn sie miteinander nicht gerade im offenen Kriege wären. Die Malatesta hatten damals den Namen Mastini oder Bullboggen als Ehrennamen angenommen, weil sie ihren Unterthanen immer mit blutigen Zähnen im Nacken saßen. Sie und die Polenta hatten seit einem halben Jahrhundert Schandthaten geübt und dreißig Jahre lang dem Bann des Papstes Hohn gesprochen; nichtsdestoweniger wurden sie, als sie sich 1355 vor dem Kardinal Albornoz demüthigen mußten, wieder freundlich in den Schoß der nach weltlicher Macht strebenden Kirche aufgenommen. Sie traten damals einen Theil ihres Gebietes an den Papst ab und huldigten ihm als seine Vasallen für den Rest. Auch die Stadtgemeinden in Mittelitalien, von Ancona bis Spoleto, schlossen Verträge mit dem Kardinal und erkannten die päpstliche Gerichtsbarkeit förmlich an.

Im nächsten Jahre wandte sich Albornoz gegen Franz Ordelaffo, der sich aus Forli, Forlimpopoli und Cesena ein Fürstenthum gebildet hatte. Auch dieser sprach nicht nur der Kirche, sondern allem Höheren und Heiligen Hohn, und Innocenz VI. sagte mit Recht von ihm, er habe nichts Menschliches als den Leib. Franz Ordelaffo verbrannte den Papst und seine Kardinäle im Bilde, ließ sieben Priester, die das gegen ihn ausgesprochene Interdict beobachten wollten, erdrosseln und sieben anderen die Haut abziehen und brachte seine eige-

nen Söhne ums Leben, als sie ihm wegen des Bannes Vorstellungen machten.*) Gegen ihn ließ Albornoz, um eine gehörige Truppenmacht zu erhalten, das Kreuz predigen und zugleich bot er die Sündenvergebung dieses Kreuzzuges allen denen an, die sich für Geld einen Ablaßbrief erkauften. Er brachte durch das Letztere besonders die Weiber und Jungfrauen von Florenz um ihren letzten Heller und der gleichzeitige Geschichtschreiber Villani äußert sich über diese Ausbeutung schwacher Seelen fast ebenso stark, als 150 Jahre später unser Luther. Auch zog Albornoz aus Ungarn die gräßlichen Schaaren der Kroaten, Magyaren, Panduren, Tolpatschen und Bosniaken herbei, welche dann die gläubigen Bewohner der Romagna für die Frevel ihrer Tyrannen büßen ließen; denn er bewog den Papst, daß er den König Ludwig von Ungarn zum Oberanführer des Kreuzzuges ernenne und ihm für seine Hülfe den geistlichen Zehnten seines Landes gewähre. Den härtesten Kampf hatte der Kardinal mit Ordelaffo's Gemahlin Marzia zu bestehen, welche wie ihr Gemahl dachte und handelte und sich durch ihren im Kampf bewiesenen Muth den Ruhm einer Heldin erwarb. Marzia vertheidigte die Stadt Cesena, behauptete sich, als diese zuletzt von den Feinden genommen ward, noch eine Zeit lang in der Burg, und konnte zuletzt nur dadurch besiegt werden, daß man den hölzernen Thurm der Burg anzündete; sie fiel mit ihren Kindern in die Gefangenschaft des Kardinals (1357). Ordelasso wandte sich hierauf an Barnabas Visconti um Hülfe und dieser schickte ihm den Grafen von Landau mit seiner Bande. Albornoz fand es klüger, sich der gierigen Schaaren des Grafen durch Zahlung von 50,000 Goldgulden zu entledigen, als sie mit den Waffen zu bekämpfen und er konnte dies um so leichter, da er in Florenz allein von den einfältigen Gläubigen mehr Geld für den Ablaß erhoben hatte, als jene Summe betrug. Der Fortgang der päpstlichen Waffen war nur auf kurze Zeit dadurch aufgehalten worden, daß die vielen Feinde, welche Albornoz in Avignon hatte, den Papst vermochten, ihn abzurufen; denn der Abt von Cligny, welcher nach ihm Oberanführer wurde, zeigte sich so unfähig, daß Innocenz dem spanischen Kardinal bereits im nächsten Jahre das Commando wieder übertragen mußte. Bald

*) Bei Leo (Geschichte von Italien) heißt es: „Er (Franz Ordelaffi) ließ sie (die Gefangenen) hängen, köpfen, mit glühenden Zangen zerreißen oder schinden, nach Ansehen der Person. — Francesco gehört zu den schönsten, heldenmüthigsten Charakteren des Mittelalters; ihn mußte es empören, daß das Gesindel von ganz Italien zusammenlief zur Vertheidigung einer Herrschaft, die damals auf ein offenbar schlecht zusammenhaltendes System und zum Theil auf Nichtbeachtung der billigsten Ansprüche begründet war, während seine tapferen, seiner würdigen Bürger als Opfer fallen sollten."

nach Albornoz Rückkehr ward Ordelaffo in der enge eingeschlossenen Stadt Forli genöthigt, sich zu ergeben (1359). Er hatte seine Gottlosigkeit nicht härter zu büßen, als vorher die Malatesta und Polenta; denn er ward nach einigen Büßungen mit der Kirche ausgesöhnt, erhielt seine gefangenen Angehörigen zurück, erkannte die päpstliche Oberherrschaft an und blieb dagegen im Besitz von Forlimpopoli und Castrocaro.

Im nächsten Jahre übergab, wie bereits früher angezeigt worden ist, der von Barnabas Visconti bedrängte Johann von Oleggio Bologna dem Legaten des Papstes; er erhielt dafür eine Summe Geld, sowie den lebenslänglichen Besitz einer anderen Stadt. Barnabas setzte hierauf die Einschließung von Bologna fort und brachte die Bewohner derselben in solche Noth, daß sich Innocenz nicht nur noch einmal an den König Ludwig von Ungarn wandte, sondern auch den Kaiser, den englischen König Eduard III. und andere Fürsten zu Hülfe rief, und zwei deutsche Bischöfe, mit welchen der Herzog Rudolf IV. von Oestreich, Albrecht's II. Sohn, im Streite lag, diesem aufopferte, als Rudolf sich bereit erklärte, 100 Helme nach Bologna zu schicken. Von den um Hülfe gebetenen Königen zeigte sich Ludwig allein als gehorsamer Sohn der Kirche; die von ihm gesandten Horden hausten aber auf entsetzliche Weise und waren den päpstlichen Unterthanen nicht weniger lästig, als den Visconti. Andererseits warb Barnabas mit dem von den Geistlichen seines Landes erpreßten Gelde große Schaaren deutscher und französischer Miethlinge. Diese raubten jedoch lieber, als daß sie tapfer stritten, und es gelang den Bolognesen im folgenden Jahre (1361), bei einem Ausfall einen vollständigen Sieg über Barnabas zu erfechten. Freilich hatte Barnabas Geld genug, um sein Heer alsbald wieder herzustellen, und an Truppen fehlte es damals durchaus nicht, da Italien von Miethlingen aller Nationen wimmelte und allein die Zahl derer, welche der Markgraf von Montferrat in diesem Jahre aus Frankreich mitbrachte, sich auf 10,000 belaufen haben soll. Vergebens knüpfte Albornoz mit dem mächtigen Beherrscher von Mailand Unterhandlungen an, vergebens schloß er mit den Scala, Carrara, Este und Gonzaga, welche durch die Fortschritte der Visconti in Besorgniß gerathen waren, einen Bund gegen ihn, der stolze Tyrann ließ sich nicht erschrecken und wollte nur unter Bedingungen, welche für den Papst sehr schimpflich waren, Frieden schließen.

Italien war damals in der schrecklichsten Lage. Grausame Tyrannen und Tausende von Miethlingen verheerten das Land, keine Regierung außer der venetianischen war sicher und einigermaaßen rechtmäßig, in Neapel brachen im Jahre 1362 lang dauernde Unruhen

aus, und endlich wüthete schon seit Jahren in allen Theilen der Halbinsel, wie im übrigen Europa, die unter dem Namen des schwarzen Todes bekannte mörderische Krankheit.

Diese Krankheit hatte bis in den hohen Norden hin die furchtbarsten Wirkungen; in Norwegen, wohin sie durch ein Londoner Schiff gebracht wurde, soll sie ein Drittheil der Einwohner hingerafft haben; in Island schrieb man ihr zum Theil das Aufhören der entfernteren Seefahrten zu. Ihren Namen hat diese Pest von den dunkelblauen Flecken unter der Haut, die sie bezeichneten (mort bleue im Französischen). Sie wüthete hauptsächlich in den Jahren 1348 bis 1350 und übte einen lang nachhaltenden Eindruck auf die Stimmung des auch sonst gedrückten und von allgemeinen Leiden, wie Theuerung und Kriegesnoth, heimgesuchten Volkes. Das große Sterben erschien wie eine Mahnung zur Buße; die Gesellschaften der Geiselbrüder oder Flagellanten, die schon im 13. Jahrhundert in Italien entstanden waren, nahmen von ihr Anlaß, die christliche Menschheit noch eifriger als bisher zur Reue und zur Selbstpeinigung aufzufordern; sie breiteten sich nun auch in den deutschen und slavischen Ländern aus, durchzogen die Städte und vollzogen ihre Geiselungen unter der Leitung eines Vorgesetzten auf den Märkten; auch forderten sie den Pöbel zu Judenverfolgungen auf. Die römische Curie und die Weltgeistlichkeit überhaupt traten dieser Bewegung mit Entschiedenheit entgegen, um so mehr als derselben eine Geringschätzung der kirchlichen Heilmittel zu Grunde lag. Dagegen fand sie einen starken Anhalt an dem allgemein verbreiteten mystisch-religiösen Hange der Zeit. Die Vorstellung, daß der plötzliche Untergang dem Großen wie dem Geringen, dem Reichen wie dem Armen bevorstehe, stimmte sehr zu dem überall sich regenden demokratischen Bewußtsein; sie spricht sich auch in den seit jener Zeit aufkommenden Todtentänzen künstlerisch aus. Wie aber immer das vermuthete Herannahen des jüngsten Tages nicht blos Bußfertigkeit, sondern auch den entgegengesetzten Trieb erregte, die wenige noch vergönnte Zeit rauschend zu genießen, so war es hier der Fall; es gab sich ein derber und greller Humor kund, der sich oft im Zusammenhang mit den Todesgedanken entwickelte. Neben den Frohnleichnamsprocessionen gelangten die Fastnachtsspiele und Carnevalszüge mehr als je vorher zur Aufnahme; ja hierin liegt eines der merkwürdigsten Kennzeichen der Volkslitteratur des späteren Mittelalters. Boccaccio hat im Eingange zu seinem Decamerone die Verwüstungen, welche der schwarze Tod in Toscana anrichtete, mit solcher Meisterschaft geschildert, daß man seine Darstellung mit der berühmten Schilderung der athenischen Pest bei Thucydides zu vergleichen pflegt. Es ist bezeichnend, daß

auf diesem düsteren Hintergrunde die heiteren und pikanten Geschichten sich bewegen, welche er den zehn Geflüchteten in den Mund legt; eine Andeutung, daß es unter dem Eindrucke eines solchen Weltunheiles schon ein Verdienst sei, die Zeitgenossen zu unterhalten und zum Lachen zu bringen.

Ungeachtet so vieler Plage war dies die Zeit der größten Blüthe Italiens, welche freilich erst in der Knospe war, sich aber immer mehr entfaltete und im folgenden Jahrhundert völlig entwickelt ward. Mitten in dieser Zeit waren auch die Römer endlich der Anarchie müde, so daß, als Innocenz VI. 1362 starb, sein Nachfolger, Urban V., ernstlich daran denken konnte, den Sitz des Papstthums wieder nach Rom zu verlegen. Die Römer hatten nach Rienzi's Ermordung wieder eine Zeit lang den Druck des Adels gefühlt, dann aber aufs neue eine demokratische Republik errichtet und einen Schuster, Pocadora oder Bonadora, an die Spitze derselben gestellt. Dieser warf sich zum Dictator auf, vertrieb den Adel, nahm, wie vorher Rienzi, eine Schutzwache von deutschen, ungarischen und römischen Reitern in Sold und bildete aus der Bürgerschaft eine Nationalgarde von 22,000 Mann. Die Feigheit der damaligen auf den Ruhm ihrer Vorfahren ungemein stolzen Römer war aber so groß, daß sie, als einst Pocadora mit seinen Miethlingen einen Zug nach Velletri machte, aus Angst sich dem päpstlichen Hof wieder unterwarfen. Dies geschah in demselben Jahre, in welchem Innocenz VI. starb. Der neue Papst befand sich zur Zeit seiner Erwählung gerade in Italien, wohin er als Gesandter seines Vorgängers bei der Königin von Neapel geschickt worden war. Er beklagte den traurigen Zustand des Landes, erkannte die Nothwendigkeit, den Sitz des Papstthums aus Avignon, wo das Haupt der Kirche stets zwischen den Königen von Frankreich und England im Gedränge war, wieder nach Rom zu verlegen und sprach den ernsten Vorsatz dies zu thun in Florenz und an anderen Orten laut aus. Die Umstände wurden der Ausführung seines Entschlusses im folgenden Jahre sehr günstig; denn was dem Kardinal Albornoz allein nicht gelungen war, das gelang ihm damals im Bunde mit den Scala, Este, Carrara und Gonzaga: Barnabas Visconti ward von den Verbündeten unter Feltrino Gonzaga's Anführung aufs Haupt geschlagen und verlor in dem Treffen nicht nur einen großen Theil seiner Truppen, sondern namentlich auch viele seiner angesehensten Anhänger und Freunde. Dieser Schlag war um so empfindlicher für ihn, weil Urban damals den Bannfluch seines Vorgängers gegen ihn erneut hatte und die Welt die Niederlage des Tyrannen als eine Strafe seiner Gottlosigkeit ansah. Auch hatte Urban endlich gethan, was von Innocenz aus allerlei Gründen immer hinausgeschoben wor-

den war: er hatte den Nachfolger Ludwig's des Baiern völlig mit der Kirche ausgesöhnt und sich dabei von ihm Hülfe gegen Barnabas versprechen lassen. Die Erfüllung dieses Versprechens unterblieb zwar nachher, Deutschland ward aber auf eine andere Weise für den päpstlichen Krieg in Anspruch genommen. Urban ließ nämlich jenseits der Alpen Ablaß predigen und der Verkauf der Sündenvergebung entlockte den einfältig frommen Deutschen große Summen, mit welchen Urban nachher den gottlosen deutschen Söldnern in Italien ihre Kriegsdienste bezahlte. In Frankreich durfte kein Ablaß oder Kreuzzug gegen Barnabas gepredigt werden, König Johann ängstigte vielmehr den Papst durch seine fast drohende Verwendung für die Visconti und in England waren alle päpstlichen Prellereien längst verboten oder gesetzlich erschwert. Die erlittene Niederlage, die ferneren Fortschritte der Verbündeten und vielleicht auch die Besorgniß, daß der neue Papst ganz Deutschland, Italien und Ungarn aufregen möchte, trieben Barnabas und Galeazzo Visconti endlich zum Frieden. Dieser ward im Frühling des Jahres 1364 geschlossen und zwar unter günstigen Bedingungen für den Tyrannen von Mailand, weil der Papst auf die ihm von Deutschland und Ungarn her verheißene Hülfe wohl nicht viel gerechnet haben mochte. Die Visconti wurden vom Banne gelöst und erhielten alles zurück, was ihnen entrissen worden war, außer der Stadt Bologna, für welche ihnen der Papst die Kaufsumme zurückzahlen mußte.

Seit dem Abschluß dieses Friedens richtete Urban V. seine ganze Aufmerksamkeit auf seinen Plan, den Hauptsitz der Kirche wieder nach Rom zu verlegen, wozu ihn außer den allgemeinen noch drei besondere Gründe antrieben. Zuerst hatte er damals die Christenheit zu einem allgemeinen Kreuzzuge gegen die Osmanen auf ähnliche Weise aufgeboten, wie einst Urban II. gegen die Seldschukken (Bd. V, 269); eine solche Unternehmung konnte aber nur von Italien aus geleitet werden. Zweitens suchte er die Griechen, denen er den Beistand des Abendlandes gegen die Osmanen verschaffen wollte, in den Schoß seiner Kirche zu führen; darüber konnte man ebenfalls nur in Italien ohne große Schwierigkeit unterhandeln. Den dritten besonderen Beweggrund gaben die in Frankreich noch immer umherziehenden Banden, welche auch den neuen Papst in Avignon so geängstigt und sogar für sein Leben besorgt gemacht hatten, daß er auf alle Forderungen ihrer Raubsucht hatte eingehen müssen. Der Papst und sein inniger Freund Petrarca wandten sich wegen ihres Vorhabens an Kaiser Karl IV., welcher stets zu allem bereit war, was keine Aufopferung forderte, keine Anstrengung kostete und weder persönlichen Muth noch

Begeisterung für eine Idee voraussetzte. Da der Papst wegen des französischen Königs und wegen der Kardinäle, die ihn auf jede Weise in Avignon zurückhalten wollten, seine Gedanken nicht einem Briefe anzuvertrauen wagte, so bat er den Kaiser, zu ihm nach Avignon zu kommen und der reiselustige Kaiser erfüllte im Frühjahr 1365 seine Bitte. Das Resultat der Unterredung Karl's und Urban's kennen wir in Betreff des Hauptzweckes derselben nicht. Dagegen wissen wir, daß Urban dem Kaiser damals einen sonderbaren Plan, Frankreich, Italien und Spanien von den raubenden Söldnerbanden zu befreien, vorlegte. Dieser bestand darin, daß er die wilden Schaaren zu einem großen Heere vereinigen, von der Christenheit besolden lassen und als Kreuzheer gegen die Osmanen schicken wollte. Auch bei der Gelegenheit redete und handelte Karl IV., so viel man sieht, nach den Grundsätzen seiner italienisch-slavischen Politik. Er ging nämlich, wie es scheint, anfangs auf den Plan des Papstes ein, damit er die in ein einziges Glaubensheer vereinigten Banden gelegentlich zu seinen Zwecken gebrauchen könne, gab aber nachher die ganze Sache nicht allein auf, sondern leugnete sie auch geradezu ab, weil er die deutsche Nation entschlossen fand, das Raubgesindel nicht zuzulassen. Den Italienern, welche zum Theil dringend den Papst um Hülfe gegen die streifenden Banden baten, schlug Urban ein besonderes Mittel vor. Er erklärte, daß gegen diese Gattung Leute Bann und Interdict ganz fruchtlos sein würden und lud deshalb alle größeren und kleineren Mächte Italiens zu einem Congreß in Bologna ein, um zu berathschlagen, wie man auf gemeinschaftliche Kosten die sämmtlichen Miethlinge zu einem Kreuzzuge gegen die Osmanen verwenden könne. Nur die Visconti lud er nicht zur Theilnahme am Congreß ein; offenbar weil er wußte, daß diese beiden Tyrannen fast alle Hauptleute der Banden in ihrem Solde hatten, um in jedem Augenblick entweder ein Heer vereinigen oder die Unternehmungen anderer Staaten durch die von ihnen bezahlten Kriegsanführer derselben lähmen zu können. Der Kaiser benutzte den Aufenthalt in Südfrankreich, um sich zu Arles (1365) als König von Burgund krönen zu lassen. Auch hatte er beim Papst besondere Vorrechte für das Bisthum Prag ausgewirkt; wie er denn sein geliebtes Böhmen nie vergaß. Auch seinen Freund Petrarca hatte er schon früher in Prag mit Pomp empfangen und lud ihn noch später dorthin ein.

Petrarca spielte in dieser Zeit als Sophist und Rhetor eine sehr bedeutende Rolle. Er hatte schon vorher im Auftrag Urban's die Rückkehr des Papstes nach Rom und die Wiederherstellung der alten Herrlichkeit des von ihm bis zur Lächerlichkeit vergötterten Italiens

verkündigt. Jetzt schrieb er in poetischer Prosa Briefe an den Kaiser, um ihn zu ermuntern, den Papst nach Rom zu führen, sowie an den Papst, um ihn zu versichern, daß, sobald er nur in Rom erscheine, alle fremden Bedränger weichen würden, und endlich an jeden Mann, der einige Bedeutung oder einigen Rang hatte, um ihn in andächtigen Floskeln für die Freiheit Italiens zu begeistern. Zu gleicher Zeit begab sich aber dieser enthusiastische Lobredner der Freiheit an den Hof des schändlichsten Tyrannen in Mailand, weil dieser seine Manifeste las und bewunderte. Der Kaiser Karl benahm sich in der Angelegenheit des Papstes als würdiger Schüler Petrarca's: er war reich an Worten und arm an That. Er betheuerte dem Papste wiederholt, daß er ihn nach Rom zurückführen wolle, fragte wiederholt, ob er ihm vorausziehen und den Weg bahnen oder nachfolgen und seine Feinde niederschlagen solle, that aber nachher weder das Eine noch das Andere. Auch ein großer Reichstag, den er 1366 zu Frankfurt hielt, diente nur, um bis zum letzten Augenblick den Schein eines ernstlichen Willens zu bewahren und hatte, wie solche Versammlungen in der Regel, kein anderes Resultat, als stattliche Beschlüsse. Endlich verlor der Papst die Geduld und traf für sich allein die Anstalten zur Abreise. Namentlich suchte er dadurch, daß er dem stolzen Kardinal Albornoz, um ihn höflich zu entfernen, die Legation nach Neapel gab, die Visconti und viele andere Todfeinde desselben zu gewinnen. Bei der Nachricht, daß es mit der Abreise des Papstes von Avignon ernst sei, jubelten die Römer und ganz Italien, nur die Visconti ausgenommen, bot dem Oberhaupt der Kirche seine Dienste an. Dagegen versuchten der französische König, Karl V., und das Kardinals-Collegium bis zum letzten Augenblicke jedes Mittel, um den Papst zurückzuhalten. Urban ließ sich aber weder durch Karl's V. Kabalen, noch durch das Heulen, Weinen und Schimpfen der Kardinäle, noch durch die Drohungen und Rüstungen der Visconti gegen die Stadt Genua, die ihm ihre Flotte angeboten hatte, von seinem Vorsatze abbringen. Am letzten April des Jahres 1367 reiste er, von seinen Kardinälen begleitet, nach Marseille ab; er verweilte in dieser Stadt bis zum 22. Mai und setzte dann mit einer bedeutenden Zahl prächtiger Schiffe, welche Pisa, Genua, Venedig und die Königin von Neapel geschickt hatten, nach Genua über, wo er am 4. Juli ankam. Von Genua begab er sich zu Lande nach Viterbo, wo um diese Zeit Albornoz starb, der als Erneuerer des Kirchenstaates zu betrachten ist. Hier wartete Urban eine Zeit lang auf den Kaiser, um sich von ihm nach Rom führen zu lassen; als derselbe aber nicht kam und in Viterbo noch dazu ein Aufstand ausgebrochen und nur mit Mühe gedämpft worden

war, reiste er früher, als er anfangs gewollt hatte, nach Rom, wo er mit Jubel empfangen wurde und in dem wiederhergestellten päpstlichen Palast seine Wohnung nahm (16. October 1367). Petrarca verfehlte nicht, diesen Einzug als die Rückkehr Israels aus Babylon zu verherrlichen.

IV. Spanien und Portugal von dem Untergange der Ommejaden-Herrschaft bis auf Heinrich von Trastamara.

1. Bis zum Tode Ferdinand's des Heiligen von Castilien.

Spanien vereinigte im Mittelalter die germanisch-christliche Bildung mit der persisch-arabisch-indischen der Mohammedaner auf eine eigenthümliche Weise und viele Erfindungen, Gewerbe und Künste des Lebens, sowie Mathematik, Astronomie, Medicin und andere Wissenschaften kamen aus dem fernsten Indien über Persien, Syrien, Aegypten, Nordafrika und Spanien zu uns. Dies gibt den mohammedanischen und christlichen Reichen in Spanien eine besondere Bedeutung. Die Blüthezeit der ersteren, sowie die Entstehung der letzteren ist bereits früher dargestellt worden. Im Anfang des 11. Jahrhunderts zerfiel das große mohammedanische Reich, das die Ommejaden beherrscht hatten, in eine Anzahl größerer und kleinerer Staaten, deren Sitze in Cordova, Sevilla, Granada, Malaga, Valencia, Badajoz, Toledo, Saragossa und anderen Städten waren; die christlichen Fürstenthümer dagegen wurden gerade damals, wiewohl nur auf kurze Zeit, unter Einem Herrscher vereinigt. Dieser Herrscher war Sancho Mayor oder der Große von Navarra. Bei seinem Tode (1035) hörte die Einheit der christlichen Macht wieder auf; denn seine vier Söhne theilten sich, wie bereits früher angegeben worden ist (Bd. IV, 137), in sein Reich. Da von den vier Staaten, welche auf diese Weise entstanden, eines schon nach wenigen Jahren wieder verschwand und dagegen die ursprünglich zum fränkischen Reiche gehörende Grafschaft Barcelona oder Catalonien gerade damals unter Raimund (Ramon) Berengar I. (1035—1076) erst recht bedeutend wurde, so bestanden gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts vier christliche Reiche in Spanien, die Grafschaft Catalonien und die Königreiche Navarra, Aragonien und Castilien.

Mit Castilien, welches Sancho Mayor's zweiter Sohn, Ferdinand I., erhalten hatte, waren seit 1038 auch Gallicien, Asturien

und Leon vereinigt; seine Krönung in Leon vollzog er mit großer Feierlichkeit. Ferdinand's Kriege gegen die Saracenen hatten meist einen sehr glänzenden Erfolg, welcher die Begeisterung der Seinigen erhöhte. Den Emir von Sevilla zwang er zur Herausgabe der Gebeine des gelehrten Heiligen Isidor; das feste Coimbra eroberte er noch in seinen letzten Lebensjahren. Die neu erworbenen Reiche wurden aber bei Ferdinand's Tod (1067) wieder von Castilien getrennt, weil man in Spanien ebenso, wie in Deutschland, die Fürstenthümer als Familiengüter ansah. Ferdinand theilte sein Reich unter seine drei Söhne, Sancho II., Alfons VI. und Garcias und gab sogar jeder seiner beiden Töchter, Urraca und Elvira, eine besondere Stadt mit einem Gebiet, der einen Zamora, der anderen Toro. Sancho erhielt Castilien, Alfons Leon und Asturien, Garcias Gallicien. Von Sancho II. an verliert sich die castilianische Geschichte, welche, wie die aragonische, catalonische und maurische, einerseits poetisch und ritterlich und andererseits blutig und gräßlich ist, ganz in Poesie; denn in diese Zeit fallen die romantischen Erzählungen von dem Helden Rodrigo Diaz mit dem Beinamen Campeador d. i. Vorkämpfer oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Cid, d. i. der Herr oder Befehlshaber. Dieser Ritter, der bis zum Jahre 1099 lebte, ist für die Spanier ebenso, wie Achilles für die alten Griechen, der Hauptheld ihrer epischen Dichtkunst geworden. Er ward von den Spaniern, welche wie die Araber bis auf den heutigen Tag in ihrer Geschichte die poetische Erfindung der nackten Wahrheit vorziehen, durch unzählige Romanzen und dichterische Erzählungen verherrlicht, und es ist schwer zu bestimmen, was davon der Phantasie oder der Wirklichkeit angehört. Dem König von Castilien, Sancho II., half er die anderen beiden Söhne Ferdinand's aus ihren Reichen vertreiben. Alfons ward nach jenen Erzählungen vom Cid besiegt, gefangen und zum Mönch gemacht, entkam aber mit Hülfe seiner Schwester Urraca und floh zu dem maurischen Fürsten von Toledo; Garcias konnte sich ebenfalls gegen seinen Bruder Sancho nicht halten und fand bei dem mohammedanischen Herrscher in Sevilla Aufnahme und Schutz. Der Erstere kehrte bald nachher wieder zurück, nachdem Sancho, nicht ohne Mitwirken der Urraca, vor Zamora durch Vellido Dolfos meuchlings ermordet worden war. Jetzt erlangte Alfons nicht nur die verlorene Herrschaft wieder, sondern er ward auch König von Castilien, mußte sich aber vorher bei den Ständen dieses Reiches durch einen Eid von dem Verdachte reinigen, daß er am Morde seines Bruders Theil gehabt habe. Er gerieth von Anfang an mit dem Helden, der seines Bruders Heere geführt hatte, in Streit und diese Zwietracht gab zu beinahe ebenso vielen Gedichten Veranlassung, als der trojanische

Krieg, als Alexander's des Großen Züge oder als Arthur's Geschichte und die Thaten der Paladine Karl's des Großen. Was der Zorn des Achilles in dem wichtigsten Heldengedicht der Griechen ist, das ist in dem der Spanier der Trotz, mit welchem der Cid von seinem neuen König den gezwungenen Reinigungseid abnimmt, den kein anderer Großer abzunehmen gewagt hatte; Alfons muß dem stolzen Helden sogar zweimal den Eid hersagen. Er ist seitdem Cid's heftiger Feind und dieser führt, aus Castilien verbannt, auf einige Hand Eroberungskriege mit den Ungläubigen; in Wahrheit hat ihn dies nicht gehindert, zuweilen auch einem Saracenenfürsten gegen den anderen zu dienen.

Ebenso romantisch, als die Sage vom Cid, ist die Geschichte des Königs Alfons VI. Zuerst nahm er seinen Bruder Garcias, als derselbe aus Sevilla zurückkam, durch Trug und List gefangen und kerkerte ihn bis zu seinem Tode ein. Dann machte er den berühmten Glaubenszug gegen Toledo, welcher als Vorspiel des ersten Kreuzzuges angesehen werden kann und von catalonischen und provençalischen Dichtern gefeiert worden ist. Aus Navarra, Aragonien und Frankreich, ja selbst aus Deutschland strömten Ritter herbei, und die alte Residenz der Westgothen ward sieben Jahre hindurch bedrängt, bis sie endlich (1085) erobert wurde; die große Moschee wurde von dem neuen Erzbischof alsbald zu einer christlichen Kirche gemacht. Dichter und Geschichtschreiber hatten hier einen förmlichen trojanischen Krieg zu behandeln. Außer Toledo unterwarf sich Alfons auch das Land zwischen dem Tajo und der Guadiana. Uebrigens ist seine Geschichte, wie jede andere spanische Regierungsgeschichte im Mittelalter, eine zusammenhängende Reihe blutiger Fehden und bürgerlicher Kriege: die Großen, welche in ihren Castellen fast ganz unabhängig waren, sind bald mit dem König, bald unter einander im Kampf, bald führen sie Krieg mit ihren Nachbarn, und zwar mit christlichen oder mohammedanischen, wie es sich gerade fügt. Die ganze spanische Nation trieb damals neben dem Ackerbau den Krieg als eine gewöhnliche Beschäftigung; Frieden war, wie einst bei den Römern, eine Ausnahme.

Das Verhältniß zwischen den christlichen und mohammedanischen Bewohnern Spaniens erlitt gleich nach der Eroberung von Toledo durch die Erscheinung der Morabethen eine Aenderung. Die Morabethen oder Morabiten, welche auch Lemtunen genannt werden, waren arabische Stämme, die sich nomadisch am Nordrande der afrikanischen Küste umhertrieben, und um die Mitte des 11. Jahrhunderts durch Abdallah ben Jasin nicht blos zum Islam bekehrt, sondern auch fanatisch für die Verbreitung desselben begeistert wurden. Etwa 1000 Mann unter ihnen entsagten mit Abdallah allen Freuden

des Lebens, um zugleich durch Predigten und durch ihren Arm für den Glauben zu eifern; sie hielten sich, wenn sie nicht predigten oder fochten, in Rabiten oder Einsiedler-Klausen eingeschlossen, daher der Name Morabethen oder, wie die Europäer ihn umänderten, Almoraviden. Unter Abdallah ben Jasin und unter dessen beiden Nachfolgern, Abu Bekr ben Omar und Jussuf ben Taschfin, breiteten sie sich über das ganze Land von Tanger bis Algier, sowie auf der Westküste des alten Mauretaniens aus, und erbauten hier um 1062 eine neue Hauptstadt, das heutige Marokko. Als daher die Moslemen in Spanien von Alfons VI. hart bedrängt wurden, riefen sie, obwohl es nicht an warnenden Stimmen fehlte, ihre muthigen und glücklichen Glaubensbrüder jenseits des Meeres zu Hülfe. Diese folgten ihrem Rufe, und Jussuf ben Taschfin setzte 1086 mit einem zahlreichen Heere von Ceuta in Afrika nach Algesiras über. Im October traf er in der Ebene von Zalaca unweit Badajoz auf das sehr zahlreiche Heer des castilianischen Königs, an das sich viele abenteuernde Ritter aus Burgund, Frankreich und anderen Ländern angeschlossen hatten. Die Christen wurden in einer blutigen Doppelschlacht völlig geschlagen, die Morabethen verfolgten aber ihren Sieg nicht sehr lebhaft, sondern richteten sich in den nächsten Jahren mehr gegen ihre eigenen Glaubensgenossen. Alle die vielen mohammedanischen Herrscher in Spanien wurden Vasallen Jussuf's, welcher sich Oberhaupt der Gläubigen nannte und jetzt so mächtig ward, daß, wie der mohammedanische Berichterstatter seiner Thaten meldet, in 1700 Moscheen für ihn gebetet wurde. Unter den Emiren, die sich ihm unterwerfen mußten, ist der berühmteste Motamid von Sevilla; die Morabethen zogen 1091 in diese Stadt ein und Motamid wurde nach Afrika in einen Thurm gebracht, wo er noch vier Jahre lebte und seinen Kummer in rührenden elegischen Gedichten aussprach. Der Cid benutzte indessen die Streitigkeiten, die in Valencia ausgebrochen waren, um, ohne Auftrag eines Fürsten, diese Stadt nach einer hartnäckigen Belagerung zu erobern. Hier behauptete er sich als oberster Befehlshaber bis an seinen Tod, der fast gleichzeitig mit der Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon eintrat (1099); seine Gemahlin Ximene, eine Tochter des Grafen von Oviedo, vertheidigte die Stadt noch drei Jahre lang.

Auch nach der Schlacht bei Zalaca hatten die Christen ihren Kampf nicht ohne Glück fortgesetzt; doch ein Jahr vor Alfons' Tode wurden sie bei Ucles wieder in einer großen Feldschlacht besiegt (1108). Unter den zahlreichen Kreuzfahrern, die ihnen an der Spitze ihrer Vasallen und freiwilliger Abenteurer zu Hülfe geeilt waren, befand sich auch Graf Heinrich von Burgund, ein jüngerer Sohn des

Herzogs Eudo von Burgund, dessen Vater, Robert, ein Enkel Hugo Capet's, die ältere Herzogslinie von Burgund gestiftet hatte. Diesem Helden gab Alfons VI., um ihn in Spanien zurückzuhalten, nicht nur seine natürliche Tochter Therese zur Gemahlin, sondern er übertrug ihm auch 1094 als Lehen das zwischen Minho und Duero gelegene und von da aus noch weiter zu erobernde Land, welches von der Stadt Porto Cale (Oporto) den Namen Portugal erhielt. Heinrich blieb bis zu Alfons' Tode Vasall von Castilien, nachher erklärte er sich aber für unabhängig: sein Sohn und Nachfolger, Alfons I., nahm 1139 sogar den Königstitel an, nachdem er in der denkwürdigen Schlacht bei Ourique fünf Emire besiegt hatte. Dieser zweite Beherrscher von Portugal gab 1143 auf der Ständeversammlung zu Lamego dem neuen Reiche auch Gesetze und eine Verfassung, welche zu den besten des Mittelalters gehört, so weit sich nämlich feste gesetzliche Einrichtungen mit den damaligen Verhältnissen vereinigen ließen. Doch waren mit dieser Einschränkung auch die Verfassungen von Castilien und Aragonien bewunderungswürdig, weil nach dem Grundsatze derselben nicht der Wille des Herrschers und seiner Minister, sondern die Besten und Weisesten der Nation über Gut und Leben der Bürger verfügen sollten. Vier Jahre nach dem Reichstag von Lamego eroberte Alfons I. mit Hülfe niederdeutscher und flämischer Kreuzfahrer die Stadt Lissabon, in welcher er hierauf seine Residenz aufschlug. Mit den Castilianern, welche die Unabhängigkeit des portugiesischen Reiches nicht anerkennen wollten, hatte Alfons I. einen langen Krieg zu führen, bis man endlich den Papst Alexander III. zum Schiedsrichter erkor. Dieser entschied 1179 den Streit zu Gunsten Portugals oder vielmehr zum Vortheil des römischen Stuhls. Portugal ward nämlich für unabhängig erklärt, zugleich aber unter den besonderen Schutz des Papstes gestellt, den es mit einem jährlichen Tribut bezahlen mußte.

Jussuf ben Taschfin war 1106 hundert Mondjahre alt gestorben. Sein Sohn und Nachfolger, Ali ben Jussuf, der den Krieg mit den Christen anfangs durch seinen Bruder hatte fortsetzen lassen, erschien nach dem Sieg bei Ucles selbst in Spanien und verheerte alles mit Feuer und Schwert. Die Christen waren damals unter einander in Zwietracht gerathen. Alfons VI. war, ohne Söhne zu hinterlassen, gestorben, und in Castilien war ihm der zweite Gemahl seiner Tochter Urraca, der König Alfons I. von Aragonien und Navarra, gefolgt, welcher den Ungläubigen nicht weniger als 39 Treffen geliefert haben soll und dafür von seinen auf orientalische Weise pomphaften Landsleuten durch den Beinamen Batallador oder der Schlachtenlieferer gefeiert ward; das Land Gallicien dagegen

hatte Alfons VIII., Raimundez, den Sohn der Urraca aus ihrer früheren Ehe mit dem Grafen Raimund von Burgund, zum König ausgerufen. Urraca zerfiel bald nachher zugleich mit ihrem zweiten Gemahl und mit ihrem soeben genannten Sohne, und führte mit Beiden Krieg. Als sie 1126 starb, ward der Letztere als König von Castilien anerkannt, mußte aber dann mit seinem Stiefvater um den Thron kämpfen, bis sich dieser zur Verzichtleistung genöthigt sah. Weit mehr Glück als beim Kampf um den castilianischen Thron hatte Alfons Batallador in seinen Kriegen mit den Ungläubigen. Er entriß ihnen eine Stadt nach der anderen und eroberte sogar das hartnäckig vertheidigte Saragossa, welches seitdem die Residenz der aragonischen Könige ward, mußte aber seinen letzten tollkühnen Zug gegen sie mit dem Leben bezahlen, indem der Kummer über eine verlorene Schlacht ihn tödtete (1134). Er hatte übrigens die doppelte Schwachheit gehabt, sich durch die Annahme des Titels Kaiser von Spanien einen Vorrang über alle anderen Herrscher der Halbinsel anzumaaßen, und mehr in Mohammed's, als in Christi Geist einen Orden für Glaubensstreiter zu stiften. Jener Titel mußte wieder aufgegeben werden und auch sein Ritterorden erstickte in der Geburt. In seinem Testament vermachte er dem Letzteren in Gemeinschaft mit den bereits in Palästina bestehenden Orden der Johanniter und Tempelherren die Reiche Aragonien und Navarra; er wollte also einer militärisch-hierarchischen Aristokratie seine Länder ebenso überlassen, wie man später das Land Preußen dem deutschen Orden überlassen hat. Beide Reiche wiesen aber seine Verfügungen zurück. Die Navarresen erwählten einen Abkömmling des alten Fürstenhauses, Garcias VI., zum König, die Aragonier erhoben einen Bruder Alfons Batallador's, welcher Mönch geworden war und schon 40 Jahre im Kloster zugebracht hatte, Ramiro II., auf den Thron. Der Letztere kehrte, nachdem er geheirathet und eine Tochter, Petronella, erhalten hatte, wieder in das Kloster zurück. Seine Tochter, damals zwei Jahre alt, ward (1137) mit dem Grafen Raimund Berengar IV. von Barcelona oder Catalonien verlobt, welcher auch sogleich die vormundschaftliche Regierung erhielt und später hatte ihre Vermählung mit ihm die bleibende Vereinigung von Catalonien und Aragonien zur Folge.

In der nächsten Zeit löste sich die morabethische Monarchie in Afrika auf, indem das stolze Herrscherhaus von einer fanatischen Sekte, den Mohaden, gestürzt ward. Die Folgen zeigten sich bald auch in Spanien; die wieder ausbrechende Zwietracht unter den mohammedanischen Herrschern ward den Unternehmungen der Christen, deren ganze Einrichtung ritterlich-militärisch war, sehr günstig. Namentlich

eroberten die Castilianer im Jahre 1147 die wichtige Seestadt Almeria, sowie die Aragonier zwei Jahre später das nahe beim Ausfluß des Ebro gelegene Tortosa, und zwar Beide mit Hülfe der Genuesen und Pisaner. Uebrigens kam bald nach dem Tode Raimund Berengar's (1162), welchem sein Sohn, Alfons II., folgte, auch die Provence durch Erbschaft an das aragonische Reich; sie blieb aber nur kurze Zeit bei demselben, weil Alfons II. sie seinem zweiten Sohne gab, welcher dort ein besonderes provençalisch-aragonisches Herrscherhaus gründete. Während auf diese Weise ein durch Sprache, Sitten und Gesetze verschiedenes Volk getrennt ward, schied man dagegen in Castilien bei Alfons VIII. (nach Andern VII.) Tod (1157) Völker, welche zusammengehörten, von einander; denn von Alfons' VIII. beiden Söhnen erhielt der ältere, Sancho III., Castilien, der jüngere, Ferdinand II., Leon, Gallicien und Asturien. Häufige Fehden zwischen den Nachbarstaaten waren die Folge dieser Theilung. Zu gleicher Zeit wurden Castilien, Leon, Navarra und Aragonien durch innere Zwietracht und blutige Greuel zerrüttet, und im ersteren Reiche gab das frühe Ende des Königs Sancho (1158) und die Minderjährigkeit seines Sohnes, Alfons IX., Veranlassung zu der ärgsten Verwirrung und zu den rohesten Greuelthaten. Der castilianische Adel, der ohnedies auf seinen Gütern keinen Oberherrn anerkannte, theilte sich in Conföderationen, und die beiden durch ihren Anhang mächtigsten Familien, die Lara und Castro, stritten um die Vormundschaft des Königs. Auch mit den beiden Orden der Tempelherren und Johanniter, welche in Spanien reich ausgestattet worden waren, ward man in allen dortigen Reichen unzufrieden, weil die Ersteren aus Stolz und Ueppigkeit die Pflicht der Landesvertheidigung vernachlässigten und die Letzteren über dem Orient die spanischen Lande vergaßen. Man schuf daher mit päpstlicher Genehmigung besondere Ritterorden für Spanien. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurden nämlich in Castilien die beiden Orden von Alcantara und Calatrava gestiftet, in Gallicien der von St. Jago, auch von Compostela genannt, und in Portugal der Orden der Ritter von Evora oder, wie man dieselben später nach ihrer Hauptburg nannte, von Avis. Diese kriegerischen Vereine sind, wie alle Ritterorden des Mittelalters, als sich selbst ergänzende stehende Heere zu betrachten, und wurden für das Schicksal der christlich-ritterlichen Macht in Spanien um so wichtiger, als gerade zur Zeit ihrer Errichtung und inmitten großer Zwietracht unter den Christen auf den Trümmern des zerfallenden morabethischen Reiches sich die bereits erwähnte neue furchtbare Verbindung fanatisirter afrikanischer Stämme erhob.

In den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts trat in dem zum

afrikanischen Reiche der Morabethen gehörenden Lande Sus ein Eingeborner, Mohammed ben Tumer, auf und erklärte sich für den Mahadi (Bd. IV, 79). Fanatismus und Raubsucht verschafften ihm viele Anhänger, welche den Namen Mohaden oder Almohaden, d. i. die Vereinigten, annahmen. Mohammed selbst war zwar mehr bloßer Prophet und Fanatiker, er hatte aber wie Mohammed Leute, welche, wie einst Khaled, Abu Ubeidah und Amru, das, was er predigte, mit dem Schwerte durchsetzten. Diese Führer der vom vorgeblichen Mahadi begeisterten Schaaren durchzogen kämpfend und plündernd das Reich der Morabethen, besiegten die Truppen derselben und schlugen sie endlich unweit der Hauptstadt Marokko in einer blutigen Schlacht, welche das Schicksal der Morabethen entschied. Bald nachher starb der Mahadi, und Abdelmumin, einer seiner Führer, ward zum Oberhaupt der rasenden Horden erwählt. Gegen diesen behauptete sich zwar der damalige Beherrscher der Morabethen, Ali ben Jussuf, bis zu seinem Tode; aber sein Sohn, Taschfin ben Ali, fand schon zwei Jahre später auf der Flucht vor den Mohaden seinen Tod (1145), und das ganze afrikanische Reich der Morabethen sammt der Hauptstadt Marokko gerieth in die Gewalt der neuen kriegerischen Glaubenssecte. Abdelmumin, welcher schon 1133 den dem Kaisertitel gleich geltenden Namen eines Beherrschers der Gläubigen angenommen hatte, vereinigte hierauf nicht nur die ganze Nordküste Afrikas bis an die Grenze von Aegypten mit seinem Reiche, sondern er schickte oder führte seine Truppen auch nach Spanien hinüber und unterwarf sich dort Cordova, Granada, Sevilla und andere Städte und Provinzen, bis er 1157 den letzten Rest der morabethischen Herrschaft auf der Halbinsel vernichtete. Dadurch geriethen die christlichen Reiche Spaniens, die sich während des Kampfes der beiden mohammedanischen Dynastieen zu größerer Macht erhoben hatten, in nicht geringe Gefahr. Zum Glück für sie starb jedoch Abdelmumin schon 1163, und sein zweiter Sohn, Jussuf Abu Jakub, den er zum Nachfolger ernannt hatte, mußte bald mit seinen Brüdern, bald mit seinen Neffen, bald mit anderen Rebellen kämpfen, so daß die Christen in Spanien wieder auf einige Zeit Ruhe hatten. Erst acht Jahre nach seines Vaters Tod konnte Jussuf nach Spanien übersetzen. Seine dortigen Kriegszüge gegen die Christen werden uns von den christlichen und mohammedanischen Geschichtschreibern ganz verschieden dargestellt; gewiß ist, daß er zuletzt einen vortrefflichen Plan zur Besiegung der Christen entwarf, und daß, als er ihn durch einen Zug nach Portugal auszuführen begann, nur die Tüchtigkeit des portugiesischen Prinzen Sancho I., welcher ein Jahr später seinem Vater Alfons I. auf dem Throne nachfolgte, die christlichen Reiche rettete. Sancho schlug

die Mohaden in einer mörderischen Schlacht bei Santarem, in welcher Jussuf selbst tödtlich verwundet wurde (1184).

Der Tod des Beherrschers der Gläubigen und die Unruhen, welche der Thronwechsel in Afrika hervorrief, wurden von den Portugiesen und Castilianern benutzt, um den Mohammedanern Verheerungen mit Verheerungen zu vergelten. Doch endeten die Unternehmungen beider Völker zu ihrem eigenen Nachtheil. Sancho I. von Portugal mußte, nachdem er anfangs erobernd vorgedrungen war, wieder aus allen von ihm besetzten Städten abziehen, und Tausende seines Volkes wurden nach Afrika in die Sklaverei geschleppt. Alfons IX. von Castilien ward, als er verwüstend in Andalusien einfiel und zugleich das mächtige Haupt der Gläubigen, Jussuf's Sohn Jakub, durch prahlenden Hohn reizte, von der ganzen Macht der Mohaden angegriffen. Vergebens rief er die Beherrscher von Leon, Navarra, Aragonien und Portugal zu Hülfe. Seine Feinde wurden auf ihrem Zuge von einem christlichen Großen, Ferdinand de Castro, dessen Familie damals in Castilien den Lara hatte weichen müssen, geführt, und so erlitt Alfons 1195 bei Alarcos eine der größten Niederlagen, welche die Christen seit der ersten Erscheinung der Mauren in Spanien getroffen hatte; das castilianische Heer ward vernichtet, die Mauren machten unermeßliche Beute und im nächsten Jahre wurden Alt-Castilien und Estremadura von ihnen überschwemmt. Mangel an Lebensmitteln und ausbrechende Krankheiten nöthigten indessen den Mohaden-Fürsten bald, seine Verheerungen einzustellen und einen Waffenstillstand zu schließen. Hierauf bekriegte Alfons seine Nachbarn in Navarra und Leon, weil sie ihm ihren Beistand versagt hatten, und so wenig war an eine Einheit der spanischen Staaten zu denken, daß Navarra damals ungeachtet des Bannfluches, mit welchem Papst Cölestin III. jede Verbindung mit den Ungläubigen bedrohte, bei diesen Schutz und Rettung suchte. Als endlich Castilien und Leon den Frieden wieder herstellten, und Alfons von Castilien zur Befestigung desselben dem Könige von Leon seine Tochter Berengaria vermählte (1197), zerrissen Cölestin und sein Nachfolger Innocenz III. sogleich den geschlossenen Bund, weil zwischen beiden Fürsten eine Blutsverwandtschaft bestand. Sie verlangten bei Strafe des Bannes die Auflösung einer glücklichen Ehe, und ruhten nicht, bis Berengaria, um des Fluches los zu werden, sich 1204 mit gebrochenem Herzen von ihrem geliebten Gemahl trennte. Doch hatte ihre Rückkehr nach Castilien den Vortheil, daß sie zwischen ihrem Vater und ihrem Gemahle, welche wieder in heftigen Zwist mit einander gerathen waren, Frieden stiftete. Ihr Sohn, Ferdinand der Heilige, war noch vor der Auflösung ihrer

Ehe von den Ständen des Reiches Leon als künftiger Nachfolger seines Vaters anerkannt worden.

Unterdessen war der Mohade Jakub 1199 gestorben und sein Sohn, Mohammed el Nasr, kümmerte sich wenig um die spanischen Angelegenheiten, bis die Ritter von Calatrava die Grausamkeiten, die sie auf ihren räuberischen Zügen nach Andalusien begingen, zu weit trieben. Jetzt rüstete er ein so zahlreiches Heer, daß sein Vorhaben auf die Unterwerfung von ganz Spanien gerichtet zu sein schien. Dagegen sammelten sich aber andererseits nicht nur alle Ritter des christlichen Spaniens zum Kampfe, sondern Innocenz III. und viele französische Bischöfe ließen auch das Kreuz gegen die Mauren predigen; sie bewirkten, daß in verschiedenen Ländern große Summen Geld für die Spanier gesteuert wurden und daß zu ihrer Unterstützung etwa 100,000 Mann, unter welchen 10,000 Berittene waren, über die Pyrenäen zogen. Diese fremden Schaaren schadeten aber dort sich selbst durch die nämliche Rohheit, welche den Kreuzfahrern nach Palästina so oft verderblich gewesen war; sie ließen zuerst ihre Wuth an den in Spanien damals noch zahlreichen Juden aus und plagten dann auch die christlichen Einwohner des Landes. Wenn man überdies bedenkt, wie schwierig sogar in unseren Tagen die Versorgung großer Heere ist, so wird man leicht sehen, daß bei den Sitten und Einrichtungen jener Zeit solche Massen von ritterlichen und unritterlichen Kreuzfahrern dem Lande, dem sie Hülfe bringen wollten, unter allen Umständen höchst beschwerlich sein mußten. Mohammed el Nasr vermied, obgleich er selbst eine halbe Million Menschen unter die Waffen gerufen hatte, anfangs einen offenen Kampf mit den Christen, weil er ganz richtig rechnete, daß die Fremden unter ihnen nicht lange aushalten würden. In der That glaubten diese nach der Eroberung zweier festen Städte ihr Gelübde erfüllt zu haben und kehrten nach Hause zurück. Jetzt erst beschloß Mohammed, den Christen auf offenem Felde entgegen zu ziehen. Doch hatte er es auch dann noch mit der ganzen christlichen Militärmacht Spaniens zu thun; denn aus allen Staaten der dortigen Christen war die Ritterschaft zusammengeströmt. In den Ebenen von Tolosa (las Navas de Tolosa) und auf dem anstoßenden Fuße der Sierra Morena ward im Juli 1212 die entscheidende Schlacht geliefert. Die Christen erfochten einen glänzenden Sieg und die Macht der Mohaden wurde an diesem Tage völlig gebrochen, obgleich man spanisches Blut haben muß, um mit den Berichterstattern des siegenden Theiles zu glauben, daß 200,000 Mohammedaner und 20,000 Christen gefallen seien.

In den nächsten Jahren nach der Schlacht bei las Navas de Tolosa wurden sowohl die christlichen Staaten, als die Mohaden durch

innere Unruhen beschäftigt. In Castilien, Leon, Aragonien und Portugal entstanden heftige Streitigkeiten um den Besitz der Krone oder um die vormundschaftliche Regierung. Diese öfteren inneren Kämpfe hatten jedoch auch ihre vortheilhafte Seite: sie dienten dazu, die ganze Nation wehrhaft zu erhalten, weil jeder Gutsbesitzer oder wohlhabende Bauer geübt und gerüstet sein mußte und es war deshalb bei eintretenden günstigen Umständen leicht, schnell ein Heer gegen die Feinde des Glaubens zu vereinigen. Solche Umstände traten aber damals gerade ein; denn das Reich der Mohaden drohte sich aufzulösen oder mit anderen Worten so unterzugehen, wie große orientalische Reiche meistens untergehen. Mohammed el Nasr, voll Wuth über das Mißgeschick vor Navas de Tolosa, starb im Jahre 1213, von seinen eigenen Ministern vergiftet. Sein Sohn und Nachfolger, Jussuf el Mostanser, erlitt zuerst in Spanien eine Niederlage, zog sich dann von den Staatsangelegenheiten ganz zurück und fand 1224 einen frühen Tod. Da derselbe keine männlichen Erben hinterließ, so entstanden Verwirrungen und blutige Thronstreitigkeiten, welche damit endigten, daß in Afrika der wildeste und grausamste aller Mohaden, Almanun, die Herrschaft an sich riß und daß die Statthalter der spanischen Städte sich unabhängig machten. Die Letzteren suchten, als sie von den Mohaden abfielen, theils bei den Christen Schutz und Unterstützung, theils benutzten sie unter dem Vorwande, daß die Marokkauer arge Ketzer seien, den Namen der rechtgläubigen Khalifen im Orient oder der Abbasiden zu ihrem Zwecke. Unter denen, die sich des Namens der Abbasiden gegen die Mohaden bedienten, ist besonders der Beherrscher von Murcia und Andalusien, Motawakkel, berühmt, welcher von der alten Familie Hud abstammte und deshalb von den Christen gewöhnlich nur Abenhud genannt wird.

In Castilien war beim Tode Alfons IX. (1214) dessen unmündiger Sohn, Heinrich I., gefolgt; dieser starb schon 1217 und nun kam die Regierung an seine Schwester Berengaria, die geschiedene Gemahlin des Königs von Leon,*) weil im castilianischen Reiche der Grundsatz bestand, daß, wenn die Söhne eines Königs gestorben waren, die Töchter folgten. Berengaria entsagte jedoch bald zu Gunsten ihres Sohnes aus der geschiedenen Ehe, Ferdinand III. des Heiligen, der bereits auch durch die Cortes oder Stände von Leon zum künftigen Nachfolger seines Vaters erklärt worden war. Vater und Sohn führten während einer Reihe von Jahren Krieg mit Abenhud,

*) Dieser König von Leon wird Alfons IX. genannt, gleich dem 1214 verstorbenen Vater der Berengaria; Letzterer, der König von Castilien, nach anderer Zählung der VIII., heißt bei den Geschichtschreibern auch der Edle.

geriethen aber auch unter einander selbst in Zwist, und Alfons schloß kurz vor seinem Tode seinen Sohn zu Gunsten seiner Tochter von der Nachfolge aus (1230). Die Cortes von Leon gaben aber Ferdinand dem Heiligen ihre Krone und es wurde damals zugleich das Reichsgrundgesetz aufgestellt, daß Leon und Castilien für alle Zeiten ein untheilbares Ganze bilden sollten und daß die Nachfolge in demselben nur dann, wenn gar keine männlichen Erben mehr vorhanden seien, an die weibliche Linie übergehen dürfe. Seit der Vereinigung der beiden Reiche verfolgte Ferdinand unaufhaltsam seinen Plan, die Mohammedaner entweder ganz aus Spanien zu vertreiben oder doch innerhalb der Gebirge von Granada zu beschränken. Das mohammedanische Spanien war damals dreifach gespalten: ein Stück desselben gehörte noch den Mohaden, deren Hauptstadt Sevilla war, von dem Reste aber besaß Abenhud den bei weitem größten, ein anderer Anhänger der Abbasiden den kleineren Theil. Diese drei Herrscher nahmen in ihren Kämpfen gegen einander abwechselnd die Castilianer zu Bundesgenossen an, bis endlich das Volk, aufs Aeußerste gebracht, den Einen von ihnen tödtete und die beiden Anderen zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen die Castilianer zwang, dessen Leitung Abenhud erhielt. Bei Xeres de la Guadiana stieß das mohammedanische Heer (1233) auf die Christen, es ward eine entscheidende Schlacht geliefert und die Letzteren erfochten einen glänzenden Sieg. Ihre Geschichtschreiber und Dichter haben denselben nachher auf höchst romantische Weise ausgeschmückt: nach ihnen erschien selbst der Apostel Jakobus auf einem weißen Pferde, um mitzukämpfen, der Graf Alvar Perez de Castro that Wunder der Tapferkeit und der Sieg kostete den Christen nur einen Mann. Ferdinand der Heilige setzte nachher die Bekriegung der Ungläubigen fast ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode fort und besiegte sowohl Abenhud, als auch dessen Nachfolger, Abu Said. Die Mohammedaner verloren damals außer anderen Städten namentlich auch Cordova, Jaen und zuletzt sogar Sevilla (1248) welches mit dem Sinken von Cordova die glänzendste, reichste und bevölkertste Stadt Spaniens geworden war; die christliche Herrschaft ward in Andalusien fest gegründet und die Ungläubigen behaupteten sich nur noch in einem kleinen Theile von Spanien. Daß die christlichen Berichterstatter auch diese Unternehmungen Ferdinand's in ein poetisches Gewand gehüllt haben, versteht sich bei der großen Liebe der Spanier zu romantischen Darstellungen von selbst. In den eroberten Ländern verfuhr übrigens Ferdinand nach einem System, welches dem von Alfons IX. befolgten gerade entgegengesetzt war. Der Letztere hatte Juden und Mauren in seinen Schutz genommen, ihren Cultus geduldet und dadurch dem Lande seine Bevölkerung,

seinen fleißigen Anbau und seine Blüthe erhalten; Ferdinand dagegen drückte, quälte und verjagte alle, welche nicht seines Glaubens waren. Tausende mußten das Land räumen, sie zogen nach dem im Besitz der Mohammedaner gebliebenen Granada und verschafften diesem Lande einen übermäßigen Zuwachs von Bevölkerung, während das christliche Gebiet zum Theil verödet wurde. In Murcia und Valencia traten jedoch viele Moslemen zum Christenthum über, ja die Vornehmeren unter ihnen wurden als Mitglieder des spanischen Adels anerkannt. In anderen Provinzen setzte Ferdinand an die Stelle der seitherigen arbeitsamen und gewerbthätigen Einwohner unter lautem Jubel seiner Zeitgenossen Dominikaner und andere Mönche, die ihn dafür freilich in den Himmel erhoben haben, sowie ihn der Papst aus dem gleichen Grunde sogar noch im 17. Jahrhundert unter die Heiligen versetzt hat.

Ebenso rüstig und rasch, als Ferdinand von Castilien, benutzten auch die Könige von Aragonien und Portugal den Verfall der Mohaden und die Zwietracht der mohammedanischen Herrscher in Spanien. Den Aragoniern ward die Besiegung und Unterwerfung der Ungläubigen dadurch erschwert, daß in ihrem Reiche der Adel, der Bürgerstand und sogar die Bauern größere Freiheit genossen, als damals in irgend einem anderen monarchischen Lande und daß deshalb ihre Könige öfters durch innere Unruhen beschäftigt wurden. Auch entstand in den eroberten mohammedanischen Ländern dadurch, daß das mit Aragonien vereinigte Reich Catalonien seine besonderen Gesetze und Rechte hatte, oft Streit unter der neu angesiedelten christlichen Bevölkerung über die Frage, ob und wie in den einzelnen Fällen aragonisches und catalonisches Volksrecht gelten solle. Auf Raimund Berengar IV., durch dessen Vermählung mit Petronella Catalonien und Aragonien unter Einen König gebracht worden waren, folgten nach einander sein Sohn, sein Enkel und sein Urenkel, Alfons II. (1162—1196), Peter II. (1196—1213), der galante und gewaltige Ritter, der als Bundesgenosse Raimund's von Toulouse in den Albigenserkriegen seinen Tod fand (s. oben S. 16) und Jakob (Jayme) I. der Eroberer (1213—1276). In die Zeit des Letzteren fallen die großen Eroberungen mohammedanischer Länder durch die Aragonier. Jakob unterwarf zuerst die damals stark bevölkerten balearischen Inseln, die er später zugleich mit einigen aragonischen Besitzungen in Frankreich seinem jüngsten Sohn, Jakob, als Königreich zutheilte, so daß dadurch ein neues Reich und eine Nebenlinie des aragonischen Hauses gebildet wurde. Bei der Eroberung der Balearen thaten übrigens die Catalonier, deren sehr bedeutender Seehandel durch den Seeraub der mohammedanischen Bevölkerung von Majorca und Mi-

norca unsäglich litt, bei weitem das Meiste. Auch wurden nachher von Jakob die Güter der auf Majorca vertriebenen Mauren hauptsächlich catalonischen Rittern und Baronen gegeben. Nach der Unterwerfung der Balearen eroberte Jakob in einem längeren und schwierigeren Kriege, an welchem auch englische, französische, gascognische und provençalische Ritter als Kreuzfahrer Theil nahmen, das mohammedanische Königreich Valencia. Auch aus diesem Lande, dem reichsten und schönsten in Europa, mußten die fleißigen maurischen Einwohner auswandern, um einer aus Cataloniern und Aragoniern bestehenden neuen Bevölkerung Platz zu machen; doch litt die Cultur hier nicht, wie in dem durch die Castilianer eroberten Lande Andalusien. Jakob wußte sich ungeachtet seiner Frömmigkeit und seines Eifers für die Erbauung von Kirchen zu rechter Zeit auch duldsam und Rom gegenüber fest zu beweisen; er war groß als Gesetzgeber und stellte für Catalonien ein gutes Seerecht auf. Auch die catalonische Dichtung blühte an seinem Hof. Seine Regierung, die 63 Jahre dauerte, ist eine der besten des Mittelalters.

In Portugal war ein Jahr nach der Schlacht bei Santarem Alfons I. gestorben und sein tapferer Sohn, Sancho I., König geworden (1185). Dieser hatte ebenso, wie sein Vater, mit Hülfe nordischer Streiter, welche zur Zeit von Friedrich Barbarossa's Kreuzzug nach Palästina segelten, den Moslemen einige Städte entrissen (1189), auch in Algarvien (al Garbe), konnte aber nachher die gemachten Eroberungen nicht behaupten. Um so größere Verdienste erwarb er sich durch die Wiedererbauung der im Kriege zerstörten Ortschaften und durch seine unermüdliche Sorge für den Ackerbau und den Bauernstand. Er verdiente sich dadurch einen Beinamen, um welchen sich die Fürsten leider weniger bemühen, als um die von Schmeichlern und Hofleuten gegebenen Titel; man nannte ihn den Bauernfreund (Lavrador). Sowie Sancho und sein Vater den christlichen Fanatismus zur Ausbreitung des Reiches benutzten, so diente Beiden auch der Eifer für Hierarchie und Cultus zu ihren politischen Zwecken. Sie gewannen, dem einfachen Gottesdienst der Mohammedaner gegenüber, durch Pomp und Glanz des Cultus die Phantasie spanisch-portugiesischer Naturen und weckten vermittelst der zahlreichen Mönche und Geistlichen des Landes Fanatismus und Nationalgeist. Freilich ward in Folge davon der Klerus bald reicher als das Oberhaupt der Nation und das unwissende Volk versank in einen solchen Aberglauben, daß es die Gesandten und Briefe des Papstes wie himmlische Botschaften ansah. Um so mehr müssen wir aber, besonders wenn wir an die gleichzeitigen Begebenheiten in Deutschland denken, den König Sancho I. in dem Streite bewundern, den er mit

der Kirche hatte. Er ward von den Bischöfen seines Landes, besonders dem von Porto und dem von Coimbra, deren Macht er zu beschränken suchte, aufs heftigste angegriffen, wußte aber sowohl gegen sie, als gegen den mächtigsten Papst des Jahrhunderts, Innocenz III., seine Regentenrechte zu behaupten. Auch sein Sohn, **Alfons II.** (1211—1223), verfuhr mit unbeugsamer Festigkeit gegen den ersten Geistlichen des Reiches, den Erzbischof von Braga, und gegen den päpstlichen Hof, der sich desselben annahm. Er verjagte den Ersteren aus dem Lande und starb im Banne des Letzteren. Gegen die Mauren machte Alfons keine bedeutende Unternehmung, bis das Schicksal den Portugiesen wieder Niederländer, Fläminger und Friesen zuführte, welche dann zum dritten Male das kleine Reich erweitern halfen. Mit diesen Seefahrern, die der Papst zu einem Kreuzzug nach Aegypten aufgeboten hatte, erfocht Alfons 1217 einen glänzenden Sieg und eroberte Alcacer, die vornehmste Stadt in Algarvien.

Erst unter Alfons II. Sohn, **Sancho II.**, erreichten Klerus und Papst ihren Zweck. Diese benutzten nämlich die Verlegenheit, in welche er als Sohn eines im Banne gestorbenen Königs gleich anfangs gerieth, und nöthigten ihn zu Unterhandlungen. Er schloß ein sogenanntes Concordat mit Rom und mit der Geistlichkeit, oder mit anderen Worten, er ließ sich in das Netz der Hierarchie verstricken, ohne es selbst zu wissen, bis er zu spät erkannte, daß er betrogen sei. Da er in jenem Concordat die Macht der Hierarchie oder des mit geistlichem Gute dotirten Adels einmal anerkannt hatte, so konnte er nachher nur mit Gewalt und Unrecht gegen sie auftreten und die Geistlichen unterließen nicht, dies geltend zu machen. Sie schlossen einen förmlichen Bund gegen ihn, verklagten ihn 1243 beim Papste und 1245 noch einmal auf dem Concil zu Lyon, wo auch Kaiser Friedrich II. verdammt und abgesetzt wurde (s. oben S. 52), und Innocenz IV. gebrauchte gegen Sancho ebenso dessen Bruder, Alfons III., wie er um dieselbe Zeit sich der geistlichen Fürsten in Deutschland gegen Friedrich bediente. Er setzte Sancho ab und übertrug die Verwaltung des portugiesischen Reiches seinem Bruder Alfons, welcher jedoch bei dieser Gelegenheit dem Papste huldigen und in einem besonderen Documente die Regierung des Reiches der Hierarchie und ihrem Haupte unterordnen mußte. Alfons eilte darauf von Lyon nach Portugal zurück, wo der übermäßige Einfluß der Königin auf den schwachen Sancho schon längst allgemeine Unzufriedenheit erregt hatte. Sancho ward sogleich von seinen Unterthanen verlassen, floh nach Toledo und verweilte bis zu seinem Tode (1248) in Castilien. Die Eroberungen gegen die Mauren waren zwar auch unter ihm fortgesetzt worden, er selbst hatte aber dabei kein Verdienst, sondern Alles

war das Werk des Fanatismus gläubiger Portugiesen und Fremden, sowie der Ritterorden, welche damals für Portugal dasselbe thaten, was nachher der deutsche Orden in Preußen that. Alfons war klug genug gewesen, den Königstitel erst bei seines Bruders Tode anzunehmen, da er bei der Kinderlosigkeit Sancho's der natürliche Thronerbe war und die Krone nicht als ein Geschenk des Papstes angesehen haben wollte. Er war jedoch, nachdem er einmal sich als Werkzeug der Kirche hatte gebrauchen lassen, in einer schlimmen Lage; denn er hatte freiwillig den Rechten seiner Vorgänger entsagt und sein Kampf gegen die Hierarchie war also von Anfang an ein Kampf der Gewalt gegen das positive Recht. Ehe dieser Streit ausbrach, erwarb sich Alfons durch die Eroberung von Algarvien (1250) und durch das, was er für die Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches that, große Verdienste. Mit den Bischöfen gerieth er auf doppelte Weise in Zwist. Er verlangte nämlich nicht nur, daß sie in weltlichen Angelegenheiten seinen Obergerichtshof anerkennen sollten, sondern er verwendete auch, wie schon Karl Martell gethan hatte, geistliche Stiftungen zum Zwecke des Staats, sobald dessen Mittel nicht ausreichten. Er wurde darüber beim Papste Gregor X. verklagt, hielt diesen anfangs durch scheinbare Nachgiebigkeit hin, ward aber doch zuletzt in den Bann gethan. Er kümmerte sich jedoch nicht darum, und sein Beispiel zeigt ebenso, wie das von so manchen anderen Herrschern, daß auch im Mittelalter die Blitze des Vatikans nur da zündeten, wo noch Brennstoff vorhanden war. Erst auf seinem Todbette (1279) söhnte sich Alfons mit der Kirche aus und erlangte gegen das Versprechen, das einst von Sancho abgeschlossene Concordat genau zu erfüllen, die Absolution. Sein Sohn, Dionysius (Diniz), welcher bis ins folgende Jahrhundert hinein regierte († 1325), hielt sich an dieses Versprechen nicht gebunden und begann den Streit von Neuem. Er weigerte sich, von seinen eigenen Gütern Zehnten zu geben, legte eine Steuer auf die Besitzungen der Klöster, verbot Geld nach Rom zu senden und wollte verhindern, daß durch fortwährende Schenkungen an Kirche und Geistliche noch mehr Güter in die todte Hand*) kamen. Er wurde dabei von seinen weltlichen Ständen und von den Juristen des Reiches kräftig unterstützt und mußte zwar nach langen Unterhandlungen das Concordat ebenfalls anerkennen (1289), umging aber schon zwei Jahre später auf eine sehr geschickte Weise denjenigen

*) Besitzthümer kommen in die todte Hand (manus mortua), wenn der Besitzstand dem freien Verkehr entzogen wird, d. h. nicht mehr oder nur unter den größten Schwierigkeiten durch Verkauf oder Vererbung geändert werden kann; dies ist vorzugsweise der Fall, wenn Güter an Kirchen oder Klöster kommen.

Artikel desselben, der ihn hindern sollte, die Vermehrung der geistlichen Güter einzuschränken. Er veranlaßte nämlich 1291 die weltlichen Stände zur Erlassung eines neuen Gesetzes, vermöge dessen allen Portugiesen verboten ward, Grundstücke an Geistliche zu schenken oder zu verkaufen. In die Regierung des Dionysius fällt auch die Aufhebung des Ordens der Tempelherren; der König zog die reichen Güter desselben ein, schenkte sie aber dem neu gestifteten Christus-Orden, dessen Großmeister, Heinrich der Seefahrer, 100 Jahre später von diesen Reichthümern den ruhmwürdigsten Gebrauch machte.

2. Castilien und Aragonien in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Ferdinand's des Heiligen Sohn und Nachfolger, Alfons X., der ihm 1252 auf den Thron von Castilien nachfolgte und bis 1284 regierte, hat wegen seiner Gelehrsamkeit, wegen seiner poetischen Arbeiten und wegen seiner Bemühungen um Astronomie, um Geschichte und um Bildung und Wissenschaft überhaupt den Beinamen des Weisen erhalten. Auch bildet diese Seite seines Charakters und seiner Thätigkeit in Verbindung mit dem, was er für die Gesetzgebung und für die Nationalsprache that, sein Hauptverdienst. Er ließ nicht allein unter seiner eigenen Leitung bedeutende astronomische und historische Werke verfassen, errichtete großartige Sternwarten und erhob die castilianische Universität, welche sein Vater von Palencia nach Salamanca verlegt hatte, zu gleichem Range mit den beiden Hauptlehranstalten Europas in Paris und Bologna, sondern er hatte auch bei dieser Anstalt eine über das Bedürfniß der Geistlichen hinausgehende Bildung für Weltleute im Auge, und gehört überhaupt zu den wenigen Männern, welche noch vor den großen Italienern des 14. Jahrhunderts in Europa eine neue Zeit und eine dem christlichen Mittelalter bis dahin unbekannt gebliebene wissenschaftliche Bildung begründeten. Auch seine Bemühungen um die Landessprache heben ihn über seine Zeitgenossen empor; denn er that, was man selbst in Frankreich erst im 16. Jahrhundert und unter großem Widerspruch zu thun wagte: er zuerst bediente sich in Gesetzen und öffentlichen Actenstücken der Muttersprache statt des bis dahin gebräuchlich gewesenen barbarischen Lateins, und ließ sogar die Bibel in die Volkssprache übersetzen. Endlich erkennt man auch in dem unter dem Namen der siete partidas oder der sieben Abschnitte bekannten Gesetzbuch, das Alfons ausarbeiten und annehmen ließ, den Geist der neueren Zeit, welcher den Einrichtungen des Mittelalters untergeschoben werden sollte. Alfons wollte nämlich hauptsächlich dem Uebel

abhelfen, daß jede Stadt und jeder Bezirk seine eigenen Fueros*) oder Rechte und Gerichtsgebräuche hatte, und erreichte diesen Zweck durch sein wissenschaftlich abgefaßtes Gesetzbuch vollkommen. Doch ging andererseits dadurch an Freiheit verloren, was für die Einheit des Reiches und für die Wissenschaft gewonnen ward. Nur drei castilianische Städte behielten damals ihre besondere Fueros, und es wurde sogar das westgothische Gesetzbuch beseitigt, welches, zum Unterschied von dem durch Despoten und ihre juristischen Diener oder durch Päpste und ihre Kanonisten spitzfindig ausgedachten byzantinischen und kanonischen Rechte, nicht gegen das Volk gerichtet, sondern der religiösen und bürgerlichen Freiheit günstig war.

Wie hoch man übrigens auch alle diese Verdienste anschlagen mag, so war doch Alfons' Regierung mehr orientalisch und byzantinisch glänzend, als abendländisch einfach und verständig, und seine übermäßige Liebe zur Wissenschaft, sowie der damit nothwendig verbundene Glanz und Aufwand mußten unter den damaligen Umständen dem castilianischen Reiche nachtheilig werden. Die geringen Mittel eines durch die Verfassung so ungemein beschränkten Herrschers, wie alle spanischen Könige jener Zeit waren, reichten zum Aufwand eines Khalifen nicht hin. Alfons mußte daher Schulden machen, brachte durch Erpressungen das Volk und die Großen gegen sich auf und rief Parteiungen und Verschwörungen hervor, bei denen sich seine eigenen Brüder zu Führern hergaben. Von diesen ließ er einen hinrichten, zwei andere, Heinrich und Friedrich, wurden, nachdem sie sich sogar mit den Mohammedanern gegen Alfons verbunden hatten, von ihm besiegt, flohen nach Afrika, gingen später von da nach Italien und nahmen am Kampfe des hohenstaufischen Hauses gegen Karl von Anjou Theil (s. oben S. 73); dabei gerieth der Eine, Heinrich, in Gefangenschaft, der Andere kehrte nach Castilien zurück, und ward auf Befehl seines Bruders erdrosselt. Die Unzufriedenheit der Großen machte den König zuletzt von seinen eigenen Unterthanen abhängig und hemmte seine Unternehmungen gegen die Moslemen, in denen er anfangs glücklich gewesen war. Zu seinem und seines Reiches Verderben begnügte sich außerdem Alfons Eitelkeit oder, um uns des gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen, sein hochstrebender fürstlicher Sinn nicht mit dem kostspieligen Ruhme, ein Beschützer der Wissenschaft zu sein, sondern er entwarf auch weit aussehende Pläne und übersah darüber das Nächste und unmittelbar Nützliche, nämlich die Sorge für die Ruhe im Inneren und für die Bekämpfung der gefähr-

*) Fuero vom lat. forum, Markt, also eigentlich Gerichtsstätte. — Alfons' „opusculos legales" wurden 1836 von der Akademie zu Madrid herausgegeben.

lichen mohammedanischen Nachbarn. Er hatte, da seine Mutter Beatrix eine Tochter des hohenstaufischen Kaisers Philipp von Schwaben war, schon als Prinz an das Herzogthum Schwaben, also an einen glänzenden Schatten Ansprüche gemacht und darüber kostspielige Unterhandlungen geführt; als König aber ließ er sich auf schmähliche Weise durch die deutsche Geldgier täuschen, erkaufte den ganz leeren Titel eines römischen Königs und verschwendete selbst noch nach der Erwählung Rudolf's von Habsburg bedeutende Summen, um diesen Titel behaupten zu können.

Der orientalische Glanz von Alfons X. Herrschaft und die großen Kosten, welche die soeben erwähnten Bestrebungen und die Kriege mit den Mauren erforderten, trieben ihn zu denselben Maaßregeln, welche die französischen Könige des 14. Jahrhunderts in ihrer steten Geldverlegenheit zu ergreifen pflegten; er verschlechterte die Münze, rief in Folge davon nicht nur unsägliche Verwirrungen im Handel hervor, sondern machte auch das Volk zum Opfer der Wucherer und Juden und ließ die Letzteren, nachdem er sie als Werkzeuge gebraucht hatte, martern und für seine Sünden büßen. Endlich schadete er dem castilianischen Reiche auch durch die Art, wie er über die Nachfolge im Reiche verfügte; denn dies veranlaßte nachher förmliche Bürgerkriege. Das alte spanische Erbgesetz erkannte das sogenannte Repräsentations-Recht des erstgeborenen Prinzen gegen den zweiten nicht an, oder mit anderen Worten, wenn der älteste Prinz vor dem Vater starb, so mußten seine Söhne dem zweiten Prinzen, dem Bruder ihres Vaters, in der Nachfolge nachstehen. Dies änderte Alfons, als er sein Gesetzbuch abfaßte, nach den Bestimmungen des römischen Rechts in das Entgegengesetzte um. Da er aber bis zu seinem Tode sein Gesetzbuch nicht förmlich bekannt machte, so waren die mit dem alten Recht in Widerspruch stehenden Artikel desselben rechtlich nicht gültig. Deshalb erkannten die Stände, als sein ältester Sohn, Ferdinand de la Cerda, noch vor dem Vater mit Hinterlassung zweier Söhne, Alfons und Ferdinand, starb, nicht einen von diesen Beiden, sondern den zweiten königlichen Prinzen, Sancho IV., als Erben des Reiches an, und Alfons selbst ließ den Beschluß derselben feierlich verkünden (1276). Dagegen protestirte des verstorbenen Prinzen Gemahlin Blanca, eine Tochter Ludwig's des Heiligen von Frankreich, und bat sowohl ihren Bruder, Philipp III. von Frankreich, als den König Peter III. von Aragonien, dessen Schwester Jolanthe mit Alfons X. vermählt war, um Schutz und Hülfe; auch Jolanthe nahm sich ihrer Schwiegertochter und der Kinder ihres ältesten Sohnes so lebhaft an, daß sie sich darüber mit ihrem Gemahl entzweite und nebst Blanca und den beiden Söhnen derselben

zu ihrem Bruder floh. Dieser hatte als Gemahl der Tochter Manfred's seine Augen schon damals auf die hohenstaufischen Länder in Italien geworfen, und suchte deshalb mehr seinem nächsten Nachbar, Alfons von Castilien, als dem französischen König, dessen Reich durch die englischen Besitzungen in Frankreich von dem seinigen geschieden war, gefällig zu sein. Er erlaubte daher der Königin Blanca zwar, zu ihrem Bruder nach Frankreich zu gehen, hielt aber ihre beiden Söhne fest, und schickte Jolanthe nach Castilien zurück. Dagegen nahm sich der französische König seiner Neffen nachdrücklich an; er zog mit einem Heere durch das Königreich Navarra, dessen Beherrscherin mit seinem Sohne Philipp IV. verlobt war, gegen Alfons X., und es wurde neun Jahre lang an den Grenzen von Castilien und Navarra ein Raubkrieg geführt, welchen der Papst vergebens beizulegen suchte. Mitten in diesem Kriege zerfiel Alfons auch mit seinem zweiten Sohne. Dadurch wurden die Aussichten für die beiden Prinzen de la Cerda günstiger, und Alfons entschloß sich sogar, durch die Abtretung von Murcia an seinen ältesten Enkel den Frieden mit Frankreich zu erkaufen, als Sancho die Großen zusammenrief und zu einer Protestation gegen jede Verkleinerung des Reiches bewog. Sancho sammelte hierauf alle Unzufriedenen, berief eine Versammlung nach Valladolid, auf welcher auch die Königin Jolanthe und alle Prinzen von Geblüt erschienen, und ward an der Stelle seines Vaters mit der Reichsverwaltung beauftragt (1282). Von seiner Familie und seinen Ständen verlassen, suchte Alfons Schutz bei den Ungläubigen und rief den König von Marokko zu Hülfe. Dagegen schloß Sancho mit den Mauren von Granada ein Bündniß. Die Zwietracht zwischen Vater und Sohn dauerte bis zum Tode des Ersteren fort. Dieser machte, nachdem er seinen Sohn schon längst verflucht hatte, zuletzt ein Testament, in welchem er die wenigen ihm noch übrig gebliebenen Besitzungen seinen beiden jüngeren Söhnen überließ.

Die Verwirrung im castilianischen Reiche kam natürlich den Mohammedanern sehr zu Statten, gegen welche Alfons früher glücklich gewesen war, obgleich er nicht allein mit den Ungläubigen in Spanien, sondern auch mit einer neuen mohammedanischen Dynastie in Afrika Krieg zu führen gehabt hatte. Er hatte nämlich in der früheren Zeit seiner Regierung aus der Provinz Murcia alle noch übrigen Mohammedaner verjagen wollen und dadurch eine Empörung hervorgerufen, bei welcher nicht blos der König von Granada, sowie die Emirs der mohammedanischen Städte im südlichen Spanien, sondern auch das Stammhaupt der Meriniden in Afrika, Abu Jussuf, sich ihrer Glaubensgenossen annahmen. Die Meriniden oder Merinen waren ein im Osten und Süden von Sedschelmessa um-

herziehender Nomaden-Stamm, nicht, wie die Morabethen und Mohaden, eine Secte, und hatten sich, als um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Reich der Mohaden auch in Afrika zertrümmert ward, des ganzen Landes Mauretanien bemächtigt. Sie zogen den bedrängten Mohammedanern in Spanien, die ihnen dafür viele Städte an der Küste abtreten mußten, zu Hülfe, und Alfons X. vermochte ungeachtet des Beistandes der Aragonier mehrere Jahre nichts gegen die verbündete Macht der Mauren auszurichten, bis diese endlich unter einander in Zwist geriethen. Dem König von Granada ward es vor seinen afrikanischen Bundesgenossen, welche immer mehr Städte besetzten, bange; er trennte sich daher von denselben, erkannte Alfons von Castilien als seinen Oberherrn an und überließ seine Glaubensgenossen in Murcia ihrem Schicksale. Diese wurden hierauf wieder unterworfen und mußten ihren heimathlichen Boden verlassen, der dann als Belohnung an Castilianer, Aragonier und Catalonier vertheilt ward. Schon vier Jahre nachher gab ein heftiger Zwist zwischen Alfons und seinen Großen dem Könige von Granada eine willkommene Gelegenheit, wieder abzufallen und sogar als Bundesgenosse der Letzteren sein Reich zu erweitern. Er huldigte zwar 1274, als Alfons seine Großen durch Gewährung ihrer Forderungen zufrieden stellte, dem castilianischen Könige von neuem, verband sich aber schon im nächsten Jahre mit dem Könige der Meriniden noch einmal gegen ihn. Beide mohammedanische Fürsten führten zwei Jahre lang einen verheerenden Krieg und zwangen Alfons 1277 zu einem Frieden, welcher unter so nachtheiligen Bedingungen geschlossen wurde, daß der Papst Nicolaus III. denselben nicht nur für eine Schmach, sondern sogar für ein Verbrechen erklärte und nicht eher ruhte, als bis Alfons ihn wieder gebrochen hatte. Die Strafe folgte dem Treubruche auf dem Fuße; denn Sancho, welcher damals mit seinem Vater zerfallen war, raubte die für seinen jüngeren Bruder, Peter, zu einem Unternehmen gegen Algesiras bestimmten Gelder, Peter erlitt darauf bei der Belagerung dieser Stadt eine bedeutende Niederlage und Alfons mußte sich zu einem nachtheiligen Waffenstillstande verstehen. Daß Alfons einige Jahre später gegen seinen Sohn sogar bei den Meriniden Hülfe suchen mußte, ist bereits erwähnt worden. Sancho schloß nachher, als er seinem Vater in der Regierung gefolgt war (1284), mit dem König der Meriniden, Abu Jussuf, einen Frieden, der nach den spanischen Chroniken sehr rühmlich, nach den Berichten der Mohammedaner aber höchst unrühmlich und demüthigend für ihn war.

Während Vater und Sohn mit einander im Kriege gewesen waren, hatte sich die castilianische Monarchie in eine Aristokratie verwandelt

und der König mußte seitdem, wenn er ein Heer ins Feld stellen wollte, den Großen auf Unkosten des Volkes Vortheile zugestehen. Zwei Familien waren es besonders, welche schon lange an Zahl ihrer Güter und Vasallen und folglich auch an Macht und Ansehen dem Könige nur wenig nachstanden, die Haro und die Lara. Das Haupt der Ersteren, Lopez de Haro, ward von Sancho, als dieser König geworden war, übermäßig begünstigt, reizte aber durch Stolz und Trotz die Lara so sehr, daß Sancho, um sich behaupten zu können, ihn plötzlich verstieß und dagegen die Lara hob. Lopez gewann hierauf Sancho's Bruder Don Juan, dem er seine Tochter zur Gemahlin gab, und ergriff mit demselben die Waffen gegen den König. Nichtsdestoweniger erschienen Beide, im Vertrauen auf ihre bewaffnete Begleitung, 1288 auf einem Reichstage. Hier ließ sich Lopez bei einer Zusammenkunft mit Sancho nicht nur zu den gröbsten Schimpfwörtern hinreißen, sondern er zog auch das Schwert gegen den König und gab dadurch der Umgebung desselben den von ihr gewünschten und wahrscheinlich sogar absichtlich herbeigeführten Vorwand, ihn vor Sancho's Augen niederzuhauen. Der Infant Don Juan würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn er nicht eilig in den Gemächern der Königin Schutz gesucht hätte. Er wurde eine Zeit lang gefangen gehalten; des Getödteten Sohn und Bruder aber begaben sich nach Aragonien und suchten in Verbindung mit der Partei de la Cerda den König Sancho zu stürzen.

In Aragonien war 1285 Alfons III. seinem Vater, Peter III., gefolgt, jenem tapferen Fürsten, der mit der Tochter des Hohenstaufen Manfred vermählt und Hauptgegner Karl's von Anjou war, daher von Dante hochgepriesen wird (s. oben S. 82). Peter hatte, als in seinen sicilianischen Kriegen der Papst und der König von Frankreich Partei gegen ihn nahmen, sich gegen den Angriff des Letzteren, auf dessen Bruder, Karl von Valois, der Papst die aragonische Krone übertragen hatte, nur durch große Anstrengungen der Ritterschaft und der Städte von Aragonien zu schützen vermocht. Da er nun überdies, um die Kosten des Krieges bestreiten zu können, oft harten Druck hatte üben müssen, so war zuletzt von den aragonischen Großen eine „Union der Freiheit" geschlossen worden. Peter hatte sich durch Ausstellung des sogenannten Privilegiums von Saragossa ihren Forderungen gezwungen gefügt und die Catalonier durch freiwillige Zugeständnisse befriedigt. Jene Union blieb auch nachher bestehen und drohte als eine Macht, welche der königlichen das Gleichgewicht hielt, die constitutionelle Monarchie der Aragonier in eine ritterliche Oligarchie umzuwandeln. Bei Peter's Tode schrieben die verbündeten Großen seinem Nachfolger Alfons sogar die Bedingungen vor, unter

welchen er als König anerkannt wurde; ja, sie traten nachher mit den auswärtigen Feinden in Unterhandlung und zwangen ihren König auf einem Reichstage in Saragossa (1287), ihnen noch zwei neue Vorrechte zu gewähren, welche die Union förmlich zu einem Staate im Staate machten und dem Könige zum Nachtheil der anderen Stände einen bedeutenden Theil seiner Macht raubten. Alfons mußte nämlich erstens versprechen, über keinen Theilnehmer der Union Gefangenschaft, körperliche Strafen oder Tod zu verhängen, ohne daß der Justicia oder der ganz unabhängige Landesoberrichter, welcher in Aragonien alle Streitigkeiten zwischen dem König und den Ständen zu schlichten hatte, ihn zuvor mit Beistimmung der Stände dazu berechtigt habe. Ja, es ward sogar nach alt-polnischer oder alt-ungarischer Weise hinzugefügt: die Mitglieder der Union seien, wenn der König dieses Versprechen nicht halte, im Voraus der Treue gegen ihn entbunden und hätten dann das Recht, einen anderen König zu wählen. Auch sollten ihnen als Unterpfand 16 Burgen eingeräumt werden, deren Befehlshaber von der Union ernannt würden und ihr, nicht dem König, den Eid zu leisten hätten. Das zweite Vorrecht bestand darin, daß die Räthe des Königs oder, wie wir sagen würden, seine Minister, von den Ständen Aragoniens, die er jedes Jahr im November zusammenrufen müsse, ernannt und durch einen den Ständen geleisteten Eid an diese gebunden werden sollten. Da durch eine so außerordentliche Beschränkung der königlichen Gewalt diejenigen Mitglieder der Stände, welche die Union bildeten, zum Nachtheil der übrigen begünstigt wurden, so fand die Sache bei den Ständen selbst großen Widerspruch; die Union brachte aber, weil der König zugleich von Frankreich, vom Papste und vom Hause Anjou bekriegt wurde, das Beschlossene nichtsdestoweniger in Anwendung. Nur die Burgen übergab Alfons den Unirten nicht und diese griffen deshalb kurz vor der Ankunft der aus Castilien entflohenen Partei de la Cerda und Haro noch einmal zu den Waffen.

Diese Castilianer hatten den ältesten Neffen Sancho's IV., Alfons de la Cerda, zum König ausgerufen und der König von Aragonien versprach ihnen, denselben gewaltsam einsetzen zu helfen. Sancho, gegen den sich unterdessen auch die mächtige Familie Lara erhoben hatte, ward von seinen verbündeten Feinden geschlagen (1289) und gerieth in eine bedenkliche Lage, weil er durch seine Vermählung mit einer Verwandten sich den Papst zum Feinde gemacht hatte und dieser den König von Frankreich abhielt, sich mit Castilien gegen Aragonien zu verbünden. Der Krieg dauerte bis zum Tode des Königs Alfons (1291) fort. Zu seinem Nachfolger ernannten die Stände seinen ältesten Bruder, den Beherrscher von Sicilien, Jakob II. Dieser

gab die Sache der castilianischen Emigrirten auf und entließ die Prinzen de la Cerda zu ihrem Verwandten, dem Könige von Frankreich. Daß Jakob Sicilien seinem Bruder Friedrich II. abtrat, sich mit dem Papste und dem Hause Anjou versöhnte und dabei auf hinterlistige Weise Beide täuschte, ist bereits oben (S. 87 und 88) angegeben worden. Auch der mit Castilien geschlossene Friede hinderte ihn nicht, den Flüchtlingen dieses Reiches die Fortsetzung ihrer Streif- und Raubzüge zu erlauben.

Sancho IV. von **Castilien** war unterdessen mit den Mohammedanern in eine neue Fehde verwickelt worden. Er schlug zwar in Verbindung mit dem Könige von Granada und vermittelst gemietheter genuesischer Schiffe zwei Jahre hinter einander die Angriffe des Meriniden Abu Jakub, welcher 1286 seinem Vater Abu Jussuf gefolgt war, glücklich zurück und eroberte die Festung Tarifa in Andalusien; allein im dritten Jahre (1293) rüstete Abu Jakub einen neuen Zug nach Spanien und Sancho's Bruder, Don Juan, welcher schon vorher mit den Lara gegen ihn im Felde erschienen und dabei völlig geschlagen worden war, schloß sich an die Ungläubigen an. Diese richteten, von Don Juan geführt, ihre Hauptmacht gegen die Festung Tarifa, welche von **Alfons Perez de Guzman** vertheidigt ward. Don Juan benahm sich bei der Gelegenheit auf eine höchst barbarische Weise, während Guzman nach dem einstimmigen Zeugniß der christlichen und mohammedanischen Geschichtschreiber eine altrömische Vaterlandsliebe und Standhaftigkeit bewies. Nachdem nämlich Guzman alle Angriffe Don Juan's vereitelt hatte, drohte der Letztere, einen Sohn desselben, der in seiner Gewalt war, vor des Vaters Augen ermorden zu lassen, wenn dieser die Festung nicht übergeben würde. Guzman verachtete aber nicht allein die barbarische Drohung, sondern er warf sogar wie ein zweiter Mucius Scävola oder Regulus sein Schwert von der Mauer herab, um selbst das Werkzeug zum Morde herzugeben. Nach den Angaben der Christen wäre Don Juan durch diese ihm gezeigte Verachtung so erbittert worden, daß er Guzman's Sohn wirklich vor dessen Angesicht getödtet habe; nach den mohammedanischen Berichterstattern dagegen hätte er diese Unmenschlichkeit nicht begangen. Gewiß ist, daß die Mohammedaner unverrichteter Dinge von der Stadt abziehen mußten. Der Merinide kehrte darauf nach Afrika zurück, versöhnte sich aber vorher mit dem Könige von Granada, welcher dann mit Sancho bis zu dessen Tod Krieg führte.

Sancho starb 1295. Da sein Sohn, **Ferdinand IV.**, noch ein Kind war, so veranlaßte sein Tod in Castilien große Verwirrung. Sancho war nämlich kaum gestorben, als nicht nur sein Bruder, Don Juan, und der seither in Neapel gefangen gehaltene Infant Heinrich

(Bd. VI, 77) in Castilien erschienen, sondern auch die Prinzen de la Cerda aus Frankreich zurückkehrten und die beiden mächtigen Familien Haro und Lara sich zu gemeinschaftlichen Angriffen auf den König vereinigten. Selbst der Papst vermehrte die Verwirrung der Dinge in Castilien, da er fortwährend die Ehe des verstorbenen Königs für unrechtmäßig erklärte und sich erst sechs Jahre nach Sancho's Tode dazu verstand, davon abzugehen und den neuen König als legitim anzuerkennen. Zum Glück für Ferdinand war jedoch seine Mutter, Maria de Molina, eine verständige, gewandte und kräftige Frau und führte die Regierung in seinem Namen vortrefflich. Uebrigens erhoben nicht nur die Prinzen de la Cerda und der Infant Don Juan Anspruch an Castilien, sondern auch die Könige von Granada, Aragonien und Portugal suchten aus der Lage des jungen Königs Vortheil zu ziehen und es schien damals, als wenn das castilianische Reich zerrissen werden sollte.

Von den beiden Infanten, Don Heinrich und Don Juan, nahm der Erstere die Reichsverwaltung in Anspruch, der Zweite wollte ein Erbrecht an Biscaja, an Leon und endlich sogar an Castilien selbst geltend machen. Heinrich erreichte zwar, was er wünschte, benahm sich aber so nachläßig und schwankend, daß die Mutter des Königs bald nachher ihren ganzen Einfluß wieder erhielt. Don Juan ward in Biscaja von den Einwohnern zurückgewiesen, trat aber hierauf in den Bund ein, welchen Alfons de la Cerda mit den Lara und mit den Königen von Aragonien und Granada, sowie mit dem mohammedanischen Beherrscher von Portugal geschlossen hatte. Dieses Bündniß hätte für das Reich und für den jungen König sehr verderblich werden können, wenn Alfons de la Cerda ein Mann von Kraft, Talent und Charakter gewesen wäre. Zum Glück war er dies nicht. Er wußte aus dem Zwiste zwischen der Königin und dem unfähigen Reichsverweser keinen Nutzen zu ziehen und als dieser hatte weichen müssen, zog jene einen Verbündeten nach dem anderen durch Vortheile, die sie ihnen einzeln gewährte, vom Bunde mit dem Prinzen de la Cerda ab. Besonders knüpfte sie den rüstigen König Dionysius von Portugal an das Interesse ihres Sohnes, indem sie ihm nicht allein einen Landstrich an der Grenze abtrat, sondern auch ihren Sohn mit einer Tochter desselben und ihre eigene Tochter mit dem ältesten Sohne des Dionysius verlobte. Die Gunst des Volkes hatte sie sich gleich anfangs durch Aufhebung einer lästigen Getreideabgabe erworben. Nur der König von Aragonien, Jakob II., nahm sich, durch Frankreich gewonnen, der Sache des Prinzen de la Cerda auch später noch an und verband sich 1301 mit dem Könige von Granada, um den castilianischen Theil von Murcia zu erobern. Als er aber zu diesem

Zwecke Steuern und Kriegsbeiträge in Aragonien erpreßte, erhoben sich seine Großen gegen ihn, schlossen einen Bund mit der Königin von Castilien und zwangen ihn dadurch, sich mit Castilien auszusöhnen.

3. Castilien unter Ferdinand IV. und Alfons XI.

König Ferdinand IV. hatte kaum das 17. Jahr erreicht, als ihn sein Oheim, Don Juan, und Johann Nugnez, das Haupt der Familie Lara, bewogen, sich der Leitung seiner Mutter zu entziehen. Dies hatte innere Unruhen und Fehden zur Folge, in welchen nicht nur die Freunde der Königin, sondern auch Don Juan und Johann Nugnez sich an Jakob II. von Aragonien wandten, der noch immer Ansprüche an Murcia machte. Ferdinand's Großoheim, Heinrich, starb glücklicher Weise um diese Zeit. Der junge König suchte bei seinem Schwiegervater, Dionysius von Portugal, Hülfe und man vereinigte sich hierauf dahin, daß Dionysius mit Zuziehung Don Juan's und des Erzbischofs von Saragossa über die Ansprüche des aragonischen Königs an Murcia, sowie gemeinschaftlich mit dem Letzteren über die Rechte der Prinzen de la Cerda entscheiden solle. Dieser schiedsrichterliche Spruch ward 1305 in dem Städtchen Campillo gethan. Jakob erhielt eine Anzahl Städte in Murcia und dem Prinzen Ferdinand de la Cerda wurden die gewöhnlichen Einkünfte eines spanischen Infanten, seinem älteren Bruder Alfons aber mehrere Städte und Lehensherrschaften zugesprochen, wogegen dieser den angenommenen Königstitel schon vorher hatte ablegen müssen. Der aragonische König nahm den Vertrag von Campillo an, Alfons de la Cerda aber kehrte, um durch den Inhalt dieses Vertrages nicht gebunden zu sein, noch vor der feierlichen Bekanntmachung der Uebereinkunft unzufrieden nach Frankreich zurück und erst einige Jahrzehnte später unterwarf sich sein ältester Sohn, der Stifter des herzoglichen Geschlechts von Medina Sidonia, den Bestimmungen von Campillo.

Ferdinand gerieth unmittelbar nach der Beilegung dieses Zwistes wieder mit Don Juan, mit Johann Nugnez de Lara und mit Lopez de Haro in Streit und konnte sich nicht anders Ruhe verschaffen, als daß er die Habsucht aller drei Herren befriedigte. Hierauf bekriegte er in Gemeinschaft mit Jakob II. von Aragonien die Ungläubigen. Dieser Krieg wurde im Juli 1309 begonnen und war anfangs glücklich; allein kaum hatte der auch als Astronom berühmte Muley Nazar, den die Mauren von Granada mit Verdrängung seines unfähigen Bruders auf den Thron erhoben, die Leitung übernommen, als die Aragonier vor dem belagerten Almeria geschlagen wurden und eine im castilianischen Lager ausbrechende Uneinigkeit den König Ferdinand zum Frieden nöthigte. Muley bewilligte ihm, um sich sei-

ner zu entledigen, gute Bedingungen und nun mußten auch die Aragonier wieder nach Hause zurückkehren. Die Uneinigkeit unter den Castilianern war zunächst durch die Eifersucht Don Juan's auf Johann Nugnez de Lara und Lopez de Haro veranlaßt worden; Don Juan erneuerte gleich nachher seine Ansprüche an Biscaja und der König Ferdinand wurde durch ihn in solche Verlegenheit gebracht, daß er ihn endlich meuchelmörderisch aus der Welt schaffen wollte. Sein Vorhaben ward jedoch verrathen und da er überdies schon lange weder göttliche noch menschliche Gesetze scheute, so war er nach einer solchen Abscheulichkeit bald allgemein verhaßt. Er suchte sich dadurch zu helfen, daß er seinen Oheim beim Papste des geheimen Einverständnisses mit den Ungläubigen anklagte. Der Papst übertrug vier spanischen Bischöfen die Untersuchung; noch ehe diese aber ihren Auftrag zu Ende gebracht hatten, ward Ferdinand vom Tode übereilt (1312). Man fand ihn eines Tages todt im Bette liegend und so groß war seine Grausamkeit gewesen, daß man seinen Tod für ein Werk der Rache hielt oder doch auf eine übernatürliche Weise mit einer von ihm anbefohlenen Mordthat in Verbindung brachte. Die maurischen Chronikschreiber nämlich behaupten geradezu, er sei ermordet worden; die spanischen dagegen erzählen, zwei Brüder Carvajal, welche er kurz vorher ohne Urtheil und Recht hatte hinrichten lassen, hätten ihn ebenso, wie zwei Jahre später der Großmeister des Tempelherren-Ordens den französischen König vor Gottes Gericht geladen und er sei an dem von ihnen bestimmten Tage eines plötzlichen Todes gestorben.

Der Sohn und Nachfolger Ferdinand's, Alfons XI., war bei seines Vaters Tode erst zwei Jahre alt, und da Ferdinand über die vormundschaftliche Regierung keine Verfügung getroffen hatte, so entstand alsbald heftiger Streit. Der Oheim des jungen Königs, Don Pedro, und sein Großoheim, Don Juan, bemächtigten sich der Regierung, die Sorge für seine Erziehung übernahm seine Mutter Constanza, welche jedoch schon im nächsten Jahre starb, und seine Großmutter Maria; diese hatte aber solche Noth, ihn gegen den gräßlichen Don Juan, der sich seiner Person bemächtigen wollte, zu schützen, daß der Bischof von Avila das Kind einst, um es vor ihm zu retten, in seine Kathedrale bringen mußte, welche, wie damals fast alle größeren Gebäude, zugleich eine Festung war. Alle Städte, alle Großen, alle Verwandten des königlichen Hauses, auch der jüngere, seit dem Vertrage von Campillo in Castilien einheimische und mächtige Prinz de la Cerda, nahmen Theil an dem Streite über die Reichsverwaltung. Von dieser selbst war keine Spur zu sehen; Ordnung und Zucht lösten sich völlig auf; Don Juan und Don Pedro bekrieg-

ten einander, jeder von einer Partei der Großen unterstützt; viele Städte und Stände blieben neutral und regierten sich einstweilen selbst; die Einkünfte der Krone wurden bald von diesem, bald von jenem genommen, und da die Stände selten Geld bewilligten, so befand sich die Regierung in Mangel und Noth, während Städte, Corporationen und einzelne Große reich, wehrhaft und bis zur Ausgelassenheit frei waren. Um die Ordnung einigermaaßen wieder herzustellen, kam man endlich auf den Gedanken, die Reichsverwaltung zu theilen, und zwar so, daß jedem der beiden Infanten die Herrschaft in der Gegend überlassen wurde, in welcher er den größten Anhang hatte; auf diese Weise ward Don-Juan im Norden und Westen, Don Pedro aber, der als Jakob's II. Schwiegersohn auch von Aragonien unterstützt wurde, im Süden und Osten Regent. Diese sonderbare Einrichtung ward 1315 auf einem Reichstage bestätigt, die Stände gewährten bei dieser Gelegenheit sogar zum ersten Male bedeutendere Steuern, und Pedro wurde dadurch in den Stand gesetzt, die inneren Streitigkeiten des Reiches Granada zu einem Kriege mit den Ungläubigen zu benutzen. Muley Nazar hatte, da er alle Geschäfte seinem verhaßten Vezier und zwei anderen Beamten überließ, große Unzufriedenheit erregt, und sein Neffe Ismael, der Sohn des Wali oder Fürsten von Malaga, hatte dies zu einem Versuche, ihn vom Throne zu stürzen, benutzt. Muley Nazar war hierauf 1312 von Ismael in einer Feldschlacht besiegt worden und hatte bei Ferdinand IV., dem er damals huldigte und Geld zahlte, Hülfe gesucht, Ferdinand war aber, gerade als er für ihn zu Felde zog, vom Tode überrascht worden. Ismael hatte gleich darauf seinen Oheim noch einmal geschlagen und ihn genöthigt, die Krone niederzulegen (1313). Der abgesetzte König unterhielt indessen seine Verbindung mit den Castilianern auch nachher, er machte vereint mit Pedro glückliche Streifzüge gegen Ismael und auch als er 1314 starb, ward der Krieg von Don Pedro fortgesetzt. Dieser errang sogar 1316 einen glänzenden Sieg, verwüstete das Land des maurischen Usurpators auf unerhört grausame Weise und ward zuletzt auch von Don Juan unterstützt, den der Papst mit ihm ausgesöhnt hatte. Als beide Regenten von Castilien endlich einen großen Glaubenszug gegen Ismael rüsteten, verschaffte sich dieser durch Abtretung mehrerer Städte den Beistand des Beherrschers von Fez und lieferte dann den Christen am Flusse Xenil eine Schlacht, in welcher Don Juan und Don Pedro nicht nur eine völlige Niederlage erlitten, sondern auch selbst das Leben verloren (Juni 1319).

Die nächste Folge dieser Niederlage waren Raubzüge der Afrikaner in die castilianischen Grenzländer, sowie der Verlust der zuvor

eroberten Plätze; die zweite und weit verderblichere Folge aber war der wieder erwachende Streit über die Regentschaft. Vier Infanten machten Anspruch an dieselbe, Philipp, der Oheim des unmündigen Königs, Johann Emanuel, ein Brudersſohn von Alfons X., Johann der Garstige, ein Sohn des gebliebenen Don Juan, welcher von seiner Mutter Biscaja geerbt hatte, und Ferdinand, der jüngere von den beiden Prinzen de la Cerda, dessen Bruder in Frankreich eine bleibende Stätte gefunden hatte. Auf einem Reichstag in Burgos wurden zwar 1320 die beiden zuerst genannten Infanten zu Reichsverwesern ernannt; allein Johann der Garstige widersetzte sich diesem Beschluß und wußte auch Ferdinand de la Cerda für sich zu gewinnen. Vergebens bemühte sich die alte Königin Maria, welche zwei Jahre später starb, dem verderblichen Kriege zwischen den Infanten ein Ende zu machen, vergebens suchte der Papst durch sein geistliches Ansehen Frieden zu stiften; der Kampf dauerte fast ohne Unterbrechung Jahre lang fort und die Stände suchten ihm endlich dadurch ein Ziel zu setzen, daß sie den König in seinem 15. Lebensjahre für mündig erklärten (1324). Leider waren aber die ersten Schritte der Männer, welche den unerfahrenen Jüngling leiteten, durchaus nicht geeignet, Zufriedenheit zu erwecken. Ein Jude, Joseph, ward an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt, wie denn freilich damals in der Regel Juden oder Mauren zum Rechnungswesen gebraucht wurden, weil die ganze Einrichtung der Kammerverwaltung und der Abgaben arabisch war; der junge König lockte, nachdem er sich mit Johann Emanuel's Tochter Constanza verlobt und dadurch diesen ganz in sein Interesse gezogen hatte, Johann den Garstigen an den Hof, ließ ihn bei einem Gastmahl tödten und entriß seiner Familie ihr Erbland; bald nachher verstieß er, um sich mit der Tochter des Königs Alfons IV. von Portugal zu vermählen, seine Braut und hielt sie in Haft, damit ihr Vater die ihm als Unterpfand der Vermählung eingeräumten Burgen wieder herausgebe (1328). Wegen der Ermordung Johann's suchte sich Alfons XI. nachher durch die feierlich gegebene Erklärung zu rechtfertigen, Johann sei ein Verräther gewesen; mit Johann Emanuel aber hatte er einen lange dauernden Krieg zu führen, der für das Land ungemein verheerend war und in welchem der so schwer gekränkte Infant von seinem nächsten Verwandten, dem Könige von Aragonien, durch Truppen unterstützt ward. Ein Glück war es dabei für den König, daß sein Oheim Philipp, der ein treuer Verbündeter Johann Emanuel's war, bald nach dem Ausbruch des Krieges starb. Der verderbliche Kampf mit Johann Emanuel hörte selbst dann nicht auf, als die Günstlinge und die drei Leiter des Königs, denen man alles Geschehene Schuld gab, Garcilasso de la Vega, Alvar Nugnez Osorio

und der Almoxarif oder Finanzminister Don Joseph, auf gewaltsame Weise entfernt worden waren. Garcilasso, dem man vorzüglich die Ermordung Johann's und die treulose Politik gegen Johann Emanuel zuschrieb, ward nebst seinem Sohne von der Ritterschaft, bei welcher er Argwohn erweckt hatte, zusammengehauen. Osorio war durch Gewalt und Unrecht so reich und mächtig geworden, daß er beim König Besorgniß erregte; er knüpfte hierauf mit Johann Emanuel Verbindungen an und ward deshalb mit Wissen und Willen des Königs hinterlistiger Weise ermordet; seine Besitzungen und Schätze zog Alfons ein. Den Finanzminister Don Joseph, welcher nicht blos, wie jeder Finanzbeamte im Mittelalter, schon als solcher, sondern auch als Jude allgemein verhaßt war, jagte Alfons zur großen Freude des Volkes ganz plötzlich fort, indem er ihn dabei ebenso behandelte, wie man noch gegenwärtig im Orient die reichsten Minister zu behandeln pflegt. Obgleich der junge König auf solche Weise die Schätze der Blutsauger an sich gerissen und die Macht, die ihm selbst furchtbar geworden, zu der seinigen gemacht hatte, so behauptete sich Johann Emanuel dennoch unabhängig. Dieser schloß einen engen Bund mit dem Infanten Ferdinand de la Cerda und mit Johann Nuguez de Lara, der sich durch eine Heirath einen Anspruch an Biscaja verschafft hatte und so groß war die vereinigte Macht der drei Herren, daß Alfons einen gegen Granada beschlossenen Zug nicht eher zu unternehmen wagte, als bis er durch Vermittelung eines Geistlichen Johann Emanuel für einige Zeit befriedigt hatte.

Ismael von Granada hatte durch seinen Feldherrn Othman oder Ozmin wiederholte siegreiche Züge in das castilianische Gebiet machen lassen, ward aber in Folge eines derselben um Thron und Leben gebracht. Es war nämlich unter Andern eine Christin von außerordentlicher Schönheit gefangen worden, welche Mohammed, ein Vetter Ismael's, für sich in Anspruch nahm. Als dessen ungeachtet Ismael sie in sein Harem bringen ließ, erschlug ihn der erbitterte Jüngling. Othman erhob hierauf in Verbindung mit dem Vezier Redwan den 12jährigen Sohn Ismael's, Mohammed, auf den Thron, zerfiel aber später mit demselben und nöthigte ihn dadurch, einen Waffenstillstand von Alfons XI. zu erkaufen. Einige Zeit nachher gerieth jedoch Othman mit seinen eigenen Söhnen in Streit und jetzt begann der Vezier Redwan, dem sich Mohammed ganz überließ, den Krieg von neuem, wobei er sowohl von Afrika her durch den Sultan Abul Hassan Ali unterstützt ward, als auch mit Johann Emanuel und seiner Partei ein Bündniß schloß. Alfons XI. erhielt damals (1332) weder von den Aragoniern, noch von den Portugiesen Hülfe; die Ersteren hatten ihre Provinz Valencia gegen die Mauren zu schützen und waren zu-

gleich mit den Genuesen in einen Krieg verwickelt; Alfons IV. von Portugal aber war mit dem castilianischen König entzweit, weil dieser sich ganz und gar einer Geliebten, Eleonore de Guzman, hingab, dieselbe in jeder Hinsicht als Königin behandelte und dagegen seine Gemahlin, die Tochter des portugiesischen Königs, auf kränkende Weise zurücksetzte. Im folgenden Jahre leisteten jedoch die Aragonier nachdrückliche Hülfe und Mohammed sah sich durch innere Unruhen genöthigt, einen Waffenstillstand zu schließen. Gleich nachher tödteten Othman's Söhne den König von Granada unter dem Vorwand, daß derselbe an seinem Glauben und an seinen Glaubensgenossen zum Verräther geworden sei; indessen sicherte Redwan dem Bruder desselben, Abul Hagiag, den Thron und dieser bestätigte den Waffenstillstand (1334). Auch Abul Hassan Ali ward durch Streitigkeit mit einem Nachbarstaat genöthigt, sein Heer aus Spanien abzurufen.

Alfons konnte jetzt daran denken, sowohl seine Feinde in Castilien zu verderben, als auch seinen Schwiegervater, der sich mit diesen verbunden hatte, zu bekriegen. Er verfuhr gegen die Ersteren ganz auf orientalische Weise; denn er wandte, um sich ihrer zu entledigen, nicht nur Güte oder offenen Kampf an, sondern brach auch ohne Bedenken die heiligsten Eide und Versicherungen. Alfons de la Cerda, welcher aus Frankreich zurückgekommen war, ließ sich durch eine Entschädigung abfinden und blieb seitdem ruhig. Johann Nugnez de Lara erlag, obgleich er Biscaja besetzt hatte und zugleich von Johann Emanuel, von Portugal und selbst von Aragonien unterstützt ward, der Klugheit und den Waffen des Königs. Dieser bestätigte nämlich den Einwohnern von Biscaja alle ihre republikanischen Privilegien und sie huldigten ihm darauf unter der berühmten Eiche von Guernica, unter welcher sie ebenso, wie die Ostfriesen bei den Eichen des Upstalbooms unweit Aurich, seit uralten Zeiten ihre Volksversammlungen hielten; dann eroberte er eine Burg des Landes nach der anderen und als endlich (1336) auch die Hauptfestung, Lerma, in seine Gewalt gefallen war, trennte er Nugnez durch geheime Versprechungen von Johann Emanuel. Nugnez mußte, um das königliche Ansehen zu wahren, die Mauern mehrerer Städte schleifen und sich öffentlich vor Alfons demüthigen, ward aber gleich darauf mit Ehren und Würden beschenkt und erhielt zuletzt auch das Fürstenthum Biscaja zurück. Ein anderer Gegner des Königs, Johann Alfons de Haro, ließ sich in eine Schlinge locken und wurde dann hingerichtet. Johann Emanuel ward 1337 durch Vermittelung des Fürsten von Biscaja mit dem Könige ausgesöhnt und blieb demselben seitdem treu. Der König von Portugal setzte den Krieg fort und konnte ungeachtet aller Bemühungen des Papstes Benedict XII. nicht zu einer Aussöhnung bewogen werden,

weil er nicht allein in der Person seiner Tochter schwer beleidigt war, sondern weil auch Eleonore de Guzman den Sohn derselben der ihm zugetheilten Landschaften und Städte beraubte und zum Besten ihrer eigenen Kinder von der Nachfolge auszuschließen trachtete. Erst als ein neuer Krieg mit den Mauren den christlichen Staaten große Gefahr brachte, verstand sich endlich der König von Portugal, durch seine so sehr gekränkte Tochter bewogen, zum Frieden (1339). Alfons von Castilien versprach, Eleonore de Guzman zu entfernen, seine Gemahlin als Königin zu behandeln und die seither gewaltsam zurückgehaltene Tochter Johann Emanuel's, welche mittlerweile mit dem Thronerben von Portugal verlobt worden war, zur Vermählung abreisen zu lassen.

Abul Hassan hatte, nachdem er einen Eroberungskrieg in Afrika beendigt, ungeheure Rüstungen gemacht und ein zahlreiches Heer nebst einer ansehnlichen Flotte nach Spanien geschickt, wo Abul Hagiag von Granada, der sonst seine Schätze lieber auf großartige Bauwerke und Stiftungen verwendete, seine Truppen zu dem Heer der Afrikaner stoßen ließ. Die Könige von Castilien und Aragonien vereinigten sich zur gemeinschaftlichen Abwehr der drohenden Gefahr und alle Großen beider Länder erschienen mit ihren ritterlichen Vasallen, welche sie in den beständigen inneren Kriegen geübt und gebildet hatten, beim Heere. Eine siegreiche Schlacht, in welcher 8000 Afrikaner und unter ihnen Abul Hassan's Sohn getödtet wurden, war die erste Frucht dieses allgemeinen Eifers. Gleich nachher setzte aber der afrikanische König mit einer neuen und viel größeren Heeresmacht nach Spanien über. Er vernichtete die ganze castilianische Flotte bis auf fünf Schiffe und begann hierauf in Verbindung mit dem Könige von Granada die Belagerung von Tarifa. Jetzt erst ließ sich Alfons IV. von Portugal zum Frieden mit Castilien und zur Theilnahme am Kriege bewegen. Die Truppen der drei christlichen Staaten Castilien, Aragonien und Portugal vereinigten sich hierauf, um durch eine Schlacht das bedrängte Tarifa zu retten. Sie stießen (October 1340) am Flüßchen Salado auf das Heer der beiden mohammedanischen Könige und brachten demselben eine furchtbare Niederlage bei, obwohl die Versicherung der spanischen Chronikschreiber, daß dabei 200,000 Ungläubige und blos 25 Christen umgekommen seien, nur bei denen, welche jenseits der Pyrenäen oder an der Garonne in Gascogne zu Hause sind, Glauben finden kann. Jedenfalls war aber die Schlacht am Salado den Mohammedanern verderblicher, als alle früheren Niederlagen, und da nicht nur nach orientalischer Weise ein zahlreicher Troß aus Afrika mit herübergekommen war, sondern auch das Morden der Ungläubigen von den Christen als ein Verdienst

und als ein Vergnügen angesehen wurde, so mag nun allerdings das Blutbad gräßlich genug gewesen sein. Auch machten die Sieger eine unschätzbar reiche Beute an Waffen, Kostbarkeiten und Geräthschaften, welche zwischen dem castilianischen und dem aragonischen König getheilt ward, weil Alfons von Portugal sich mit dem erworbenen Ruhme begnügte und jeden Antheil an der Beute ausschlug. Uebrigens erhielt auch der Papst für den Eifer, mit welchem er die Spanier durch Briefe, Legaten und Kreuzpredigten unterstützt hatte, glänzende Trophäen des Sieges.

Die einzige unmittelbare Folge der Schlacht am Salado war der Entsatz von Tarifa; denn die Portugiesen und Aragonier kehrten sogleich nach Hause zurück, die castilianische Ritterschaft zerstreute sich, um die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, und Alfons XI. mußte erst von seinen Ständen Geld zur Bezahlung seiner Streiter zu erhalten suchen. Doch eroberten die Castilianer im nächsten Jahre mehrere Städte und erfochten, durch genuesische Schiffe verstärkt, einen Sieg zur See. Diesen Sieg benutzte Alfons zu einem Angriff auf Algesiras. Zwei Jahre lang dauerte die Belagerung der Stadt, obgleich der König von Granada auch diesmal durch Abul Hassan unterstützt wurde; endlich (1344) mußte sich Algesiras ergeben, und es ward ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen. Die Eroberung von Algesiras verlieh dem König Alfons XI. denselben Glanz, welcher Ferdinand's III. Regierung ausgezeichnet hatte; sie veranlaßte aber andererseits in Castilien auch die Einführung einer bis dahin unerhörten, drückenden Steuer, welche nachher bis auf unser Jahrhundert beibehalten worden ist. Diese Steuer war, wie schon ihr Name Alcavala zeigt, von den Mauren entlehnt, und bestand in dem zwanzigsten Theile von allem, was verkauft ward. Eigentlich hatte sie nur zum Kriege gegen die Ungläubigen dienen und bei der Eroberung von Algesiras wieder abgeschafft werden sollen; sie ward aber, wie gesagt, als eine sehr einträgliche Abgabe beibehalten und schadete dem Handelsverkehr in nicht geringem Grade. Am Ende seines Lebens machte Alfons von Castilien auch einen Angriff auf die Stadt Gibraltar. Er hatte sie bereits zum Aeußersten gebracht, als ihn die Pest, die sich damals vom Orient her über den größten Theil von Europa verbreitete, hinwegraffte (1350).

4. Innere Angelegenheiten Aragoniens unter Alfons IV. und Peter IV.

Unter Jakob II. war zwar Sicilien an des Königs Bruder Friedrich II., welcher dort eine neue Dynastie gründete, abgetreten worden; unglücklicher Weise entriß aber Jakob den Pisanern die Insel

Sardinien und wurde dadurch genöthigt, Geld und Blut seiner Unterthanen nutzlos zu verschwenden. Die Behauptung dieser Insel nahm unter seinem Sohne Alfons IV. (1327—1336) die Kräfte des Reichs in Anspruch, und verwickelte dasselbe in die Kriege der italienischen Staaten. Doch ward Alfons noch weit mehr durch innere Streitigkeiten beschäftigt, welche in Aragonien bei einer ganz freien, fast republikanischen Verfassung, bei dem ritterlichen Trotz der Großen, bei dem stolzen Freiheitssinn der Bürger und Bauern und bei dem königlichen Uebermuth der Regenten so häufig ausbrachen. Die Landesrechte waren in diesem Staate, der aus den drei Reichen Aragonien, Catalonien und Valencia bestand, unter die Obhut eines Oberrichters, des Justicia, gestellt, in welchem gleichsam das Gesetz verkörpert erschien und der nicht dem hohen Adel, den sogenannten Ricos Hombres (reichen oder angesehenen Männern) angehören durfte. Aber es war für die so frühe schon politisch ausgebildete Bevölkerung eine Bürgschaft vorgesehen worden, daß dieser Beamte nicht, wie gewisse Aufsichtsbehörden in Sparta und Venedig, seine Befugniß mißbrauchen konnte. Auch die anderen spanischen Hauptstaaten hatten ihren Justicia; aber der aragonische war einem Ausschusse verantwortlich, den die getrennten Cortez (Höfe, von corte, curia) der drei oben genannten Reiche zu wählen hatten.

Alfons war in erster Ehe mit einer Gräfin von Urgel vermählt gewesen und hatte von derselben zwei Söhne, den nachherigen König Peter IV. und den Infanten Jakob. Der Erstere war von den Ständen bereits zu seinem künftigen Nachfolger erklärt, als sein Vater die castilianische Prinzessin Eleonore zur Gemahlin nahm. Die Stände hegten nicht mit Unrecht die Besorgniß, daß Alfons, um die Kinder dieser Königstochter zu versorgen, den Reichserben beeinträchtigen möchte, obgleich er mit feierlichem Eide ein Reichsstatut beschwor, nach welchem er keine Stadt und kein Lehensgut der Krone hätte veräußern dürfen. Schon im ersten Jahre nach seiner Vermählung schenkte er der Königin eine Stadt, dann ließ er sich auf Betreiben derselben von dem geleisteten Eide entbinden und gab dem Sohne, welchen er von Eleonore erhalten hatte, den bedeutendsten Theil von Valencia. Schon rüsteten sich die Einwohner dieses Landes, um ihre Rechte zu vertheidigen, als der Statthalter desselben den König noch zu rechter Zeit überzeugte, daß seine Gemahlin aus ihrer Heimath ganz falsche Begriffe vom monarchischen Rechte in einem constitutionellen Staate mitgebracht habe. Alfons erneuerte daher das Reichsstatut, und der aragonische Geschichtschreiber legt ihm bei dieser Gelegenheit eine Aeußerung in den Mund, in welcher er mit stolzem Sinne die Freiheit der Aragonier der Servilität des castilianischen

Volkes entgegensetzt. Als nämlich Eleonore sagte, ihr Bruder in Castilien würde sich nie auf eine solche Weise gefügt haben, sondern vielmehr jedem, der ihm dazu gerathen, den Kopf abschlagen lassen, antwortete ihr Alfons, das lasse sich in Aragonien nicht thun; der König von Castilien gebiete über Unterthanen, der König von Aragonien aber über freie Staatsbürger.

Alfons scheint gleichwohl nachher diesen edeln und freien Worten entgegen gehandelt zu haben; denn er verfolgte Viele, welche auf die Zurücknahme der Schenkungen gedrungen hatten, und ließ mehrere von ihnen hinrichten. Die Unzufriedenen halfen sich damit, daß sie den Infanten Peter zu offener Feindschaft gegen seinen Vater und dessen Gemahlin trieben. Zwar wurden Vater und Sohn nachher mit einander wieder ausgesöhnt, aber zwischen dem Letzteren und der Königin dauerte die Feindschaft fort. Peter hatte ganz offenbar die Absicht, beim Tode seines Vaters die Schenkungen desselben einzuziehen, und die Königin traf ihre Maaßregeln, um ihn daran zu hindern. Sie verband sich zu diesem Zwecke mit einem der Großen, Peter von Exerica, und mit ihrem Bruder, dem König von Castilien.

Unter solchen Umständen bestieg Peter IV. 1336 den Thron. Seine lange Regierung (1336—1387) war ein fast ununterbrochener Krieg, in welchem er mit der Festigkeit und Ausdauer eines finsteren kräftigen Despoten den ritterlichen Sinn seines freien Volkes, vor Allem aber des hohen Adels, zu beugen suchte. Sie begann mit einem Angriff auf die Besitzungen der verwittweten Königin und ihrer beiden Söhne, gegen welchen diese von den Castilianern und von Peter von Exerica unterstützt wurden. Zwei Jahre lang dauerte der Krieg, und er wäre noch länger fortgesetzt worden, wenn nicht die Rüstungen der Mohammedaner unter Abul Hassan, welche das ganze christliche Spanien mit großer Gefahr bedrohten, den despotischen König zur Nachgiebigkeit gezwungen hätten. Er schloß einen Vertrag und gestand in demselben nicht nur der Königin Wittwe und ihren Söhnen alle von ihrem Gemahl und Vater ihnen geschenkten Besitzungen zu, sondern gewährte auch dem Peter von Exerica Verzeihung und ließ die verhaßten Freunde der Eleonore frei. Doch erfüllte er die Bedingungen dieses ihm abgedrungenen Vertrages nur ungern und unvollständig; auch schaffte ihm der große und entscheidende Sieg der Christen am Flusse Salado wieder freie Hand (1340).

Pedro wandte sich nun gegen die balearischen Inseln oder das Reich Majorca, zu welchem auch Roussillon und andere Landschaften im Norden der Pyrenäen gehörten. Der König Jakob II. trat selbstständiger auf als das Lehensverhältniß ihm gestattete, er ließ eigene Münzen prägen, und gab so dem König von Aragonien einen Vor-

wand zum Einschreiten. Pedro landete in Majorca, zwang seinen Anverwandten zur Flucht und ließ sich auf den Balearen huldigen (1343). Hierauf beschäftigten ihn Kriege mit den Mohammedanern, Streit mit und um Sardinien und Korsika, bis ein neuer Zwist mit seiner Familie große Bewegungen im Innern des Reiches hervorrief. Er wollte seiner Tochter Constanza wegen, welche lange sein einziges Kind blieb, das bestehende aragonische Erbfolgerecht umstoßen, das den Brüdern des Königs den Vorrang vor dessen Töchtern gewährte. Im Jahre 1347 erklärte er Constanzia für seine Nachfolgerin und verlangte nicht allein, daß ihr als solcher gehuldigt werde, sondern er entfernte damals auch alle höheren Beamten, die sich dessen weigerten, von ihren Stellen. Dieses Verfahren des Königs war zugleich ein schreiender Eingriff in das Recht seines Bruders Jakob und eine harte Tyrannei gegen die Reichsbeamten; die Verfassung von Aragonien bot aber dem Infanten und seinen Anhängern ein Mittel dar, sich gegen despotische Willkür zu schützen. Die Aragonier hatten nämlich, wie die Polen, das Recht, Verbindungen zur Vertheidigung ihrer Rechte zu schließen, wenn sie dieselben von ihrem König beeinträchtigt glaubten. Die aragonischen Großen schlossen daher mit dem Infanten Jakob eine Union gegen Peter. Ihrem Beispiele folgten unmittelbar darauf die Barone von Valencia, wiewohl dort Peter von Exerica auch eine Conföderation zu Gunsten des Königs zu Stande brachte. Die beiden gegen den König gebildeten Verbindungen vereinigten sich sogar zu einer einzigen Union. Diese unterhandelte dann mit dem König, wobei die Unirten zwar alle Formen der Ehrfurcht und Ergebenheit wahrten, aber darum nicht weniger entschlossen und trotzig auftraten. Peter mußte eine große Reichsversammlung in Saragossa halten und der Union, welche auch die Ernennung seiner Räthe verlangte, nicht nur alles, was sie forderte, zugestehen, sondern sie sogar dadurch, daß er ihr viele Festungen zum Unterpfand übergab, als eine rechtmäßige Macht neben der seinigen anerkennen. Seine Zugeständnisse waren jedoch nur durch die Noth erzwungen, und zwei von seinen Anhängern, der Erzbischof von Tarragona und der staatskluge Minister Bernardo de Cabrera, gaben ihm einen scheinbaren Rechtsgrund zum Eidbruche an die Hand, indem sie behaupteten, es verstehe sich bei allen Versprechungen des Königs ganz von selbst, daß dieselben nur insofern gültig seien, als sie mit den monarchischen Einrichtungen und den Grundgesetzen des Reichs übereinstimmten. Zugleich gelang es dem Cabrera, einen Theil der aragonischen Ritterschaft von der Union abzuziehen und zu einer Gegenverbindung zu bewegen. An dieser Conföderation, welche die Sache der Monarchie gegen die Vielherrschaft vertheidigen wollte, nahm auch der mächtigste unter den ara-

gonischen Großen, Lopez de Luna, Theil; jedoch knüpfte derselbe seinen Beitritt an die ausdrückliche Bedingung, daß nicht nur alle bestehenden Rechte und Freiheiten der Aragonier aufrecht erhalten würden, sondern daß auch ihm selbst seine zu diesem Zwecke geschlossene Verbindung mit der Union vorbehalten bleibe. Auch die Catalonier zeigten sich dem König ergeben.

Jetzt suchte Peter einen Rechtsgrund, um seine Anhänger gegen die Union ins Feld führen zu können. Er fing wohl hauptsächlich aus dieser Ursache in der Versammlung der aragonischen Stände einen heftigen Zank mit seinem Bruder Jakob an und es wäre dabei vielleicht zu einem blutigen Kampfe der beiden Parteien gekommen, wenn sich damals nicht gezeigt hätte, daß die Mitglieder der Union einander selbst nicht recht trauten. Die Ständeversammlung ward unfreundlich entlassen und Peter begab sich hierauf nach Barcelona, um die Catalonier gegen die Union von Aragonien und Valencia in Bewegung zu setzen. Er hatte kaum die catalonischen Stände zusammengerufen, als auch sein Bruder Jakob mit vier Abgeordneten der Union von Valencia auf dieser Versammlung erschien. Der Infant starb jedoch unmittelbar nach seiner Ankunft. Man schrieb den plötzlichen Tod desselben allgemein der Veranstaltung des Königs zu und es ist nach allen Anzeichen in der That nicht unwahrscheinlich, daß Peter seinen Bruder hatte vergiften lassen. Jetzt brach in allen drei Reichen der Bürgerkrieg aus, bei welchem die catalonischen Stände nicht gerade bedeutende Anstrengungen für das monarchische Princip ihres Königs machten, dieser aber dagegen um so mehr durch die zu seinen Gunsten in Valencia und Aragonien gebildeten Conföderationen unterstützt ward. Seine Gegner ließen den älteren Sohn der Eleonore, Ferdinand, aus Castilien kommen, um ihn an Jakob's Stelle der Tochter des Königs entgegenzusetzen. Nachdem Peter eine Zeit lang ohne Glück gestritten hatte, sah er sich endlich genöthigt, der Union von Aragonien und Valencia nachzugeben und sogar Ferdinand als seinen Nachfolger anzuerkennen. Die Gegen-Union jedoch, welche nach und nach stärker geworden war, setzte unter wechselndem Glücke den Kampf fort. Er selbst nahm dabei die Miene an, als wenn er zwischen beiden Theilen neutral bleiben wolle, bis endlich Lopez de Luna eine Macht zusammengebracht hatte, welche der Union überlegen war. Jetzt erklärte Peter die Sache desselben wieder öffentlich für die seinige. Lopez erfocht gleich darauf in der Schlacht bei Epila (1348) einen Sieg, der den Ausgang des Krieges entschied; denn die Union erlitt eine so furchtbare Niederlage, daß es dem Könige leicht ward, den Bund seiner Gegner zu sprengen. Die vornehmsten Herren der Union wurden gefangen, auch Ferdinand fiel in die Gewalt der Hülfs-

truppen, welche Alfons XI. von Castilien dem König Peter gesandt hatte; er ward aber von diesen sogleich nach Castilien geschickt, weil sie mit Recht fürchteten, sein grausamer Stiefbruder möchte ihn ermorden lassen.

Der Sieg bei Epila stellte nicht blos das königliche Ansehen in Aragonien wieder her, sondern er hatte auch eine wesentliche Verbesserung der Reichsverfassung zur Folge. Peter ließ durch den Justicia ein Gericht halten und nach dem Urtheilsspruche desselben viele Glieder der ersten Familien Aragoniens hinrichten. Hierauf wurden vor den versammelten Cortes zuerst die der Union ertheilten Privilegien, durch welche in Aragonien ebenso, wie in Ungarn und Polen, eine ritterliche Anarchie hatte eingeführt werden sollen, vernichtet, und der König selbst zerschnitt eines derselben mit eigener Hand. Nachdem so das gesetzlich anerkannte Waffenrecht der Großen aufgehoben war, wurde nicht nur eine allgemeine Amnestie verkündet, sondern auch das Verhältniß zwischen König und Volk auf gesetzmäßige Weise bestimmt und durch einen von Peter geleisteten Eid alle wesentlichen Rechte der Nation gesichert. Der König schwor nämlich vor den Ständen, daß er die bestehenden Gesetze, sowie die Freiheiten und Gewohnheiten des Landes beobachten wolle und daß ohne ordentlichen gerichtlichen Proceß Niemand an Leib und Leben gestraft oder gefangen gehalten werden solle. Zugleich ward von den Ständen beschlossen und vom Könige genehmigt, daß denselben Eid alle künftigen Könige und alle Reichsbeamten leisten sollten. Endlich erhielt damals der Justicia von Aragonien das große Ansehen, durch welches sein Amt als eine zwischen König und Ständen und zwischen diesen selbst richtende Gewalt sowohl für beide Theile, als auch für die Ruhe des Reiches und für die Freiheiten der Nation erst recht wohlthätig geworden ist. Von dieser Zeit an kam es, wie der Geschichtschreiber Zurita sagt, in Aragonien dahin, wohin man es während des Mittelalters im ganzen übrigen Europa niemals bringen konnte, daß nämlich Gesetze und richterlicher Spruch mehr vermochten, als die Gewalt der Waffen.

Als Peter mit den Unirten in Aragonien fertig war, wandte er sich gegen die Union von Valencia. Auch diese erlag ihm trotz aller ihrer Tapferkeit in mehreren Gefechten, die Hauptstadt des Landes mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben und der grausame Tyrann würde, wie er selbst in den von ihm hinterlassenen Denkwürdigkeiten ausspricht, die größte Stadt seiner Reiche und eine der schönsten und volkreichsten des damaligen Europa überhaupt dem Erdboden gleich gemacht und diesen, damit er unbebaut bliebe, mit Salz bestreut haben, wenn ihn nicht die dringenden Vorstellungen seines Staatsrathes auf

andere Gedanken gebracht hätten. Auffallend wird es in unseren Zeiten, wo dergleichen nicht selten ist, keineswegs scheinen, daß Peter nach seinem Einzuge in Valencia in der Kathedrale der Stadt eine lange Rede über seine Barmherzigkeit hielt und dennoch, wie er selbst in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, gleich darauf eine Anzahl Unirte mit kannibalisch ausgesonnener Grausamkeit zu Tode quälen ließ. Einigen von ihnen wurde glühendes Metall von der Glocke, welche die Glieder der Union zur Versammlung gerufen hatte, in den Mund gegossen. Als diese Hinrichtungen geschehen waren, ward er nach dem von ihm selbst gebrauchten Ausdruck gnädig, weil nach der Ausrottung der Unirten Stille im Lande gewesen sei. Er konnte sich um so mehr der weiteren Ausbildung einer kräftigen, aber gesetzlich beschränkten Monarchie zuwenden, da ihm nun auch ein Sohn, Johann (Juan), geboren wurde, also die Thronfolge unbezweifelt feststand. Um dieselbe Zeit (1349) besiegelte der grausame Tyrann auch die Beseitigung der aragonischen Nebenlinie von Majorca durch sein Verfahren gegen Jakob II. von Majorca; derselbe faßte nach vielen fruchtlosen Verhandlungen den Entschluß, eine Landung auf den balearischen Inseln zu versuchen, um sie wieder in Besitz zu nehmen, wurde jedoch im Kampfe vom Pferd geworfen und getödtet (October 1349). Der Sohn dieses Königs, Jakob III., nahm den ihm überlassenen leeren Königstitel an und ward nachher in Castilien und Neapel eine bedeutende Person; in dem letzteren Reiche vermählte sich die Königin Johanna in dritter Ehe mit ihm.

5. Portugal, Castilien und Aragonien bis auf den Tod Peter's des Grausamen.

In Portugal und Castilien drehte sich in jenen Zeiten das Schicksal des Reiches hauptsächlich um die Vielweiberei, welche an den Höfen beider Länder ebenso eingeführt war, wie bei den früheren maurischen Fürsten von Spanien oder bei den Merowingern, und dort ebenso, wie in dem Reiche der Letzteren, blutige Kriege veranlaßte. Dionysius von Portugal gerieth mit seinem Sohne, Alfons IV., in Streit, weil er zum Nachtheil desselben seinen Nebensohn, Alfons Sanchez, auf jede Weise bevorzugte. Es entstand daraus zweimal ein Krieg zwischen Vater und Sohn, und Portugal zerfiel in zwei Theile, deren einer von Dionysius und Alfons Sanchez, der andere von Alfons IV. besetzt ward. Beide Male kam es zwar zu einer Aussöhnung, der Streit würde aber wohl auch zum dritten Male ausgebrochen sein, wenn nicht Dionysius 1325 gestorben wäre.

Die Thronbesteigung des Königs Alfons IV. (1325—1357) führte sogleich einen neuen Krieg mit Alfons Sanchez herbei; es ge-

lang aber der Königin Wittwe, die beiden Halbbrüder miteinander auszusöhnen und Alfons Sanchez, der jedoch einige Jahre nachher starb, ward sogar der Vertraute des Königs. Es war hohe Zeit gewesen, daß der Bürgerkrieg aufhörte; denn die Nation befand sich im Zustande der Auflösung und Verwilderung und König Alfons hatte große Mühe, das Faustrecht wieder abzuschaffen, welches in Portugal ebenso wie in Deutschland herrschend geworden war. Nachdem ihm dies gelungen war, suchte er sich durch eine doppelte Heirath mit Castilien enge zu verbinden; er vermählte seine Tochter Maria mit dem castilianischen König Alfons XI. und verlobte seinen Sohn Peter I. mit Blanca, der Tochter eines Infanten von Castilien. Diese zwiefache Verbindung ward aber gleich anfangs eine Quelle unversöhnlicher Feindschaft der beiden Nachbarstaaten. Alfons von Castilien mißhandelte, wie oben erzählt worden, um seiner Geliebten Eleonore de Guzman willen seine Gemahlin und veranlaßte dadurch den König von Portugal, auch die für seinen Sohn bestimmte castilianische Prinzessin zu verstoßen und diesen dagegen mit Constanza, der Tochter von Alfons XI. Feind, Johann Emanuel, zu verloben. Bei dem Heirathsvertrag mit dem Letzteren ward eine Bedingung gemacht, wie sie nur im Orient, wo die Vielweiberei herrschend ist, die regierenden Herren von Unterthanen, denen sie ihre Töchter verloben, zu fordern pflegen; Peter mußte sich nämlich in einem besonderen Artikel verpflichten, keine andere Gemahlin neben der Constanza zu haben und diese allein als solche zu behandeln. Daß der König von Castilien Peter's Braut lange Zeit an der Abreise nach Portugal hinderte, ist bereits gesagt worden; es bedurfte besonderer Unterhandlungen, an welchen auch der König von Aragonien Theil nahm, bis die Trennung des Verlöbnisses der Blanca zugestanden und Constanza mit einem Brautschatze von 300,000 Goldstücken aus Castilien entlassen wurde. Ihr Schicksal war ebenso traurig, als das der portugiesischen Infantin Maria in Castilien. Eine Zeit lang zwar dauerte die Einigkeit der Staaten und die Könige Alfons IV. von Portugal und Alfons XI. von Castilien waren beide an dem großen Sieg beim Flusse Salado betheiligt (1340). Aber wie zuvor Maria von ihrem Gemahl und dessen Nebenweib, Eleonore de Guzman, hart und kränkend behandelt worden war, so erhielt Constanza bald nach ihrer Vermählung an der von ihr mitgebrachten Hofdame Ignez de Castro, eine Nebenbuhlerin, welche ihr das Leben sehr verbitterte. Ihr Loos war um so trauriger, da Ignez de Castro ihr nicht blos als Verwandte, sondern auch als Freundin nach Portugal gefolgt war. Constanza starb 1345 im tiefsten Kummer und so groß war damals der Unfug mit der Vielweiberei in jenen Ländern, daß von diesem Augen-

blicke an die ganze Geschichte von Portugal 20 Jahre hindurch eine Geschichte der Ignez de Castro ist. Auch in Castilien drehte sich unter Alfons XI. und unter seinem Sohne Peter dem Grausamen das Schicksal des Reiches um die Geschichte der königlichen Geliebten und ihrer Kinder. Ueberhaupt gleicht die damalige Geschichte von Castilien, Portugal und Aragonien während einer Reihe von Jahren ganz der Geschichte der Pelopiden oder der Merowinger.

Mitten in dieser anscheinend traurigen Zeit, wo auch Lissabon von einem furchtbaren Erdbeben zu leiden hatte (1348), wetteiferten die Portugiesen und Castilianer um den Ruhm, neue Länder im Weltmeer zu entdecken und zu erobern. Besonders zeichneten sich die Ersteren unter Alfons IV. durch einen Unternehmungsgeist und durch eine Ausbreitung der Schiffahrt und des Handels aus, die uns kaum glaublich wären, wenn sie nicht durch ausdrückliche Zeugnisse bekundet würden. Der Papst gerieth sogar darüber mit Portugal in Streit, weil er sich damals schon für den rechtmäßigen Oberherrn aller neu entdeckten heidnischen Länder ausgab. Die Portugiesen entdeckten nämlich unter Alfons die canarischen Inseln und der Papst Clemens VI. ließ sich einfallen, diese gleich einem Reiche im Monde an einen halb französischen, halb spanischen Prinzen, Ludwig von Clermont, den Sohn des mehrfach erwähnten spanischen Prätendenten Alfons de la Cerda zu verschenken und ihn in Avignon zu krönen.*) Die Könige von Portugal und Castilien widersetzten sich jedoch dieser Anmaaßung und da Ludwig weder Geld noch eine hinreichende Kriegsmacht hatte, um die Inseln erobern zu können, so zerrann die päpstliche Schenkung in ein Nichts. Uebrigens erfahren wir durch einen aragonischen Chronikschreiber, daß auch die Portugiesen die Schiffahrtkunst von den Genuesen erlernt hatten und bei ihnen Schiffe und Admirale mietheten.

In Castilien folgte auf Alfons XI. (1350) dessen Sohn Peter der Grausame, welcher damals noch nicht ganz 16 Jahre alt war. Dieser begann seine Regierung mit Freveln und Verbrechen und der Fortgang derselben entsprach bis zu seinem Tode dem Anfange so sehr, daß Peter mit vollem Recht den angegebenen Beinamen erhalten hat. Doch macht der spanische Geschichtschreiber Mariana in Bezug auf die Grausamkeiten vieler südeuropäischen Fürsten des Mittelalters überhaupt die richtige Bemerkung, daß in Italien und Spanien der Uebermuth der verwilderten Ritterschaft nur durch mörderische Mittel

*) Die canarischen Inseln waren schon den Römern bekannt; Plinius (Hist. nat. VI, 59) berichtet nach Angabe des Königs Juba, sie seien völlig unbewohnt; der Name Canaria rühre von den großen Hunden (lat. canes) her, die auf einer der Inseln lebten.

bekämpft werden konnte. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Chroniken, welche Peter's Geschichte erzählen, unter einer ihm feindlichen Dynastie geschrieben worden sind und Alles im ungünstigsten Lichte und mit der Absicht, das Gemüth des Lesers gegen den Tyrannen zu erbittern, dargestellt haben. Freilich bleibt Peter nichtsdestoweniger ein Ungeheuer. Sein Vater hatte mit verschwenderischer Hand Grafschaften, Städte und Reichthümer an die Kinder der Eleonore de Guzman verschenkt; dies veranlaßte gleich nach Peter's Thronbesteigung eine grausame Verfolgung der Eleonore und ihrer Kinder. Diese Verfolgung ging indessen nicht sowohl von dem jungen König, als vielmehr von dessen Mutter, der portugiesischen Prinzessin Maria, aus, welche mit der Wuth einer Furie ihre Nebenbuhlerin zu quälen und zu verderben suchte. Die von Alfons begonnene und dem erwünschten Ziele bereits nahe gebrachte Belagerung von Gibraltar ward sogleich aufgegeben, damit der junge König nach Sevilla gehen und die verhaßte Eleonore aus ihrem Zufluchtsorte an den Hof locken könne, wo sie gemordet werden sollte. Eleonore ging in die ihr gelegte Schlinge, wurde festgehalten und nachher auf Veranstalten der rachsüchtigen Königin Mutter hingerichtet. Sie hinterließ sieben Söhne und eine Tochter; diese waren insgesammt von ihrem Vater reichlich bedacht worden, am meisten der älteste Sohn, Heinrich, welcher den dem königlichen Hause vorbehaltenen Titel eines Grafen von Trastamara führte; dieser suchte eine Zuflucht in Portugal. Auf die Ermordung der Eleonore folgten sogleich andere Greuelthaten und wiewohl man diese anfangs weniger dem Könige zuschrieb, als vielmehr seiner Mutter und ihrem treuen Anhänger, Johann Alfons von Albuquerque, so zeigte sich doch bald, daß Peter nicht blos zu Greueln erzogen, sondern auch mit einer unmenschlichen Seele geboren sei. So groß auch die Entartung der spanischen Fürsten jener Zeit war, so übertraf doch Peter durch seine Tiger-Natur und durch die Dauer seiner Tyrannei sogar die Despoten des Orients. Er beging unerhörte Frevelthaten, trotzte allen göttlichen und menschlichen Gesetzen und blieb nichtsdestoweniger 14 Jahre lang allen seinen Gegnern überlegen; ja, er hätte sich auch zuletzt noch gegen sie behauptet, wenn er nicht für jeden guten Rath taub gewesen wäre. Seine Geschichte zeigt uns übrigens, wie die der Visconti, besonders deutlich, daß die Päpste zwar frommen und schwachen Regenten ungemein furchtbar waren, gegen gottlose und zugleich kräftige Tyrannen aber weder der Religion noch der gedrückten Menschheit zu helfen vermochten. Alle päpstlichen Ermahnungen, Drohungen und Interdicte scheiterten an Peter's unbeugsamem Sinne; der Papst mußte sogar, um das Uebel nicht noch ärger zu machen, alles, was er gegen

ihn gethan hatte, wieder zurücknehmen und einen Schleier darüber werfen, daß sich der König von Castilien weder um ihn, noch um die christliche Religion bekümmerte.

Peter's Mutter Maria und Johann Alfons von Albuquerque, welche seine ersten Schritte auf der Bahn der Verbrechen leiteten, brachten durch den Versuch, ihn vermittelst neuer Bande ganz an sich zu fesseln, bald sich selbst um ihren Einfluß. Maria bewog ihren Sohn, um an Frankreich eine Stütze zu erhalten, zu einem Ehebündniß mit Blanca, der Tochter des Herzogs von Bourbon; Albuquerque führte dem Könige, als derselbe sich in Maria de Padilla, die Tochter eines castilianischen Großen, verliebt hatte, diese zu, um dadurch seinen Einfluß zu befestigen. Beide täuschten sich: die Mutter ward dem Sohne wegen der von ihr eingeleiteten Heirath tödtlich verhaßt und Albuquerque sah sich bald durch die Verwandten der Padilla verdrängt. Nur mit Widerstreben entschloß sich Peter zur Vermählung mit Blanca, nachdem diese Prinzessin bereits vier Monate vorher in Valladolid, der damaligen Hauptstadt von Castilien, angekommen und Peter die ganze Zeit über absichtlich im Süden geblieben war. Schon am nächsten Tage nach der Hochzeit verstieß er die neue Gemahlin wieder und kehrte zur Padilla zurück. Bald darauf ließ er Blanca in Haft nehmen und so strenge bewachen, daß sogar seine Mutter sie nicht besuchen durfte. Die unglückliche Fürstin war nachher in Folge dieser abscheulichen Behandlung bis zu ihrem Tode der Mittelpunkt aller Unruhen im Reiche. Zuerst benutzte Albuquerque ihr Mißgeschick, um sich den Einfluß wieder zu verschaffen, den er durch die Verwandten der Padilla, besonders durch ihren Oheim, Ferdinand de Hinestrosa, verloren hatte. Er machte mit dem Großmeister des Calatrava-Ordens und vielen anderen angesehenen Herren eine Verschwörung, deren ausgesprochener Zweck darin bestand, daß man den König zwingen wollte, Blanca wieder als Gemahlin anzunehmen. Die Sache wurde jedoch entdeckt und der König benutzte sie, um gegen die castilianischen Großen zu wüthen. Albuquerque selbst und der Großmeister waren glücklich genug gewesen, über die Grenze zu entkommen; Peter nahm aber dafür an den unschuldigen Unterthanen des Ersteren Rache und ließ den Letzteren, nachdem er ihn durch Verstellung zur Rückkehr bewogen hatte, in Haft nehmen und so lange peinigen, bis derselbe das Großmeisterthum niedergelegt hatte. An seiner Stelle mußte das Ordenskapitel den Bruder der königlichen Geliebten, Diego de Padilla, wählen. Dieser neue Großmeister regierte nachher das Reich in Verbindung mit seinem Oheim Hinestrosa. Ein anderer Bruder ward, obgleich er seiner unehelichen Geburt wegen und als verheiratheter Mann aus

kanonischen Gründen gar nicht wahlfähig war, durch den Willen des Königs zum Großmeister des Ordens von St. Jago gemacht, nachdem der bisherige Großmeister dieses Ordens, ein Sohn der Eleonore de Guzman, gewaltsam abgesetzt worden war.

Um die Gebote der Religion und der Kirche bekümmerte sich der König Peter ebenso wenig, als um die Gesetze und Gefühle der Menschlichkeit. Dies zeigt sich besonders bei Gelegenheit einer neuen Liebschaft, welcher Peter zu derselben Zeit nachhing, als die Padilla über ihr Verhältniß zum König plötzlich Reue fühlte oder heuchelte und den Entschluß faßte, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Er hatte sich in Johanna de Castro, die junge Wittwe des Diego de Haro, Fürsten von Biscaja, verliebt, und als diese dem Antrage zu einer ungesetzlichen Verbindung widerstand, machte er ihr, um seinen Zweck zu erreichen, einen förmlichen Heirathsantrag, obgleich er mit der damals noch lebenden Blanca gesetzlich vermählt war und, wie er selbst später eidlich versicherte, auch mit Maria de Padilla insgeheim einen ehelichen Bund geschlossen hatte. Die verblendete junge Frau ließ sich weder durch den Charakter des Wütherichs, noch durch das Schicksal der Blanca abschrecken und ging auf Peter's Antrag ein. Dieser fand zwei Bischöfe, die sich, entweder um dem König gefällig zu sein oder durch seine Drohungen geschreckt, dazu hergaben, die Vermählung mit Blanca ungültig zu erklären, und ein dritter Geistlicher trug, auf diese Erklärung gestützt, kein Bedenken, die neue Ehe einzusegnen. Der Papst Innocenz VI. sandte freilich auf die Nachricht davon sehr heftige Schreiben an den König und an die beiden Bischöfe; Peter fragte aber so wenig nach seinem Zorne, daß er vielmehr die neue Gemahlin gleich nach der Trauung wieder verstieß und zur Padilla zurückkehrte, deren Bußfertigkeit nur eine dem Papst gespielte Posse gewesen zu sein scheint. Das letztere ist um so wahrscheinlicher, da der Tyrann kurz vorher den Papst Innocenz VI. auf eine noch empörendere Weise betrogen hatte. Als nämlich Innocenz den Versuch gemacht hatte, durch drohende Schreiben die Verbindung mit der Padilla aufzulösen, hatte Peter einen marokkanischen Prinzen zu einer scheinbaren Bekehrung und zur Absendung eines heuchlerischen Schreibens an Innocenz bewogen, und dann mit Beziehung darauf den Papst gebeten, ihm selbst geistliche Subsidien zu gewähren und die Fahne der römischen Kirche zu überschicken, damit er zur Ausbreitung des christlichen Glaubens einen großen Kreuzzug zu Stande bringe. Der Papst hatte, als er den Lügenbrief erhielt, sogleich allen Groll vergessen und nicht nur an Peter freundlich und ermunternd, sondern auch an den mohammedanischen Schelm, dessen sich dieser zu seinen Zwecken bediente, mit wahrhaft possierlicher Freude geschrieben.

Freilich erkannte Innocenz den Betrug bald und ließ ein Interdict gegen Peter ergehen; die Castilianer waren aber so verwildert und es stand bei ihnen so schlimm um das Christenthum, daß Innocenz bei diesem Schritte die größte Vorsicht anwenden mußte, um nicht dem christlichen Cultus selbst zu schaden: er empfahl seinem Legaten, das Interdict wieder aufzuheben und völlige Absolution zu ertheilen, sobald der König und seine Geliebte auch nur äußerlich Reue zeigten.

Wenn auf diese Weise der Zorn des Papstes dem gottlosen Tyrannen wenig furchtbar war, so schreckte ihn um so mehr eine Verbindung, welche gleich nach der Verstoßung der Johanna de Castro in seinem Reiche entstand. Die mächtigen Familien der Castro und Haro schlossen, um die Entehrung der Johanna zu rächen und dem jungen Wüstling Schranken zu setzen, mit anderen Großen und mit dem aus der Fremde zurückkehrenden Albuquerque einen Bund, an dessen Spitze Heinrich von Trastamara gestellt wurde. Auch die sogenannten freien Städte Castiliens oder die achtzehn Städte, welche auf den Reichsversammlungen gleiche Rechte mit dem hohen Adel hatten, schlossen sich an den Bund an, und dieser gewann dadurch, daß er der Blanca Sache zu der seinigen machte, sowohl den König von Frankreich, als auch den Papst. Die Verbündeten verlangten mit den Waffen in der Hand, daß Peter Blanca wieder als Gemahlin annehme und die Padilla nebst allen ihren Verwandten vom Hofe und von den Aemtern entferne. Er wies ihre Forderung stolz zurück, sah sich aber bald aufs Aeußerste gebracht. Blanca wußte sich zu Toledo, wo sie seit kurzem gefangen saß, in eine heilige Freistätte zu flüchten und wurde dann von den Bürgern der Stadt in Schutz genommen; zwei Infanten, die es bisher mit dem Könige gehalten hatten, verließen ihn; sein treuester Anhänger, Hinestrosa, gerieth in Gefangenschaft; Peter selbst wurde in einer Stadt am Duero enge eingeschlossen und zuletzt genöthigt, sich nach Toro zu den Verbündeten zu begeben und mit ihnen zu unterhandeln. Diese sahen ihn als ihren Gefangenen an, und er schien jetzt unrettbar verloren zu sein; er half sich aber durch seine gewöhnlichen Mittel, Verstellung, Grausamkeit und Verrath. Er gab in allem, was man verlangte, nach, machte auf diese Weise seine Feinde sicher und gewann dann, um die Stimmung des Volkes zu seinen Gunsten zu ändern und den Bund zu trennen, durch feierliche Versprechungen den Papst. Er hatte ganz richtig gerechnet; denn bald folgte seine Tante Eleonore, die verwittwete Königin von Aragonien, mit ihren Söhnen dem Beispiele des Papstes, und die allgemeine Ständeversammlung wurde in die altcastilische Hauptstadt Burgos verlegt, deren Bürgerschaft die Toledaner bitter haßte und nicht ungern sah, wenn diese den Zorn des

Königs fühlen mußten. Noch ehe die Reichsversammlung eröffnet wurde, ersah sich Peter auf einer Jagd die Gelegenheit, aus der Gewalt der Verbündeten zu entfliehen. Hierauf mußte sein Schatzmeister, der Jude Samuel Levi, durch gerechte und ungerechte Mittel für die Herbeischaffung von Geldsummen sorgen, mit denen er sich Söldner und Anhänger erkaufte. Als die Reichsversammlung gehalten wurde, wagten nur wenige von den Verbündeten derselben beizuwohnen; in um so größerer Zahl erschienen die Anhänger Peter's, und diese bewilligten ihm, nachdem er versprochen hatte, Blanca wieder als Gemahlin anzunehmen, Geld und Truppen zum Kampfe gegen seine Feinde. Er wandte sich zuerst voll Rachgier gegen die Stadt Toledo. Sie erlag der Uebermacht und floß bald in Blut. Die unglückliche Blanca riß der Wütherich aus ihrer heiligen Freistätte; er konnte zwar wegen des in Burgos gegebenen Versprechens nicht wagen, sie sogleich zu ermorden, ließ sie aber einstweilen nach Siguenza in Verwahrung bringen. Von Toledo richtete Peter seinen Rachezug gegen die Stadt Toro, in welcher Heinrich von Trastamara die Hauptmacht der Gegner vereinigt hatte. Hier fand er mehr Widerstand, doch mußte auch diese Stadt nach einer über ein Jahr dauernden Belagerung ihre Thore öffnen (1356). Heinrich und seine Freunde retteten sich hierauf in das Ausland, und der Tyrann war bald wieder Herr des ganzen Reiches.

Gegen Peter IV. von Aragonien unterstützte der castilianische König die Ansprüche des Halbbruders desselben, Ferdinand; es bestand deshalb zwischen beiden Fürsten Feindschaft und die Unzufriedenen unter Heinrich von Trastamara fanden dort stets Aufnahme. Peter IV. hatte aber zugleich auch mit den Genuesern und in Sardinien Krieg zu führen und sah sich dadurch mehrmals zu einem Waffenstillstand genöthigt, welcher dann jedes Mal benutzt ward, um die ritterliche Militärherrschaft fester zu begründen. Endlich rief ein Vorfall, den der castilianische König für eine persönliche Beleidigung nahm, einen bedeutenden Krieg hervor. Der König von Frankreich erbat sich nämlich wegen seines Krieges mit England von dem Beherrscher Aragoniens catalonische Schiffe und Seeleute, welche damals zu den vorzüglichsten in Europa gehörten. Peter IV. schickte ihm eine kleine Flotte, welche durch die Meerenge von Gibraltar nach der Seine-Mündung segeln sollte. Bei Cadix traf der aragonische Admiral Perolles zwei genuesische Handelsschiffe; er erklärte sie als Fahrzeuge einer feindlichen Macht für gute Prise, wie es heißt in Anwesenheit Peter's des Grausamen, der sich eben im Hafen mit Fischfang unterhielt. Dadurch und durch Gewaltthätigkeiten, die jener Admiral nachher an der Nordküste von Spanien übte, fühlte sich Peter empfindlich belei-

digt. Er ließ sogleich auf alles aragonische und catalonische Eigenthum Beschlag legen, verlangte zu seiner Genugthuung die Auslieferung des aragonischen Admirals, und begann, als diese verweigert ward, einen Krieg, welcher mit einigen kurzen Unterbrechungen mehrere Jahre hindurch geführt ward. Während dieses Krieges bilden die Greuelthaten der drei kräftigen Tyrannen, welche damals Castilien, Aragonien und Portugal beherrschten, den Hauptinhalt der Geschichte der drei Reiche. Einige derselben müssen hier erzählt werden, um den Charakter jener Zeiten, Gegenden und Regenten anschaulich zu machen. Wir beginnen mit Castilien.

Unmittelbar nach der Eroberung von Toro suchte Peter der Grausame die Gefangenschaft eines seiner Halbbrüder, Johann, zu benutzen, um sich der wegen ihrer Schönheit berühmten Gemahlin desselben zu bemächtigen. Er ließ ihr sagen, daß, wenn sie recht eilig zu ihm nach Sevilla komme, ihr Gemahl ihr übergeben werden solle, schickte aber sogleich einen Eilboten ab, um Johann tödten und seinen Leichnam der betrogenen Frau überliefern zu lassen. Diese ahnte jedoch des Königs Absicht, floh in ein Kloster und soll sich, als der König sie hier aufsuchte, furchtbar entstellt haben, damit sie nicht ein Opfer seiner Wollust werde. Einen anderen Halbbruder, Friedrich, den ehemaligen Großmeister des Ordens von St. Jago, ließ er vor seinen Augen tödten, weil er ihn zugleich mit Johann von Aragonien, einem Sohne der nach Castilien geflüchteten Stiefmutter Peter's IV., verrätherischer Absichten beschuldigte. Johann von Aragonien aber, der in seine Heimath geflohen war, ließ sich durch die hinterlistigen Vorspiegelungen des Tyrannen zur Rückkehr nach Castilien verlocken und ward zu Bilbao mit Keulen erschlagen. Die Gemahlin und Mutter desselben wurden zuerst auf eine Festung gebracht und kurze Zeit nachher hingerichtet. Drei andere Halbbrüder des Königs und der ältere Bruder des gemordeten Johann, Ferdinand, hatten sich nebst vielen Unzufriedenen nach Aragonien geflüchtet; sie rüsteten dort ein Heer, brachen in Castilien ein und lieferten den königlichen Truppen eine Schlacht, in welcher diese völlig geschlagen wurden und Peter's Feldherr, Hinestrosa, das Leben verlor (1359). Peter rächte die erlittene Niederlage durch die Ermordung seiner beiden jüngsten Halbbrüder, die er schon seit langer Zeit gefangen hielt und von welchen der Eine erst 14, der Andere 18 Jahre alt war. Auch die unglückliche Blanca ließ er 1361 im Gefängniß ermorden. Wenige Wochen vorher hatte er über den Juden Samuel Levi, der ihm bis dahin zu seinen Erpressungen gedient hatte, ein furchtbares Gericht ergehen lassen. Samuel Levi wurde zuerst einer Summe von fünf Millionen Piaster, sowie seiner vielen kostbaren Stoffe und Geräthe beraubt und

dann der grausamsten Folterung unterworfen, damit er anzeige, wo seine übrigen Schätze versteckt seien; er ließ sich aber lieber zu Tode martern, als daß er sich hierzu verstanden hätte. Den mohammedanischen Fürsten Abu Saib, der sich zum König von Granada aufgeworfen hatte und nachher gegen seine Unterthanen bei den Castilianern Schutz suchte, täuschte Peter durch einen feierlich beschworenen Vertrag; Abu Saib begab sich auf Peter's Einladung mit seinem Hofstaat und seinen großen Reichthümern zu ihm nach Sevilla und ward zuerst freundlich empfangen und bewirthet, unmittelbar darauf aber nach einem förmlichen Beschluß des königlichen Rathes getödtet; Peter selbst soll ihm den ersten Lanzenstich versetzt haben. Der treulose Tyrann gewann durch diesen Mord nicht nur unendliche Schätze, sondern er verhalf auch für andere große Summen dem rechtmäßigen König von Granada, der sich ebenfalls nach Castilien geflüchtet hatte, wieder zur Herrschaft und zwang ihn, Hülfstruppen zum Kriege mit Aragonien zu stellen. Bei allen diesen Frevelthaten und Grausamkeiten beobachtete der Wütherich, so oft er einen Waffenstillstand mit Aragonien für nöthig hielt und dazu der päpstlichen Vermittelung bedurfte, die kirchlichen Ceremonieen mit großer Sorgfalt, schrieb freundliche Briefe an den Papst und zeigte sich als gläubigen und gehorsamen Sohn der Kirche; sobald er aber wieder die Uebermacht hatte, that er, was er wollte, und lachte des Papstes und seines Interdicts. Wir finden daher auch diejenigen Kirchenhistoriker, welche das Walten der Vorsehung auf eine handgreifliche Weise und in einzelnen Erscheinungen darzuthun streben, in großer Verlegenheit, weil es ihnen schwer hält, zu erklären, warum Gott, der nach ihrer Theorie den Tyrannen zuletzt durch die Hand eines Brudermörders strafte, ihm damals die Verfolgung und Tödtung so vieler unschuldigen Menschen gestattete. Auch gegen die Geistlichen übte Peter Frevel und Mord. Er ließ einen Mönch, der ihm eine warnende Erscheinung des heiligen Dionysius verkündigt hatte, lebendig verbrennen, ließ einen anderen Geistlichen am Tische des Großmeisters vom Calatrava-Orden erschlagen, machte einen Mordanschlag auf den Erzbischof von Toledo, den ersten Geistlichen des Reiches, und erzwang, als derselbe glücklich entflohen war, nicht nur seine Abdankung, sondern setzte auch einen Mann, den er selbst ausgewählt hatte, an seine Stelle.

In Portugal fielen damals ähnliche Greuel vor, wie in Castilien. Der Thronerbe dieses Reiches, Peter I., hatte neben seiner Gemahlin Constanza eine Geliebte, die schon genannte Ignez de Castro, welche nebst ihren Brüdern und den von ihr herbeigezogenen Castilianern seiner ausschließlichen Gunst genoß, und nachdem Constanza 1345 bei der Geburt eines Sohnes, des späteren Königs Ferdinand,

gestorben war, von Peter ganz und gar als seine Gemahlin behandelt wurde. Jedermann glaubte, daß Beide insgeheim mit einander vermählt seien. Nur der König Alfons IV. wollte von dieser Ehe nichts wissen und als Ignez kurz nach einander vier Kinder geboren hatte, glaubten er und seine Räthe den Staat und die Rechte des Sohnes der Constanza so sehr gefährdet, daß sie Maaßregeln ergriffen, welche für das Leben der Ignez gefährlich zu werden drohten. Peter barg daher seine Gemahlin und deren Kinder in einem Kloster zu Coimbra als einer heiligen Freistätte, welche damals selbst die größten Missethäter gegen Verfolgung schützte. Nichtsdestoweniger faßte Alfons mit seinen Räthen den Beschluß, Ignez tödten zu lassen und zwar im Beisein des Königs, damit die Urheber des Mordes gegen Peter's Rache geschützt wären. Alfons reiste, als Peter einer Jagd wegen seine Gemahlin auf mehrere Tage verlassen hatte, mit seinen Räthen und vielen Rittern nach Coimbra. Er begab sich von diesen begleitet in das Kloster, war aber durch die Thränen der unglücklichen Ignez und durch den Anblick seiner Enkel so erschüttert, daß er unentschlossen wieder hinweg ging und noch einmal eine Rathsversammlung hielt. Seine Räthe, besonders Alvar Gonsalvez, Pedro Coelho und Diego Pacheco, drangen auf die Ausführung des beschlossenen Mordes und der König gab hierauf wirklich die Erlaubniß dazu. Die genannten drei Männer vollbrachten dann die schauderhafte That mit eigener Hand (1355). Peter gerieth über die Ermordung seiner Gemahlin in einen Schmerz, welcher keine Schranken kannte und im Fortgang der Zeit zu einer Art Raserei ward. Er begann einen offenen Krieg mit seinem Vater und wurde dabei von seinen Getreuen und von den Brüdern der Ermordeten so kräftig unterstützt, daß Alfons schon nach wenigen Wochen eine Aussöhnung suchen mußte. Diese ward unter Mitwirkung des Erzbischofs von Braga und der Königin durch den Vertrag von Canaveses bewirkt, in welchem der Vater dem Sohne einen Antheil an der Regierung zugestand und dagegen der Sohn sich verpflichtete, an den Mördern der Ignez, sowie an allen anderen Freunden und Rathgebern des Königs keine Rache zu nehmen. Der König selbst überzeugte sich jedoch bald, daß Peter's Schmerz und sein wilder Charakter ihm nicht erlauben würden, Wort zu halten und rieth deshalb, als er zwei Jahre nachher starb, noch auf dem Todbette den drei Mördern der Ignez, schnell das Reich zu verlassen. Sie folgten seiner Aufforderung und flohen nach Castilien.

Peter I. (1357—1367) begann seine Regierung damit, daß er mit Peter dem Grausamen von Castilien einen Bundesvertrag schloß. Es war dabei hauptsächlich auf Aragonien abgesehen, mit dessen Be-

herrscher beide Könige entzweit waren*); auch schickte Peter seinem neuen Bundesgenossen bald nachher eine Flotte zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Aragonier. Die enge Verbindung mit Portugal brachte aber den grausamen König von Castilien im Jahre 1360 auf den Gedanken, die Rachgier und Mordlust des portugiesischen Königs zur Befriedigung der seinigen zu benutzen. Er machte diesem das Anerbieten, ihm die drei Mörder der Ignez, welche selbst noch nach dem Abschlusse des Bündnisses in Castilien Schutz gefunden hatten, auszuliefern, wenn er ihm dagegen drei nach Portugal entflohene castilianische Großen überlassen wolle. Peter von Portugal ging auf den Vorschlag ein und die Letzteren wurden ausgeliefert und in Sevilla hingerichtet; von den Mördern der Ignez dagegen fielen nur zwei in die Gewalt ihres Königs, der dritte, Pacheco, entkam mit Hülfe eines Bettlers, dem er oft Almosen gegeben hatte und floh verkleidet nach Frankreich, wo ihn Heinrich von Trastamara in sein Gefolge aufnahm. Ihn erkannte später der König von Portugal für unschuldig und es wurden ihm daher bei dessen Tode seine eingezogenen Güter zurückgegeben. Mit den beiden Anderen verfuhr Peter auf eine schauderhafte Weise. Er ließ sie durch ausgesonnene Qualen langsam tödten und legte sogar, da ihm die Henkersknechte nicht grausam genug waren, an einen von ihnen selbst Hand an. Ihre Leichen wurden vor dem Schlosse verbrannt und die Asche in die Luft gestreut. Nachdem er auf solche Weise Rache an den Mördern seiner Gemahlin genommen hatte, suchte er das Andenken der Getödteten an ihrer Leiche und an ihren Kindern zu verherrlichen. Er selbst, mehrere Grafen und ein Bischof schworen, daß Ignez ihm wirklich und mit kirchlicher Einsegnung vermählt gewesen sei, diese Eide und Zeugnisse wurden dann vor einer großen Reichsversammlung bekannt gemacht und die Kinder der Ignez für rechtmäßige Infanten erklärt. Hierauf nahm Peter zu Ehren seiner Gemahlin eine abstoßende Feierlichkeit vor, bei welcher zugleich die Feinde und Verfolger derselben auf kränkende Weise gedemüthigt wurden. Der todte Leib der Ignez ward aus dem Grabe geholt, in prächtige Gewänder gekleidet, mit der Königskrone geschmückt und auf einen Thron gesetzt und alle Großen des Reiches mußten, zwar nicht, wie viele Nachrichten sagen, die kalte Todtenhand, aber doch den Saum des Kleides küssen. Dann wurde die Leiche mit einem großen Aufwand von Pracht und Ceremonieen von Coimbra nach dem Kloster Alcobaza gebracht, in welchem Peter's Ahnen ruhten. Der ganze, viele Stunden weite Weg zwischen beiden Orten war

*) Die drei Herrscher haben gleichen Namen; Peter IV. von Aragonien regierte, wie schon erwähnt, 1336—1387.

mit einer doppelten Reihe von Fackelträgern besetzt und der Leichenwagen wurde von einem langen Zuge der vornehmsten Herren und der ersten Damen des Reiches begleitet, so daß gewissermaaßen das ganze portugiesische Volk Zeuge und Theilnehmer der Verherrlichung der Ermordeten war (1361). Auf der Gruft derselben ließ Peter ein prächtiges Denkmal von Marmor errichten. Sein Leben war nachher fortdauernd zwischen wilden und rauschenden Vergnügungen, prächtigen Festen, thörichten Verschwendungen, frechen Gewaltthaten und unerhörten Grausamkeiten getheilt. — Unter den zahlreichen Dichtungen, zu welchen das tragische Loos der Ignez de Castro den Gegenstand gegeben hat, ist die schöne Episode in den Lusiaden des Camoens am berühmtesten.

Die Ceremonieen, durch welche der König von Portugal seine Ehe mit Ignez und die Kinder derselben legitimiren wollte, scheinen den König von Castilien auf den Gedanken gebracht zu haben, auf gleiche Weise die 1361 gestorbene Padilla für seine rechtmäßige Gemahlin und ihre Kinder für erbfähige Infanten zu erklären. Wenigstens entspricht das, was alsbald in Castilien geschah, Punkt für Punkt dem, was kurz vorher in Portugal geschehen war. Peter der Grausame betheuerte zuerst öffentlich und feierlich, daß er früher mit Maria de Padilla, als mit Blanca vermählt gewesen sei und ließ seine Versicherung durch mehrere Bischöfe und durch andere angebliche Zeugen der Trauung eidlich bekräftigen. Dann ward der Sohn, den ihm Maria geboren hatte, den Ständen vorgestellt und diese erkannten ihn nicht allein als Infanten und Thronerben an, sondern sie beschlossen auch, daß, wenn er vor seinem Vater stürbe, das Recht der Nachfolge auf die Tochter der Padilla übergeben solle. Hierauf ließ Peter die Leiche der Padilla aus dem Grabe herausnehmen und nach Astudilla bringen, wo eine eigene Kapelle für sie erbaut wurde. Der zum Erben erklärte Sohn starb schon ein Jahr später und der König zeigte in der Tollheit seines Schmerzes über diesen Verlust dieselbe Leidenschaftlichkeit, wie in seinen rasenden Grausamkeiten. Der jesuitische Geschichtschreiber Mariana scheut sich bei dieser Gelegenheit nicht, den schrecklichen Tyrannen wegen der damals gegebenen Verfügung, daß er selbst einst im Mönchskleide neben Gemahlin und Sohn beigesetzt werden solle, einen frommen und gottesfürchtigen Mann zu nennen; er will uns also bereden, blinden Aberglauben für Religion zu halten, obgleich Religion, um diesen Namen zu verdienen, jeden Gedanken des Lebens leiten muß und die Mönchskutte oder das Küssen des Kreuzes einem Räuber, Mörder, Ehebrecher und Wütherich nicht im mindesten höheren Werth verleihen kann. Unmittelbar nach dem Tode des Infanten brachte Peter die Stände des Reiches

dahin, daß sie dessen älteste Schwester, **Beatrix**, zu seiner Nachfolgerin erklärten. Diese Infantin wurde gleich darauf, als endlich wieder auf kurze Zeit ein Frieden mit Aragonien zu Stande kam, dem aragonischen Thronerben verlobt, während Peter selbst eine aragonische Prinzessin heirathen und die von ihm eroberten Städte als Mitgift behalten sollte (1362).

Beide Verabredungen blieben unausgeführt und der Friede selbst wurde schon nach kurzer Dauer wieder gebrochen; nur ein geheimer Artikel desselben ward, wiewohl blos zur Hälfte, erfüllt. Dieser bestand darin, daß Peter IV. von Aragonien sowohl seinen Halbbruder Ferdinand, den einzigen noch lebenden Sohn der castilianischen Prinzessin Eleonore, als auch Heinrich von Trastamara, der in der letzten Zeit nach Aragonien gekommen war und am Kriege Theil genommen hatte, umbringen lassen sollte. Der Erstere war für Peter den Grausamen der gefährlichste von Beiden, weil alle Unzufriedenen in und außerhalb Castilien ihn als denjenigen betrachteten, den man als rechtmäßigen Erben ihres Thrones den Kindern der Padilla entgegensetzen müsse. Er war aber auch seinem Stiefbruder, dem König von Aragonien, verhaßt und lästig; denn er hatte bald den Letzteren an Peter den Grausamen, bald diesen an jenen verrathen. Die Art seiner Ermordung zeigt uns den orientalischen Charakter der Menschen, der Reiche und der Klimate, von denen wir hier handeln, um so mehr, als der Mord im Rathe des Königs von Aragonien berathen und beschlossen ward, als Ferdinand die Absicht zeigte, mit einer Ritterschaar, die sich ihm angeschlossen hatte, nach Frankreich wegzuziehen. Nicht blos der Graf von Cabrera, der Erste unter dem hohen Adel dieses Reiches, welcher lange Zeit das Vertrauen des Königs allein besaß, später aber, als wäre eine Nemesis in diesen Dingen, selbst grausam gemordet wurde, sondern auch Heinrich von Trastamara nahmen persönlich am Morde Theil. Für den Letzteren war der Untergang Ferdinand's das Mittel zu seiner Erhebung; denn alle Feinde Peter's des Grausamen mußten sich, wenn jener weggeräumt war, an ihn als Prätendenten anschließen. Der aragonische König lud seinen Bruder freundlich zu sich ein und bewirthete ihn brüderlich; kaum war dieser aber auf sein Zimmer gegangen, als ein Staatsbote zu seiner Gefangennehmung abgeschickt ward. Ferdinand widersetzte sich mit Berufung auf die aragonischen Gesetze der Verhaftung und nun wurden Gewaffnete gesandt, an deren Spitze Heinrich von Trastamara stand. Der Infant und seine Freunde wehrten sich tapfer, erlagen aber endlich doch ihren Mördern. Uebrigens ward der König von Aragonien seit diesem Brudermorde in seinem Reiche ebenso gehaßt, als die Könige von Castilien und Portugal längst in den ihrigen

gewesen waren. Bald nachher wollten er und sein Verbündeter, der König Karl der Böse von Navarra, auch den Grafen von Trastamara ermorden lassen, weil Peter der Grausame sich erbot, unter dieser Bedingung alle eroberten Städte Aragoniens herauszugeben; allein Heinrich hatte, als der König auf einem Schlosse des Don Johann Ramirez sein Vorhaben ausführen wollte, 800 Castilianer bei sich und Johann Ramirez war ein Mann, dem die Ehre mehr galt, als die Gunst der Könige und der Gewinn von baarem Gelde. Das gemeinschaftliche Interesse führte kurze Zeit nachher wieder eine Vereinigung zwischen Heinrich von Trastamara und den beiden treulosen Königen herbei; doch wandte Heinrich, ehe er sich zu einer Zusammenkunft mit ihnen verstand, die größte Vorsicht an. Peter von Aragonien mußte seine Treue durch die heiligsten Eide, durch Geiseln und Unterpfänder, ja sogar durch die Auslieferung eines seiner Söhne verbürgen und mit Karl dem Bösen kam Heinrich ungeachtet aller Eide und Bürgschaften desselben nicht eher zu einer Unterredung zusammen, als bis alle navarresischen Hauptleute die Sicherheit seiner Person aufs heiligste beschworen hatten.

Der Zweck der neuen Verbindung beider Könige mit Heinrich war eine Theilung von Castilien. Dieser Plan ward besonders von der aragonischen Königin betrieben, während der Graf von Cabrera, der beste Staatsmann im Reiche, ihn lächerlich fand. Die Königin verband sich deshalb mit Karl dem Bösen und mit den Grafen von Trastamara und Ribagorza zu Cabrera's Sturz, und dieser ward, obgleich er die Erziehung des Königs geleitet und zur Zeit der Union ihn aus großen Gefahren gerettet hatte, in einen gehässigen Proceß verwickelt, grausam gefoltert und, ohne eines Verbrechens überführt oder zu seiner Vertheidigung gehört worden zu sein, nach einem vom Könige selbst öffentlich gesprochenen Urtheil als Hochverräther auf dem Marktplatze von Saragossa hingerichtet (1364). Die Ausführung des Planes selbst verzögerte sich, bis man zwei Jahre später auf den Gedanken kam, sich dazu der sogenannten Compagnieen oder jener ritterlichen Abenteurer zu bedienen, welche in ganz Frankreich und Italien aus dem Kriege ein Handwerk machten und als abgehärtete, geübte, tapfere, zugleich aber auch durch Rauben und Morden verwilderte Soldaten weder Gott noch Menschen fürchteten. Diese Krieger, an deren Spitze damals Bertrand du Guesclin und der Marschall von Boucicault ihren großen, unter den Franzosen bis zum heutigen Tage fortlebenden Ruhm erwarben, bestanden theils aus französischen Rittern, theils aus deutschen, brabantischen, flämischen und anderen Kriegern, die sich in italienischen Kriegsdiensten bereichert hatten, theils aus den nach dem Frieden von Bretigny entlassenen englischen und

französischen Soldaten. Einige dieser Banden hatten zuletzt (1364) im Dienste des französischen Königs Karl V. unter Bertrand du Guesclin den König von Navarra bekriegt und um einen großen Theil seines Landes gebracht und waren dann nach der Bretagne geschickt worden, um den französischen Prinzen Karl von Blois im Kampfe mit Johann von Montfort zu unterstützen; hier hatten sie aber durch den berühmten englischen Heerführer Jean Chandos, welcher an der Spitze gascognischer und englischer Abenteurer dem Grafen von Montfort zu Hülfe geeilt war, eine furchtbare Niederlage erlitten. Karl von Blois und die Blüthe des ihm und dem französischen König ergebenen Theils der normännischen und bretagnischen Ritterschaft waren dabei ums Leben gekommen und Bertrand du Guesclin in Gefangenschaft gerathen. Diese Niederlage führte einen Frieden zwischen Karl von Navarra und Karl von Frankreich herbei und da der Letztere sich jetzt der räuberischen Schaaren zu entledigen suchte, der Erstere aber und seine Verbündeten, Peter von Aragonien und Heinrich von Trastamara, sich ihrer gegen Castilien zu bedienen wünschten, so vereinigte man sich dahin, daß Bertrand du Guesclin aus der Gefangenschaft losgekauft werden sollte, um die Compagnieen zu einem Zuge nach Spanien zu bewegen. Von dem sehr bedeutenden Lösegelde, welches Jean Chandos verlangte, zahlten Karl von Frankreich und Heinrich von Trastamara zwei Drittel, den Rest gab der Papst Urban V., welcher das beabsichtigte Unternehmen als eine Art von Kreuzzug gegen Peter den Grausamen eifrig unterstützte. Durch den Namen Bertrand's, unter dessen Führung die Banden des Sieges gewiß waren und durch die großen Summen, die ihm der König von Frankreich zur Bezahlung für ihren Abzug aus Frankreich gab, wurde das furchtbare Raubgesindel herbeigezogen und selbst von den Waffengenossen des schwarzen Prinzen und des Jean Chandos schlossen sich viele aus Begierde nach Abenteuern, Beute und Ruhm unter John Caverley's Führung dem Unternehmen an. Auch Johann von Bourbon unterstützte eifrig den Zug, durch welchen die Ermordung seiner unglücklichen Tochter Blanca gerächt werden sollte. Ehe die wilden Horden nach Spanien zogen, führte Bertrand sie zuerst nach Avignon und nach anderen Orten von Süd-Frankreich, damit sie sich dort auf Kosten des Papstes und der Einwohner bereicherten. Urban V. bot ihnen, als sie drohend eine ansehnliche Summe von ihm forderten, Absolution wegen ihres Raubens, Sengens und Mordens an; sie gaben ihm aber die höhnische Antwort, sie könnten ganz gut seiner Absolution, aber schlechterdings nicht seines Geldes entbehren. Der Papst mußte darauf baare 200,000 Goldgulden zahlen, hielt sich jedoch dadurch schadlos, daß er diese Summe nachher von der französischen

Geistlichkeit erhob. Von Avignon zog das wilde Heer, dem sich übrigens in Toulouse eine ziemliche Zahl angesehener und wackerer Ritter anschloß,*) brandschatzend und plündernd durch Languedoc und Roussillon nach Catalonien. Sie bestanden, als sie hier ankamen, aus 10—12,000 tüchtigen Reitern. Ohne Rücksicht darauf, daß sie in Freundes Land waren, bezeichneten sie ihren weiteren Zug durch Mord und Brand.

Als Heinrich von Trastamara, welcher den Titel eines Königs angenommen hatte, in Castilien erschien, strömte ihm Alles zu. So groß war der Haß gegen seinen Bruder. Nichtsdestoweniger hätte sich dieser behaupten können, wenn er nicht von seinem bisherigen Glück verblendet gewesen wäre. Man rieth ihm, dem heranziehenden Räuberheere mehr Geld zu versprechen, als Heinrich und Peter von Aragonien geben konnten; er war aber zu geizig dazu, obgleich seine in Aragonien gemachten Eroberungen diese Summe völlig aufgewogen haben würden. Ohne Schwertstreich wurden diese Eroberungen ihm wieder entrissen, in Castilien empfing man Heinrich überall als König, die Städte ernannten denselben mit Berufung auf das ihnen von der Westgothen-Zeit her gebührende Wahlrecht an Peter's Stelle zum König; er wurde in einem Kloster zu Burgos feierlich gekrönt und zog bald nachher sogar in Andalusien ein (1366). Peter entfloh zuerst nach Portugal und, als er hier nicht zugelassen wurde, nach Gallicien. Die Ritterschaft dieser Provinz schien sich anfangs seiner annehmen zu wollen; Peter ließ aber den Erzbischof von St. Jago und seinen Dechanten ermorden, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, und nun wurde er auch von dort vertrieben. Er floh über das Meer nach Guyenne zu dem schwarzen Prinzen. Die einzigen Großen, welche ihm ihre Treue bewahrten und auf der Flucht folgten, waren die Brüder der Ignez de Castro. Von seinen ungeheuren Schätzen hatte er nur einen geringen Theil mit sich nehmen können, den Rest hatte er theils in Castilien versteckt, theils auf mehrere Schiffe gebracht, welche gleich nachher seinem Halbbruder überliefert wurden.

Peter fand in Guyenne Schutz und Hülfe. Er stand schon seit längerer Zeit mit den Engländern in näherer Verbindung, und Eduard III. hatte seit 1362 drei Verträge mit ihm geschlossen, in welchen ihm der Besitz seiner Staaten verbürgt und Schutz gegen seine Feinde zugesagt worden war. Eduard's Sohn, der schwarze Prinz, hatte deshalb schon vorher die gascognischen und englischen Vasallen, welche sich zu Bertrand's und Heinrich's Schaaren gesellten, durch heftige

*) Wir besitzen noch ein Volkslied, in welchem die 400 Kämpfer aus Toulouse besungen werden, die mit Bertrand du Guesclin über die Pyrenäen zogen.

Drohungen davon abgemahnt. Jetzt versprach er dem vertriebenen König Hülfe und rief alle seine Dienstleute, welche mit Bertrand gezogen waren, aus Castilien zurück. Sie gehorchten seinem Gebote, weil bei der Wiedereinsetzung des grausamen Tyrannen noch mehr Ruhm und Geld zu gewinnen war, als vorher bei seiner Vertreibung. Peter hatte dem schwarzen Prinzen für seine Hülfe fünfmalhunderttausend Goldgulden, sowie die Abtretung des ganzen Landes Biscaja und mehrerer anderer Herrschaften angeboten und der englische Prinz hatte daraufhin einen Vertrag mit ihm abgeschlossen, ohne zu bedenken, daß Peter noch nie Wort gehalten habe. Den Bannerherren, Rittern und Söldlingen, welche zu des Prinzen Fahnen strömten, versprach Peter einen ungewöhnlich hohen Sold. Mit der Bezahlung sah es freilich so schlecht aus, daß Peter noch vor der Eröffnung des Krieges, nachdem er all sein mitgebrachtes Geld ausgegeben hatte, eine kleine Summe von dem Prinzen borgen mußte. Auch der König von Navarra, Karl der Böse, schloß, ohne sich vom Bunde mit Heinrich und den Aragoniern förmlich loszusagen, ein Bündniß mit Peter; er bewies sich dabei ebenso tückisch, kleinlich und verschlagen, als der schwarze Prinz sich damals, wie immer, ritterlich und königlich zeigte. Karl ließ sich für den Durchmarsch des englischen Heeres durch sein Land und für seine bewaffnete Hülfe eine Summe Geldes zahlen und eine andere Summe nebst einigen biscajischen Städten versprechen, trat aber gleich nachher mit Heinrich von Trastamara wieder in Unterhandlung und übernahm für Geld und für die Ueberlassung mehrerer Grenzstädte die Verpflichtung, dem englischen Heere den Durchgang zu versagen. Als er darauf Beiden seine Versprechungen erfüllen sollte, half er sich durch eine neue Niederträchtigkeit, bei welcher Bertrand du Gueselin's Vetter, Olivier de Manny, den man eine der Blüthen der Ritterschaft nannte, sich als Werkzeug gebrauchen ließ. Olivier de Manny mußte den König von Navarra aufheben und festhalten, damit er als Gefangener für nichts verantwortlich sei und je nach der Wendung des Krieges sich für die Erfüllung des einen oder anderen Vertrages entscheiden könne.

Das Heer, welches am Ende des Jahres 1366 unter des schwarzen Prinzen Führung durch die Pässe von Roncesvalles gegen Castilien zog, vereinigte alles in sich, was im 14. Jahrhundert auf den Ruhm der Tapferkeit, der Uebung in den Waffen, der Kriegserfahrung und der Strategie den ersten Anspruch hatte. Es enthielt die Blüthe der Ritterschaft von Guyenne und Gascogne, die trefflichen Streiter der Bretagne und den Kern der englischen Ritter, die von des schwarzen Prinzen Bruder, Johann von Gent (Gaunt), Herzog von Lancaster, geführt wurden. Heinrich konnte diesem Heere nur 12,000 Reiter entgegenstellen, welche theils aus Castilianern seines Anhanges, theils aus Aragoniern des Grafen von Ribagorza, theils aus dem Reste der Banden Bertrand du Gueselin's bestanden. Von den letzteren waren nur die französischen Söldner in Castilien zurückgeblieben, die anderen hatte man, als sie nach der Vertreibung Peter's nicht mehr nöthig zu sein schienen, theils entlassen, theils waren sie, sobald sie von des schwar-

zen Prinzen drohenden Abmahnungsbriefen Kenntniß erhalten hatten, von freien Stücken abgezogen. Jetzt nahmen Tausende dieser Söldner im englischen Heere Dienst, um mordend und raubend denselben König zu vertreiben, den sie sechs Monate früher raubend und mordend eingesetzt hatten. Bei ihrer Rückkehr aus Spanien führten sie auf französischem Gebiete mit dem Herzoge von Anjou, der ihnen den Durchmarsch verweigerte, einen förmlichen Krieg und nahmen in mehreren blutigen Treffen so viele von seinen Leuten gefangen, daß das Lösegeld für dieselben eine ungeheure Summe betrug, obgleich viele der gefangenen Ritter, welche auf das eidliche Versprechen der Zahlung entlassen worden waren, sich durch den Papst von ihrem Eide entbinden ließen und nichts zahlten.

In dem Kriege zwischen Heinrich und dem schwarzen Prinzen gab Bertrand du Guesclin den Beweis, daß er nicht, wie die meisten seiner Zeitgenossen, ein bloßer Haudegen war, sondern eigentliche Feldherrntalente besaß. Er drang nämlich darauf, Heinrich solle jede Schlacht vermeiden, weil das feindliche Heer aus Mangel an Geld und Lebensmitteln sich bald von selbst werde auflösen müssen. Dies schien Heinrich's ritterlichem Sinne schimpflich; er lagerte sich, sobald der schwarze Prinz über den Ebro gegangen war, bei Najera unweit Logrogno den Feinden gegenüber. Der entscheidenden Schlacht, welche hier am 3. April 1367 geliefert wurde, ging ein kurzer Briefwechsel zwischen dem schwarzen Prinzen und Heinrich voran, der durch Inhalt und Form von der ritterlichen Bildung und der Feinheit des Tones in Guyenne einen sehr vortheilhaften Begriff gibt. Die Schlacht ging für Heinrich durch die Schuld seines Bruders, Don Tello, auf dessen Rath er sie begonnen hatte, verloren; sein Heer ward theils zusammengehauen, theils zerstreut, theils gefangen. Er selbst würde seines schwer gepanzerten Streitrosses wegen in die Hände des Feindes gefallen sein, wenn sich nicht einer aus seinem Gefolge für ihn geopfert und ihm sein Pferd überlassen hätte. Er entkam nach Frankreich; sein Bruder Don Sancho aber, sowie der Graf von Ribagorza und Bertrand du Guesclin waren unter den Gefangenen. Peter der Grausame zeigte schon auf dem Schlachtfelde wieder seine alte Natur; er suchte sich der gefangenen Castilianer zu bemächtigen, um sie zu tödten, ließ sich aber doch durch die Rücksicht auf die gegen den schwarzen Prinzen eingegangene Verbindlichkeit, Niemand ohne gerichtliches Urtheil umzubringen, anfangs noch einigermaaßen zurückhalten. Wegen der anderen Bedingungen des Vertrages erhob er sogleich Schwierigkeiten. In Betreff der versprochenen Zahlungen entschuldigte er sich mit der augenblicklichen Unmöglichkeit und der schwarze Prinz mußte seine Schätze erschöpfen und sich mit Schulden belasten, um den geworbenen Rittern Wort zu halten. Nach Biscaja schickte Peter freilich wegen der Abtretung dieses Fürstenthums an die Engländer die nöthigen Befehle; er that es aber nur, weil er recht gut wußte, daß die Einwohner dieses Landes sie nicht erfüllen würden. Der schwarze Prinz knüpfte deshalb für den Fall, daß mit dem Könige von Castilien nicht zum Ziele zu kommen sei, Unterhandlungen mit Aragonien

an; doch ward am Ende auch Peter der Grausame in den mit diesem Reiche geschlossenen Vertrag aufgenommen. Der König von Aragonien versprach, den heimkehrenden englischen Truppen den Durchmarsch durch sein Land zu gestatten und Heinrich von Trastamara, wenn er einen neuen Angriff auf Castilien unternehmen wollte, nicht durch Aragonien und Catalonien ziehen zu lassen. Uebrigens erlag etwa der fünfte Theil des englischen Heeres dem spanischen Klima und der ungewohnten Lebensweise, und der schwarze Prinz selbst erkrankte so schwer, daß er sich nie mehr ganz erholen konnte.

Peter der Grausame, den die Castilianer wieder als König anerkannt hatten, war durch seine Vertreibung nicht besser geworden, obgleich er jetzt von dem beleidigten englischen Prinzen und von den betrogenen Söldnerbanden keine Hülfe mehr zu hoffen hatte. Bald rief der Druck des Tyrannen eine so große Erbitterung hervor, daß sowohl einzelne Städte, als auch ganze Provinzen von ihm abfielen. Heinrich von Trastamara konnte daher schon fünf Monate nach der Schlacht bei Najera einen neuen Angriff auf Peter versuchen. Er erschien, vom französischen König insgeheim unterstützt, im September auf spanischem Boden, wurde von den aragonischen Vasallen ungehindert durch ihre Thäler und Pässe hindurchgelassen, und machte so rasche Fortschritte, daß er, noch ehe Peter in Sevilla die Nachricht von seiner Ankunft in Castilien erhalten hatte, schon im Besitz der Stadt und Feste Burgos war. Doch blieb ein Theil des Reiches und von den Städten namentlich Toledo dem König Peter treu, und da beide Parteien mit großer Erbitterung fochten, so zog sich die Entscheidung über das Schicksal desselben anderthalb Jahre hinaus. Beide Theile hatten feste Punkte, an welchen die Angriffe der Gegner scheiterten. Gegen das Ende des Krieges erschien auch Bertrand du Guesclin mit etwa fünftausend Abenteurern und Rittern wieder bei dem Grafen von Trastamara. Er war als Gefangener des schwarzen Prinzen mit nach Guyenne geführt und später unter Umständen, welche die militärische Duellanten-Tapferkeit und die ritterliche Gesinnung des schwarzen Prinzen in ein helles Licht setzen, freigelassen worden. Es drohte nämlich damals ein neuer Krieg zwischen den Franzosen und Engländern auszubrechen, und da die Letzteren jedes Lösegeld für Bertrand zurückwiesen, so verbreitete sich das Gerücht, daß dies nur aus Furcht vor ihm geschehe; der schwarze Prinz ließ ihn hierauf sogleich frei, weil er nicht das Ansehen haben wollte, als ob er sich vor irgend einem Menschen in der Welt fürchte. Bertrand gab bei der Gelegenheit seinem Gegner in der Art des Prahlens und Trotzens, das an der Garonne einheimisch ist, nichts nach: der Prinz erlaubte ihm, den Betrag des Lösegeldes selbst festzusetzen, und Bertrand bestimmte, um seinen Gegner an Stolz und Großmuth zu überbieten, die ungeheure Summe von hunderttausend Livres, welche nachher seine Freunde in der Bretagne darliehen und König Karl V. von Frankreich ihnen ersetzte. Gleich nach seiner Freilassung zog Bertrand im Dienste des Herzogs Ludwig von Anjou nach der Provence, um dieses Land der Königin Johanna von Neapel zu entreißen. Das

Unternehmen hatte aber keinen Fortgang und wurde daher bald wieder aufgegeben. Dies fiel in dieselbe Zeit, als Heinrich von Trastamara Bertrand's und seiner Banden bedurfte. Der Herzog von Anjou gab den Räubern eine Summe, damit sie Languedoc räumten, und sie zogen hierauf nach Castilien, wo sie kurz vor der Zeit ankamen, als Peter seinem Bruder ein entscheidendes Treffen liefern wollte.

Heinrich von Trastamara hatte die Stadt Toledo lange Zeit vergebens angegriffen, bis er sie endlich nach einer auch im Winter fortgesetzten Belagerung im zweiten Monat des Jahres 1369 dem Fall nahe brachte. Um dieselbe Zeit hatte der König von Navarra einige Städte am oberen Ebro zur Uebergabe gezwungen und Heinrich's Bruder, Don Tello, machte drohende Bewegungen in Biscaja. Peter wurde dadurch angetrieben, das Aeußerste zu wagen und da er überdies den Entsatz von Toledo zugleich als Ehrensache und als entscheidend für den Besitz von Castilien betrachtete, so faßte er ungeachtet der geringen Kriegsmacht, welche er aufbieten konnte, den kühnen Entschluß, es mit seinem Gegner in offenem Felde aufzunehmen. Dadurch wurde das Ende des Krieges herbeigeführt. Nachdem Peter alles, was ihm lieb und werth war, in der Feste Carmona geborgen hatte, brach er gegen Toledo auf; Heinrich zog ihm mit Zurücklassung einer kleinen Abtheilung seines Heeres entgegen und in der Nähe von Montiel trafen dann beide Brüder mit sehr ungleichen Kräften auf einander. In der Schlacht, welche dort geliefert ward (März 1369), stritt Peter selbst mit ausdauernder Tapferkeit, sein Heer wurde aber völlig geschlagen und zerstreut. Er rettete sich in ein nahe gelegenes Schloß, welches jedoch schlecht versorgt und schlecht befestigt war. Heinrich ließ, damit ihm sein Bruder nicht entgehen könne, rund um das Schloß eine Mauer erbauen, Peter aber knüpfte mit Bertrand du Guesclin Unterhandlungen an, um ihn oder seine Hauptleute auf dieselbe Weise zu gewinnen, wie ihre Genossen, die italienischen Condottieri, damals alle Tage gewonnen zu werden pflegten. Dies benutzte man, um sich seiner Person zu bemächtigen; denn ihn zu ermorden dachte man doch wohl gleich anfangs nicht. Bertrand that, als wenn er auf die Anträge eingehen wolle und forderte, daß Peter sich Nachts heimlich in sein Zelt begebe, um mit ihm abzuschließen. Der getäuschte Tyrann kam; Bertrand brach zwar sein gegebenes Wort nicht, ließ es aber zu, daß Heinrich in das Zelt eindrang; dieser stieß sogleich seinem Bruder mit dem Dolch ins Gesicht, worauf Peter ihn schnell faßte und zu Boden warf. So weit sind die Berichterstatter über die gräßliche Geschichte einig; der Ausgang wird verschieden erzählt. Einige sagen, Bertrand habe dem unterliegenden Heinrich wieder aufgeholfen und dieser habe dann seinen Bruder mit dem Dolche durchbohrt; Andere berichten, der Vicomte von Roccaberti habe, um Heinrich zu retten, dem König Peter einen Dolchstich gegeben und dieser sei nachher von seinem Bruder vollends getödtet worden (23. März 1369). Heinrich von Trastamara oder, wie er als König genannt wird, Heinrich II. wurde nach Peter's Tode sogleich allgemein anerkannt und suchte durch eine vortreffliche Regierung das

Andenken der seitherigen Tyrannei und seines eigenen Brudermordes zu verwischen.

In **Portugal** war während des castilianischen Bruderkrieges (1367) der König Peter I. gestorben, dessen Grausamkeiten seine Landsleute und mit ihnen sogar ein neuerer deutscher Geschichtschreiber als heilsame Strenge rühmen, weil die über alles Maaß große Leidenschaftlichkeit dieses Mannes auch den Frevlern unter den Beamten, Geistlichen und Mächtigen verderblich ward. Denn allerdings nahm er den Bürgerstand in Schutz gegen Willkür und Uebermuth der Großen, schaffte strenges Recht, verlieh den Städten Freiheiten und stellte die Geistlichen für gemeine Verbrechen und Vergehen vor das weltliche Gericht. Die höheren Stände empfanden zumeist seine Strenge. Bei seiner Vorliebe für Festlichkeiten und Jagdpartieen sammelte er doch große Schätze und seine zehnjährige Regierung blieb ungeachtet seiner leidenschaftlichen Ausschreitungen in gutem Andenken beim Volke. Sein Nachfolger war **Ferdinand**, der einzige Sohn, den er in rechtmäßiger Ehe erzeugt hatte. Dieser fand Portugal in einem so blühenden Zustande, daß es kaum mit einem anderen europäischen Reiche verglichen werden konnte, mag man nun auf den Reichthum des Königs oder auf die Blüthe der Gewerbe, des Landbaues, der Künste und des Handels Rücksicht nehmen. Es lagen z. B. im Thurme zu Lissabon allein außer anderen Münzen und Kostbarkeiten 800,000 Goldstücke und 400,000 Silbermarken; im Hafen dieser Stadt zählte man nicht selten 450 Kauffahrteischiffe und es wurden dort einmal in einem einzigen Herbst 12,000 Tonnen Wein eingeladen. Ferdinand's Regierung war von kurzer Dauer (bis 1383) und nach ihm gelangte auch in Portugal ein König, welcher nicht aus rechtmäßiger Ehe entsprossen war, auf den Thron. Die Geschichte Ferdinand's und seines Nachfolgers hängt ebenso, wie die Geschichte des castilianischen Königs Heinrich II., mit den englischen Angelegenheiten unter Richard II. enge zusammen; wir werden daher erst weiter unten auf Beide zurückkommen. Hier ist nur noch das Band zu bezeichnen, welches Castilien mit England verknüpfte. Von den Töchtern Peter's des Grausamen und der Padilla starb die älteste, Beatrix, kurze Zeit nachher, als ihre Verlobung mit dem aragonischen Thronerben wieder rückgängig geworden war. Die beiden anderen, **Constanza** und **Isabella**, nahm der Vater auf seiner Flucht mit nach Guyenne, wo er sie bei seiner Heimkehr als Geiseln für die vom schwarzen Prinzen geliehenen Gelder zurücklassen mußte. Sie wurden nachher nach England geschickt und hier nahm ein Bruder des Letzteren, Johann von Gent, Herzog von Lancaster, die Aeltere, Constanza, und ein anderer Bruder, Edmund, Herzog von York, die Jüngere, Isabella (Elisabeth), zur Gemahlin. Beide Prinzen erheiratheten mit ihnen den Anspruch an die castilianische Krone, welche in Ermangelung ehelicher männlicher Thronerben an die weiblichen hätte übergehen sollen.

Inhalt des sechsten Bandes.



